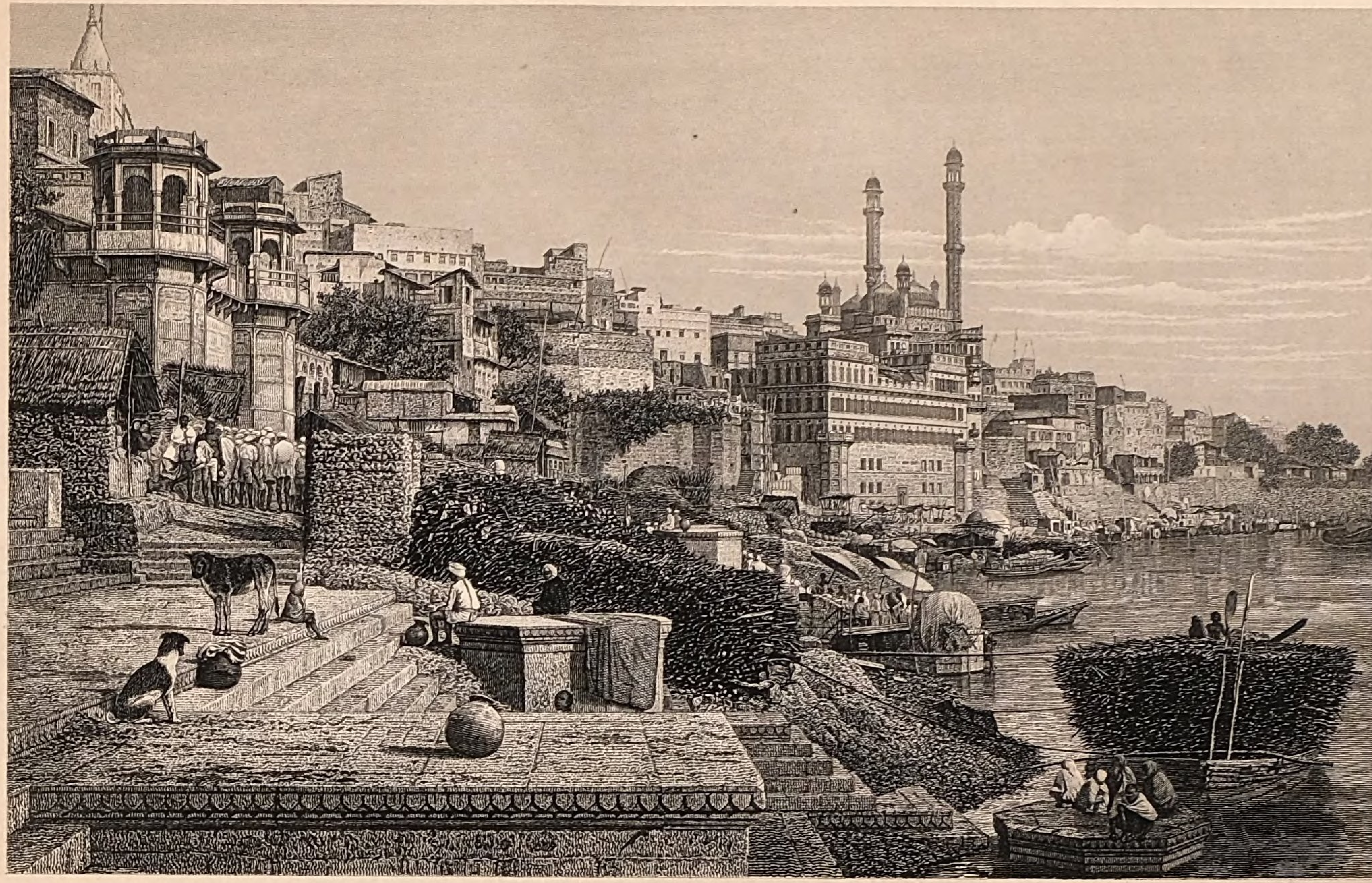
Geographische Charakterbilder

von

A. W. Grube.

Was das Buch spricht!

Ich gehe als guter Freund des Menschen von Hand zu Hand; darum behandle mich gut, schone mich, schlage mich sorgfältig ein und behalte mich nicht länger als du mich brauchst!



A. Krauße gest.

Benares.

(Die große Moschee von Aurungzeb mit angrenzenden Ghauts)

Leipzig, Fr. Brandstetter.

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Litteratur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

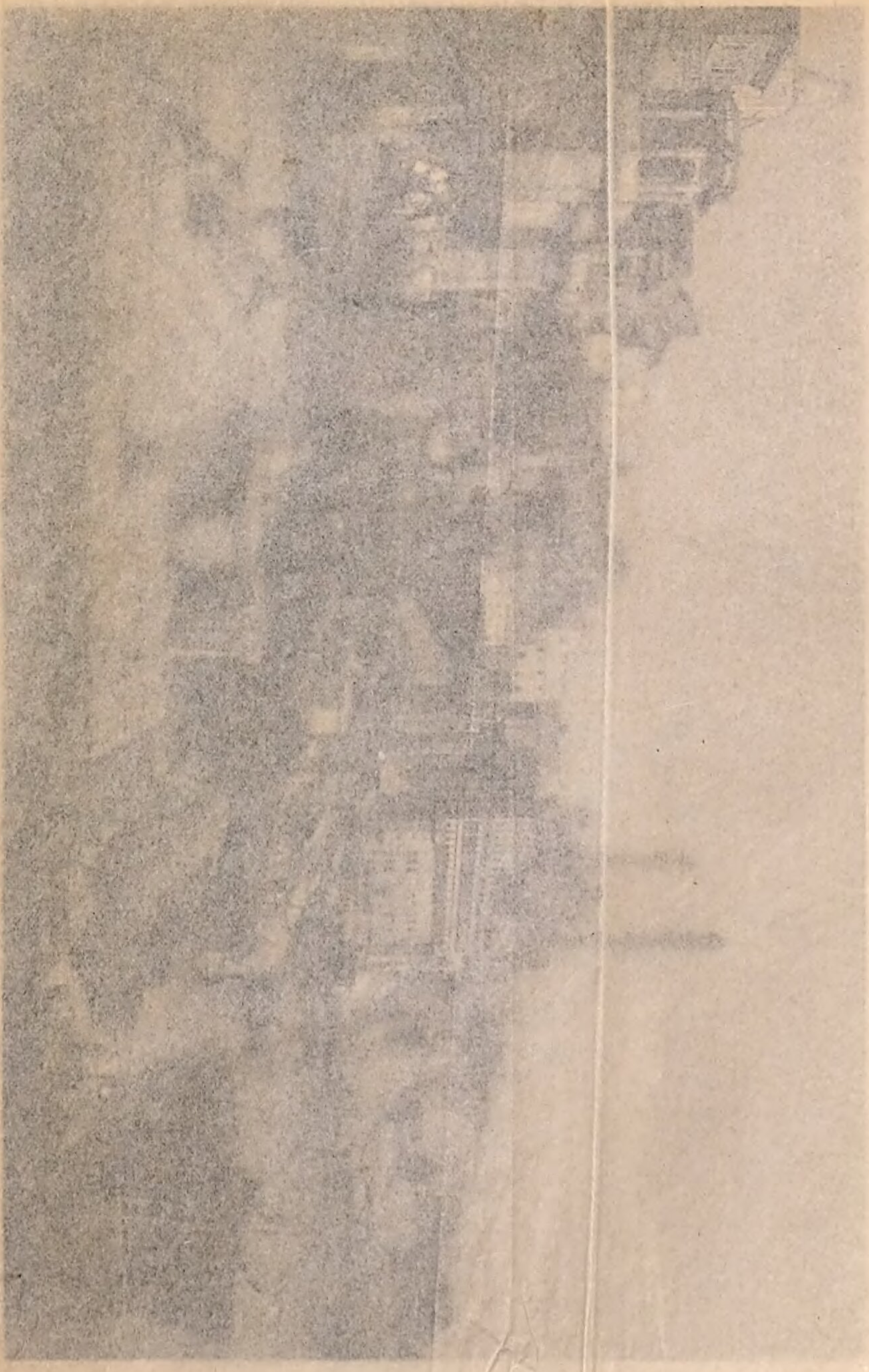
A. W. Grube.

Zweiter Teil.

Neunzehnte, durchgesehene und verbesserte Auflage.

Mit [illegible]

Leipzig
Friedrich Brandstetter.
[illegible]



Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Litteratur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Zweiter Teil.

Neunzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage. = 00

Mit 1 Stahlstich und 10 Holzschnitten.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1897.

Der Beachtung empfohlen!

Die Kolonialbestrebungen Deutschlands, welche schon zur Zeit der Drucklegung der 17. Auflage von Grubes geographischen Charakterbildern (i. J. 1885) immer erfolgreicher sich entwickelten, ließen eine besondere Berücksichtigung der in den Besitz Deutschlands übergegangenen Ländereien in Afrika und den australischen Inseln als geboten erscheinen. Diesem Erfordernis wurde deshalb durch Einschaltung eines ganz neuen (des 22.) Abschnittes genügt, der jetzt den zuverlässigsten Quellen entsprungene, frische und lebensvolle Schilderungen von Kamerun, Südwestafrika, Togoland, Deutsch-Ostafrika, sowie der Besitzungen auf Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel und endlich der Samoa-Inseln bietet.

In der vorliegenden 19. Auflage ist nun auch dem 19. Abschnitte, welcher sich mit den neuesten Erforschungsreisen auf den weiten Gebieten Afrikas beschäftigt, insofern besondere Aufmerksamkeit wieder zugewendet worden, als die bisherigen, den Schriften der hervorragendsten Afrikareisenden entnommenen Bilder durch einen neuen Bericht über Wissmanns Entdeckungen im südlichen Kongobecken ihren Abschluß gefunden haben.

Inhaltsverzeichnis.

(Die in die 19. Auflage aufgenommenen neuen Charakterbilder sind mit einem * versehen.)

Sechzehnter Abschnitt.

Bilder aus dem asiatischen Rußland.

Siebzehnter Abschnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

II. China.

III. Japan.

Achtzehnter Abschnitt.

II. Bilder aus Hinterindien.

III. Bilder aus der Inselwelt.

Neunzehnter Abschnitt.

Zwanzigster Abschnitt.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Deutschlands Kolonieen.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Vierzehnter Abschnitt.

1. Der Kaukasus. — Die schönsten Menschen. — Ausflug nach dem alten Kolchis. — Straßen und Eisenbahnen im Gebiet des Kaukasus. — Baku und seine Napthaquellen. — 2. Charakterbilder aus der europäischen Türkei: a. Die Straße der Dardanellen; b. Der Bosporus; c. Der Hafen von Konstantinopel und seine Vorstädte am Nordrande; d. das eigentliche Stambul; e. Sittenbild aus der türkischen Hauptstadt; f. Aus dem Familienleben eines türkischen Herrn; g. Die türkische Verwaltung. — 3. Aus dem Persien der Gegenwart: a. Im Gilan, dem persischen Paradiese; b. Persisches Leben in der Hauptstadt Teheran; c. Eine persische Totenkarawane. — 4. Damaskus: Lage der Stadt; Die große Moschee; Der Markt in Damaskus. — 5. Im heiligen Lande: a. Jerusalem und seine christlichen Heiligtümer; b. Deutsche Kolonieen in Palästina. — 6. Fortschritte der Zivilisation in den letzten Jahren.

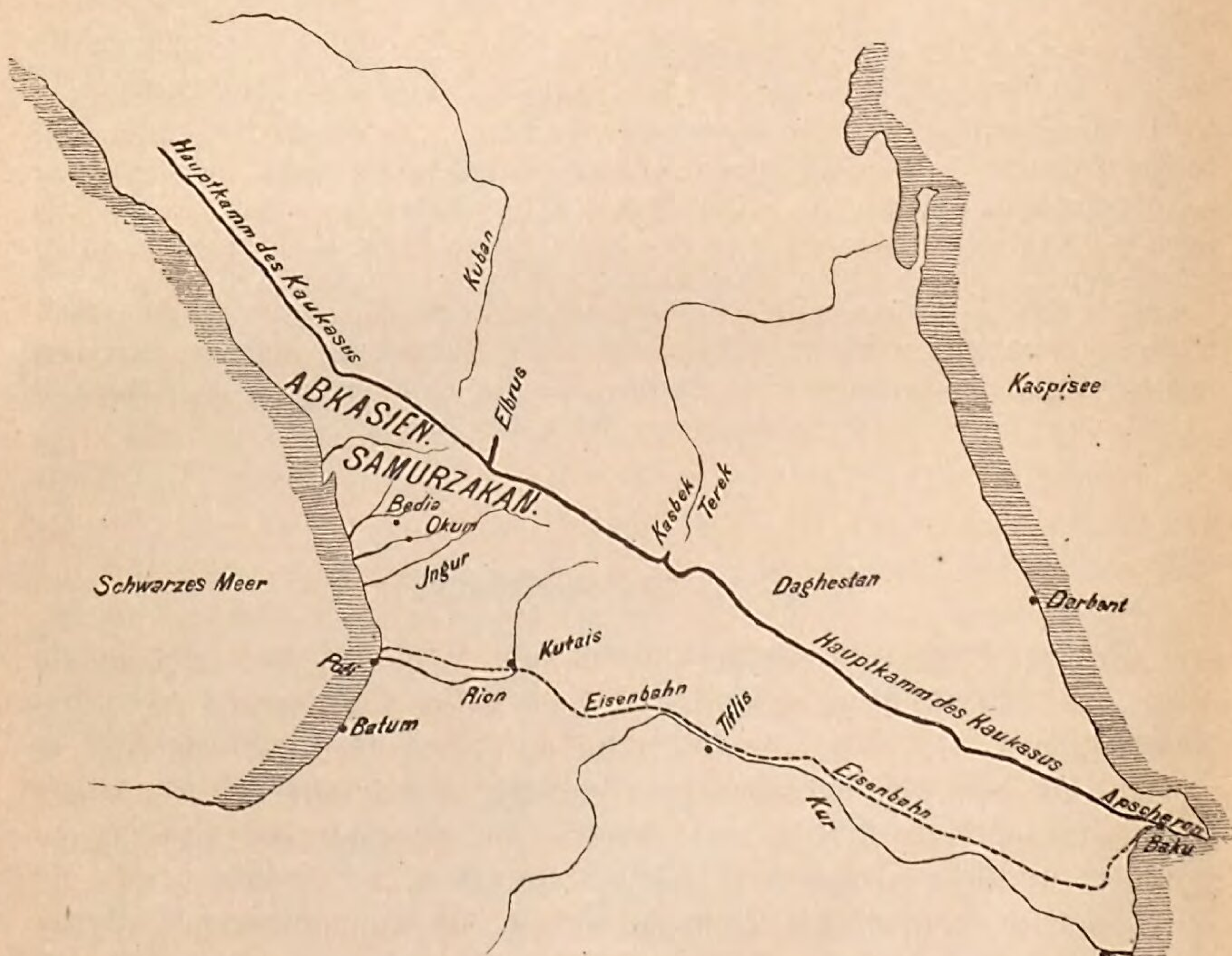
1. Der Kaukasus.*)

Das russische Generalgouvernement des Kaukasusgebiets umfaßt ein Areal von 325 000 qkm, welches durch das zwischen Schwarzem und Kaspischem Meere 1425 km lang südöstlich sich erstreckende Kaukasusgebirge in eine südliche und nördliche Landschaft, in Nord- und Transkaukasien, zerlegt wird. Die nördliche Vorstufe ist, wenn man die nach dem Kaspisee zu geneigte, zerrissene Hochebene Daghestan einrechnet, bei weitem größer als die südliche, diese jedoch die wichtigere, da sie das Einfallsthor nach Armenien und Persien darstellt; das Ganze aber ist ein stetes Übungsfeld für die russische Wehrkraft. Im Gegensatz zur Hauptkette bezeichnet man die südlich von Transkaukasien gelegenen Gebirge mit dem Namen des kleinen Kaukasus, während unsere Aufmerksamkeit in erster Linie dem großen gilt.

Wie eine Insel hebt er sich zwischen dem Kaspisee im O., dem Terek-Kubanthal im N., dem Schwarzen Meer im W., dem Rion-Kurthale im S. empor; größer und bezw. sanfter ist daher der Abfall nach N., kürzer und steiler der im S. Der Hauptkamm erstreckt sich in seinem östlichen Teile ziemlich gradlinig von Baku am Kaspisee bis zum Kasbek, in einer

*) Nach A. v. Drygalski in „Aus allen Weltteilen“, 16. Jahrgang (1885), Heft 6.

mittleren Höhe von 3000 m; zahlreiche Querrippen erfüllen auf der Nordseite das Gebiet von Daghestan. Zwischen Kasbek im O. und Elbrus im W., jenen gewaltigen Kegeln von 5000 bez. 5600 m Höhe, befindet sich der höchste, der zentrale Teil, über welchem das Terekthal der kühnen Alpenstraße von Wladikawkas nach Tiflis den Weg vorzeichnete. Dieser Teil des Hauptkammes mit einer mittleren Höhe von über 3600 m ragt über die Grenze des ewigen Schnees hinaus und erinnert durch seine Gletscherbedeckung an die höchsten Ketten der Erde. Die Schroffheit der Felswände beeinträchtigt allerdings die Ausdehnung der Schnee- und Eisfelder. Der letzte, westliche Hauptteil des Gebirges wird wieder schmäler



Skizze des Kaukasusgebiets.

und niedriger und begleitet auf einer Strecke von 375 km das Ufer des Schwarzen Meeres, eine schöne Steilküste bildend. Was an diesem Gebirge besonders auffällt, ist die Geschlossenheit des Hauptkammes, der Mangel an großen Einsattelungen und bedeutenden Querthälern; daher die Unzugänglichkeit des Gebirges, daher hier der Sitz einer großen Zahl wehrhafter, bis in dies Jahrhundert unbezwungener Stämme, welche das friedliche Hirtenleben und die idyllischen Hirtendörfer verschmähen, vielmehr bis an die Zähne bewaffnet in ihren Felsenburgen den Umwohnern trotzten. Aus derselben Geschlossenheit erklärt sich auch die auffällige Erscheinung, daß der

südliche Abhang, besonders das kolchische Gestade, Reichtum an Niederschlägen und die üppigste Vegetation aufweist, während von den Dünsten des Pontus Euxinus nur wenig auf die Nordseite gelangt, so daß hier der Steppencharakter vorherrscht. Daß die Schneegrenze auf dem Südabfall tiefer herabsinkt und die Gletscherpartieen reicher entwickelt sind als an dem von trockenen Steppenwinden bestrichenen Nordabhange, bedarf kaum der Erwähnung. Zahlreiche Thermen, sowie die im Kur- und Arasthale nicht seltenen Erdbeben bezeugen, daß Vulkan auch heute noch hier sein Wesen treibt.

Werfen wir nun einen Blick auf die Thalgelände des Kaukasus! Der Nordfuß wird umspült durch den nach W. gerichteten Kuban und den nach O. gehenden Terek. Das Thal des ersteren bildet eine flache, nur wenig über dem Meere gelegene große Wiese, von Schluchten durchzogen; hebt man den Rasen, so entdeckt man schwarze, fette Erde; nur der östliche Teil des Kubanthales ist sandig, unfruchtbar, mit Salzseen und Sümpfen bedeckt. Der Terek, ein wasserreicher Strom, verstärkt durch bedeutende Nebenflüsse, durchfließt gleichfalls Marschboden von üppiger Fruchtbarkeit. Von der Terekmündung führt nur ein schmaler Pfad an der Küste entlang nach dem Südfuße des Gebirges, den im frühen Mittelalter die neupersischen Könige vollständig sperrten, indem sie zwei parallele Mauern vom Gebirge nach der Küste führten, zwischen denen das befestigte Derbent jedem Unberufenen Halt gebot. Erst Peter der Große erzwang 1721 den Durchgang. Die Thäler am Südfuße sind die des Kur und Rion. Der erste steht an Wassermenge, die nur kleinen, flachen Fahrzeugen die Fahrt gestattet, dem Rion nach; seine Ufer sind meist unfruchtbare Steppen, die sich nur nach der Regenzeit mit Grün überziehen. Doch deuten aufgefundene Reste alter Wässerungsanlagen auf frühere bessere Kultivierung hin. Im Gegensatz zum Kur wälzt der Rion zufolge der reichen Niederschläge bedeutende Wassermassen ins Schwarze Meer, die an den Ufern einen üppigen Pflanzenwuchs fördern; freilich sind die von Überschwemmungen heimgesuchten Gebiete ungesund.

Von den heißen Ufern des Schwarzen Meeres bis hinauf an die Grenze des ewigen Schnees läßt sich eine ganze Reihe von Regionen, von senkrecht übereinander liegenden Klimagürteln, verfolgen. Im allgemeinen ist festzuhalten, daß das Kaukasusgebiet seine Niederschläge vom Pontus empfängt, die demgemäß nach O. abnehmen, im N. sogar fühlbar mangeln müssen; fällt doch im W. dreimal mehr Regen als in den mittleren Gebirgspartieen, ja 6—8 mal mehr als am Ostfuße des Gebirges. Kein Wunder, daß das Pflanzenkleid im W. ein ganz anderes Bild darbietet als im O. und N. Die Grenze des Baumwuchses liegt durchschnittlich in 2500 m Höhe [in den Alpen 1800 m], dann erst beginnt die Zone der Azaleen und Rhododendren und die Alpenweiden. Auf dem Nordabhange ist die Waldgrenze noch höher hinaufgeschoben, was nur auf die hohen

Sommertemperaturen zurückzuführen ist, da die mittlere Jahrestemperatur dieselbe ist als in den Alpen und Pyrenäen.

Der kaukasische Wald teilt mit dem Urwald der Tropenzone die Mannigfaltigkeit der Arten, die Üppigkeit des Wuchses, die hier und da vorkommende Undurchdringlichkeit, sowie den Mangel jeglichen Forstschutzes; aus dem letzteren Umstande ist es zu erklären, daß z. B. die Nußbäume ihrer Ausrottung entgegengehen. Die Dichtigkeit des Waldes entspricht genau den oben angedeuteten Niederschlagsmengen. Gleich dem Baumwuchs reichen auch gewisse Kulturpflanzen im Kaukasus weit höher hinauf als in den Alpen, so die Gerste bis 2500, Weizen bis 2000, Wein in gewissen Thälern bis 750 m. Der Großartigkeit des Waldes entspricht der Wildbestand: Gemse, Auerochs, Bär, Wolf, Hyäne, Schakal, in den Niederungen des Kur sogar der Tiger, gehören zu den jagdbaren Tieren.

Obwohl das Kaukasusgebiet auf seinem 325 000 qkm umfassenden Flächenraum 25—30 Millionen Menschen die Lebensbedingungen darbietet, beträgt die thatsächliche Bevölkerung doch nur etwa 8 Millionen (25 auf 1 qkm), die besonders dünn in den Steppen am Nordabhang, den Niederungen des Kur und den Regionen über der Waldgrenze sitzt. Das höchstgelegene Dorf mag 2700 m Höhe haben. Obwohl die gesündeste Region zwischen 750 und 1750 m liegt, konzentriert sich doch der Hauptteil der Bevölkerung in den Flußthälern und zeigt eine rasche Zunahme. Die Zahl der Männer verhält sich zu der der Frauen wie 100 : 92. Da die letzteren ihre sprichwörtlich gewordene Schönheit schon in den 20er Jahren einbüßen und dann beleibt, unbehilflich und unschön werden, so sind europäische Frauen sehr gesucht. Wie das männliche Element das weibliche, so überwiegt auch das ländliche das städtische in überraschender Weise, was sich nur aus dem Vorherrschen der Bergbevölkerung erklären läßt. Städte über 10 000 Einwohner giebt es nur 18, darunter Tiflis mit etwa 146 000, Baku mit 103 000.

Die Ethnologie, Ethnographie und Linguistik finden in diesem Gebiete ein dankbares, großes Feld ihrer Thätigkeit, da Kaukasien einem Wrack zu vergleichen ist, auf das sich Reste der bedrängten Umwohner aus den nördlich und südlich gelegenen Ebenen zu allen Zeiten geflüchtet haben, welche nun jene bunte Mosaik von Völkertrümmern darstellen. Zu den „kaukasischen“ Völkern im engsten Sinne dieses Wortes, die zwar zur mittelländischen Rasse zählen, untereinander aber keinerlei Verwandtschaft zeigen, sind zu rechnen im S. des Kaukasus: die Grusinier oder Georgier, die Mingrelier und Lasen (zusammen auch wohl der kartwelische Stamm genannt), im N. des Gebirges aber: die Tscherkessen, jene ritterlich-kriegerischen Stämme, zu denen auch die Kabardiner im Terekgebiet gehören, während viele Köpfe der am Kuban wohnenden Tscherkessen (gegen 400 000) nach der Unterwerfung durch Rußland auswanderten und in der Türkei, besonders in Albanien, Aufnahme fanden als Krieger. Ihre durch

außerordentliche Schönheit berühmten Töchter bilden einen kostbaren Handelsartikel für die türkischen Harems, während die Männer sich mehr furchtbar als nützlich machen. Übrigens haben die Kosaken am Kuban viele Eigentümlichkeiten der Tscherkessen, besonders in der Tracht, angenommen, und doch ist es einem geübten Auge sofort möglich, das Urbild mit der schlanken, hohen, sehnigen Gestalt, dem Glutauge, dem rabenschwarzen Barte und der hoheitvollen Haltung von der kosakischen Nachahmung zu unterscheiden. In den östlichen Teil des Nordfußes teilen sich die Tschetschenzen und Lesgier, letztere ein Gemisch verschiedensprachiger Stämme auf dem Hochlande von Daghestan, die jedoch nach den Forschungen Uslars eine sprachliche Verwandtschaft zeigen. Die Russen fassen die zuletztgenannten drei Hauptgruppen unter den Namen Gorzen oder Bergbewohner (von Gora = Berg) zusammen.

Die Sprachen aller übrigen Stämme haben Ähnlichkeit mit denen außerhalb des Kaukasusgebietes wohnender Völker, der russischen, kalmükischen, turanischen, vor allem der iranischen. Sind zur iranischen Gruppe die Taten (denen der Bau der Befestigungen bei Derbent zufällt), die Talyschintzen und Kurden im SO. des Kaukasus, sowie die Osseten zu beiden Seiten des obern Terekthales an der wichtigsten Kaukasusstraße zu rechnen, so treten die turanische und kalmükische zurück hinter dem russischen Element, das 25% der gesamten Bevölkerung umfaßt und geschlossen in Nordkaukasien, in Kolonieen verteilt in Transkaukasien sich findet. Kann man die Russen als das herrschende Element, so muß man die Armenier (besonders am Südfuße) als das arbeitende, Handwerk, Handel und Schacher betreibende bezeichnen.

Obschon über die Produktion keine genaue Statistik vorliegt, läßt sich doch im allgemeinen so viel sagen, daß die Erzeugung von Mais, Weizen, Tabak, Baumwolle, Reis, Wein (Trauben) den heimischen Bedarf übersteigt, daß ferner die Bienenzucht, Seidenbau und Fischfang, Rind- und Pferdezucht, die reichen Mineralquellen, die Naphta-, Salz- und Kohlenvorräte wirtschaftliche Hilfsquellen von Bedeutung darstellen, die nur vermehrter und bequemerer Verkehrsmittel harren, um in ihrem ganzen Werte zu erscheinen.

Die schönsten Menschen.*)

Die beiden Hauptstämme der christlichen Völker in den Kaukasusländern, die Armenier und Georgier (Grusinier), haben fast unausgesetzt unter dem Drucke fremder Oberherrschaft oder im Unfrieden innerer Anarchie leben müssen. Die Armenier, begabt mit einer bewundernswerten Zähigkeit und Ausdauer, wie auch feinberechnender Klugheit, wurden im Verlauf

*) Dr. G. Radde (Direktor des kaiserl. Museums in Tiflis), Vier Vorträge über den Kaukasus. Gotha, 1874. (Ergänzungsheft 36 zu Dr. Petermanns Mttlg.)

der Jahrhunderte weithin versprengt; doch bevölkern sie die Stammsitze der Vorfahren am oberen Euphrat und Aras (Araxes) auch gegenwärtig am dichtesten. Sie teilen das Schicksal der Juden, beherrschen wie diese das Kapital und dienen vorzugsweise den materiellen Interessen. Blüten der Kunst und Wissenschaft treiben nur spärlich an ihrem Kulturbaum. Gleich den Juden haben sie es zu keiner politischen Selbständigkeit gebracht, sich dagegen immer typisch rein erhalten, sowohl in Körperbau und Gesichtsbildung, wie in Religion und Sitte.

Auch die Georgier haben ihren Volkstypus rein bewahrt. Sie blieben freilich in ihrer Heimat stets eingezwängt, nämlich im mittleren Kurthale und im Becken des Phasis.*) Wo in dem ehemaligen sogenannten oberen Kartli, d. h. am oberen Kur-Laufe, die grusinische Nation über das Randgebirge Hoch-Armeniens hinaus und auf das Plateau selbst gelangte, wo einstens in der Landschaft Saatabago ein Teil des Volks in den blühendsten Verhältnissen lebte, haben die Osmanen mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts energisch darauf hingearbeitet, den Islam zu verbreiten, und es gelang ihnen, die Georgier wenigstens äußerlich zu mohammedanisieren. Bei Todesstrafe wurde damals die Ausübung des Christentums untersagt, die grusinische Sprache, Sitte und Tracht verboten. In diesen Ländern, welche erst 1829 an Rußland fielen, hat sich jedoch im Volke der georgische Typus gut erhalten und im stillen ward auch in der Familie Sprache und Sitte gepflegt. Drangen nun unter der Osmanenherrschaft auswandernde Armenier und auch Tataren in die grusinischen Landschaften an dem mittleren Kur und wurden die Bewohner des oberen Kartli großenteils Mohammedaner: so erhielt sich dagegen in Imeretien und Mingrelien der grusinische Stamm reiner und hat in diesen Ländern zugleich durchweg seine beiden schönsten Zweige getrieben.

Im allgemeinen bestätigt sich an diesen beiden christlichen Hauptnationen der Kaukasusländer, den Armeniern und Georgiern, der alte Erfahrungssatz, daß, je dürftiger und karger die Natur, um so arbeitsamer das Individuum ist, welches auf sie angewiesen. Jene prachtvollen Menschen im unteren Mingrelien, denen die freigebigste Natur reichlich gewähren würde, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte, sind arge Faulenzer, armes Volk. Vieles in dieser Hinsicht mag durch das Klima bedingt werden, ist doch der Südländer überall träger und genügsamer als der Nordländer. Im Schatten der herrlichen Walnußbäume steht die hölzerne Hütte des Mingrelen, meistens aus dem weichen Holze der süßen Kastanie erbaut, bei ihr das Maisfeld, in welchem Kürbisse und Bohnen mit angepflanzt werden. Jeder Baum dient als lebendige Stütze für eine oft schenkeldicke Weinrebe, hier und da ein Maulbeerbaum; hier und da irrt eine Schar verkümmerter, kleiner, meistens schwarzer Schweine umher. Dann ein paar magere Kühe, ein

*) = Rion.

paar Ziegenböcke, und wo ein gewisser Wohlstand ist, die unvermeidlichen Büffel. Die Sache ändert sich aber, je weiter wir ins Gebirge steigen. Die besten Bedingungen zum Leben finden wir da bis ungefähr 1200 m Meereshöhe. Da gedeiht noch der Wein, die Seidenzucht ist möglich, die sogenannten südlichen Getreidearten, worunter wir Mais und vornehmlich Hirsearten (Setaria italica) verstehen, geben gute Ernten, der Weizen ist die Frucht auf schwerem Lehmboden. Hier ist es dem arbeitenden Menschen wohl. Das Klima ist gemäßigt, die Rebe braucht nicht bedeckt zu werden, die dünnschalige Traube kräftigt sich an südlicher Sonne, hat aber nicht zu leiden vom Übermaße des Regens, welcher die Tiefländer heimsucht. Hier lebt die Bevölkerung zwar noch nicht in großen Kulturzentren dicht gruppiert, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergländern; sie ist aber doch schon näher aneinander gerückt, als im mingrelischen Tieflande, wo ackerbautreibende Dörfer fast ganz fehlen, und nur Einzelwirtschaft üblich ist.

Der schöne Faulenzer der tiefer gelegenen, viel üppigeren Landschaften, dem Reis und Baumwolle, oft Oliven, ja, örtlich freilich begrenzt, die Früchte der Hesperiden gedeihen könnten, blieb arm. Dem höher wohnenden Bruder, ebenfalls oft noch körperlich ideal schön, schlank von Wuchs, vornehm in seiner Haltung und Bewegung, mit freiem Blicke, nicht selten blond und dann blauäugig und hochstirnig, dann wieder vorwaltend brünett, mit glutvollen schwarzen Augen, kräftigem Haar- und Bartwuchse, schönem Gesichtsoval, feinen, aber bestimmten Zügen, mäßiger Nase, geht es meistens schon besser. Er hat doch schon einigermaßen zu sorgen und zu streben. Es giebt bei ihm doch schon Gedanken, um die Winterexistenz zu sichern. Sein Haus ist fester gebaut, sein Tier braucht den Stall, der Wein will alljährlich beschnitten werden, die Seidenraupe erfordert Sorgfalt, der Wald, welcher die Gebirgsabhänge besteht, muß fortgeschafft und das oft schwierige Terrain mit dem Spaten und der Hacke bearbeitet werden, um der Maispflanzung zu dienen und seinen Herrn zu ernähren.

Der Imerete, der Bewohner der kolchischen Vorberge, ist ein besserer Wirt als der Mingrele der Ebene, und je höher wir im Gebirge steigen, je mehr der Natur durch Arbeit zu Hilfe gekommen werden muß, um so besser bildet sich der ökonomische Charakter der betreffenden Völkerstämme aus. Aber es schwindet dann, gleichsam als scheuche die Sorge und der Kampf ums Dasein die Schönheit, zusehends die Vornehmheit und die stolze Erscheinung der so bevorzugten Bewohner des üppigen kolchischen Tieflandes. Dort ist sie in der That allgemein. Ein Aufenthalt in Suadidi, der früheren Residenz der mingrelischen Fürsten, während eines Markttages belehrt jedermann darüber, daß hier die schönsten Menschen der Erde leben. In der mittleren Bergzone dagegen erhielten sich nur die fürstlichen Geschlechter, oft der Ebene entstammend und durch die Ehen von dorther das Blut erneuernd, in voller Reinheit. Aber im eigentlichen Volke bemerkt man schon viel Ab-

weichendes, oft sind es elende, gedrückte, sorgenschwere Gestalten, die uns entgegentreten, und besonders fällt es auf, daß die Weiber, je höher wir ins Gebirge steigen, desto häßlicher werden. Bevor ich einiges mehr über die christlichen Bergvölker erzähle, will ich hier für kurze Zeit zurückgreifen und den Ausdruck „Kaukasische Rasse" etwas beleuchten. Wenn wir mit diesem Ausdrucke überhaupt nur das Ideal menschlicher Schönheit unseren Begriffen gemäß bezeichnen wollen, so bleibt es wahr, daß dieses Ideal besonders in der Uferregion des Südost-Winkels des Schwarzen Meeres wohnt. Wenn wir aber von Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen wollen, d. h. von der unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, so müssen wir in Hinsicht auf sehr bedeutende Veränderungen jener Völker den Ausdruck unhaltbar finden. Zunächst drängen sich jedem Beobachter, welcher sich die kolchischen Völker ansieht, von vornherein zwei Grundtypen auf: der eine Typus blondhaarig, blauäugig, hochstirnig, der andere tief schwarzhaarig und schwarzäugig, dabei aber schön weißhäutig und nicht selten mit gedrückter Kopfform und niedriger Stirn. Die Ostküste des Schwarzen Meeres war stets der Schauplatz bösartiger Einfälle oder sie wurde doch in den Zeiten der Ruhe von fremden Völkern eifrig besucht. Noch in jüngster Zeit, als das abkasische Tiefland nicht so innig mit Rußland vereinigt war, wie es jetzt der Fall ist, kam es vor, daß aus der Türkei flüchtig gewordene Araber, ja sogar Neger, die dort entsprungen waren, sich hier niederließen und mit den Weibern Abkasiens und Samursakans die schönsten Mulatten zu Nachkommen hatten. Wenn man aber bedenkt, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen sind, und wie sehr sie die Schicksale der Stamm-Insassen dort beeinflußten, so giebt man die Idee einer ursprünglichen, sich typisch erhaltenden Rasse auf. Man darf dagegen mit vollem Rechte behaupten, daß gerade jene Verhältnisse es waren, welche mit der steten Bluterneuerung die körperliche Schönheit als eine Folge unendlicher Kreuzung erzielten. Da, wo, wie z. B. in Österreich, das buntestе Gemisch verschiedener Völkerschaften lebt, giebt es die schönsten Menschen. Die Nachkommen von Mongolen und Russen an der sibirischen Grenze waren stets schöner, als die reinblütigen Kinder beider Rassen. Wahrhaftige Bilder der Schönheit waren die Kinder eines tatarischen Fürsten und einer schottischen Aristokratin, die ich einst sah.

Besondere Gelegenheit, Porträts zu zeichnen, hatte ich bei dem Gebirgsstamm der Swanen. Die Swanen stellen ein Mischvolk dar, in welchem georgische Elemente vorwaltend sind. Man kann daher am oberen Ingur Physiognomieen jeglicher Form finden. Da sieht man wahrhaftige Apostelgesichter, hohe schöne Stirnen neben den gedrückten Köpfen, welche an gewisse Bewohner Klein-Rußlands erinnern, schlichtes, glattes Haar, dann wieder prächtige Locken. Neben den schlanken Gestalten bildschöner Männer, die nachweislich aus Mingrelien stammen, stehen andere, zwar kräftige,

aber schlecht proportionierte, ohne jeglichen Adel im Gesichte und in der Haltung.

Ein Ausflug nach dem alten Kolchis.*)

Mit dem Donaudampfer „Leda" legte Mad. Serena in ungefähr 14 Tagen die Strecke Wien-Batum zurück, um sich nach Regelung aller auf die Reise bezüglichen Fragen bei der obersten Regierungsbehörde in Tiflis an die vom Kaukasus gesäumte Küste des Schwarzen Meeres zu begeben, nach dem alten Kolchis, wo heute unter anderen die Landschaften Samursakan und Abkasien liegen. Beide befinden sich nördlich von Poti und der Rionmündung. Am Ingurflusse (siehe die Skizze auf der zweiten Seite) stehen wir an der Grenze zwischen Mingrelien und Samursakan, welch letzteres einem abkasischen Prinzen Mursakan nicht bloß den Namen, sondern auch die politische Losreißung von Abkasien dankte. Seit 1867 jedoch ist die alte Verbindung wieder geknüpft, indem beide Landschaften einem und demselben russischen Gouverneur unterstellt sind.

Am Grenzfluß Ingur werfen sich noch heutzutage die Festungen Ruthi am mingrelischen und Otzartze am samursakanischen Ufer Blicke voll Mißtrauens zu. Durch dies Grenzgebiet führt der indobritische Telegraph; wie die Masten eines Riesenschiffs ragen auf beiden Ufern des Ingur die gegen Wind und Wasserflut gestützten Telegraphenstangen empor; schweigsam und verstohlen schlüpft der menschliche Gedanke durch die langen elektrischen Drähte, und das fieberhafte Kommen und Gehen von Depeschen, welches sich heimlich und unbemerkt in diesen einsamen Gegenden vollzieht, erscheint als eine Zwiesprache unsichtbarer Geister. In gewissen Entfernungen befinden sich längs der Telegraphenlinie Wachtstationen, um etwaigen Störungen abhelfen zu können; man zählt von Kertsch (am Eingang ins Asowsche Meer) bis zur persischen Grenze deren 20. Die Kontrolle, die von diesen Stationen ausgeübt wird, dauert von 7 Uhr früh bis 10 Uhr abends. Nachtdienst ist hier ausgeschlossen, weil — selbst wenn eine Unterbrechung signalisiert würde — man nicht imstande sein würde, in der Finsternis sich in diesen Gegenden vom Platze zu wagen.

Die Festung Otzartze am Ingur ist entstanden — wie alle anderen Befestigungen dieser Gegenden — in der Zeit der griechischen bezw. genuesischen Kolonisation am Fuße des Kaukasus; der türkische Einfall brach dies Bollwerk gleich den andern. Die Vegetation ist rings um die Ruinen der Festung — wie im ganzen Lande — üppig: nichts als Teppiche aus wilden Blumen; Fruchtbäume, deren Pflege die Natur allein besorgt; Weinreben, die ihre mächtigen Triebe hinaufschlingen bis in die höchsten Zweige

*) Vom Herausgeber nach dem Originalbericht der Mad. C. Serena aus dem Französ. bearbeitet, und in ausführlicherer Form abgedruckt im 16. Jahrgang von „Aus allen Weltteilen", Heft 1 (1884).

der 100jährigen Eichen, Linden, Nußbäume, Kastanien, welche nur der urkräftige Boden des Kaukasus in solcher Größe hervorzubringen vermag. Unter diesem Zaubergewirr der Vegetation rollt — in mehrere Arme geteilt — der Ingur seine eisigen Fluten, und wenn er bei schnellem Wachsen seine Frachten von den Gipfeln der Berge herunterwälzt, so gleicht das Gurgeln seiner Wellen dem Getöse eines Seesturms.

Die Gipfel, welche das Thal einschließen, entsprechen in ihrer wilden Großartigkeit dem Strome. Nahe bei dem Fort befindet sich auch eine Poststation, bedient durch friedliche Landmilizen, welche für den Dienst der Regierung Pferde zu stellen verpflichtet sind. Sie sind aber auch die Briefträger, beziehen außer freier Kost ein monatliches Gehalt von 10 Rubel und genießen den Vorzug, daß sie allein unter der bis an die Zähne bewaffneten Bevölkerung Flinten tragen dürfen. Die beiden Häuserchen, aus denen sich jede solche Poststation zusammensetzt, gleichen großen viereckigen Körben, die mit trocknen Kräutern gedeckt sind. Die eine dieser Hütten ist zur menschlichen Wohnung, die andere zum Pferdestall bestimmt. In Wahrheit aber sind die Pferde Tag und Nacht auf den Feldern oder in den nahen Wäldern. Diese Milizen sind meist Adlige, zum Teil sogar Fürsten; denn äußerer Soldatenfirnis reicht vollständig aus, um diese kaukasische Aristokratie zur Dienstbarkeit zu verführen. Die Landmilizen sind auch die Wächter der öffentlichen Sicherheit auf den Straßen, die gegenwärtig ohne jede Gefahr zu begehen sind.

In dem Posthause Otzartze lebte außer dem üblichen Personal noch ein sogenannter Dukhanbesitzer mit seiner Familie. Ein Dukhan ist eine höchst eigenartige Einrichtung; er ist Hotel, Restaurant, Weinschank, Magazin für Eßwaren. Unglücklicherweise genügt der bloße Anblick der mannigfaltigen Gegenstände und deren Aroma, um den Hunger auch der weniger Verwöhnten zu verscheuchen.

Wenn man von Otzartze aus den Ingur verläßt, um sich nach dem Dorf und Distrikt Saberia zu wenden, so wechselt die Landschaft plötzlich. Das platte Land wird lachender, zeigt mehr Anbau, ohne daß die entfernten Bergrücken des Kaukasus einförmiger werden. Mais wächst im Überfluß in der Ebene, hier und da sieht man Weizenfelder. Die gewöhnliche Nahrung für arm und reich ist Maismus. Die Hitze wird um die Mittagszeit drückend, so daß für den Reisenden eine Siesta unerläßlich wird. Ohne Führer in diesen Gegenden zu reisen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Pflichten der Gastfreundschaft werden im Kaukasus zwar gegen Arme und Reiche ohne Ausnahme erfüllt, doch machen Unreinlichkeit und Unappetitlichkeit alles Gebotenen den Segen derselben zum Teil recht fraglich. Hat man aber den ersten Abscheu überwunden, so setzt man sich an eine rechteckige Tafel nieder, wo Portionen von Fleisch und Maismus aufgetragen sind, die der Freigebigkeit und dem Appetit der Mitessenden gleichviel Ehre machen. Neben dem Maismus erscheint ein Ragout von Lamm oder Huhn,

und die notwendige Ergänzung dieser unveränderlichen Speisekarte ist ein Kuchen aus Maismehl, gemischt mit Kuhkäse und saurer Milch. Die Finger sind die einzigen Eßgeräte und werden nur unterstützt durch das landesübliche Messer. Ein einziger Becher, unaufhörlich vom Schenken gefüllt, macht die Runde. Der Wein, in welcher Menge er auch getrunken werden mag, bewirkt nur Heiterkeit, doch keinen Rausch. Der Hausherr, welcher während des Festmahls steht, widmet seine ganze Aufmerksamkeit den Bedürfnissen der Gäste; wortreiche Höflichkeitsformeln sind von kommenden wie gehenden Gästen zu beobachten.

Jenseits Saberias nach NO. zu ändert sich wiederum der landschaftliche Charkter; bewaldete Berge, deren Anblick an die Steirischen Alpen erinnert, treten an die Stelle der Ebenen. Der Wald ist herrlich: Eichen, Linden, Platanen, Nußbäume bilden einen unaufhörlich tönenden Konzertsaal, wo Nachtigall und Grasmücke ihre Weisen erklingen lassen, und das geflügelte Volk der Sänger kann furchtlos seinen Hymnus schmettern; denn Flinten sind nur in den Händen der Milizen und die Jagd mit Falken ist glücklicherweise in Abnahme begriffen. Obschon die Wälder Wild und die Flüsse Fische im Überfluß darbieten, denkt doch niemand an die Benutzung dieser Reichtümer: der Mais befriedigt alle Bedürfnisse der Eingeborenen.

Für den Reisenden in diesen Gegenden ist die Schwimmkunst fast unerläßlich; denn jeden Augenblick ist ein reißender, tiefer Fluß zu überschreiten, ohne daß eine Brücke vorhanden ist. Die Dörfer in Samursakan bilden keine Gruppen; die Häuser sind vielmehr zerstreut wie in Mingrelien und von Maisfeldern umgeben. Sie sind nicht aus Holz, sondern aus Flechtwerk hergestellt, welches an unsere Korbmacherarbeiten erinnert. Holzhäuser sind zivilisatorische Neuerungen. Sie bestehen aus einer Verbindung von vier Wänden, die einen quadratischen Raum einschließen, und sind versehen mit einem Dach aus Pflanzen und trockenem Laub. Fenster sucht man vergebens; ein niedriger Eingang gewährt dem Lichte Zutritt; ein Loch im Dache erneuert die Luft und dient als Kamin. Der Herd ist ein Stein, über welchem an eisernen Kesselhaken der Topf zum Kochen des Maises hängt. Grobe Holzbänke, auf denen man nachts selbstgefertigte Matratzen ausbreitet, dienen der ganzen Familie als Lagerstätte. Bisweilen bildet das überhängende Dach, unterstützt von Holzpfeilern, eine Art Veranda, die ein Ergänzungszimmer darstellt.

An der Grenze des Ortes Tschiri, wohin sich die Reisende von Saberia aus wandte, empfing sie der Starschina (Ortsvorsteher). Aufnahme fand sie in dem Hause einer wichtigen Persönlichkeit, die als Trophäe aus einem der letzten Insurrektionskriege eine Epaulette trug. „Ich bin Junker Laferbey, grüßen Sie in mir einen Fürsten des Landes,“ mit diesen Worten stellte sich jene hohe Person vor, die unsere Reisende am nächsten Morgen mit Maislesen beschäftigt fand.

Der Aberglaube sitzt den Bewohnern Samursakans noch tief im Herzen,

wie sich dies aus der Furcht vor dem Dämonenfürsten Rapapi, dem „Bösauge", ergiebt. Er, der an geheimnisvollem Orte wohnt, hat auf der Erde seine Söhne und Eingeweihten. An jedem 14. August hält diese böse Gesellschaft ihre Blocksbergsitzung ab, indem die Unterdämonen auf Wölfen oder wilden Katzen zu ihrem Chef durch die Luft reiten. Jeder derselben muß dem Bösauge ein Menschenherz darreichen, das sie dem Schlafenden entreißen. Kommt einer mit leeren Händen, so schwingt der Rapapi seinen Hammer gegen ihn; doch in demselben Augenblick setzt sich ein kleiner Vogel auf den Pfahl, an den Bösauge gefesselt ist, und indem er seinen Hammer gegen das Tierchen wendet, treibt er den Pfahl nur tiefer in die Erde. Kein Wunder, daß die abergläubische Bevölkerung in jener Augustnacht große Feuer anzündet, über die Flamme springt, tanzt und singt, in die Luft schießt, um sich wach zu halten und die Unterdämonen nicht herankommen zu lassen. Wie die griechisch-orthodoxe Kirche nicht vermocht hat, dieses Aberglaubens Herr zu werden, ebenso wenig vermag sie den wenig religiös angelegten Samursakaner in die Kirche zu locken.

Der freundliche Ort Okum am gleichnamigen Flusse ist der Hauptort der Provinz, der Ende der 70er Jahre wohl 3000 Einwohner, meist Fürsten und Adel mit prächtigem Grundbesitz, zählte. Doch Mais und Weizen bildeten die einzigen Erzeugnisse des wunderbar bewässerten Bodens. Die Habe des Bauern besteht in Vieh; Ziegen und Schafe sind Gegenstand ängstlicher und beständiger Hütung, während Büffel, Kühe und Pferde in Freiheit umherschweifen; so erklären sich auch die häufigen Diebstähle, und der Samursakaner ist trotz der sonstigen Faulheit ein abgefeimter Pferdedieb. Diese Leidenschaft ist geradezu eine Landplage. Die russische Regierung hat für dies Verbrechen Strafkolonieen in Rußland errichtet, die namentlich von Adligen und Fürsten bevölkert sind, selten jedoch eine Besserung der Sträflinge herbeiführen.

Okum besaß bereits 1876 eine Schule und zwar Knabenschule mit 76 Schülern; für die von auswärts kommenden war auf Kosten der Umwohner ein Logirhaus errichtet worden, das 40 Knaben Aufenthalt gewährte. Die Schule war sehr gut geleitet; unterrichtet wurde in Lesen, Schreiben, Rechnen, elementarer Geometrie, Zeichnen, Geographie, heiliger Geschichte, Stil und zwar in russischer Sprache durch zwei Lehrer. Ein georgischer Priester gab Religionsunterricht und erklärte das Evangelium in georgischer Sprache. Es wurden außerdem Gesangs- und gymnastische Kurse gegeben. Jeden Morgen nach dem Gebet ertönte der Glockenruf für die Schüler. Eltern, die ihre Kinder ohne triftige Gründe zu Hause zurückhielten, zahlten eine Geldstrafe von 10 Kopeken an die Schulkasse. Der Unterricht war unentgeltlich.

Nichts Reicheres und Mannifaltigeres kann in Bezug auf Vegetation gedacht werden, als diese hochstämmigen Wälder, diese mit Weinranken durchwobenen Gehölze, die eine Aufeinanderfolge von Parks bildeten, durch

die man sich nur mit Mühe einen Weg bahnt. Zum Überfluß muß man beim Weggang von dem Marktort Okum mittels einer Furt den Fluß gleichen Namens überschreiten, der zuweilen ein reißender Gießbach wird, dessen Bett mit gewaltigen Blöcken bedeckt ist. Doch außer den Terrainschwierigkeiten hat der Reisende wenig zu fürchten, da das Land frei von Straßenräubern und trotz der Waffen der Bevölkerung auch selten von Raufereien beunruhigt ist. Das Land ist trotz des geringen Anbaues überall stark bewohnt; es giebt nur Dörfer, Weiler, die von ausgedehnten, meist brach liegenden Flächen umgeben sind.

Über Eschketi erreichte die Reisende das nordwestlich von Okum gelegene Bedia. Wegen seiner reizenden Lage war es früher Bischofssitz und Residenz einheimischer Fürsten; auch die Ruinen eines prächtigen Klosters sind noch vorhanden. Ein reiches Volksleben entwickelte sich hier vor der Amtsstube des Starschina. Nach Art der alten Griechen und Römer versammeln sich hier die Leute, um persönliche und öffentliche Interessen zu besprechen. Bunte Gruppen umdrängten den Starschina, der mit seinem langen Barte und ehrwürdigen Haupte, mit den blitzenden Waffen im Gürtel das Bild längst vergangener Zeiten in uns wachruft. Er sitzt auf der Holzbank vor der Thüre, während die Menge achtungsvoll mit entblößtem Haupte vor ihm steht. Dort in dem Schatten des majestätischen Nußbaums zeigt sich ein nicht weniger anziehendes Bild. Es ist eine Gruppe von Kavalieren, Fürsten, Adligen, Bauern, die gekommen sind, einander des Pferdediebstahls anzuklagen. Sie sind sämtlich vorzügliche Reiter. Bedia besitzt die berühmtesten Pferdeherden der ganzen Gegend. Der geringste „Fürst" in Samursakan besitzt ein sehr zahlreiches Gefolge, welches zerlumpt, unreinlich dem Herrn auf Schritt und Tritt folgt, sich stundenlang schweigsam und unbeweglich am Kamin oder Thürpfosten aufhält, die Peitsche in der Hand, die Faust auf dem Kinghal*); diese Dienerzahl ist ein Rest des Feudalsystems.

Wenn man von Samursakan nach **Abkasien** will, so hat man nur die kleine Pfostenbrücke über den Okhuri zu überschreiten. Obwohl die trennende Wasserader verschwindend klein ist, so steht man doch mit einem Schritte in teilweise völlig verschiedenen Verhältnissen. Die Militärverwaltung, unter welcher Abkasien noch steht, kann einen materiellen und moralischen Fortschritt nicht begünstigen. Ein einziger Wille kommandiert kraft seiner Vollmachten nach seinem Belieben, und jeder muß sich den Launen des Diktators fügen. Leben und Besitz aller sind buchstäblich in seiner Gewalt; nicht immer ist er gerecht und unbescholten; gegen seine Ungerechtigkeiten giebt es keinen Schutz; denn die geringste Beschwerde über ihn läßt den Kläger als Rebellen erscheinen und trägt ihm freie Beförderung nach Sibirien ein. Das Land besitzt keine Verkehrswege; doch sind die Mittel zum Wegbau

*) Ein säbelartiges Messer.

sofort vorhanden, wenn es gilt, zu den Domänen des Gouvernementchefs zu gelangen. Trotz alledem geht das Land einer besseren Zukunft entgegen.

Seit 1876 nämlich ist eine Teilung des Grundbesitzes vorgenommen worden, wodurch die Bewohner aus einfachen Tagelöhnern zu Grundeigentümern geworden sind; es war dies eine große Umwälzung in einem Lande, wo seit ungefähr 1440 n. Chr. kein Privatmann auch nur einen Zoll breit Landes besessen hat.

Während man in Samursakan einen Dialekt des Georgischen spricht und sich auch des georgischen Alphabets bedient, besitzt Abkasien ein Idiom, das nur den nächsten Nachbarn verständlich ist, der Schriftsprache ermangelt und an großer Wortarmut leidet. Die Religion ist ein Gemisch aus Christentum und Islam. Auch in Abkasien ist an Fürsten und Adligen kein Mangel; zwar besitzt diese bevorrechtete Kaste weder Pergament noch Urkunden; doch sind ihre Titel eingeschrieben in die mündliche Überlieferung.

Abkasien ist, verglichen mit Samursakan, in der Zivilisation noch sehr zurück; schon im äußeren giebt sich das zu erkennen; das Land ist fast ganz im Naturzustande verblieben, und besitzt nur ein Gewirr unbebauter Berge, welche die Menschenhand noch nicht berührt hat.

Doch nun zurück zur Pfostenbrücke über den Okhuri! Führte der Weg nach Abkasien zuerst durch eine freundliche Ebene, beschattet von Jahrhunderte alten Bäumen, so wurde er schon nach einigen Werst*) wilder, wurde ein Ziegensteig, auf dem man nur mit dem Kinghal vorwärts kommt und genötigt ist, die wilden Pferde am Zügel zu führen. Durch rauhe Engpässe gelangte man an reiche Wälder, wo Früchte jeder Art — Aprikosen, Pfirsiche, Äpfel, Weintrauben — im Überfluß gediehen; man könnte sich versucht fühlen, hier Eden zu vermuten.

So zieht man reitend von Berg zu Berg längs des Flusses hin, der hier und da prächtige Wasserfälle bildet, und je weiter man in Abkasien eindringt, um so mehr nimmt die Wildheit des Bodens und der Bewohner zu. In einer Falte des Bodens liegt das Dorf Tkwartscheli, das den benachbarten Mineralquellen den Namen gegeben hat, und dessen Hauptreichtum der Honig bildet, den unzählige Immenschwärme in den umgebenden Wäldern verbergen. Einige zehn Werst von diesem Dorfe finden sich die Schwefelbäder gleichen Namens. Die Quelle entspringt an der Seite eines Felsens und fällt 6 m von da in einen steinernen Fischteich von mehr als 1 m Tiefe. Mehrere Personen baden gleichzeitig in dem Bassin, ein zweifelhaftes Dach schützt sie vor den Sonnenstrahlen. An der Seite des Teiches ist ein Gelaß, welches man je nach Bedürfnis erwärmt, um es als Toilettenzimmer zu benutzen. Diese Bäder sind unentgeltlich zu benutzen. Nicht weit davon fließt der Galizga, der — von steilem Fels mit Donnergetöse herabstürzend — die Wildheit des Ortes vervollständigt. Jeden Sommer

*) Eine Werst ist ungefähr gleich 1 km.

während der größten Wärme im Juni, Juli und August besuchen Kranke, besonders Mingrelier, dieses Bad. Die Badegäste zeigen sich nicht anspruchsvoll; eine Grotte gewährt ihnen Obdach. Der Badekommissar, welcher zugleich den Restaurateur abgiebt, bewohnt eine benachbarte Hütte. Die Schäfer der nahen Berge liefern ihm geronnene Milch und Kuhkäse; er verfügt ferner über einen großen Kessel, worin er das unvermeidliche Maismus kocht, über einen Kochtopf, worin der frischgeschlachtete Hammel brodelt, und mit dieser täglich wiederkehrenden Speiseordnung begnügt sich diese ländliche Invalidenkolonie, welche sich im Grase im Schatten einer Eiche lagert. Die Badekapelle fehlt keineswegs, indem zwei von den Badegästen gespielte nationale Instrumente ihre Töne in das Schmettern der Vögel mischen. Das Zartgefühl der Eingeborenen hat auch eine Badeordnung entworfen, um beim gemeinsamen Baden der Geschlechter in einem und demselben Teiche die Schicklichkeit zu wahren: die eine Seite des Bassins ist den Männern, die andere den Frauen angewiesen. Die zwei Geschlechter baden zwar zusammen, aber Rücken gegen Rücken; ja noch mehr: auch die Art des Ein- und Austritts ist geregelt, indem man rückwärtsgehend eintreten und vorwärtsgehend den Teich verlassen soll.

Von Otschemtschiri aus, das am Meer liegt, in ungefähr 20 Werst Entfernung umsäumt von einer 10 Monate hindurch mit Schnee bedeckten Bergkette, außerdem versehen mit Kaufhallen, schönen öffentlichen Gebäuden und freundlichen Privathäusern, unternahm die Reisende verschiedene Ausflüge in die Umgebung; so wohnte sie in Pokweschi einer Hochzeitsfeier bei. Beim Herannahen grüßten die geladenen Gäste durch Schüsse, Gesang ohne Worte und kühnes Wenden des Pferdes. Die Geschlechter sammelten sich sodann — ein jedes für sich — in den Sommerlauben, wo die Mahlzeit (Portionen von Rind, Schöps, Lamm, Huhn, Mais, Kuhkäse) aufgetragen wurde. Am Ende derselben ging ein Trinkhorn, das drei und mehr Flaschen Wein enthielt, an der Tafel herum, und jeder mußte es leeren, um nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Der Tanz währte bis tief in die Nacht. Am nächsten Tage begann das Fest von neuem; die Geladenen brachten der jungen 15jährigen Frau ihre Geschenke, welche sie verschleiert empfing. Sie blieb mit dem Gatten im Elternhaus, bis ihr eignes Heim gerüstet war. — In Beslahuba war sie Zeuge einer anderen mit dem Volksaberglauben zusammenhängenden Sitte; es fand in trockner Zeit eine Prozession statt, um den Flußgott um Regen zu bitten. Auf einem Maultier ritt eine Gliederpuppe, an deren Seite ebensoviel Jünglinge als Jungfrauen schritten. Auf dem Wege ertönte folgendes Gebet an den Flußgott: „Hier ist die Puppe; die Puppe, die Tochter des Landesfürsten, will trinken; sie verschmäht den Wein und an Wasser gebricht's, weil der Fluß fast versiegt. Sie kommt nicht, weil der Fluß vertrocknet." Dies singend stieß man den Maulesel in den Fluß, und der ganze Zug trat mit in das Flußbett. Jeder Anwesende besprengte die Puppe mit Wasser,

die dann in die Flut getaucht ward. Landesüblich endete die Feier mit Gastmahl und Tanz.

Straßen und Eisenbahnen im Gebiet des Kaukasus.

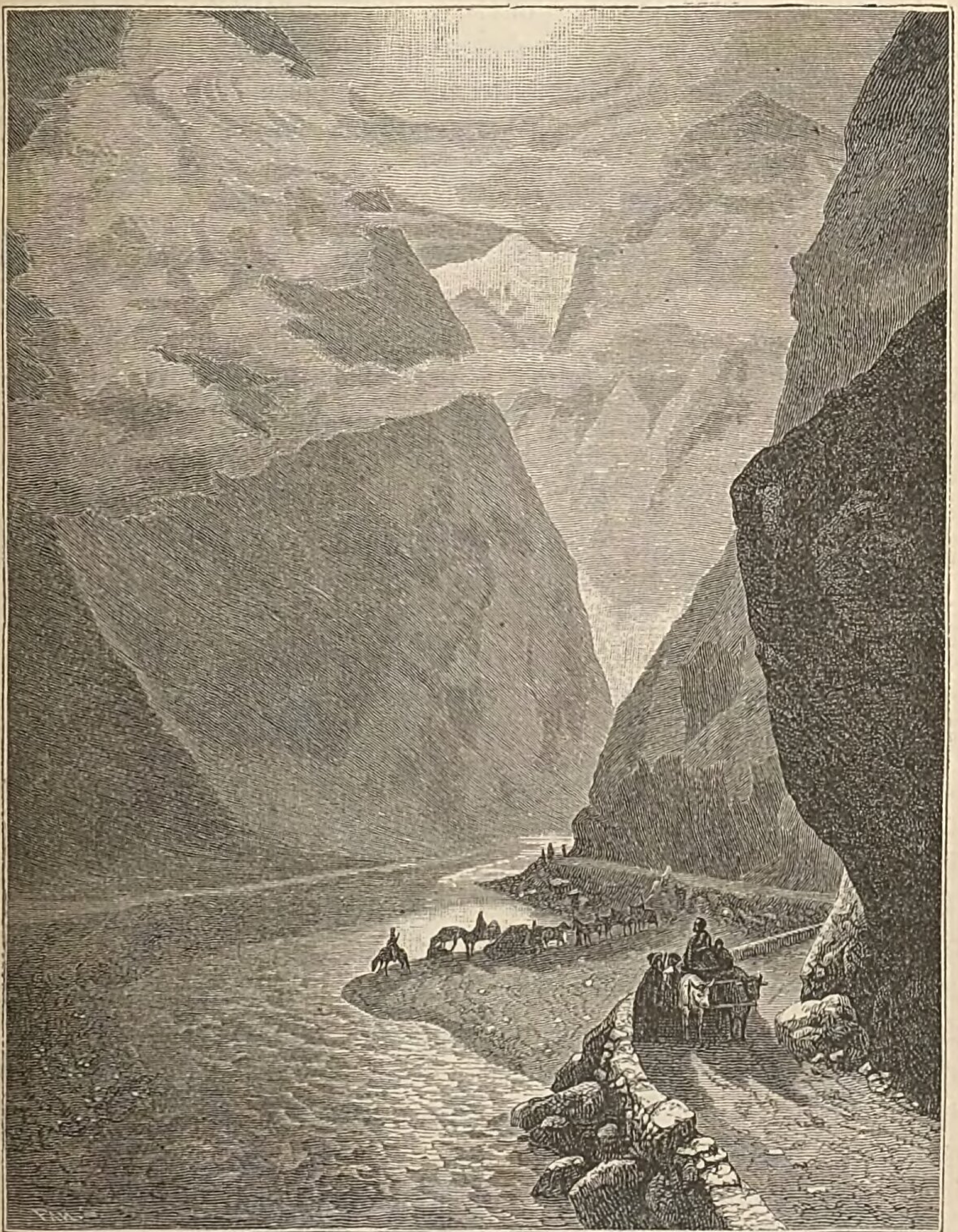
Die Verbindungswege der Hauptorte im Kaukasus verdanken ihre Entwickelung erst der Neuzeit. Die russische Regierung hat in richtiger Erkenntnis, daß jede Meile fahrbarer Weg ein Bataillon Soldaten ersetzt, mit Eifer daran gearbeitet, den Kaukasus mit einem Netze von Straßen zu überziehen und ist jetzt ziemlich so weit gekommen, daß jede Stadt mit der Post zu erreichen ist; — eine bedeutende Leistung, wenn man erwägt, daß der Orient nichts kennt als Karawanen-Wege, d. h. Linien, auf denen sich seit Jahrhunderten der Verkehr bewegt, ohne daß auch nur ein Stein, der im Wege liegt, von seiner Stelle gerückt werde. —

Freilich darf man sich unter „Poststraßen des Kaukasus" nicht immer makadamisierte Chausseen vorstellen, aber sie sind doch so im Stande gehalten, daß in der guten Jahreszeit das Reisen leicht und in der schlechten wenigstens möglich ist. Die Hauptstraßen sind folgende:

1. Die große Straße vom Asowschen Meere nach Tiflis, der wichtigste aller Zugänge zum Kaukasus. Sie geht von Rostow am Asowschen Meere aus, durchzieht die Steppe und erreicht über Stawropol und Georgiewsk den Fuß der Berge bei dem wichtigen Schlüsselpunkt Wladikawkas („Bezwingerin des Kaukasus"), nachdem sie vorher, von Stawropol, einen großen Zweig nach Jekaterinodar, der Hauptstadt des Kubanlandes, und kleinere Zweige nach den berühmten Badeorten Pjätigorsk und Kißlowodsk, sowie nach der Festung Naltschik gesandt hat. Bei Wladikawkas tritt die Straße, die von hier ab den amtlichen Namen „Grusinische Heerstraße" führt, in das enge Felsenthal des Terek und zieht sich in starken Steigungen in der furchtbaren Schlucht des Dariel hinauf. Drohend treten die Felsmassen — wie die beigegebene Partie der Schlucht auf folgender Seite zeigt — aneinander; nur ein schmales Rinnsal bleibt dem Terek; simsartig ist die Kunststraße an den Fuß der Felsen geklebt; überhangende Gesteinsmassen wirken beängstigend auf den Wandrer. Dann überschreitet die Straße zwischen den Stationen Kobi und Mleti die Hauptkette des Kaukasus in einer Höhe von 2400 m; sodann folgt sie dem Thal der Aragwa bis Michetsk, und tritt dort, wenige Meilen vor Tiflis, in das Thal des Kur. Die erste Hälfte der Straße ist reiner Steppenweg und an eine Chaussierung derselben wird um so weniger gedacht, als die Eisenbahn von Rostow nach Wladikawkas gebaut ist; dagegen ist der letzte bergige Teil der Straße so gut hergestellt, daß sie dort den besten schweizerischen Alpenstraßen wenig nachgiebt.

2. Die Straße vom Schwarzen Meer nach Tiflis. Sie beginnt bei Maran (Orpiri) am Rion, bis wohin die kleinen Flußdampfer von Poti

aus vordringen können, und führt über Kutais bis zur Station Kwirila, am Fuße des Surampasses, den sie in einer Höhe von 1200 m überschreitet. Sie läuft dann auf dem linken Ufer des Kur über Gori bis Michetsk, wo sie sich mit der grusinischen Heerstraße vereinigt. Ihr amtlicher Name ist: die Imeretinische Heerstraße.



Die Darielschlucht im Kaukasus-Gebirge.

Der bauliche Zustand dieser Straße ist gleichfalls recht gut, ihre Zeit ist jedoch schon vorbei, da die Eisenbahn, welche fast dieselbe Route verfolgt, bereits im Betriebe ist.

3. Die Straße von Baku nach Tiflis. Sie geht vom Kaspischen Meere aus durch die östlichen Ausläufer der Hauptkette nach der industriellen

Stadt Schemacha und zieht sich von dort, bald in der Steppe laufend, bald niedrige Höhenrücken überschreitend, an Nucha und Sakataly vorbei über Signach nach Tiflis. Ihr Zustand ist ein ziemlich vernachlässigter; Chaussierung ist nur an Bergabhängen vorhanden.

4. Die Straße von Tiflis nach Persien geht erst im Thale des Kur abwärts und biegt sodann südlich in das romantische Thal des Akstafa ein, überschreitet an dessen Ende den 2130 m hohen Pambakpaß („Kümürlü“, auch „Eselsrücken“ genannt); unmittelbar hinter demselben erreicht sie den 1910 m über dem Meer gelegenen Goktscha-See; von dort zieht sie sich über Eriwan in das Thal des Aras und führt in demselben über Nachitschewan bis zum persischen Grenzdorfe Dschulfa.

Diese vier großen Straßen sind das Gerüst, an das sich die kleineren anlegen.

Die Schiffahrt auf den Flüssen des Landes ist fast gleich Null; auf dem Rion sollte sie bei Eröffnung der Eisenbahn ganz eingestellt werden, und der Kur trägt nur auf dem untersten Teile seines Laufs kleine Frachtkähne. Bedeutender dagegen ist der Verkehr auf den beiden Meeren, welche das Kaukasusland einschließen. Auf dem Schwarzen Meer vereinigt sich derselbe in Poti, trotz der großen Unbequemlichkeit, welche die schlechten Eigenschaften dieses fiebergeschwängerten Hafenortes mit sich bringen; die Dampfschiffahrten finden im Sommer wöchentlich einmal, im Winter alle 14 Tage statt über Suchum-Kaleh nach Kertsch und Odessa und über Batum nach Trapezunt und Konstantinopel. Außerdem herrscht ein ziemlich reger Segelschiff-Verkehr.

Auf dem Kaspischen Meere gehen im Sommer zwei Dampfer wöchentlich von Astrachan über Petrowsk nach Baku und ein Schiff von dort nach Persien, nämlich nach Asterabad und von hier weiter nach Krasnowodsk am Ostufer des Kaspisees; im Winter muß freilich auf der Nordhälfte des Meeres der Verkehr ganz eingestellt werden.

Durch die große Steppen-Eisenbahn von Rostow nach Wladikawkas erhalten jedoch die Küstengebiete des Kaspischen Meeres Aussicht, auch im Winter zugänglich zu sein, sobald — was in der Absicht der russischen Regierung liegt — die Fortsetzung jener Bahn nach Petrowsk zustande gekommen sein wird.

Die Linie Poti-Tiflis wurde im Jahre 1867 konzessioniert, 1871 das erste Stück (von Poti bis an den Fuß des Suramgebirges), 1872 der Rest dem Verkehr übergeben. Die allergrößten Schwierigkeiten, welche sich dem Bau einer Eisenbahn entgegenstellen können, mußten da überwunden werden. Von Poti hatte man erst über 4 Meilen sich durch einen sumpfigen Urwald hindurchzuarbeiten, dessen Fieberdünste die Arbeiter zu Hunderten dahinrafften; dann hatte man reißende Ströme zu überbrücken und schließlich ein Gebirge zu überschreiten, das, wenn man nicht sehr kostspielige Tunnels

bauen wollte, stellenweise Steigungen von 1 : 20, in Europa ganz unerhört, erforderte. Die Schwierigkeiten sind alle überwunden.

Am 3. Mai 1883 ward die Bahnstrecke Tiflis-Baku eröffnet.

Baku und seine Naphthaquellen.*)

Baku, am westlichen Ufer des Kaspischen Meeres, auf der Halbinsel Apscheron gelegen, ist die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements und der Sitz der Admiralität über die russische Kriegsflotte auf dem Kaspischen Meer und zählt heute 107000 Einwohner. Bis etwa 1870 hatte die Stadt dasselbe Aussehen, das sie vor 100 Jahren zur Zeit ihrer Eroberung durch die Russen gehabt haben mag: es war eine von Tataren und Persern bewohnte Festung, welche sich hier an den äußersten Ausläufern des Kaukasus hinaufzog, und die wenigen Europäer, welche damals in der Stadt wohnten, waren genötigt, sich bei den Tataren ein Quartier zu suchen, welches an Komfort und Reinlichkeit meist sehr vieles, ja alles zu wünschen übrig ließ. Wirft man heute vom Meere aus einen Blick auf die ehemalige Tatarenniederlassung, so ist am Ufer eine ganz neue Stadt mit dem Anstrich europäischer Großstädte entstanden: ein prachtvoller Kai mit den überaus stattlichen Gebäuden der Admiralität, mit modernen Steinhäusern, welche Kaufläden, Kontore, Hotels enthalten. Dann folgen die lutherische Kirche, die katholische Kapelle, die Realschule, das Mädchengymnasium, 2 Stadt- und 11 Elementarschulen. Ein Teil dieser Neuanlagen führt den bezeichnenden Namen der „Schwarzen Stadt", weil hier die 23 Petroleum-, die 6 Schmieröl- und die Schwefelsäurefabriken Rauch, Ruß und Petroleumdunst aushauchen. An der Grenze zwischen der neuen und der alten Stadt erhebt sich noch der unförmliche Quaderbau des Mägdeturmes, der ehemals die Frauen des Tataren-Chans bei Überfällen beherbergen mußte. Die alte Stadt selbst klettert zum Teil mit ihren engen Schmutzgassen, ihren flachgedeckten Häusern und vergitterten Fenstern den Berg hinan; griechische Kuppelkirchen, armenische Gotteshäuser und 11 Moscheen mit Minarets, sowie die 36 Karawansereien deuten hin auf das Religions- und Völkergemisch, sowie auf die Lebhaftigkeit des Verkehrs. Diese gewaltige Veränderung zu ihrem Vorteil in den letzten zwei Jahrzehnten verdankt die Stadt zum Teil ihrem vorzüglichen natürlichen Hafen, zum Teil der transkaukasischen Bahn zwischen Poti und Baku, ferner den reichen Naphthaquellen in ihrer nächsten Umgebung, welche nicht nur in Europa nicht ihresgleichen haben, sondern auch die amerikanischen Petroleumquellen an Reichtum weit übertreffen, und nicht zum letzten der Eröffnung der russischen Trans-Kaspibahn, welche Baku gegenüber einsetzt, die Turkmenensteppe mit der Oase Merw durchschneidet,

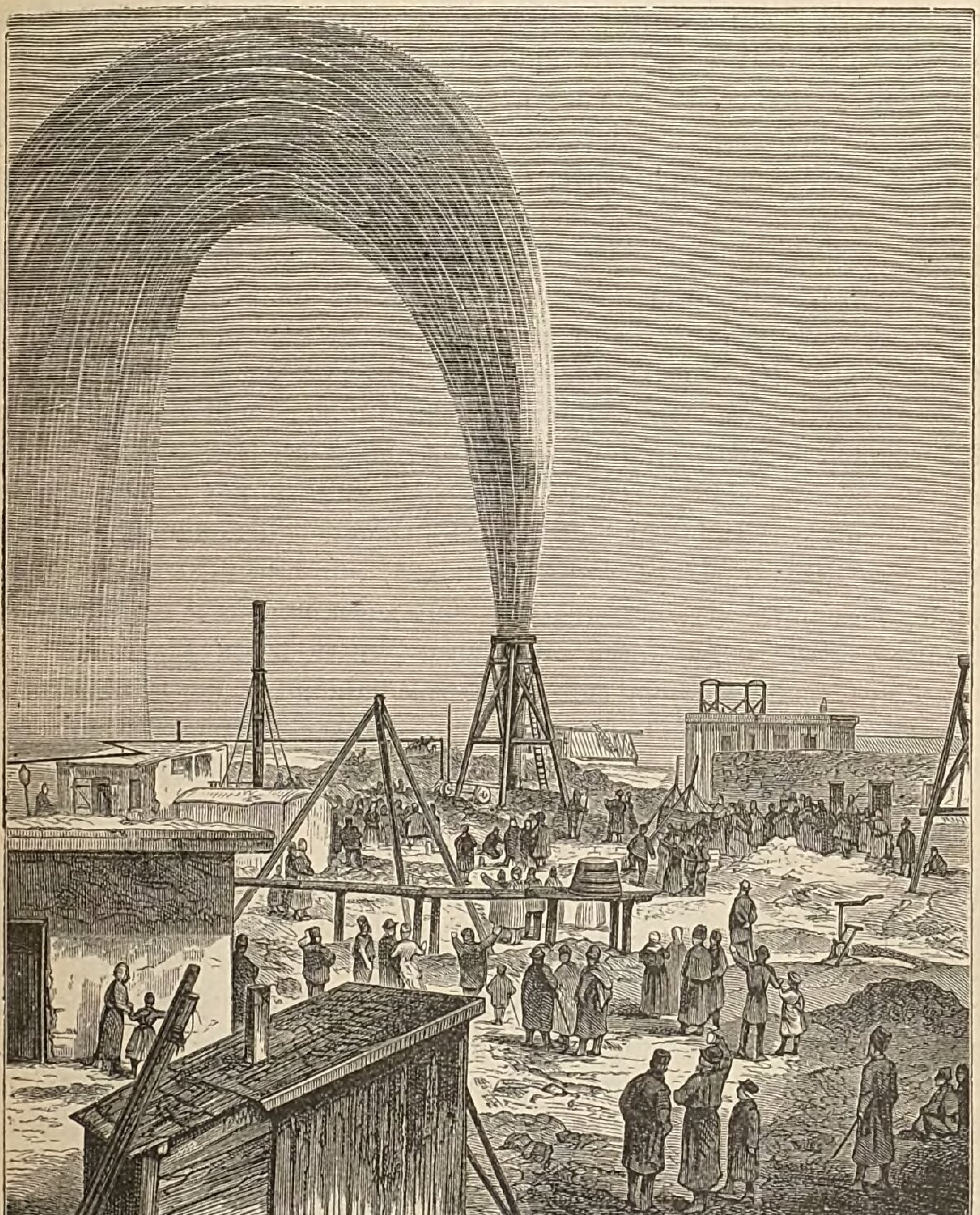
---

*) Quellen: Leo Strippelmann: Die Petroleumindustrie, Leipzig 1878. — Gartenlaube 1884. Nr. 30.

bereits 1886 Tschardui am Amur Darja erreichte, bis Samarkand fortgeführt wird und den kürzesten Überlandweg nach Indien darstellt. So ist Baku ein Kreuzungspunkt des Handelsweges vom Abendland nach Indien. Daher das ungeheure Anschwellen seiner Bevölkerung! Während sich im Hafen russische Dampfer und Kriegsbarkassen mit turkmenischen Barken und persischen Schiffen begegnen, geben sich in den Straßen Kaufleute aus allen europäischen Ländern, persische Juwelenhändler, armenische Lastträger, tatarische Kameltreiber ein Stelldichein, und ernsten Schrittes bewegen sich in diesem Völkergemisch russische Beamte und Soldaten. Es ist jedenfalls mehr als Zufall, daß die griechische Sage den Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl, an den Kaukasus geschmiedet werden läßt; die durch ein reiches Spaltensystem aus dem Erdinnern hervordringenden entzündlichen Gase, die sogenannten ewigen Feuer am Fuße dieser Gebirgsmauer würden in der That passend das den Göttern entwendete Element darstellen. Die Ölzone Rußlands dehnt sich zwar zu beiden Seiten des Kaukasus aus, jedoch vorzugsweise am Südfuße, von Tiflis bis Baku. Das Gebiet, das am Nordfuße des Gebirges wohl als einziges in Frage kommt, ist die Provinz Daghestan. Der Beweis, daß die Gewinnung in dieser Naphtharegion leichter ist als in jeder andern, und daß die in unterirdischen Hohlräumen aufgespeicherten Ölvorräte selbst größer sind, als die amerikanischen, ist unschwer zu erbringen. Die kaukasischen Bergvölker stellten schon frühzeitig Löcher von 2—4 m Tiefe her, sicherten sie durch Flechtwerk vor Einsturz und schöpften die sich ansammelnde Naphtha aus. Später wurden Brunnen bis zu ungefähr 30 m Tiefe abgeteuft, das sich ansammelnde Öl mit Lederschläuchen abgeschöpft, in Bassins ausgegossen, in Fässer gepumpt und weiter befördert. Erst 1864 wurden die ersten Bohrlöcher hergestellt, und man hatte seither nicht nötig, tiefer als 190 m im Durchschnitt in die Erde zu gehen. Am 4. Februar 1866 erbohrte Oberst Novosilzoff eine Petroleumquelle, welche einen ungefähr 1 Fuß dicken Petroleumstrahl 6 m hoch aufwarf und per Tag 56700 Liter lieferte. Die Gasausströmungen nahmen an Spannung in der nächsten Zeit so zu, daß der Ölstrahl 66 m Höhe erreichte. Dieser Ölausbruch war von einem unterirdischen, donnerähnlichen Geräusch und Erderschütterungen begleitet, denen sodann eine Explosion mit Auswurf von Salzwasser, Erde und Steinen, diesen aber der fontänenartige Ölaustritt folgte. Diese Quelle lieferte später, als man sie durch Bohrung vertieft, täglich 680400 Liter. Im allgemeinen sind diese überfließenden Ölbrunnen intermittierend, d. h. das Aufschießen der Ölgarbe wiederholt sich in Zwischenräumen von einigen Minuten. — Eine ähnliche Erscheinung beobachteten die weiter unten zu erwähnenden Gebrüder Nobel; sie hatten 1883 eine Quelle erschlossen durch Bohrung, deren Strahl bis 66 m in die Luft stieg, und deren ausgeworfene Ölmasse an 42 Tagen gegen 150 Millionen Liter betrug. Da man früher gar nicht imstande war, derartige Massen aufzufangen und zu bergen, so wurden ganze Strecken Landes überschwemmt

und Bodenvertiefungen verwandelten sich in Ölteiche. Eine solche geiserähnliche Eruption stellt das Bild auf dieser Seite dar.

Worin sind aber die Gründe der auffallenden Erscheinung zu suchen, daß das kaukasische Petroleum auf dem Weltmarkte sowohl, wie im eigenen Lande trotz der unerschöpflichen Menge und trotz der unglaublichen Billig-



keit an der Grube (Zentner 30 Pfennig, während das amerikanische an der Quelle 2,65 Mk. kostet) seither nicht imstande war, den Wettbewerb mit dem des neuen Weltteils aufzunehmen? Der erste Grund ist darin zu suchen, daß vor 1872 die Ölquellen zeitweilig seitens der Regierung, meist aber von Pächtern ausgebeutet wurden. Erst 1872 im Dezember wurden die-

selben an Unternehmer verkauft und so dem privaten Kapital Spielraum gegeben, die unermeßlichen Schätze nutzbar zu machen. Daß deren Wert erkannt wurde, geht klar daraus hervor, daß man anstatt der veranschlagten 552240 Rubel 2975967 Rubel dafür bot. Doch noch andere Gründe wirkten mit zur Erklärung jener auffälligen Erscheinung der Konkurrenzunfähigkeit. Das entweder selbstthätig hervorspringende oder auch durch Pumpwerk zu Tage geförderte Petroleum wurde von den ersten Unternehmern in Bassins gesammelt und aus diesen in Fässer gepumpt. Diese Fässer wurden an die Achse eines großen zweirädrigen Wagens gehängt und nach den 12 bis 13 km entfernten Raffinerieen geschafft, die in der Nähe von Baku lagen. Dadurch wurden auf den Zentner 48 bis 84 Pfg. Fracht geworfen. Die weitere Beförderung von Baku nach Norden erfolgte durch Segelschiffe bis Astrachan; hier geschah die Umladung in die seicht gehenden Wolgabarken, und diese brachten dann die Fässer an die Eisenbahnstationen oder die Verbrauchsorte. Dabei darf man jedoch nicht aus dem Auge lassen, daß die Wolga vier Monate zufriert, und daß man die Rückstände, die sich bei der Destillation ergeben (Schmieröl, Paraffin 2c.), nicht verwerten konnte. Als Großfürst Michael einst in seiner Eigenschaft als Statthalter des Kaukasus von Baku nachts nach Tiflis aufbrach, sah er sich plötzlich in einer weiten, magisch erleuchteten Allee; die Ölpächter hatten nämlich zu beiden Seiten des Wegs Kegel aus Naphthaklumpen, mit denen sie nichts Besseres anzufangen wußten, errichtet, angesteckt und sahen die Pferde des Großfürsten mit rasender Eile zwischen den prasselnden Feuern hindurchjagen.

In ein neues Stadium trat die Petroleumindustrie des Kaukasus durch die geniale und energische Thätigkeit des Schweden Ludwig Nobel. 1875 gründete er die „Naphtha-Produktions-Gesellschaft der Gebrüder Nobel“ mit einem ursprünglichen Kapital von 3 Millionen Rubeln. Die von ihm erworbenen Ölbrunnen lagen $12^3/_4$ km von Baku. Hier befinden sich auch heute noch bei den Dörfern Balachang und Sabuntschi die ergiebigsten Bohrbrunnen, welche $^9/_{10}$ alles Petroleums liefern, während diejenigen von Bibi-Ejbat — nur 5 km westlich von der Stadt — nur $^1/_{10}$ liefern. Durch eiserne Röhren von 10 cm Durchmesser führte er das Erdöl unmittelbar von der Quelle in ungeheure eiserne Reservoirs, und von diesen leitete er es nach Bedarf abermals durch Röhren in die Raffinerieen. Da die Reinigungsanstalten am Hafen von Baku lagen, so ließ sich das destillierte Öl sehr leicht auf die Schiffe überführen. Was früher das kaukasische Petroleum am meisten verteuert hatte, war die Beförderung in Fässern. Der geniale Schwede verzichtete vollständig darauf; er ließ in seiner Heimat eiserne Dampfer bauen, die nur große Reservoirs zur Aufnahme gereinigten Öls enthielten, in die man das Petroleum aus den Raffinerieen durch Röhren überleitete. Die Dampfer brachten ihren Inhalt bis zur Wolgastation Zaryzin, einem wichtigen Knotenpunkte der Eisenbahn. Hier wurde der Dampfer ausgepumpt; hochstehende, eiserne Bassins nahmen seinen Inhalt

auf. Von Zaryzin aus wurde die lichterzeugende Masse auf Petroleumzügen, deren Wagen mit eisernen Kesseln versehen waren (sogen. Zisternenwagen), fortgeführt in die großen Niederlagen in Orel, Moskau, Petersburg, Warschau. Die von der Gesellschaft produzierte Menge gereinigten Petroleums betrug 500000 Zentner den Monat. Das Gefrieren der Wolga machte freilich einen Stillstand der Arbeit von vier Monaten nötig. Doch die Eröffnung der Bahn Baku-Tiflis-Poti, die Kaspisches und Schwarzes Meer verbindet, eröffnete auch der Petroleumindustrie ganz neue, großartige Aussichten.*) Ja, ein Amerikaner Tweddle hatte sogar die kühne Idee, das Petroleum in gewaltigen eisernen Röhren nach dem Ufer des Schwarzen Meeres zu führen und zu pumpen. Nur wird man wohlthun, sich nicht allzu sanguinischen Hoffnungen betreffs des Aufschwungs der kaukasischen Petroleumindustrie nach Wien hin zu überlassen, da außer dem galizischen ja auch das rumänische Erdöl in derselben Richtung hin auf Absatz angewiesen ist.**) Das Bakupetroleum und ebenso die Rückstände eignen sich auch zum Heizen von Lokomotiven und Kaspidampfern. Es wird ein dünner Petroleumstrom in der Feuerbüchse der Kessel von einem Dampfstrahl zerstäubt und in diesem Zustande entzündet. Während sich die Kosten der Kohlenheizung früher auf 30 M. die Stunde beliefen, betragen sie bei Petroleumheizung nur 2,60 M. für dieselbe Zeit.

2. Charakterbilder aus der europäischen Türkei.

a. Die Straße der Dardanellen.***)

Die Spalte, welche Asien und Europa auseinanderriß, zeigt an ihrem südlichen und nördlichen Ende — in den Dardanellen und im Bosporus — eine ganz geringe Breite, während sie sich in der Mitte — im Marmarameer — etwas erweitert. Vom Ägäischen Meer kommend, treten wir zunächst ein in die 60 km lange Durchfahrt der Dardanellenstraße, und das Schiff, das uns trägt, ist sofort umgaukelt von historischen Gestalten, welche die Erinnerung vor unser geistiges Auge stellt. Gerade bei der

*) Die Firma Rothschild läßt auf dieser Linie ebenfalls Züge mit Zisternenwagen verkehren; von Batum aus erfolgt die Verschiffung nach den pontischen Häfen und donauaufwärts.

**) Die 173 Bohrbrunnen ergaben 1888 eine Ausbeute von 75833200 Zentnern, 1889: von 82 Millionen Zentnern, welche durch einen Druck von 30 Atmosphären in die Petroleumfabriken der Schwarzen Stadt gepumpt werden. Hier werden gegen 20 Mill. Zentner Beleuchtungsöl destilliert und aus den Rückständen 1 Mill. Zentner Schmieröl gewonnen. Erforderlich sind hierzu rund 70 Mill. Zentner Rohmaterial.

***) Vergl. Fr. v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. Wien, Pest und Leipzig 1882.

Einfahrt in die enge Passage schlagen uns rechter Hand die Wellen des Menderes entgegen; wir brauchen nur an die Bezeichnung dieses Flüßchens bei den Alten zu denken, und der Name „Skamander" ruft sogleich jene Heldengestalten des trojanischen Kriegs ins Gedächtnis, die Homers Gesang verewigt, und unweit der Flußmündung hat der unermüdliche Fleiß des deutschen Archäologen Schliemann die Ruinen des alten Troja bloßgelegt. Zwischen dem ersten, freilich gegenwärtig fast bedeutungslosen Paar der Dardanellenforts, Kum-Kalessi und Sedil-Bahr, hindurch gelangen wir in jenen schmalen Schlund, dem einst die unglückliche Helle den Namen Hellespont geliehen, den der Muselmann nach seiner Gestalt Boghas, d. i. Schlund, nennt, und unser Schiff hat alle Kraft einzusetzen, um bei dem schwachen Nordwind sich gegenüber den rasch daherschießenden, gurgelnden Fluten zu behaupten und weiter zu kämpfen. Niedrige Höhenzüge begleiten zu beiden Seiten die Wasserstraße, die sich bald verengt und an der schmalsten Stelle zu einer Meerenge von nur 1200 m Breite zusammengeschnürt ist.

Hier liegen die besten aller Dardanellenbefestigungen, die im Krimkrieg errichteten Forts Sultanje-Kalä und Kilid-Bahr. Ein uralter Ruinenhügel, den man im Norden des Dorfes Tschanak-Kalessi zeigt, gilt als die Stelle, wo Dardanos (dem die Straße den Namen verdankt, nicht einer Stadt Dardanus oder Dardania) seine feste Uferwarte hatte. Nach neuester Forschung soll dieser Dardanos ein „Tartan", d. i. ein assyrischer Statthalter gewesen sein.

Wenig nördlich von dieser Stelle befanden sich die ältesten Übergangsorte aus Asien nach Europa, Abydos und Sestos. In unserer Erinnerung steigt zunächst das Bild des despotischen Xerxes auf, der an dieser Stelle im Jahre 480 Brücken zwischen beiden Erdteilen schlagen und in seinem Cäsarenwahnwitz den Gott der Tiefe peitschen und fesseln lassen wollte. Da naht sich weiter der herrliche, göttergleiche Alexander; er ist im Begriff, dem Nationalfeinde der hellenischen Welt den Untergang zu bereiten, verschmäht aber den direkten Weg von Sestos nach Abydos, er segelt vielmehr südwärts, um am aufgetürmten Grabeshügel seines Ideals, des Peliden, Totenopfer zu bringen. Und jenen Gestalten schließt sich an die von den Wellen umschäumte Leiche des liebenden Leander, der, von Sehnsucht getrieben, nach dem schon oft besuchten europäischen Ufer strebt, wo das Licht auf dem Turme die harrende Hero verrät; aber der Sturm macht das Flämmchen verlöschen, und ziellos treibt der kühne Schwimmer nach Süd, um den Tod in den Wellen zu finden. Übrigens fand Leander in unserm Jahrhundert einen Nachahmer in Lord Byron. Gegenwärtig befinden sich hier die 1867 vom preußischen Genie-Offizier Blum-Pascha nach modernem Muster errichteten Forts Nagara und Boghalii; es sind Küstenbatterieen und Erdwerke; leider sind die letzteren aus zu schlechtem, zu sandigem Material aufgeführt, so daß die Ausbesserungen nie aufhören und auch eine Berasung der Böschungen nicht recht glücken will. Da, wo

wir uns dem Ausgange des Schlundes nähern, liegt auf dem thrakischen Chersones Gallipoli, ein schmutziger Ort, mit vielen Minarets, zwischen welchen dunkle Cypressen hervorschauen, mit einem Leuchtturm, dem einer desgleichen auf asiatischer Seite entspricht und mit einem Gewimmel von Segelbarken. Hier setzte 1189 der greise Rotbart mit seinem Kreuzheer über nach Asien, hier betraten 1357 die Osmanen zuerst den europäischen Boden. Übrigens scheint der Gesamteindruck der Stadt schon damals derselbe gewesen zu sein wie jetzt unter türkischer Herrschaft; denn als dem byzantinischen Kaiser Joannes Paläologos seinerzeit der Verlust von Gallipoli gemeldet wurde, entgegnete er ruhig, daß er ja nur einen „Schweinestall“ eingebüßt.

Die Bedeutung des soeben durchfahrenen Schlundes liegt gegenwärtig weniger darin, daß über seinen Rücken hinweg der kürzeste Weg von Europa nach Asien führt, daß man also an dieser Stelle die trennende Kraft des Meeres am wenigsten spürt, als vielmehr darin, daß er für die Verbindung von Schwarzem und Ägäischem Meer, für die Kommunikation Rußlands mit dem Mittelländischen und Indischen Meer, sowie für den Handel mit den Gestaden des Schwarzen Meeres von der höchsten Bedeutung ist, ferner darin, daß er den einzigen südlichen Zugang zu Konstantinopel bildet. Im Kriegsfalle ist Rußlands pontischer Flotte der Ausgang aus, jedem andern Schiff der Eingang ins Schwarze Meer unmöglich; denn bei gehöriger Armierung kann die Sperrung des Hellespontes durch das Kreuzfeuer vollständig durchgeführt werden, und wenn z. B. auch 1807 der Engländer Duckworth die Durchfahrt fast ohne Verluste erzwang, so war diese That nur dem traurigen Zustand des türkischen Artillerieparks zuzuschreiben. Das Hauptgebrechen der Dardanellenforts liegt darin, daß sie von den Uferhöhen vollständig beherrscht werden können, und daß sie nach der Landseite hin fast keine Deckung haben; in der That waren sie im letzten russisch-türkischen Krieg 1877/78 in Gefahr, von der Landseite aus durch die Russen okkupiert zu werden. Eine Sicherung wird ihnen mit Leichtigkeit zu schaffen sein, wenn man die nur 6000 m breite Landenge nördlich von Gallipoli entsprechend befestigen, hier eine Art Piktenmauer oder Danewerk ziehen wollte.

b. Der Bosporus oder die Straße von Konstantinopel.

Das eirunde Becken des Marmara-Meeres, dessen Wasser durch die Dardanellen in den Archipel strömt, steht auch an seiner entgegengesetzten Seite durch eine Meerenge mit einem größeren Meere, dem Schwarzen, in Verbindung und erhält durch dieselbe seinen Zufluß. Diese Meerenge führt jetzt, nach der an ihrer Mündung belegenen Hauptstadt der Türken, den Namen „Straße von Konstantinopel“. Im Altertum hieß sie der „Thrakische Bosporus“ oder auch bloß der „Bosporus“. Diesen Namen, welcher wörtlich „Übergang des Rindes“ bedeutet und ursprünglich nur der Mün-

dung der Meerenge zukam, leitet die griechische Sage von der durch Jupiter in eine Kuh verwandelten Io her, welche von der Juno verfolgt, dort nach Asien hinüberschwamm. Da die Griechen noch einer andern Meerenge den Namen „Bosporus“ gaben, so war dieser offenbar ein reines Begriffswort, mit welchem wohl jeder so schmale Teil des Meeres bezeichnet wurde, daß über denselben ein Rind schwimmend gelangen konnte.

Der Bosporus ist weder so lang, noch so breit als die Dardanellen. Seine Länge beträgt etwa 30 km. Nahe am Schwarzen Meere, wo der Bosporus beginnt, erreicht die Breite fast 3700 m, am entgegengesetzten Ende 1650 m, und an der schmalsten Stelle (zwischen den beiden Hissar) nur 600 m. Die Tiefe beträgt an der Mündung des Bosporus etwa 300 Faden (540 m).

Das Wasser selbst hat wie das der Dardanellen und des Marmara-Meeres eine blaue Farbe und ist so durchsichtig, daß man den Grund sehr deutlich sieht. Es zeichnet sich außerdem durch seinen Reichtum an Fischen und Delphinen aus und ist infolge seines Fischsegens von unzähligen Wasservögeln, besonders Möwen, belebt.

In siebenmaliger Schlangenwindung sich hinziehend, hat die Meerenge auf jeder Seite sieben Vorgebirge und sieben Buchten. Wie das bei allen schluchtenartigen Vertiefungen des Erdbodens, die durch Zerreißung desselben entstanden sind, der Fall ist, entspricht der Bucht auf der einen Seite ein Vorgebirge auf der andern. Der Bosporus ist eine von den Ausläufern des Balkan und des Olympus gebildete Thalschlucht, deren Ränder nicht hoch sind — die höchste der sie umsäumenden Anhöhen, der gegenüber von Bujukdere auf asiatischer Seite liegende Riesenberg, erhebt sich nur bis 260 m über den Meeresspiegel. Der Abhang zum Wasser ist von Konstantinopel bis Bujukdere sanft; von dort werden jedoch die Ufer felsiger, steiler und wilder, so daß die Straße stellenweise nicht mehr am Wasser hinziehen kann, sondern über die Höhe geführt werden mußte. Übrigens schneiden in die den Bosporus umkränzenden Höhen auf beiden Seiten viele kleine Thäler ein, welche von Bächen durchrieselt werden.

Diese Uferhöhen sollen im Mittelalter ebenso wie die der deutschen Rheinschlucht mit Wäldern bedeckt gewesen sein; jetzt aber sind sie nicht nur baumlos, sondern auch unbebaut. Eine Ausnahme bilden nur die stellenweise vorkommenden Cypressenhaine der Friedhöfe und andererseits jene dichten Wälder an der Küste des Schwarzen Meeres, da wo der Bosporus beginnt. Der Ufersaum jedoch ist mit vielen Cypressen, Pinien, Platanen und anderen Bäumen, sowie mit einer großen Zahl schöner Gärten geschmückt. Dazu nun die schönen Landhäuser, kaiserlichen Paläste, Cafés, Bäder, alte Schlösser mit zerfallendem Gemäuer, Dörfer, Fischerhütten, Kioske, Moscheen, fast 25 km lang vom alten Stambul sich hinziehend, und die von großen Dampfern und Kriegsschiffen, von Segelschiffen und schmalen, vorn spitzen Ruderkähnen (Kaiks genannt) belebte Wasserstraße, die in den wundervollen

Hafen der Stadt, „das Goldene Horn“ genannt, mündet, mit dem sonnigen blauen Himmel darüber: das ist ein Bild, das seinesgleichen sucht. —

Nur im nördlichen Teile des Bosporus, welcher den besondern Namen „Boghas“ führt, tritt uns statt des lebhaften Gewühls und der bunten Mannigfaltigkeit eine stille, einsame Naturwildnis entgegen. Diese Gegend der Meerenge besteht fast nur aus öden, steil ins Wasser abfallenden Felsen, in deren Klüften nur vereinzelte Fischerhütten erscheinen. Die Batterieen und Schlösser hoch oben, welche dieses nördliche Thor von Stambul bewachen, dienen nicht dazu, die Strenge dieser Partie zu mildern.

Die griechische Sagendichtung hat auch diese Stätten mit ihren Gebilden ausgeschmückt. Durch den Bosporus fuhren die nach Kolchis segelnden Argonauten und kamen dem Rate des Phineus folgend ohne Schaden an den Symplegaden, d. h. jenen Klippen vorbei, welche am Eingange in das Schwarze Meer auf europäischer Seite liegen und bei niederem Wasserstande kaum eine Klafter hoch emporragen, bei hoher Flut aber ganz vom Wasser bedeckt sind. In der geschichtlichen Zeit ward der Bosporus zuerst durch die Brücke berühmt, welche Darius Hystaspes auf seinem Kriegszuge wider die Skythen über ihn schlagen ließ. Im Zeitalter der Kreuzzüge lagerte mehr als ein Kriegsheer an seinen Gestaden und setzte nach Asien über. Später zogen die reich beladenen Handelsschiffe der Venetianer und Genuesen hindurch, und an letztere erinnern noch Festungsruinen, die an seinen Ufern liegen. Von den Thaten der Türken hat die neuere Geschichte wenig zu verzeichnen; nur der grausige Mord, den Sultan Mahmud II. 1826 in Rumili Hissar gegen mehrere tausend Janitscharen verübte, ist im Gedächtnis des Abendlandes geblieben.

Von den Ortschaften auf beiden Seiten des Bosporus seien hier folgende bemerkt. Das Dorf Bujukdere auf europäischer Seite, wo der nördliche Teil des Bosporus, der sogenannte Boghas, endigt, und die Pracht, das Getümmel und die heitere Schönheit der Meerenge beginnt. Die Temperatur ist dort, wegen der Seeluft des benachbarten Schwarzen Meeres, wegen des öfters bloß bis dahin wehenden Nordwindes stets um einige Grad geringer als in Konstantinopel; im Sommer prangen dort ungeachtet der vierteljährigen Regenlosigkeit die Bäume noch in frischem Grün, während in Konstantinopel die Pflanzenwelt schon verdorrt ist. Bujukdere ist darum ein Lieblingsaufenthalt der christlichen Gesandten geworden, die ihre Paläste und Gärten im oberen Teile des Dorfes haben; der untere wird von Griechen, Armeniern und einer kleinen Anzahl Türken bewohnt. Der Kai des Ortes, welcher eine herrliche Aussicht gewährt, und ein benachbartes Thal mit schönem Wiesengrund sind vielbesuchte Promenaden. Im untern Teile des Thales erhebt sich eine der schönsten Baumgruppen, „die sieben Brüder“ genannt. Es sind die kräftigen Wurzelschößlinge einer Palme. Die Sage behauptet, daß einst Gottfried von Bouillon mit seinen Gefährten dort gelagert habe.

Gegenüber von Bujukdere liegt der Madschar-Burun, d. h. das

Vorgebirge der Ungarn mit einer Batterie. Hinter derselben ragt der schon genannte „Riesenberg" auf. Die Anhöhe hat diesen Namen von den Franken erhalten wegen des dort befindlichen „Riesengrabes", das die Griechen für die Grabstätte des Herkules hielten, die Türken aber für die Grabstätte des Josua erklärten, weshalb sie den Hügel „Juscha taphi" nannten. Das im Schatten herrlicher Bäume gelegene „Grab" ist ein aus Marmorplatten gebildeter länglicher Raum; auf den Gesträuchern und Blumen flattern stets Kleiderfetzen und Lumpen, die alle türkischen Wallfahrtsorte verunzieren.

Am europäischen Ufer gelangt man von Bujukdere zuerst an das Kalk-Vorgebirge (Kiredsch Burun) mit einer Baumgruppe in der Schlucht, in deren Schatten silberhell eine Quelle sprudelt. Ein kleines Kaffeehaus bietet den erquickenden Mokkatrank und die unentbehrliche Tabakspfeife. Weiter abwärts liegt Therapia, im Altertum „Pharmakia", d. i. Arznei- oder Giftstätte genannt und deshalb in der Sage von Medea hergeleitet, welche hier ihre Giftstoffe ausgeworfen haben soll. Den Namen Therapia (Heilstätte) hat der Ort wohl von seiner gesunden, erfrischenden Luft erhalten; er dient den reichen Griechen, den englischen und französischen Gesandten zur Sommerfrische.

Gegenüber liegt das Dorf Beikos, viel besucht wegen seiner Fontänen und einer auf zehn Marmorsäulen ruhenden Platane.

Weiter nach Konstantinopel zu liegen einander die beiden Schlösser Rumili-Hissar (auf europäischer Seite) und Anatoli-Hissar (auf asiatischer Seite) gegenüber. Sie bezeichnen die schmalste Stelle der Meerenge, die sie zu verteidigen bestimmt waren, und hier dürfte wohl auch der Ort zu suchen sein, wo Mandoktes von Samos auf Befehl des Darius sie überbrückte. Auf europäischer Seite zeigt man einen Felsen, der zu einem Throne ausgehauen, dem Perserkönig gedient haben soll, sein ins Skythenland ziehendes Heer beim Übergange über den Bosporus zu betrachten. Rumili-Hissar (d. i. Schloß von Rumelien) ward 1452, ein Jahr vor der Eroberung Konstantinopels, von Mohammed II. erbaut; es zeigt vom Meere aus gesehen drei mächtige Türme, in hohe, gezinnte Mauern eingeschlossen, über welche schlanke Cypressen emporstreben. Zu ihren Füßen bedecken buntbemalte, durch Alter gebräunte Holzhäuser in allen Stadien des Verfalles das Ufer. Kaum ein anderer Punkt des Ufers dürfte diesen an malerischer Schönheit übertreffen.*)

Weiter abwärts trifft man bei dem ursprünglich nur von Albanesen bewohnten Dorfe Arnaut-Köi**) auf die stärkste Strömung des Bosporus, von den Türken die „Teufelsströmung" genannt. Sie ist so reißend, daß selbst die Meerkrebse ihr nicht Widerstand leisten können und deshalb zu Lande um sie herumgehen. Von den noch übrigen europäischen Ufer-

*) Reisen in der Asiatischen Türkei von Jul. Seiff (Leipzig 1875).
**) Köi = Dorf.

orten, die sich bis Pera hinziehen, sind Beschiktasch und Dolmabaghdsche die bemerkenswertesten. Das erste, im Anfange der byzantinischen Zeit „Daphne“ genannt (Lorbeerhain) und jetzt mit kaiserlichen Gärten und Palästen geschmückt, war stets ein Lieblingsaufenthalt der Sultane im Sommer. In den schönsten Thälern von Beschiktasch befinden sich mehrere mohammedanische Klöster, sowie viele Grabstätten, welche als Spaziergänge benutzt werden. Nach Hammer bezeichnet Beschiktasch die Stelle, wo Mohammed II., als er die Belagerung von Konstantinopel unternahm und in den gesperrten Hafen der Stadt nicht eindringen konnte, seine Schiffe aus dem Bosporus herausziehen ließ, um sie mit Hilfe von Walzen auf einem zwei Stunden langen Landwege in jenen Hafen bringen zu lassen. Dolmabaghdsche ist ein kaiserlicher Winterpalast, prachtvoll von außen, doch architektonisch in sehr gemischtem Stile erbaut. Die marmorgetäfelte Terrasse erhebt sich mit ihren breiten Treppen unmittelbar aus der blauen Flut.

Gegenüber auf asiatischer Seite befindet sich ein phantastisch geformter Granitfels mit einem angeblich vom byzantinischen Kaiser Manuel Comnenus erbauten Kastell, das jetzt als Pestspital benutzt wird. Bei den Fremden heißt es „Leanderturm“, vermutlich, weil sie, durch eine türkische Sage veranlaßt, auch die mythische Geschichte von Hero und Leander dahin verlegten.

Nicht weit von diesem Kastell, der türkischen Hauptstadt gegenüber, liegt Skutari (türkisch: Uskudar), die größte Vorstadt von Konstantinopel, das Absteigequartier aller asiatischen Karawanen, die von Konstantinopel kommen oder dorthin gehen. Skutari hat ansehnliche Klöster (der Tanz der Derwische wird von europäischen Reisenden als seltsame Kultusform viel besucht), und ferner größere und schönere Friedhöfe als Konstantinopel, da fromme und bemittelte Türken der Hauptstadt sich in Skutari begraben lassen, um in dem geheiligten Boden ihres asiatischen Vaterlandes zu ruhen.

c. Der Hafen von Konstantinopel und seine Vorstädte am Nordrande.

Da, wo der Bosporus in die Propontis übergeht, öffnet sich auf der europäischen Seite das Land, um einen der besten Seehäfen zu bilden, wegen seiner gebogenen Form und seines Reichtums an Fischen und Schiffen das „Goldene Horn“ genannt. Diese über eine Meile lange Bucht hat anfangs eine westliche Richtung, dreht sich aber nach Nordwesten und dann nach Norden herum. An der breitesten Stelle am Eingange ist sie 1000 m also noch einmal so breit wie der Rhein bei Mainz; die engste Stelle ist zwischen den beiden Thoren von Konstantinopel und Galata, welche die Thore des Fischmarktes heißen; die Überfahrt dauert kaum fünf Minuten. Die Tiefe des Hafens ist so beträchtlich, daß fast überall die Kriegsschiffe hart ans Ufer fahren können; er bietet Schutz gegen alle Winde. Er hat

außerdem den Vorteil, daß, obwohl aller Unrat Konstantinopels und der andern Uferplätze in ihn abgeführt wird, er doch nie einer Reinigung bedarf, teils weil die in ihn mündenden Flüßchen keinen Schlamm mitbringen, teils weil ihn eine stete Reinigung durchzieht, die an der Spitze des Serails gewaltsam in den Hafen gedrängt wird, ihn ganz umkreist und bei Tapchane sich wieder mit dem vom Bosporus strömenden Wasser vereinigt. Dagegen erschwert der Zusammenstoß dieser Strömung und Gegenströmung die Einfahrt in den Hafen. Übrigens hat Konstantinopel auch auf seiner dem Marmara-Meere zugewandten Seite einige kleine Häfen, die jedoch nicht von Bedeutung sind.

Nördlich vom Goldenen Horn liegen mehrere Vorstädte; die größten sind Galata (unmittelbar am Wasser) und auf den Hügeln bergan ziehend: Pera. Zuerst kommen wir aber (auf der nördlichen Seite des Eingangs) nach dem Artillerie-Viertel, Top-chana genannt, von Tophane = Kanonengießerei. In diesem Orte, dessen große Kaserne vom ganzen Artillerie-Korps bewohnt wird, befinden sich hart am Ufer Batterieen, deren Schüsse sich mit denen des gegenüber liegenden Serails kreuzen und so den Eingang des Hafens verteidigen. Galata ist eine ansehnliche Stadt, seit Justinian I. von angesiedelten Italienern bewohnt, bis diese nachher in Konstantinopel selbst ein besonderes Quartier erhielten. Dann räumten die Beherrscher von Byzanz Galata den Genuesen ein, und jetzt ist es nebst Pera von allen europäischen Nationen, vorzugsweise von Kaufleuten bewohnt. Die Straßen sind eng und düster. Merkwürdig ist der auf der Stadtmauer erbaute sogenannte Turm von Galata, welcher, hoch aufragend, eine weite Aussicht gewährt und im Burgenstil des Mittelalters aufgeführt, durch seine massige Größe und Höhe einen grellen Gegensatz zu den schlanken Minarets bildet. Wie die Genuesen von Galata bei der Eroberung Konstantinopels 1453 eine sehr zweifelhafte Rolle spielten, so ist ihnen auch noch heute ein verächtlicher Krämersinn zum Vorwurf zu machen; noch heute ist Galata das Quartier der Geldmänner, Spekulanten und Börsenschwindler; sie haben die Regierung in ihrer Gewalt und arbeiten nach Leibeskräften auf den Staatsruin hin. Eine steile Straße führt nach Pera hinauf in das bekannte europäische Quartier von Konstantinopel, wo auch die meisten europäischen Gesandten nebst ihrem Gefolge wohnen. Außer den Franken (wie der Türke alle christlichen Europäer nennt) trifft man dort aber auch Weiße und Schwarze aus allen Provinzen des türkischen Reichs; es begegnen sich dort Perser, Tataren, Araber, Tscherkessen, Griechen, Neger, Tunesen, Algierer, Tripolitaner und Marokkaner, Ägypter, Bengalesen, — Polen, Deutsche, Franzosen, Engländer, Schweizer, Italiener, Spanier, Dalmatiner und Russen. Der einheimische Teil der Bevölkerung ist aus griechischem und genuesischem Blute gemischt.

Es ist ein Unglück für Pera, daß auch hier die Griechen die herrschende Klasse der Bevölkerung bilden. Sie sind im Grunde Orientalen, und ihre ganze Verbindung mit dem Abendlande besteht in Handels-

beziehungen, in der Handhabung eines schlechten Französisch und der Nachäffung des westeuropäischen Luxus. Sie haben mit ihren Ahnen nichts gemein als den großen Namen; sie vermessen sich, die Vertreter abendländischer Kultur zu spielen und suchen dies Ziel zu erreichen, indem sie in den Cafés chantants den heiseren Sängerinnen zweifelhaften Rufes Beifall klatschen, das Pianino mit ihrem Geklimper mißhandeln und in der „Alhambra“ warmen Beifall spenden, wenn eine Primadonna eine Verdische Bravourarie vergewaltigend absingt. Das laute Klatschen soll die Gefühlsarmut verdecken, die auch beim weiblichen Geschlecht in bedauerlichem Maße zu finden ist. Die Neugriechin gefällt sich darin, die Pariserin nachzuahmen, freilich ohne Geist, wenn auch zugestanden werden muß, daß sie in der Abgeschmacktheit der Toilette ihr Urbild übertrumpft. Sie unterhält sich laut über die Straße hinweg mit einem offiziellen Hausfreunde und zwar in schlechtgesprochenem Französisch, um einen gelangweilt aus seinem Fenster blickenden „Franken“ zu entzücken. Ohne Grazie ist ihre Haltung, ohne Geist und Anmut ihre Rede, kurz in der schönen, ja glänzenden Körperhülle fehlt Herz und Geist. Sobald sich die Sonne dem westlichen Horizont nähert, verlassen diese Modedamen ihre komfortabeln Wohnungen, und nun flutet's wie ein bunter Strom die Grande Rue de Péra entlang in bauschigen Seidenkleidern, welche die schmale Straße lästig verengen; von den künstlichen Bauwerken falschen Haarputzes nicken stolze Straußenfedern herab, während die Naturfarbe des Antlitzes durch Schminke gedämpft oder erhöht ist. „So sieht man überall nur kalte Formalität, keckes Vordrängen des Genußlebens, ohne seelischen Rückhalt, nichts als Flitter, Rauschgold, Parfüm — und keine geistige Arbeit, kein Ringen nach der Palme der Kunst, nach der Krone der Wissenschaft.“ Auch die Männer griechischer Herkunft in Pera erfreuen sich keines besonderen Rufes; sie gelten für durchaus sittlich anrüchig, nehmen am öffentlichen Leben ein Interesse nur aus Eitelkeit, und Falschheit in höchster Steigerung, Hinterlist, Grausamkeit gegen Feinde und Rücksichtslosigkeit gegen Freunde zählen zu ihren Nationaltugenden.*)

Pera ist wie Galata sehr eng und winkelig gebaut; an Schmutz ist wie im ganzen Konstantinopel kein Mangel, und bei Regenwetter stürzen Schlammbäche von den abschüssigen Straßen. Die Hauptstraße Grande Rue de Péra ist sehr lang und von einem Menschengewühl durchwogt, daß es oft schwer hält, vorwärts zu kommen. Sie ist nur so breit, daß ein einziger Wagen sie fast ausfüllt; durch Überhänge und vorspringende Erker, deren jedes Haus mindestens einen hat, wird sie so verengt, daß man von einem Erker zum andern die Hand reichen kann. Da nun alles leicht von Holz gebaut ist, so ist begreiflich, daß die Feuersbrünste zuweilen gleich Tausende von Häusern zerstören.

*) Frh. v. Schweiger-Lerchenfeld, Unter dem Halbmond. Jena 1876.

Neben und hinter Pera liegen die beiden Vorstädte Kassim Pascha und Tatawla oder St. Dimitri, beide für das Seewesen wichtig. Das letztere Viertel ist der Wohnsitz und Belustigungsort der wilden Matrosen und Schiffsarbeiter, welche zwar auch in anderen Vorstädten wohnen, nirgends aber in größerer Zügellosigkeit leben. In Kassim Pascha befindet sich das Bagno, das Arsenal, der Palast des Kapudan Pascha (Großadmirals) und das Admiralitätsgebäude. Gegen das Ende des Hafens hin gelangt man nach Chasköi, das mit dem gegenüber gelegenen Balata das Judenquartier von Stambul ist.

Im äußersten Hintergrunde der Bucht, welche den Hafen von Konstantinopel bildet, mündet der Kiagabdjane-Fluß mit dem ihm kurz zuvor zugeströmten Alibegköi. Seine Mündungsgegend heißt das Thal der süßen Wasser und ist der berühmteste Spaziergang um Stambul. Das schöne Thal enthält einen kaiserlichen Sommerpalast mit prachtvollen Gartenanlagen, welche in Abwesenheit des Hofes jedermann zugänglich sind.

Geht man vom Thal der süßen Wasser auf die andere südliche Seite der Hafenbucht, um in das eigentliche Stambul zu gelangen, so kommt man nach der Vorstadt Ejub. Das wichtigste Gebäude ist die im Jahre der Eroberung (1453) begonnene Moschee, welche das Grab des bei der siebenjährigen Belagerung (668—675), zur Zeit des ersten Arabersturms angeblich gefallenen Helden Ejub, des Fahnenträgers des Propheten, sowie einen angeblich aus der Kaaba herrührenden, mit den Fußstapfen des Propheten versehenen Stein enthält. Diese Moschee ist die heilige Stätte, an welcher die ihre Regierung antretenden Sultane ihre Herrscherweihe empfangen, indem sie vom Scherif von Konieh (Iconium) mit dem Schwerte, dem gekrümmten Säbel Osmans des Eroberers, umgürtet werden. Die Moschee ist aus weißem Marmor einfach gewölbt, nach dem Muster der Kuppel der Agia Sophia, flankiert von zwei schlanken Minarets. Der große mit Cypressen bepflanzte Friedhof zieht sich fast eine halbe Stunde lang bis zum Thal der süßen Wasser hin und ist am Freitag Nachmittag von Tausenden verschleierter Frauen bevölkert, die zwischen den weißen Leichensteinen sitzen.

Die Ejub-Moschee gehört zu den heiligsten und darf von keinem Ungläubigen betreten werden.

d. Das eigentliche Stambul.

Durch das Eindringen der Bucht, das „Goldene Horn" genannt, in das europäische Uferland wird eine dreieckige Halbinsel ausgeschnitten, die nur im Westen mit dem Festlande zusammenhängt, das die Basis des krummlinigen Dreiecks bildet. Konstantinopel hat somit eine Landseite, eine Hafenseite und eine Meerseite, deren Länge zusammengenommen und die Krümmungen mitgerechnet, zwei Meilen beträgt. Die Landseite allein ist



Constantinopel.

eine Stunde lang. Im Altertum, als die Stadt noch Byzantium hieß, umfaßte sie nur die Spitze jenes Dreiecks oder den Raum, welchen jetzt das Serail und der anstoßende Stadtteil einnehmen. Konstantin, der seine Residenz nach Byzanz verlegte und sie zur Hauptstadt seines (des oströmischen) Reichs machte, dehnte sie nach dem Lande zu weiter aus und schmückte sie mit Prachtgebäuden und Kunstwerken. Am 12. Mai des Jahres 318 hatte er den Bau der Stadtmauer vollendet, welcher Tag eine Zeitlang als der Stiftungstag von Konstantinopel gefeiert wurde. Erst unter Kaiser Theodosius dem Jüngern, der sie noch einmal vergrößerte, erhielt sie den jetzigen Umfang.

Sie liegt, wie das alte Rom, auf sieben Hügeln und war wie dieses in 14 Quartiere geteilt. Die starken Umwallungsmauern aus byzantinischer Zeit sind teils verschwunden, teils zerbröckelt. Die sogenannte innere Wallmauer am Goldenen Horn existiert nicht mehr, obgleich sie auf den Plänen der Stadt noch immer erscheint, und in die weitere Mauerlinie um die Serailspitze hat die rumelische Eisenbahn (nach Adrianopel gehend), welche längs des Ufers am Marmara-Meere hingeführt werden mußte, starke Bresche gelegt. „Ein Ritt von der großen Brücke nach der angegebenen Bahnrichtung" — berichtet Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld in dem betreffenden Werke*) — „wird jedem einen unzweifelhaften Genuß bieten, insofern als er eigentlich ein stundenlanges Ruinenterritorium durchmißt. Nicht weit vom ehemaligen „Gartenthor", das in den großen, mit Cypressen und Platanen gezierten Vorpark der Serail-Anlagen führt, ist der Stambuler Bahnhof gelegen. Ein Ritt von hier aus bringt uns zunächst an die Serailspitze, ein Fleckchen Erde mit einer der herrlichsten Aussichten der Welt. Der Blick fällt zuerst auf das Gewirre des Goldenen Horns, dann tief in den Bosporus hinein, über Skutaris Gebäude nach den fernen, in farbigen Nebeln verdämmernden Prinzeninseln, südwärts aber auf den azurnen Spiegel des Marmara-Meeres, das in weiter Ferne scheinbar durch das schneebedeckte Gebirgsmassiv des bithynischen Olymps seinen Abschluß findet. Auf dieser Stelle erhob sich einst die Akropolis des griechischen Konstantinopels. Wer im Andenken an jene Vergangenheit irgend eine bauliche Erinnerung suchen wollte, würde sich vergebens bemühen; ist doch der Glanz der ottomanischen Herrschaft bereits verblichen. Wir verfolgen unseren Weg unter hoher Mauerflucht und schattenden Platanen, um ein Stück Wallmauer zu passieren; dann wird der Blick aufs Meer wieder frei, denn der Schienenweg hat sich durch das uralte Gemäuer Bahn gebrochen, um wieder bei der nächsten Wendung durch ein Festungswerk maskiert zu werden. So geht es geraume Zeit; verfallene Türme wechseln mit geborstenen Wallgewölben, hin und wieder lehnt sich wohl auch ein baufälliges Haus an das noch baufälligere

*) Unter dem Halbmond. Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker. Jena 1876.

Gemäuer und zwischen dem Schutt sprießt üppiges Strauchwerk Weiter westwärts liegt nicht bloß der Wallzug, sondern mancher kleine Stadtkomplex buchstäblich in Ruinen: grell getünchte Holzhäuser mit den charakteristischen Balkonen stehen auf einem Konglomerat von rauchgeschwärzten Grundmauerresten, modrigem Schutt und anderem Geröll, in den Spalten früherer Steinmauern von Palästen kleben jetzt einige windschiefe Hütten türkischer Schuh- oder persischer Kesselflicker. Elende Baracken schließen den Hintergrund ab, der nur hin und wieder durch die blendend weißen Minarets der großen Kaiser-Moscheen überragt wird. Einige hundert Schritte weiter stößt man auf das Ende des ehemaligen eine Meile langen Wasserwalles, auf die „sieben Türme". Auch sie, einst so gefürchtete Staatsgefängnisse und feste Burgen, sind heute vollständige Ruinenhaufen, von scheuem Gevögel, herrenlosen Hunden und Zigeunern bevölkert."

Ich habe absichtlich ein solches Bild der „herrlichen Stadt" vorweg genommen, denn Konstantinopel teilt mit allen Städten des Orients das Ruinenhafte — von außen ist der Anblick wundervoll prächtig, die Phantasie mächtig ergreifend, aber der Eintritt ins Innere bewirkt Ernüchterung und Enttäuschung, es ist alles voll Staub und Schmutz und die Pracht und der Reichtum einzelner Bauwerke können dafür nicht entschädigen.

Die Straßen Stambuls sind winkelig, eng und düster; Raczynski hat eine gemessen, welche nur wenig über 3 m breit war. Nur zwei schöne und lange Straßen, die wohlthuende Breite haben, sind die, welche zum Atmeidan (Rennplatz) und zur Sophienmoschee führen. Aber Trottoirs sucht man vergebens und das Pflaster ist überall schlecht, alle sind schmutzig und voll übeln Geruchs, da man allen Unrat auf die Straße wirft und die gefallenen Tiere ruhig verwesen läßt, bis sie von den zahlreichen Hunden, die sich herrenlos in den Straßen umhertreiben, verzehrt werden.

Freie Plätze befinden sich besonders bei den größeren Moscheen. Der bedeutendste ist der Atmeidan (d. i. der Pferdeplatz), in der byzantinischen Zeit „Hippodrom" genannt und damals zu Wettfahrten und bei Triumphzügen, jetzt aber zu feierlichen Aufzügen des Sultans, sowie zum Zureiten der Pferde dienend. Er war einst viel größer; jetzt ist er nur noch 250 Schritt lang und 150 breit. Auf einem am Hippodrom erbauten Turme standen einst die vier berühmten Rosse, welche jetzt den Markusplatz in Venedig schmücken und von vielen für ein Werk des Lysippus gehalten werden. Jetzt finden sich auf dem Atmeidan nur noch drei Denkmäler des Altertums, ein aus Quadern aufgeführter Pfeiler, ein ägyptischer Obelisk und eine durch drei sich windende Schlangen gebildete Säule, welche einst den Dreifuß des Tempels in Delphi getragen haben soll. Diese malachitgrün schimmernde erzene Schlangensäule, was könnte sie, sprachbegabt, alles erzählen! — von den Zeiten, als die Sprüche der Seherin des pythischen Gottes ertönten, bis zu den Schreckenstagen, da Mahmud II. die widerspenstigen Janitscharen in ihren Kasernen belagerte, die mit Sturm genommen

wurden; in ihrem Blut ward die alte Türkei ertränkt. Diesen Kämpfen auf dem Atmeidan folgten die Massenhinrichtungen, von denen Augenzeugen erzählen, daß drei Tage lang die Schiffahrt im Bosporus und dem Hafen durch die Leichenmassen gehemmt war, welche in den rötlich schäumenden Wogen schwammen.

Auf der nordöstlichen Seite des Atmeidan steht das Kleinod Konstantinopels: die Sophienkirche, die ihren Namen nicht von einer heiligen Sophie, sondern davon erhielt, daß sie der höchsten Weisheit (Sophia) geweiht war. Sie ward im Jahre 325 von Konstantin d. Gr. erbaut, 404 durch Feuer zerstört, 415 durch Theodosius wiederhergestellt, brannte 532 noch einmal ab, wurde 559 durch Erdbeben zerstört, hierauf aber durch Justinian in fünf Jahren neu und größer wieder aufgebaut. Im Jahre 987 warf ein Erdbeben einen Teil ihrer Mauern nieder, Kaiser Basilius II. ließ sie wieder herstellen; und so blieb sie bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken, als Mohammed II. hoch zu Roß über Leichenhaufen in sie einritt, die Zeichen des Christenglaubens zerstörte und sie in eine Moschee umwandelte. Er gab ihr zwei neue Stützpfeiler und fügte ein Minaret hinzu, dem unter seinen Nachfolgern noch drei andere zugesellt wurden. Doch diese muhammedanischen Zuthaten und der Halbmond, den man ihr aufsetzte, vermögen den christlichen Charakter der Agia Sophia nicht zu verwischen. Und wie lange wird noch der Halbmond auf ihrer Höhe leuchten?

Das Innere der Kirche war einst mit Wandgemälden, Altären und Kreuzen, das Innere der Kuppel mit Mosaikbildern reich geschmückt; anstatt der letzteren hat man lange Streifen von Koransprüchen mit zwei bis zweieinhalb Meter langen Buchstaben angebracht, sowie dreifache Reife mit einigen tausend Lampen, die in den Nächten des Ramadan angezündet werden. Ferner hat man in der Sophia ein Mihrab angebracht, d. h. eine in der Richtung nach Mekka liegende Nische, nach welcher der Betende den Blick richtet. Da jedoch das Viereck der Kirche nach christlicher Sitte auf die vier Weltgegenden gerichtet ist, so mußte der Mihrab im Widerspruch mit der ganzen Architektur des Gebäudes in der Quere angebracht werden, so daß die betende Versammlung eine Menge von Diagonalen bildet. Ebenfalls seitwärts, an einem Pfeiler, steht das Mimber oder die Kanzel für das Freitagsgebet. Dagegen befindet sich der Kursi oder die Predigtkanzel in der Mitte der Kirche.

Der Anblick des großartigen, durch sein Alter ehrwürdigen Bauwerks hat in der Nähe wenig Erhebendes, da es rings von anderen Gebäuden umgeben und zum Teil verdeckt wird. Ihre hohe große Kuppel mit dem riesigen vergoldeten Halbmond macht jedoch die Agia (spr. Aja) Sophia weit ins Meer hinaus sichtbar und soll sogar vom Gipfel des Olymp noch erkannt werden.

In der Mitte der Stadt steht das alte Serail mit seinem ihm zu-

gehörigen Quartiere, von Mohammed II. erbaut, jetzt nur noch der Wohnsitz der Frauen verstorbener Sultane. Soliman II. verlegte den Herrschersitz in das neue Serail. Dieses liegt in der durch den Hafen und die Propontis gebildeten Ecke des Stadtgebietes, an derselben Stelle, an welcher einst, wiewohl noch weiter nach Süden ausgedehnt, auch die Paläste der byzantinischen Kaiser standen. Das Ganze bildet eine Stadt für sich und wird von 6—7000 Menschen bewohnt. Es ist mit einer Mauer umgeben, welche ein unregelmäßiges Sechseck bildet, eine Stunde lang ist und 12 Thore hat. Aus vielen einzelnen Gebäuden und Gartenanlagen bestehend, mit seinem Wechsel von Minarets, von vergoldeten Dächern und Kuppeln und von emporragenden Cypressen, bietet es nach der Seeseite hin einen großartigen Anblick dar.

Betrachten wir zunächst die wichtigsten Punkte der äußersten Teile des neuen Serails, so befindet sich nahe bei der Sophienkirche der Haupteingang oder das sogenannte Kaiserthor, vor welchem die Köpfe von Aufrührern aufgesteckt oder zur Erde geworfen werden. Von ihm nach dem Hafen zu weiter an der Mauer fortgehend, gelangt man zu einem Palast, welcher außerhalb der Mauer an einem vorspringenden Winkel derselben liegt. Er heißt die hohe Pforte, obgleich sich bei ihm kein Thor befindet, durch welches man in das Serail gehen könnte. In ihm wohnt der Großwesir; zugleich befinden sich aber auch die Kanzleien aller Ministerien in diesem Gebäude und es werden in ihm die Ministerberatungen oder Diwans gehalten. Weiterhin gelangt man an den Hafen. In der Ecke, welche die auf der Stadtseite ziehende und dann längs dem Hafen fortlaufende Mauer bildet, befindet sich ein kaiserlicher Kiosk und ein Thor, welches das Thor des Ufer-Kioskes (Jalli-Kiosk) genannt wird. Von diesem Kiosk pflegt der Sultan das Auslaufen der Flotte zu betrachten. In ihm steht ein Thron, welcher zwei Meter im Geviert mißt und aus reinem Silber besteht. An der Hafenseite selbst liegt das Thor Odunkapussi. Es wird bloß nachts geöffnet, um den Leichnamen der im Serail Hingerichteten einen Ausgang ins Wasser zu bieten. Geht man von ihm aus weiter nach der Spitze des Serails, so sieht man auf dieser Batterieen errichtet. Sie dienen nicht bloß zur Verteidigung des Hafeneinganges, sondern auch zu Freuden- und Ehrenbezeigungen, sowie um durch einen Schuß die Hinrichtung eines Verbrechers im Serail anzukündigen; die Kanone vertritt bei den Türken in weltlichen Dingen die Stelle unserer Glocken. Das an diesen Batterieen befindliche Thor heißt Top-Kapu (Kanonen-Thor).

Geht man durch das Kaiserthor in das Innere des Serails, so gelangt man in den ersten Hof. Er ist 500 Schritt lang und enthält außer einem herrlich beschatteten Springbrunnen und einem Rasenplatze Kasernen, Wachen, eine Münze, eine in ein Zeughaus verwandelte Kirche, ein Krankenhaus, Bäckereien, einen Marstall. Aus ihm führt das sogenannte Mittelthor (Orta-

Kapu) in den zweiten Hof. Dieses Thor ist der Hinrichtungsplatz für höhere Beamte. Früher mußten hier auch die Gesandten, bevor ihnen der Sultan Audienz gab, verweilen. In diesem mit Baumgängen verzierten zweiten Hofe befinden sich u. a. neun Kirchen und die Speisekammern des Serails, sowie das aus zwei Sälen bestehende Diwans-Gebäude, in welchem die Reichsratssitzungen gehalten werden.

In den dritten Hof gelangt man durch das „Thor der Glückseligkeit". Nahe bei diesem Thore ist der Audienzsaal mit dem Throne des Sultans, der äußerste Punkt, bis zu welchem Fremde im Serail vorgelassen werden. Sonst enthält der dritte Hof noch viele Säle, Kioske, die Schatzkammer, zwei Bibliotheken, mehrere Moscheen, Bäder, Fontänen, Gärten und den Harem des Sultans.

Die Marktplätze der Stadt belaufen sich der Zahl nach auf mehr als zwanzig. Sie sind teils offene, teils bedeckte. Jene, den unsrigen entsprechend, heißen Tscharschus (d. i. die vier Seiten) oder Bazars (d. i. freies Spiel oder Verkehr). Die bedeckten Märkte oder Besestans sind überwölbte Hallen oder Straßen, also das, was man in Paris passages nennt. Die Buden der türkischen Handelsleute haben viel Anlockendes, allerlei Altertümliches, Seltenes, Altes und Neues in buntem Gemisch reizt den Blick der Vorübergehenden, und wer dem Reize folgt, hat, ehe er sich dessen versieht, ein kleines Museum gekauft. Juwelierläden, deren Inhaber meist Juden sind, sieht man häufig. Auch der Geldwechsler fehlt nicht. Schneiderwerkstätten sind im Bazar seltener. Vor allem ist der Orientale auf Schmuck, auf Diamanten und Edelsteine erpicht. Perlen und Smaragden und Ohrringe aus Filigranarbeit, goldene Ringe und Armbänder ziehen überall die Haremsdamen an, die man halbverschleiert, begleitet von unverschleierten Negerinnen, gruppenweise hier und da Halt machen sieht. Das eigentliche Handwerk ist vorzugsweise in den Händen der Türken: das der Schuhmacher, Riemer, Lederarbeiter aller Art, Schlosser, Schmiede, Gürtler, und man muß den Türken zum Ruhme nachsagen, daß sie tüchtige Ware liefern, im Verkauf ehrlich, und daß ihre Redlichkeit vorteilhaft absticht gegen das zudringliche, listige Wesen des jüdischen, griechischen und armenischen Handelsmanns.

Ein Gang durch die engen Straßen ist zwar einerseits mühsam, da man im bunten Gedränge der Reiter, der Ochsenkarren, der Wasserträger, der Eseltreiber, der Träger von Ölkrügen, der Brotverkäufer, der Eierhändler u. s. w. nur langsam vorwärts kommt; andererseits wieder höchst interessant, um die verschiedensten Stände und Nationalitäten zu beobachten. Dort reitet ein Pascha mit zahlreichem Gefolge, hier bringt ein Beduine seine gekauften Waffen in Sicherheit, ein psalmodierender Derwisch leiert seine Loblieder auf den Allerhalter ab, oder ein weißbärtiger Hadschi erzählt dem lauschenden Kreise, der sich um ihn gebildet, Wundermärchen. Hier sehen wir rechts und links die Handwerker in ihren Werkstätten; dort schauen wir in ein Kaffeelokal, wo in qualmerfülltem Raume die Fanatiker der Ruhe

stundenlang mit untergeschlagenen Füßen sitzen, um sich dem Kaf, dem unbedingten Nichtsthun, hinzugeben.

Die meisten Häuser sind, die Paläste nicht ausgenommen, von Holz erbaut. Die Mehrzahl besteht aus leichtem Gebälk, das mit Brettern bedeckt und inwendig noch mit Mörtel belegt ist, oder aus einem mit Lehm ausgefütterten Flechtwerk. Die schönsten zeichnen sich nur dadurch aus, daß sie von außen schön bemalt und mit allerlei Schnörkeln versehen sind. Da man gern viele Fenster hat, so sind nicht wenige Häuser mit vorspringenden Ecken gebaut. Da man der Frauen wegen keine männlichen Personen als Mietsleute annimmt, so ist auch der Arme genötigt, sich eine eigene Wohnstätte zu bauen, daher die vielen ärmlichen Hütten und Baracken. Die Feuersbrünste sind nebst der Pest und dem Erdbeben der Schrecken von Konstantinopel.

Die Zahl der Einwohner ist in einer orientalischen Stadt schwer festzustellen; doch mag die Zahl der Bewohner von Stambul*) 874000 betragen. Die Ansässigen bestehen aus osmanischen Türken, Neugriechen, Armeniern, Juden, Franken, Arabern und Persern. Die beiden letzteren sind der Zahl nach die geringsten. Die Osmanen und nach ihnen die Griechen bilden die zahlreichsten Klassen. Letztere wohnen großenteils in demjenigen Teile der Stadt, welcher dem Arsenal gerade gegenüberliegt und Fanar genannt wird; daher der Name Fanarioten. Die Armenier und Juden haben zwar ihre besonderen Quartiere; doch wohnt eine große Anzahl der ersteren in der Stadt und den Vorstädten zerstreut. Die Franken wohnen, wie schon erwähnt, in Pera und Galata.

e. Ein Sittenbild aus der türkischen Hauptstadt.**)

Es ist geradezu auffällig, wieviel origineller Erscheinungen die türkische Hauptstadt aufweist. Die Liebe zur beschaulichen Ruhe sowie die Abgeschlossenheit der Frauen brachte es mit sich, daß der Hausierhandel zu ganz besonderer Blüte gelangte; der Käufer läßt sich die Ware ins Gemach bringen, anstatt daß er — wie bei uns — bei jedem Wetter im Menschengewühle von Laden zu Laden eilt. Schon mit Tagesgrauen werden in den engen Gassen einzelne Rufe laut; der Öl- und Brotverkäufer, der Eier- und Spirituosenhändler, sowie der Krämer bieten in allen möglichen Tonhöhen ihre Produkte feil. Besonders merkwürdig ist die peinliche Pünktlichkeit, mit welcher diese lebenden Viktualienhandlungen eintreffen, und wer einiges Tongedächtnis hat, der kann mit der Uhr in der Hand die Ankunft dieser Ausrufer vorausbestimmen. Namentlich in Pera hat sich diese Sitte des Hausierens erhalten, und der griechische und armenische Händler sind

*) Einschließlich der Vorstädte.

**) Quelle: Frh. v. Schweiger-Lerchenfeld, Unter dem Halbmond. Jena 1876.

so erfinderisch in der Wahl der feilgebotenen Artikel und dabei zugleich so dreist und zudringlich, daß es nicht gar so selten vorkommt, daß man sie an die Luft befördert. Bis in die späte Nacht hinein ertönen noch die Rufe der Brot- und Backwerkverkäufer, deren Anpreisungen noch erklingen, wenn auf den Straßen das Menschengewühl längst erstorben ist und die Hunde längst im Hausflur Unterschlupf gesucht. — Folge mir ferner, lieber Leser, in die Irrgänge der großen Stambuler Bazars, nach dem verrufenen Stadtviertel Kassim Paschas, Ejubs oder Jedi Kullehs; hier sind noch ursprüngliche Gestalten des byzantinischen Volkslebens zu finden. Aus dunklen Nischen ertönen die monotonen Lobgesänge der Bettlerderwische auf Allah, den Allerhalter; in den qualmigen Kaffeebuden kauern mit untergeschlagenen Beinen die Muselmänner in süßem Nichtsthun; in anderen Nischen erzählt beim trüben Schein einer flackernden Kerze ein weißbärtiger Hadschi Wundermärchen von Jerusalem, von der heiligen Stadt des Propheten und von deren heiligem Wunderbrunnen Semsem. Kurz hier ist das Islamitentum noch am reinsten anzutreffen, besonders das märchenerzählende, glaubenseifrige, träge und stumpfsinnige. Eine besonders ekelhafte Erscheinung in diesen abgelegenen Teilen der Hauptstadt bilden die Haschischraucher, welche gewissen Stambuler Derwischorden angehören. Die abenteuerlichen, wüsten Gesellen versuchen nicht durch das Wort auf andere Gläubige zu wirken, sondern wollen dieselben durch den dargebotenen Genuß des nervenzerrüttenden Narkotikums, welches im Hanf schlummert, in jenes Traumleben hineinlullen, in welchem sie sich selbst Paradieseswonnen vorspiegeln. Der Hanf wird teils in Blätterform geraucht, teils als Pille oder Dicksaft dem Tabak, wohl auch dem schwarzen Kaffee beigemengt. Der Genuß dieses trunken machenden Reizmittels verlieh schon zur Zeit der Kreuzzüge den Assassinen im Libanon jene trotzige Kühnheit, welche ihren Namen furchtbar gemacht hat. Heute ist der Gebrauch desselben ziemlich allgemein in der Türkei und hilft die entnervten Moslem körperlich zerrütten, während der Geist zufolge der Betäubung und Trunkenheit den Körper flieht, zu den Herrlichkeiten der sieben Himmel pilgert, wo auf flimmernden Perlenbrücken schlanke, schwarzäugige Paradiesjungfrauen wandeln, und für diese Nebelbilder einer überreizten Phantasie opfert der gespensterhaft starrende, jäh aufzuckende Korangläubige seine Gesundheit. — Der Zug der Zerrüttung ist dem gesamten Leben der Türken aufgedrückt, vor allem auch dem Familienleben. Das Weib wächst noch heute auf ohne jede Erziehung, ihr Wert wird ja nur bemessen nach dem, was sie an körperlichen Vorzügen in die Wagschale zu werfen hat, und ihre gute Zeit im Harem ist vorüber, wenn die jugendliche Fülle der Glieder schwindet. Für die Erziehung der Kinder geschieht nicht das mindeste; ja die Eifersucht der verschiedenen Weiber kühlt ihr Mütchen nicht selten am Kinde der Feindin, das man absichtlich verdirbt. Namentlich in den höchsten Familien wird das Schamgefühl schon in den Jahren erstickt, in denen es erst recht anfangen sollte, eine feste Burg der Sittlichkeit zu werden. Man rühmt

den Türkinnen Schönheit nach; doch wird sich darüber ein bestimmtes Urteil schwerlich abgeben lassen, da der Yaschmak (Schleier) Stirn, Mund und Kinn verdeckt, und, wenn er von Jahr zu Jahr duftiger wird, doch nicht gelüftet werden darf. Doch wer möchte sagen, wie lange sich diese orientalische Sitte noch erhalten werde! War es doch vor 50 Jahren noch ungemein erschwert, eine Türkin überhaupt nur auf der Straße anzutreffen, während sie heute scharenweise dem Reisenden begegnen, um ihre Einkäufe zu besorgen. Nur die Damen aus dem Harem der hohen Adligen vermeiden es, ihren Fuß auf den Erdboden zu setzen und erscheinen nur in Wagen, seltener in Sänften.

Ein weiteres Stück interessanten Volkslebens spielt im großen Fastenmond, im Ramadan. Er ist so recht die goldene Zeit für den Troß jener Fanatiker, Traumdeuter, Amulettenhändler und Schlangenbeschwörer, für den bettelhaften, schmutzigen Derwisch, wie für den sich kasteienden Fakir; die übrige mohammedanische Welt begnügt sich, mit der Korallenschnur in der Hand zu lustwandeln und in Phrasen die Großmut Allahs zu preisen, d. h. nur so lange, bis beim Untergange des Tagesgestirns vom Ufer des Bosporus der erlösende Kanonenschuß erdröhnt; denn sobald dies Zeichen erschallt, erheben sich die im Hofe der Moschee kauernden Gestalten, die Pfeifen werden angezündet, der Gaumen gelabt, die Kleider mit Parfüm besprengt, Drommetengeschmetter und der Schall des Tambourins geben das Zeichen zum Beginn zügellosen Sinnengenusses; sobald aber die Morgenröte die Hügel im Osten bei Skutari vergoldet, ertönen wiederum die Kanonenschläge vom Bosporus her, und die aufgehende Sonne sieht wiederum ein Volk in Sack und Asche, das sie gestern verlassen. Unter den verschiedenen Bräuchen des großen Fastenmonats gedenken wir hier nur einer einzigen. Am 15. dieses Monats war der Sage nach dem Propheten die erste Sure des Koran offenbart worden. Zum Gedächtnis dieses wichtigen Ereignisses begiebt sich der Sultan an dem 15. des Ramadan ins alte Serail, um den Reliquien des Propheten seine Verehrung zu zollen und sie dann zur öffentlichen Verehrung auszustellen. Die wertvollste dieser in der „Kammer des heiligen Mantels“ ausgestellten Hinterlassenschaften des Propheten ist die heilige Fahne, welche ursprünglich als Zeltvorhang von Mohammeds Lieblingsfrau Verwendung gefunden haben soll; ihr nahe an Bedeutung steht der Mantel des Propheten; er wurde von diesem einem der eifrigsten Widersacher zum Geschenke gemacht, als derselbe aus seinem Wüstenexil eines Tages eine Lobhymne auf Gott und den Propheten zum Zeichen der Bekehrung übersandte. Weiter findet sich unter den Reliquien der Bart des Propheten, der demselben in Gegenwart Abu Bekrs und Alis von seinem Günstlinge, dem Barbier Selman, abgenommen wurde. Die vierte dieser Seltenheiten ist ein Zahn des Propheten, welcher demselben in der Feldschlacht durch eine Streitaxt ausgeschlagen wurde, die fünfte endlich ein Stück Kalk mit einer Fußstapfe, welche der Prophet dem Boden eindrückte, als

er sich auf das Roß Borak schwang, um die sieben Himmel zu durchfliegen. Spitzampeln, an Purpurschnüren hängend, verbreiten in dieser „Kammer des heiligen Mantels" ein Dämmerlicht, und nun naht der Padischah, um jenen heiligen Resten seine Ehrerbietung zu bezeigen, während nach ihm die gläubige Menge hereindrängt, die sich auf den Marmorfliesen niederwirft, um die Wunderkraft jener Heiligtümer zu spüren.

Während in katholischen Ländern die Karnevalscherze der ernsten Fastenzeit vorausgehen, herrscht in mohammedanischen die umgekehrte Folge. Nach den 29 sogenannten Fasttagen folgt mit dem Neumond des Schawal das Baïramfest, der Karneval der Korangläubigen, welchen Geschützsalven der großen Stadt verkünden. Die Schiffe legen ihren Flaggenschmuck an; farbige Ampeln ergießen ihr Dämmerlicht über die Terrassen, auf dem Bosporus erscheinen zahllose Ruderboote, von Tausenden von purpurnen Flammen umgaukelt; in den Straßen von Pera und Galata erheben sich Leuchtballons über den wehenden Fahnen, in deren Purpurflagge der silberne Halbmond glänzt. Sobald die Nacht die Stadt vollständig mit ihren Flügeln beschattet, schwimmt dieselbe in einem Lichtmeere; die Stimmung des Publikums wird ruhiger; paarweise ziehen die Gläubigen in unabsehbarer Kette und festlich geschmückt die Straßen entlang. Ist so die Nacht des Neumonds vergangen, so erscheint am Morgen des ersten Baïramtages der Großsultan auf milchweißem Rosse und mit glänzendem Gefolge, um in aller Frühe im alten Serail wie in einer der Kaisermoscheen seine Andacht zu verrichten. Das historische Gepräge, welches dieser Umritt früher hatte, ist verwischt; höchstens läßt das Übermaß von Tressen, Gold und Edelsteinen an den Sätteln und Krummsäbeln den türkischen Großherrn erraten. Dem Zug der Reiter folgt in langem Wagenzuge der der Sultaninnen, und die neue Zeit zeigt sich auch bei dieser Auffahrt; denn die müßigen Gaffer dürfen ungestraft bis auf Schritteslänge an die Staatswagen herantreten. Diese „Himmelsblumen" tragen Schleier von feinstem Gewebe, zart und durchsichtig wie Blütennebel, zuweilen bemerkt man wohl, wie sich der Mund zu einem feinen Lächeln bequemt oder wie sich die schneeweiße, zarte Hand am Wagenfenster auf einen Augenblick zu schaffen macht. Der Weg, welchen der Großherr und sein Gefolge wählt, ist dicht mit feinem Sande bestreut, um der kaiserlichen Familie die Unbequemlichkeit des schauderhaften Pflasters zu ersparen. Dann und wann bemerken wir an dem Wege Detachements von Infanterie und Kavallerie; die letztere hat sich's bequem gemacht, die prächtigen Pferde verlassen und spaziert auf und nieder. Das Militär nimmt stets nur eine Straßenseite ein, die andere verbleibt dem Publikum, das sich an diesem Tage aus Anhängern aller Schattierungen des Islam sowohl, als auch aus den Fremden aller Nationen zusammensetzt, um den „Schatten Gottes" auf Erden in seiner Pracht zu sehen. Dieses Baïramfest dauert drei Tage. Pulvergeknall, Kanonenschüsse, Musik allerorten, Rhapsodenvorträge, die eintönigen Lieder türkischer Flötenspieler, Auf- und Ab

wogen der bunten Menge in den Straßen und Bazars, Naschen von Zuckerwerk und das Zusehen bei den kühnen Reiterspielen am Atmeidan füllen jene festlichen Tage aus.

f. Aus dem Familienleben eines türkischen Herrn.*)

Das türkische Haus zerfällt in zwei Teile: den Harem, die Gemächer für die Frauenwelt und die Kinder, und das Selamlik, das Zimmer oder die Zimmer, wo der Hausherr seine Männer-Besuche empfängt und mit der Außenwelt verkehrt. Bei den Armen besteht die Scheidewand oft nur aus einem Vorhange, aber das Frauengemach bleibt dennoch verschlossen und darf von den Fremden nicht betreten werden. Nur in Krankheitsfällen ist es dem Arzte oder besuchenden Freunde gestattet, das Frauengemach zu betreten; dann pflegt einer von den Wächtern des Harems, ein Eunuche, laut zu rufen: Kimse almazsin! (Niemand sei im Wege!) — es ist ein Zeichen für die Frauen, die sich zufällig im Gange befinden könnten, sich schnell zurückzuziehen und zu verstecken.

Der Islam gestattet dem Manne vier Frauen; wieviel Sklavinnen er dazu nehmen will, hängt von seiner Willkür ab. Der ärmere Türke ist aber schon durch seine Vermögensverhältnisse genötigt, nur eine Frau zu nehmen.

Da der Islam das weibliche Geschlecht nur auf den Umgang mit seinesgleichen beschränkt, werden die Frauen in ihrer geistigen Entwickelung beschränkt und der Männergesellschaft fehlt der veredelnde Einfluß der Frau. Das Leben auf beiden Seiten wird eintöniger und roher. Es fehlt das gemütliche Band. Und wie schon der Eintritt in die leeren, nur mit einigen Teppichen und Diwans ausgestatteten Zimmer eines vornehmen türkischen Hauses den Europäer frostig stimmt, so fehlt auch dem türkischen Familienleben der warme Sonnenschein der Liebe, Eintracht und Zärtlichkeit.

Betreten wir im Geist ein türkisches Haus in Konstantinopel in den frühen Morgenstunden!

Man vernimmt einige dumpfe Schläge am Dolab, einem runden Drehkasten, durch dessen Ton die Diener, und vornehmlich jene Mitglieder des Hauses, denen das Übertreten der Haremsschwelle nicht gestattet ist, Befehle erhalten. Die Schläge wiederholen sich immer heftiger; bald darauf hört man die schweren Tritte eines Dieners, dem eine Sklavin die wichtige Mitteilung macht, der Herr des Hauses habe sein Bett verlassen, sein Bad genommen und werde nun das Selamlik mit seiner Gegenwart beglücken, um seinen Morgen-Tschibuk zu rauchen. Es tritt eine kleine Pause ein. Bald verbreitet sich die Nachricht, der Pascha, Bei oder Efendi sei „heraus-

*) Sittenbilder aus dem Morgenlande. Von Herm. Vambéry. (Berlin 1876.)

gekommen“, womit man auf seine Übersiedelung aus der Frauenabteilung des Hauses in die Männerabteilung hindeutet.

Der Ruf: Er ist herausgekommen! bringt den Dienertroß auf die Beine. Ein Tschibuk- oder Nargileh-Wärter schleppt sich schwerfällig durch den Gang dem Gemach seines Herrn zu, bald mit den Händen die halb verschlafenen Augen reibend, bald aus voller Brust das Feuer anblasend, welches das narkotische Gift beleben soll. Ihm folgt der Kaffee oder Thee tragende Diener, denn obschon der Hausherr an diesen Genüssen sich im Harem gestärkt hat, so muß er es doch noch einmal im Selamlik thun. Das dort Geschehene wird hier als nicht geschehen betrachtet; dort schon erwacht, muß er hier sozusagen noch einmal erwachen. Ohne gegrüßt zu werden oder selbst zu grüßen — denn der eigene Diener grüßt im Orient nie seinen Herrn, wird auch von diesem nicht gegrüßt — muß er nun in langen Zügen dem Pfeifenrohre und dem Getränke zusprechen. Kaum hat er sich dieser Pflicht entledigt, so nähert sich ihm schon der Wekil-Chardsch, d. i. der Majordomus, oder der Chazinedar, d. i. Schatzmeister, die auf ellenlanges Papier geschriebene Rechnung vorlegend, um Genehmigung für diese oder jene Ausgabe und den Siegeldruck (als Unterschrift) zu erlangen. Denn, wohlgemerkt, die Pflichten der Hausfrau liegen bei den Mohammedanern immer dem Hausherrn ob. Mit schläfriger, verdrießlicher Miene durchläuft der Herr die langen Postenreihen der häuslichen Ausgaben und mit Widerwillen greift er nach dem auf nackter Brust befindlichen seidenen Säckchen, worin die verschiedenen Siegel stecken. Dasselbe wird auch bei Nacht nicht vom Leibe entfernt.

Die Rechnung wird richtig befunden, die besiegelte Geldanweisung unter manchem Seufzer verabfolgt. Zwar weiß der Herr, daß die Hälfte der Ausgaben erlogen ist; er weiß, daß der Mann, den er schon zehn Jahr im Hause hat, ihn frech bestiehlt und ferner bestehlen wird — das alles ist ihm kein Geheimnis, da der Mann einen Monatsgehalt von 36—45 M. bezieht, während er 90, manchmal 180 M. verausgabt. Er weiß aber auch, daß mit einem Dienerwechsel nichts gewonnen sein würde, und so schweigt er.

Dieselben Zustände herrschen im Staatsleben. Beamte mit 90 M. Monatsgehalt verbrauchen 180. Der Schah oder Sultan sieht, wie mancher seiner Diener, der auf ein knappes Gehalt angewiesen ist, reich wird. In Persien wird wohl das tropfenweise angesammelte Blut mit einemmal wieder abgezapft, doch am Bosporus ist man weniger barbarisch, und ein türkisches Sprichwort sagt: Des Padischah Reichtum ist ein Meer; wer nicht davon trinkt, ist ein Schwein!

Doch sehen wir weiter, wie es im Hause geht! Nach Vollendung des mühseligen Geschäfts des Zählens und Schuldenmachens raucht der Herr eine zweite Pfeife. Der Dolab läßt seine Schläge von neuem hören. Eine

gellende jugendliche Stimme ruft einen der Diener, gewöhnlich den ältesten und vertrautesten herbei, damit er den jungen Bei, der den Harem verlassen will, zu seinem Vater führe. Der Diener begiebt sich an den vor der Haremsthür herabhängenden Vorhang, steckt die Hände hinter denselben und zieht den Knaben oder auch mehrere Kinder auf einmal hervor, die nun in frischem Anzug dem Papa vorgestellt werden. Obwohl erst im Alter von vier oder fünf Jahren, lassen sie sich doch mehreremal auffordern, sich zu setzen, denn das Kind soll aus Achtung vor seinem Vater stehen bleiben, und es gilt als besondere Gunst, wenn es sich in seiner Gegenwart setzen darf.

Haben sich die Kinder zurückgezogen, so beginnt die eigentliche Arbeitszeit, welche bis 11 Uhr, bis zum Frühstück oder Mittagsmahle dauert. Es ist dies die belebteste Tageszeit im Hause des Orientalen, der nur am Vormittag einige frische Arbeitskraft und Lebendigkeit entwickelt. Man findet auch bis 11 Uhr den Herrn am sichersten zu Hause. Ist er Beamter, wozu übrigens jeder Orientale höherer Klasse zählt, so empfängt er seine Subalternen. Die Vorhalle des Selamlik ist von Dienerhaufen der kommenden und abgehenden Gäste erfüllt, die Zimmer selbst sind voll Tabaksrauch, da angeseheneren Gästen eine Pfeife gereicht wird. Das Gespräch wird jedoch, auch wenn zwanzig anwesend sind, nicht so laut, als wenn drei oder vier Südeuropäer beisammen wären. Denn der Orientale liebt die körperliche und geistige Ruhe. Trotzdem manche der anwesenden Herren unbeweglich wie Wachsfiguren stundenlang mit untergeschlagenen Füßen gesessen haben, entwickeln sie doch alle, ins Frühstückszimmer geladen, einen Riesenappetit.

Das Frühstück könnte, nach den mancherlei Gängen zu urteilen, eine Hauptmahlzeit genannt werden. Doch so langsam die Herren im Sprechen, so schnell und hastig sind sie im Verschlingen der ihnen vorgesetzten Speisen. Eine Tischunterhaltung findet nicht statt. Hätten sie, wie in Europa, eine Dame an ihrer Seite, so würden sie gewiß langsamer essen und sich besser unterhalten.

Um $11^1/_2$ Uhr verfügen sich die Herren in ihr Büreau. Alsdann ist das Selamlik verödet, das Haus nimmt eine andere Gestalt an. Dort an der Haremsthür beginnt sich der Vorhang lebhaft zu bewegen. Einige muntere Mäuschen spüren, daß die Katze außer dem Hause ist; sie fangen an, ihre Köpfchen freier zu bewegen. Die Sklavinnen oder sonstige jugendliche Damen finden es jetzt an der Zeit, sich mit Späßen und Neckereien zu unterhalten. Man klopft, ruft, um den einen oder andern Diener herbeizulocken und verschwindet schnell wieder; man neckt sich mit Worten, oft in sehr derben Ausdrücken, ohne von der Gestalt mehr als einen Finger oder Kleidzipfel sehen zu lassen.

Die älteren Frauen kommen hervor, um mit den Dienern dies und jenes zu besprechen; letztere müssen während des Gesprächs die Blicke senken,

denn es wäre wider allen Anstand, wenn der Mann die ihm gegenüberstehende Frau ansehen wollte. Der Herr selber darf in Gegenwart anderer Männer den Namen seiner Frau oder Tochter nicht aussprechen, nur andeuten. Das kaum dreijährige Kind erscheint vor seinem in Männergesellschaft befindlichen Vater, um eine Mitteilung zu machen. Der Vater neigt angstvoll seinen Kopf zum Kinde herab, das, schüchtern und errötend umherblickend, ihm einige Worte ins Ohr flüstert. Es hat eine Botschaft von der Mutter gebracht, von der es aber nicht laut zu sprechen wagt. Mit solcher Zurückhaltung wird das Familienleben ertötet. Von Familienfesten kann keine Rede sein, da die Frauen im Harem zurückbleiben müssen, wenn z. B. der Sohn in einer Männergesellschaft etwas deklamiert und seine Sache gut macht. Dem Vater fließen Freudenthränen über die Wangen, die Mutter aber ist fern. Der Vater darf sich mit der Mutter seiner Kinder oder mit seinen Kindern nicht öffentlich zeigen. Geht er etwa mit ihnen auf den Bazar, um Einkäufe zu machen, so gruppieren sich nur die männlichen Mitglieder der Familie um ihn, die verschleierten Damen bleiben 5—6 Schritte zurück. Will nun pater familias seine Ehehälfte über etwas verständigen, so redet er, ohne sich umzudrehen, aufs Geratewohl in die Menge hinein und die Frau muß erraten, daß ihr die Worte gelten.

Die Frau der höher gestellten Türken hat eine große Anzahl von Anverwandten und Dienerinnen um sich, die beim Mangel an ordentlicher Beschäftigung in allerlei verschwenderische Launen verfallen, und weigert sich der Hausherr, ihnen zu willfahren, so stehen ihm sofort alle weiblichen Familienglieder, darunter oft seine eigenen Töchter, feindlich gegenüber. Um den Ohrenbläsereien und Ränken des Harems zu entgehen, meidet er denselben den Tag über gern. Das Kind aber ist Zeuge des oft sehr unlauteren Treibens der Frauenwelt, und sein sittliches Gefühl wird schon früh verdorben. Man thut sich den Knaben wie den Mädchen gegenüber nicht den mindesten Zwang an, und jene bleiben bis zum zehnten Jahre und noch länger im Harem.

Mütter, die früher Sklavinnen waren, haben gegen ihre freigeborenen Töchter einen schweren Stand, und werden sie vom Hausherrn bevorzugt, so erwacht der Neid der andern Frauen. Man bringt ihnen in Erinnerung, wieviel sie beim Ankauf gekostet, wie dürftig sie waren, als sie ins Haus kamen. Das merken sich auch die Kinder. Ich hatte, erzählt Professor Vambéry, einst zwei Zöglinge, von denen der eine ebenso friedfertig, gehorsam und fleißig, wie der andere zänkisch, widerspenstig und nachlässig war. Der eine gehorchte seiner Mutter auf den Wink, während der andere der seinigen durch Ungehorsam steten Verdruß bereitete. Sie waren Kinder Eines Vaters, aber von verschiedenen Müttern, und als ich den Widerspenstigen wegen seiner Schlechtigkeit zurechtwies und ihm den Bruder als Muster der Folgsamkeit seiner Mutter gegenüber vorstellte, erwiderte der böse Bube trotzig: „Willst du etwa, daß ich meiner Mutter so gehorchen soll, wie mein

Bruder der seinigen? Hat doch seine Mutter 40000 Piaster*) gekostet, die meinige aber nur 20000!"**)

Es mag dieser Fall zu den seltneren gehören, doch bezeichnend ist er immerhin.

g. Die türkische Verwaltung.***)

Trotz der Reformen Mahmuds II. in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und trotz der vielgenannten Verfassung vom Jahre 1876 ist die europäische Türkei noch nicht eingetreten in die Reihe der „Staaten" unseres Erdteils; denn von allen jenen Stücken, die wir von einem Staate verlangen: einer vom Herrscher beschworenen Verfassung, einer darüber wachenden, beaufsichtigenden und gesetzgebenden Volksvertretung, einer verantwortlichen Regierung als Exekutivbehörde, einer gewissen Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung rc. ist in der Türkei außer auf dem Papier blutwenig oder nichts zu finden. Ja die Lage der Unterthanen ist seit der „Reform" Mahmuds II. schlimmer, rechtloser geworden als früher. Mahmud fand bei seiner Thronbesteigung 1808 ein Reich vor, das in seine verschiedenen Teile (europäische Türkei, Griechenland, Ägypten, Syrien rc.) zu zerfallen drohte. Außerdem war er in seinen Maßnahmen durch mehrere Faktoren beschränkt, von denen drei gesetzliche waren.

Ein ungesetzmäßiger Faktor waren die Janitscharen, bestehend aus einer von Christen wie Türken gebildeten bevorrechteten Kriegerkaste, die zur Zeit ihrer Blüte wohl 60000 Mann zählte und ein gefügiges Werkzeug jedes Rebellen war. Mahmud II. bereitete ihr 1826 ein blutiges Ende. Die zweite der beschränkenden Gewalten bildete vor des Reformators Auftreten und bildet noch heute der Stand der Schrift- und Rechtsgelehrten, der Ulemas, die auf besonderen Schulen vorgebildet wurden; der Koran, das Buch des Glaubens wie des Rechts, bildete ihr einziges Studium; sie waren hierarchisch gegliedert und bekleideten das Amt der Richter (Kadis), Theologen (Muftis), Professoren und Diener des Kultus. Als Koranskundige genießen sie wie ihre Aussprüche großen Ansehens, und zu ihrer Ehre muß gesagt werden, daß sie nicht Sultanslaunen zuliebe das Recht beugten. Die Janitscharen wie die Ulemas hatten ihren Sitz in der Hauptstadt. Auf dem Lande bestanden zu Mahmuds II. Zeit zwei andere Mächte, deren Sonderrechte gleichfalls eine Beschränkung der despotischen Gewalt des Herrschers darstellten; es waren die Dereh-Begs und die Timarlis. Die Dereh-Begs, die „Herren vom Thale", stellten eine Art Geburtsadel dar, der seinen Namen von der Lage seiner Burgen führte, die an wichtigen Bergpässen und Kreuzwegen lagen; hier erhoben sie kraft ihrer Sonderrechte

*) 7200 Mk.

**) 3600 Mk.

***) Quelle: Fr. v. Hellwald und L. C. Beck, Die heutige Türkei. Leipzig 1882. Bd. I.

Zölle; hier übten sie, gestützt auf eine Schar von bewaffneten Vasallen, eine örtliche Gerichtsbarkeit und traten vor allem der Ausbeutung ihrer Landesteile von seiten der Zentralregierung entgegen, welch letztere nur zu Gunsten Stambuls, oder richtiger der verschwenderischen Hofhaltung, wirtschaftete. Die Timarlis stellen eine Art militärischen Lehnsadel dar, der freilich — entsprechend dem Lehnsadel Westeuropas — seine Lehen erblich gemacht und behauptet hatte. Wollte man einen fünften Faktor aufzählen, der der Gewalt des Großsultans und der Paschas einen Damm entgegensetzte, so könnte man die bewaffnete Jugend anführen; denn jeder erwachsene Jüngling wußte die Waffen mit Erfolg zu gebrauchen.

Von Mahmud II. wurde nun zwar das zerfallende Reich wieder in ein festes Gefüge gebracht, aber seiner Zentralisationssucht fielen auch jene, zum Teil mit großem Nutzen arbeitenden Mächte zum Opfer: die Janitscharen im Blutbad von 1826, die Dereh-Begs und Timarlis, deren Güter durch einen einzigen Federstrich dem Fiskus zufielen, auch die bewaffnete Jugend. Nur die Ulemas überdauerten die Katastrophe Der Reformversuch ist vollständig mißlungen; denn das Beamtenheer, welches Mahmud an die Stelle jener alten Staatsgewalten setzte, hat zur Verbesserung der Lage nichts, zur Verschlechterung sehr viel beigetragen.

Die Türkei ist noch heute dasjenige Reich in Europa, wo trotz einer geschriebenen Verfassung in Wirklichkeit neben der Laune des Sultans nur die Vorschriften des Koran und die aus demselben abgeleiteten Rechtslehren (das Scheri) als Gesetz gelten. Der Großsultan ist gleichzeitig Oberfeldherr, Pontifex maximus und oberster Richter. Neben ihm stehen die Wesire, ein Staatsrat oder Diwan, zur Auslegung der Koranvorschriften die Ulemas und als Stellvertreter in den Provinzen (Vilajets) die Valis. Den Zivildienst besorgt ein Beamtenheer; doch die Büreaukratie hat sich nie einer Volkstümlichkeit zu erfreuen gehabt. Eine charakteristische Erscheinung im türkischen Staatsdienst ist der „Efendi"; dies Wort bezeichnet ursprünglich einen den Ulemas, den Schriftgelehrten zukommenden Ehrentitel, unserem „Doktor" entsprechend. In modernisierter Form jedoch dient er zum Aufputz eines jugendlichen Stutzers, der seine Efendiwürde nicht etwa durch Prüfung erlangt, sondern dieselbe der schweren Kunst des Schreibens verdankt. In einem Alter, in welchem unsere jungen Männer noch auf den Bänken des Gymnasiums sitzen, tritt der Efendi ein in die Staatskarriere, und sein eifrigstes Bestreben ist, gleichzeitig mit der Aneignung der allernotwendigsten Kenntnisse auch eine Stellung an der „Pforte", einen Rang in den fünf, bezw. acht Beamtenklassen zu erwerben und das Streben durch den Kauf von Haus und Equipage zu krönen. Das Beamtenheer ist eine streng geschlossene Kaste, die sich besonders aus den Beamtenfamilien erneuert. Die meisten der Efendis lernen etwas, wenn auch oberflächlich, sollen doch Unwissenheit und Leichtfertigkeit zu ihren starken Seiten gehören. Eine geregelte Stufenfolge in den dienstlichen Stellungen, wie wir dieselbe

in der Armee bemerken, fehlt vollständig, und es wirft dieser Umstand wiederum ein recht grelles Licht auf die türkische Verwaltung. Man hat zwar den Rahmen für dieselbe von der westeuropäischen Verwaltung herübergenommen, aber die Einzelheiten nur unsystematisch ausgeführt.

Daß mit Hilfe eines solchen Beamtenstandes eine Durchführung der von Mahmud geplanten Reformen unmöglich war, liegt auf der Hand. Sie widersprachen jedoch auch der Natur des Osmanen; er dünkt sich der geborene Herr der Welt zu sein, alle anderen Nationen in seinem Reich sind ihm zu Sklavendiensten durch das Schicksal bestimmt; ihm ist das Nichtsthun (Kef) die größte Seligkeit, jede Arbeit aber, mag sie Ackerbau, Industrie oder Wissenschaft heißen, ein Greuel. Die Wirkungen von Mahmuds sogenannten Reformen lassen sich so recht mit Fingern greifen in der stocktürkischen Provinz Kleinasien. Wohl ragen noch hier und da die Ruinen einer festen Burg empor, wo früher ein Dereh-Beg die Gerichtsbarkeit übte. Er lebt noch heute und zwar von einer oft versprochenen, aber sehr oft nicht ausgezahlten Besoldung des Großherrn; in einer dürftigen Hütte hat er Unterschlupf gesucht; und doch wird er von seinen Landsleuten jeden Standes hochgeehrt, und die ihm früher untergebenen Bauern, die er um manches Schaf oder Rind gestraft, nahen sich ehrerbietig, keiner verweigert ihm den alten Titel, und sein Rat steht in den Augen des Volkes viel höher, als der des Beamten von Stambul, der an seine Stelle getreten ist. Dieser Beamte hat sich's ein gutes Stück Geld kosten lassen, die Stellung zu erlangen; die standesgemäße Herreise hat ebenfalls große Summen verschlungen; die Hälfte seines ersten Jahreseinkommens fließt angeblich als Dankgeschenk an die Regierung, in Wirklichkeit an den Vorgesetzten. Wie einst Cäsar Gallien, so betrachtet er seine neue Provinz, mit der ihn kein näheres Band verknüpft, als eine Domäne, die er einige Jahre ausbeutet, teils um seine Schulden zu tilgen und Geld zu machen, teils um durch möglichst große Summen, die er an den Hof nach Stambul sendet, sich die Bahn für die höhere Karriere zu ebenen.

Während der alte Dereh-Beg seine Geschäfte im Bezirke mit einem Sekretär oder Kahijah besorgte, stehen dem Gouverneur aus Stambul Unteragenten dutzend- und schockweise zur Seite. Es giebt eine Unzahl von Behörden, Gerichts- und anderen Höfen, deren Mitglieder zur Hälfte aus der Bevölkerung zu wählen sind; doch das Vertrauen zu den Regierungsorganen und ihren Einrichtungen ist ein dermaßen geringes, daß das Volk von diesem Rechte gar nicht Gebrauch macht. Armut und Elend ist das vorstechende Merkmal der Dorf- und Stadtbewohner. Und wie sollte es anders sein, wenn 40 % des Einkommens als direkte Steuer nach Stambul fließen, von wo nie ein Heller zurückwandert zur Durchführung etwaiger Verbesserungen; wenn ferner indirekte Steuern auf den meisten Verbrauchsartikeln lasten, wenn die Aushebung 20 % der männlichen Bevölkerung,

oft den einzigen Ernährer der Familie entführt! In Geldverlegenheit fällt der Provinzbewohner dem armenischen Wucherer in die Hände, zahlt 3 % pro Monat, läßt die fälligen, aber nicht zu erschwingenden Zinsen zum Kapitale schlagen, und endlich, wenn der Wucherer keine Gestundung mehr gewährt, wandert er mit dem Bettelstab davon. Ein Kreditsystem, welches auch der Provinzbevölkerung zu gute käme, fehlt vollständig; die großen Banken in den Hauptstädten besorgen nur die Geschäfte, d. h. die Anleihen der Regierung oder der europäischen Kapitalisten, die alle darauf hinauslaufen, das Land auszusaugen. Ein sehr düsteres, aber vollständig wahres Gemälde türkischer Zustände entwirft der Schwäbische Merkur vom 20. Juli 1876, das wir hier ohne Änderung wiedergeben: „Die Türken sind seit den Zeiten ihrer Eroberungen nicht entartet in der schlechten Bedeutung des Wortes, d. h. sie zeigen noch heute mitten unter kultivierten Staaten und Völkern dieselbe Barbarei, Roheit und Unwissenheit, wie ihre asiatischen Brüder; noch heute kennen sie kein Familienleben, keine Gesellschaft, keine feinere Bildung. Ruhe, Verborgenheit, Sinnengenuß machen die Freude dieses Stammes aus, vis inertiae, die Macht der Trägheit, ist sein echter Charakter. Es klingt unwahrscheinlich und ist doch wahr, daß in diesen von der Natur so reich gesegneten Ländern bei der geringsten Mißernte oder bei der Heuschreckenplage Not eintritt, die Hunderte hinrafft, da die armen, von Beamten, Soldaten und räuberischem Gesindel geplagten Bewohner meistens nur so viel Feld bebauen, als sie zu ihrer äußersten Notdurft brauchen. Sie befolgen diesen Grundsatz, weil sie bei einem größeren Ernteertrage auch sofort mit einer unerschwinglichen Steuer belastet würden. Die Nachpflanzung von Fruchtbäumen ist gering, und noch heute kommt es vor, daß der größte Teil der reifen Früchte einer Olivenpflanzung oder eines Weingartens verfault, aus dem eben genannten Grunde. Zu welcher kommerziellen Blüte könnten sich alle jene hafenreichen Gestade der Balkanhalbinsel entwickeln, wenn ihnen bei einer weiseren Staatswirtschaft durch die Beförderung des Ackerbaues fruchtbare Hinterländer geschaffen würden. Aber es geschieht nichts. Es fehlen selbst die notwendigsten Straßen, auf denen die einzelnen Landesteile miteinander und mit der Küste verkehren könnten, und es ist eine Thatsache, daß in Bosnien, nur sechs Stunden von Serajewo, einer Stadt von 26000 Einwohnern, ein an Bau- und Brennholz überreicher Wald sein Holz verfaulen lassen mußte, weil kein Weg da war, dasselbe hinüberzuschaffen.*) Die Sorglosigkeit dieser barbarischen Nation, ihr Fatalismus war und ist daran schuld, daß man der Cholera, die von hier zu uns eindrang, vorbeugend nie genügend entgegenarbeitete. Mitwirken mag hierbei auch der Despotismus, dem ja an einer Million Menschenleben mehr oder weniger nichts liegt. Das Blut

*) Die österreichische Verwaltung hat sofort nach der Okkupation hier Hand ans Werk gelegt.

gerät in Wallung, wenn wir sehen, wie diese fruchtbare, schöne, genügend bevölkerte, entwickelungsfähige Halbinsel, der wir unsere europäische Kultur verdanken, durch eine jahrhundertelange Mißregierung und Verwahrlosung in ideeller und materieller Kultur zurückgeschritten ist. Und was ebenso schlimm ist, es wirkt, da jene Länder ein Glied des europäischen Körpers sind, ihre Krankheit auch auf ihre Nachbarschaft übel zurück, und das kulturlose türkische Reich ist vorläufig noch immer eine unübersteigliche Mauer, welche das raschere Eindringen unserer europäischen Kultur nach Asien hindert. In allen türkischen Teilen der Halbinsel ist Fäulnis und Verrottung zu bemerken; bestechliche Beamte saugen den Landmann aus und betrügen den Staat, die Steuern sind nach ungerechtem Modus verteilt; Gesetze sind da, aber sie gelten nicht; Fabriken fehlen, das Staatsvermögen wird verschwenderisch fortgeworfen, und Anleihen sind bei der bekannten Kreditlosigkeit nur gegen sehr hohe Zinszahlung zu ermöglichen. Der Bergbau ist wenig oder gar nicht entwickelt, den Handel besorgen meistens andere Völker, und die Ausfuhr der Landesprodukte ist bei der Möglichkeit eines zehnfachen Mehrertrages kaum der Rede wert. — Ein Staat, wie der soeben skizzierte, ist nach seiner ganzen Natur gar kein eigentlicher Staat zu nennen, er ist ein Mischmasch von Völkern, welche, durch die Despotie zusammengehalten, eigentlich nur aus Unterdrückern und Unterdrückten bestehen, und so weit ist es durch die lang andauernde Praxis gekommen, daß der herrschende Türke kaum etwas Ungerechtes in seinem Verfahren erblickt und selbst die geknechtete Masse beinahe zu glauben anfing, es müsse alles so sein, wie es ist. Derselbe Türke, der mit der größten Liebe und Vorsorglichkeit herrenlose Hunde und Katzen füttert, speist noch heute ungern einen Ungläubigen oder vermeidet es wenigstens, mit ihm aus derselben Schüssel zu essen; denn das macht ihn ja unrein. Ein ebenso sonderbares Gemisch, wie es dieser Staat an Völkerschaften aufweist, zeigt auch der Charakter des Türken an Eigenschaften; er vereinigt in sich die Seelengröße des Arabers, den Schmutz des Thrakiers, die Tapferkeit des Skythen, die List des Griechen und die ganze Weichlichkeit des Orients. Seine rohe Barbarei liegt aber nicht so sehr in seinem Gemüte als vielmehr in seiner despotischen Verfassung, in seiner einseitigen Religion und in der lang andauernden Gewöhnung. Die Türken haben sich als eine unfähige Nation erwiesen, und die westasiatischen Länder, aus denen sie kamen, sollten der eigentliche Tummelplatz dieses Volkes sein, wie auch jedes abendländische Volk, dessen Herz nicht an materiellen Privatinteressen haftet, dies wünschen muß. Niemals ist ein Verschwender, den weise Gesetze für unfähig erklären, seinen Besitz ferner zu verwalten, unverantwortlicher damit umgegangen, als die Türken mit den schönsten und fruchtbarsten Ländern der Erde. Sie gehören absolut nicht zur europäischen Völkerfamilie, und das politische System unseres Erdteils würde sich gewiß in vielen Punkten anders gestalten, wenn jene fremdartigen Eindringlinge aus unserer Ge-

sellschaft ausgeschieden würden. Die große Revolution seit Ende des vorigen Jahrhunderts hat in Europa viele Schäden beseitigt, aber der schwarze Punkt, Türkei benannt, ist unberührt geblieben, früher infolge des gegenseitigen Mißtrauens der Großmächte und heute überdies aus dem viel edleren, aber in dieser Frage nicht stichhaltigen Motive, den Völkern Europas den Frieden zu wahren."

---

3. Aus dem Persien der Gegenwart.*)

a. Im Gilan, dem persischen Paradiese.

Die gesegnetste Landschaft des heutigen Persiens ist das Land der alten Parther, jener Streifen am Südufer des Kaspisees, welcher durch den bedeutenden Fluß Kisil Usén in die Gebiete Gilan im W. der Flußmündung und Masenderan im O. zerlegt wird. Bei dem Hafenort Piribasar stieg unser Gewährsmann aus dem Kaspidampfer, der ihn von Baku hergetragen und traf die Vorbereitungen zur Landreise in die Hauptstadt Teheran.

Die persische Post der Gegenwart hat dieselben Einrichtungen beibehalten, von denen uns bereits Herodot berichtet. Die Entfernungen auf den Poststraßen werden noch heute nach dem alten Maße (Ferseng, Fersach = der alten Parasange von 18000′) bestimmt, die Beförderung der Personen geschieht fast ausschließlich zu Pferd, seltener in gebrechlichen Wagen; von Station zu Station wechselt der Tschapar (= Postbote, Kurier) die Pferde, die Herberge nimmt man in den königlichen Karawansereien und Hotels; denn das gesamte Postwesen ist eine königliche Einrichtung. Vorbedingung für die Beförderung durch die Post ist der Besitz eines Teskere oder Postreisepasses; die Kosten belaufen sich auf ungefähr 70 Pf. für 1 Pferd und 1 Meile.

Als der Schah seine ersten beiden Reisen nach Frängistan (Europa) antrat, wurde die Karawanenstraße von Teheran nach dem Hafenorte Piribasar in eine Chaussee verwandelt, die, mit Ausnahme der Gebirgsstrecken, wo nur das sichere Perserpferd ungefährdet wandelt, für Wagenverkehr eingerichtet war. Doch seit der zweiten Rückkehr des Großherrn ist die mit großen Kosten hergestellte Kunststraße verfallen, die gewaltigen Regengüsse der Küstenregion weichten den Boden auf, die Pflastersteine verloren das feste Gefüge, und die schöne Kunststraße wurde eine Kotmasse, übersäet mit Tümpeln und Steinmassen. Ebenso sind die Karawansereien verwildert: voll Staub, ohne Fenster, ohne jede Möblierung, heimgesucht von Nachtfaltern, Fledermäusen,

*) Quelle: H. Brugsch, Im Lande der Sonne. Berlin 1886.

Katzen, Ratten und Mäusen, summenden Moskitos, bieten sie einen kläglichen Aufenthaltsort; höchstens eine Tasse Thee ist vom Postmeister zu erlangen. Der Reisende darf ja nicht unterlassen, sich mit einer ausreichenden Menge persischen Insektenpulvers zu versehen.

Nur durch Trinkgelder wird es möglich, vom Postmeister ein Pferd zu erhalten und den Postreiter zur nötigen Eile anzutreiben; übrigens hat der Reisende für einen Sattel selbst Sorge zu tragen. Die erste große Station, der man von Piribasar aus zustrebt, ist Rescht. Hinter dem dichten Strauchwerk, welches die Straße wie eine lebendige Hecke einfaßt, liegen die Wohnhäuser der Landleute, umgeben von Obstgärten, Maulbeerbaumpflanzungen und sumpfigen Reisfeldern. Neugierig schaut der Bauer mit der spitzen Lammfellmütze auf dem rötlich gefärbten, bärtigen Haupte neben der verschleierten Gattin nach dem Frängi (Europäer), der in seiner Kalesche auf der grundlosen Straße, wo Wasserinsekten, Frösche, Schildkröten und Schlangen ein beschauliches Dasein führen, mitleidslos aus einer Ecke in die andere geworfen wird. Voll Sehnsucht richtet der Stöhnende den Blick auf den dichten Urwald im Hintergrunde, welchen die gewaltigen Bergriesen des Elburs abschließen.

Endlich erreicht man die hinter Baumgruppen und Gärten versteckte Hauptstadt des Gilan, Rescht. So paradiesisch die ganze Küstenlandschaft ist, so wenig poetisch ist ihr Name, er bedeutet Kotland (Gil = Kot) und erklärt sich aus dem Umstande, daß die humusreiche Erde, befeuchtet durch die tagelang anhaltenden Frühlings- und Herbstregen, sich in ein Sumpfland verwandelt, das zwar für die Vegetation von Vorteil, für den Wandrer aber eine Plage ist. Reisbau und Züchtung des Seidenwurmes bilden die Hauptnahrungszweige; als Nebenkulturen sind der Anbau von Getreide, Wein, Melonen, vorzüglichen Holzarten für die Kunsttischlerei, anzusehen. Der Kisil Usén zeichnet sich durch einen Überfluß an eßbaren Fischen aus, so daß russische Fischer die Summe von ungefähr 50 000 M. zahlen, um an der Mündung des Flusses dem Fange der edlen Lachsforellen obliegen zu können.

Rescht liegt inmitten einer reizenden Umgebung, jedes Haus wie ein kleines Idyll lauschig im duftigen Blumengarten und umstanden von üppig prangenden Obstbäumen. Freude an Blumenduft, Blättergrün und Obstfrüchten wohnt dem Perser tief im Herzen; daher ist auch die Blumenmalerei hier ganz besonders ausgebildet, und an jedem Thüreingange, an Decken und Wänden bemerkt man Blumen und Fruchtstücke, während das Gärtchen einem kleinen Eden gleicht. Die Rose ist dem Perser die Königin der Blumen, die er in den verschiedensten Sorten pflegt bis zur Winterrose von Rescht, die selbst unter dem Schnee noch Blätter und Blüten treibt. Die Narzisse gilt ihm als Frühlingsbotin, und so erfreut sich ein ganzes Heer von Blumen seiner zarten Pflege, bis zum stachlichten Kaktus hinab.

Die Wohnhäuser von Rescht besitzen fensterlose Außenwände mit

schmalem Thüreingange von der Straße her; die Dächer sind rot oder grün; jedes Haus zerfällt in zwei streng geschiedene Abteilungen, die äußere (Birun) und innere (Änderun). Das Birun umfaßt die um den äußeren Hof herum liegenden Räume der Männer mit gewaltig großen Fenstern, im Änderun um den innern Hof die Gemächer der Weiber und Dienerinnen; in diesen Teil des Hauses ist Unberufenen der Zutritt verwehrt. In der Mitte jedes Hofes befindet sich das „Meerchen", ein rundes oder viereckiges Wasserbecken mit Springbrunnen, umstellt von schönen Topfpflanzen. Im heißen Sommer werden die Höfe mit Zeltleinwand überspannt und die Fenster verhängt. Was dem Fremdling beim Eintritt in die bessern Häuser sofort auffällt, das ist das üppig wuchernde Spiel der Wand- und Deckendekorationen, Blumen, Früchte, Laub, zum Teil von Künstlerhand, darstellend; leider verdrängt die Tapete jenen Schmuck mehr und mehr. Ein zweiter echt persischer Zimmerschmuck ist der Teppich, welcher die Fußböden der bewohnten Räume bis zu denen der Diener herab deckt. Obwohl das persische Haus ursprünglich europäische Möbel nicht kannte, beginnt sich doch gegenwärtig der Sinn dafür mehr und mehr einzubürgern; das Sofa hat den Diwan, und der Lichtkronenleuchter, der Arm- und Wandleuchter aus böhmischem Glase das persische Naphtha-Lämpchen verdrängt.

Der Handelsverkehr von Rescht ist lebhaft, besonders in Seide und Mosaiktuchdecken; doch vermag weder das bunte Gemisch der Perser, Armenier und Russen, noch das Fieberklima dem Reisenden eine Neigung für den Ort abzugewinnen. Man sehnt sich nach dem Inneren des Landes.

Nicht in schwerfälliger Kalesche, sondern auf dem Postpferde ging es von Rescht aus auf der Karawanenstraße im kurzen Galopp dem Elbursgebirge zu. In höchstens drei Tagen darf man hoffen, in Teheran zu sein. Nur einmal braucht man im elenden Posthause zu übernachten, wo man für Beköstigung und Lager selbst zu sorgen hat. Den Durst stillt die nie fehlende Theekanne, und gegen ein Trinkgeld ist der Postmeister wohl bereit, ein paar Eier und ein Stück Fladenbrot zu liefern. Auffällig war, daß die Postmeile (eigentlich 18000′) in der Nähe des Berglandes kürzer wurde; doch fand der scheinbare Betrug der Postverwaltung seine Erklärung dadurch, daß im bergigen, steil ansteigenden Terrain die Postgäule nur eine weit geringere Strecke zurückzulegen vermochten, als die Postmeile, welche sie in derselben Zeit in ebenem Boden überwanden. Kurze Zeit, nachdem der Reisende Rescht verlassen, führt die Straße 15 Reisestunden lang durch den Urwald; sie ist im elendesten Zustande, mit Zagen überschreitet man die baufälligen Holz- und Steinbrücken, nur der indo-britische Telegraph ist das tröstende Zeichen, das an europäische Verhältnisse erinnert. Das unter verschiedenem Winkel einfallende Tageslicht bringt auf dem grünen Baumschlag längs der Straße zu den verschiedenen Tagesstunden wechselnde Lichtwirkungen hervor, doch vermag das Auge nicht, das Dickicht zu durch-

dringen. Karawanen ziehen am Reisenden vorüber; die Warenballen und Kisten sind in Ziegenfelle gehüllt und werden von hohen baktrischen Kamelen, störrischen Maultieren, kleinen, aber ausdauernden persischen Pferden und flinken, wenn auch erbärmlich aussehenden einheimischen Eseln befördert. Auf einem der Ballen sitzt der Führer der Karawane, gemächlich seinen Kalian rauchend.

Das Waldesdickicht birgt eine Menge Bestien, wie Tiger, Panther, Bären, Wölfe, Schakale, Wildschweine, die jedoch selten aus dem Waldesdunkel hervortreten, um Dörfer oder Reisende anzufallen. Nach 15stündiger Waldreise lichten sich die Baummassen, um endlich dem Auge einen weiteren Gesichtskreis zu gönnen. Auf dem feuchten Untergrunde der Lichtungen haben sich gilanische Bauernfamilien angesiedelt; ihre Häuser gleichen den Pfahlbauten der Schweizerseen. Die Thür befindet sich in der Mitte der Hauswand und ist nur durch die Leiter zu erreichen. Das Dach aus Schilfrohr reicht fast zur Erde. Weder Fenster, noch Luftlöcher, noch Schornsteine sind zu entdecken. Nicht weit von dieser Wohnstätte befindet sich eine Art Sommerlaube auf einem Baumstamme oder künstlichen Balkengerüste, wo die von Insekten gequälten Bauern in der Zeit der drückendsten Hitze Wohnung nehmen. Man bemerkt beim Vorüberreiten in den Reisfeldern hochgeschürzte Frauen, welche im sumpfigen Terrain die Nährpflanze pflegen, um sich bei dieser Arbeit den Keim des tödlichen Fiebers zu holen. — Endlich dehnen sich zu beiden Seiten der Straße weite Ebenen aus, frische Wiesen ziehen den Blick auf sich, die menschlichen Siedelungen werden zusammenhängender und streifen den Charakter der Pfahlbauten ab. Man hört den Kisil Usén rauschen, der zwischen Rieselfeldern murmelnd dahinzieht, doch sonst herrscht Totenstille. Steiler steigt nun die Karawanenstraße hinan, zwischen Waldesduft führt sie hindurch und bald bringt sie den Reisenden an das Ende der ersten Hälfte seiner Reise, nach Rustemabad, d. i. Rustems Wohnstätte.

b. Persisches Leben in der Hauptstadt Teheran.

Noch im Jahre 1860 gewährte Teheran einen wenig erfreulichen Anblick, indem die Häusermasse von einer hohen, steilen Erdwand mauerartig umschlossen wurde, die mit runden Türmen besetzt war, und über die sich nur die Kuppeln der Moscheen blitzend erhoben. Eng zusammengepfercht saßen damals die ungefähr 100000 Bewohner,*) innerhalb dieses Erdwalles; schmal, luft- und lichtarm waren die Gassen, und nur selten fand das Auge an den meist königlichen Gärten und Baumanlagen einen Ruhepunkt. Auf die staubigen, baumlosen Pfade vor den Stadtthoren mußte der Residenzbewohner, wenn er Luft schöpfen wollte, die ihm erquickend erst

*) Jetzt 210000.

am Fuße des mit dem weißen „Elfenbeinteppich“ versehenen Elbursgebirges entgegenströmte.

Dies ist seit dem Besuch des Schah in Frängistan anders geworden. Er erteilte nach seiner Rückkehr den Befehl zum Abbruch der Erdwand; in einviertelstündiger Entfernung von der alten Umfassungsmauer wurde nach dem Muster der Pariser Verteidigungswerke eine regelrechte, die Stadt umschließende Schanze mit Bastionen, Schießscharten, Wallgräben und Brücken errichtet. Die Residenz wurde größer, luftiger, lichter, durch Anlegung von Baumgruppen und Bosketts wurde den Bewohnern Gelegenheit zu stärkenden Spaziergängen gegeben. Kurz, Teheran hat den Zuschnitt einer modernen Festung erhalten; nur die Thore sind in nationaler Form ausgeführt, indem sich über dem Thorbau mit zierlichem Spitzbogen ein ornamentales Halbrund erhebt, in welchem Mosaikbilder Szenen aus dem Königsbuche Firdusis darstellen, gewöhnlich Kämpfe des Nationalheros Rustem mit Ungeheuern.

Der durch das Hinausschieben der Umfassungsmauer gewonnene Raum sollte durch Boulevards mit Nebenstraßen und Gartenanlagen ausgefüllt werden. Doch ist die Bebauung nicht in der erwarteten Weise erfolgt, sofern nur wenige der Vornehmen, „der Säulen des Reiches und Augen des Königs“ inmitten paradiesischer Gärten luftige Gebäude in europäischem Stil mit schrägen Dächern aus Ziegeln, ja mit einem oberen Stockwerk versehen, errichteten. Der eigentliche Alleebaum in Teheran ist die Platane mit blättriger Rinde, aber herrlichem, schattendem Laubdach. Inmitten der neuen Anlagen befinden sich große Bassins mit Springbrunnen; glänzende Goldfische wenden den Schuppenleib in ihrem Wasser; breite Rinnsale aus buntglasierten, gemusterten Fayencen leiten das lebenspendende Element durch die Gartenanlagen, Lauben und Kiosks laden zum Niederlassen ein.

Doch der Schah begnügte sich nicht mit diesen Verbesserungen und Verschönerungen; auf seinen Befehl wurden die Straßen gepflastert, nachdem vorher von der neuerrichteten Gasanstalt aus ein Röhrennetz in die Straßen gebettet war, das der Stadt den Segen der Gasbeleuchtung brachte. An den Straßenecken verkünden weiße Schilder mit schwarzer persischer Schrift den Namen der Straßenzüge. Das Zentrum der neuen Quartiere, welches die Wohnungen der neuen Gesandten und Fremden enthält, bildet der Platz der Artilleriekaserne.*) Vor derselben sind die Geschütze aufgefahren, und ein Wachtposten marschiert auf und ab.

An jedem Abend erschallen hier bei Sonnenuntergang Trompetenfanfaren und Paukenschläge als Abschiedsgruß an die Himmelskönigin. Sie künden zugleich die Sperrung der Stadtthore. Um 9 Uhr erlöschen die Gaslaternen, und jedermann eilt der Behausung zu, um nicht von den Lutis, den

*) Siehe a der folgenden Skizze auf S. 58..

zünftigen Bummlern, angefallen und ausgeraubt oder von den Scharwächtern und Schutzmannschaften für einen Luti gehalten zu werden. Ein Ausgang nach 9 Uhr ist ohne Legitimation und Laterne (Fanus) unmöglich oder doch gefährlich. Selbst wer zu Pferd oder Wagen seine Wohnung verläßt, bedarf des Fanus, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, für einen Gauner gehalten und arretiert zu werden. Die Laternen, die gewöhnlich eine Hülle von Papier oder geölter Leinwand tragen, erscheinen in verschiedenster Gestalt, und unterscheiden sich je nach der gesellschaftlichen Stellung des Trägers in der Größe wie die Mücke vom Elefanten. Das Mitnehmen des Beleuchtungsapparates schützt übrigens auch vor dem Stolpern über schlafende Hunde und dem Hineintreten in die inmitten der Straße geöffneten Wasserlöcher.

Das Wasser, welches die Hauptstadt von den Quellen und Bächen am Fuße der Gebirge empfängt, fließt in Rinnen bis zu den Schöpftrögen. Die Rinnsale sind übrigens zum größten Teil überdeckt, doch sind einzelne Strecken offen, um Vorübergehenden oder Anwohnern bequemere Benutzung zu ermöglichen. Nicht selten sieht man den gemeinen Mann an solchen Stellen aus der hohlen Hand trinken oder gar, auf dem Bauche liegend, wie einen Hund lecken. Die Bedeutung reinen Trinkwassers scheint den persischen Behörden noch nicht bekannt zu sein, denn sonst könnte es unmöglich geschehen, daß an den nicht überdeckten Stellen oft 10 Personen hocken: eine löscht den Durst, die andere reinigt den Theekessel, die dritte die Tabakspfeife, die vierte wäscht ein Hemd, die fünfte Hände und Gesicht, die sechste, welche zur Ader gelassen, läßt das Blut in das rieselnde Wasser laufen, und endlich lagert sich wohl gar noch eine Anzahl krätziger Hunde in der kühlenden Flüssigkeit.

Dieselbe Sorglosigkeit im Gebrauche verunreinigten Wassers kann man in den nur für die Moslems geöffneten Stadtbädern beobachten. Hunderte kühlen darin den brennenden Leib allwöchentlich, lassen sich bei dieser Gelegenheit rasieren, Haar und Bart färben, netzen wunde Glieder, und der gesamte Bodensatz hat eine ganze Woche Zeit, sich von neuen Badegästen wieder aufrühren zu lassen. Dem Europäer ist daher der Genuß ungekochten Wassers entschieden abzuraten; lieber mag er mit heißem Thee die trockne Zunge feuchten.

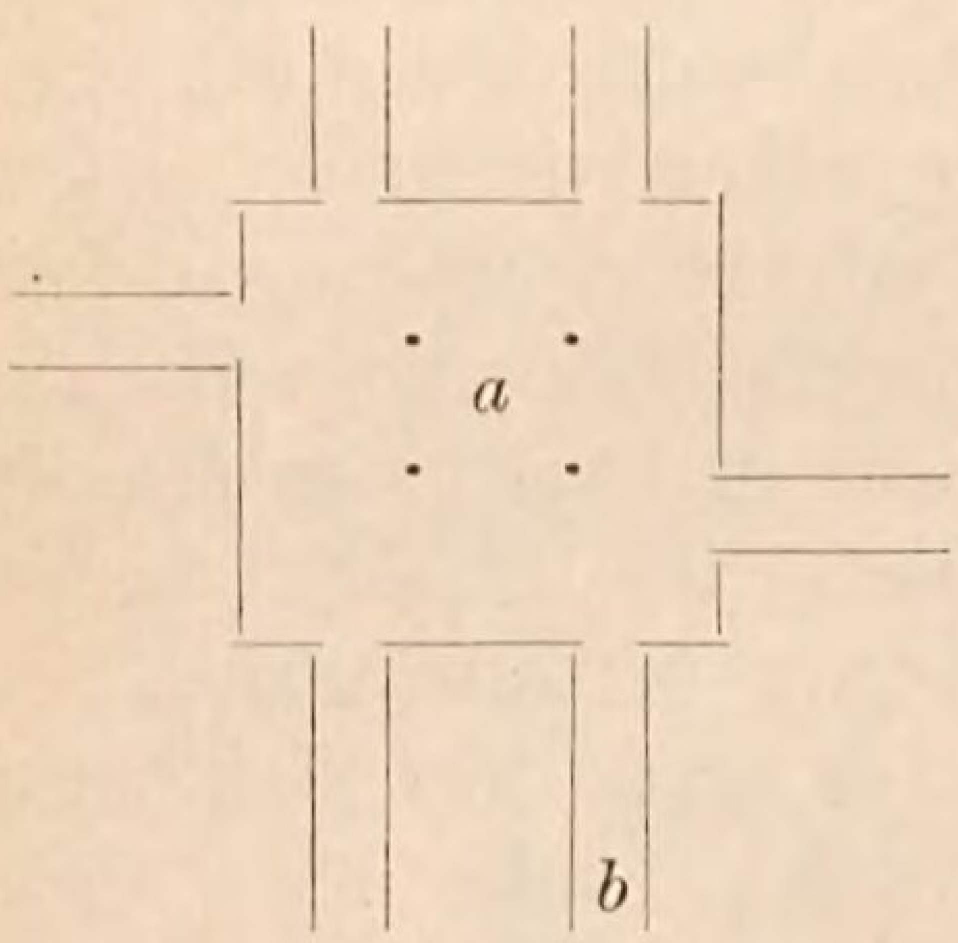
Das Leben auf dem Artillerieplatze wogt den ganzen Tag zu Wagen, zu Pferd und auch zu Fuß. Die Nationaltracht liebt schreiende Farben, die der Stutzer geradezu übertreibt, indem er sich schwefelgelb, rosenrot, zeisigrün kleidet, mit goldenen Nadeln, Ketten und Ringen keineswegs geizt, die schwarze Lammfellmütze weit nach hinten schiebt und die Blicke herausfordernd umherschweifen läßt. Zuweilen gewahrt man in der Sommerhitze auch einen närrischen Kauz, der zwei Röcke zum Zeichen des Reichtums trägt; alle Männer erscheinen übrigens mit dem Dolch an der Seite, als wenn sie keinen Augenblick ihres Lebens sicher wären. In gemessenem

Schritt naht sich jetzt ein Molla (Priester), in arabischer Tracht und mit dem Rosenkranz in der Hand. Der grüne Turban kennzeichnet seine Abkunft von der Familie des Propheten, so daß man in einem Briefe ihn vielleicht so anreden würde: „Edelstein aus dem Bergwerke des Prophetentumes, Frucht vom Baume des Apostolates, Perle aus dem Meere des Imamates." Kurden, Nomaden, Zigeuner, Turkmenen, Afghanen und wie die Nachbarn der Perser heißen mögen, man kann sie zu jeder Stunde über den Kanonenplatz pilgern sehen in ihrer scharf ausgeprägten Physiognomie, eigentümlichen Tracht und Bewaffnung. Die persischen Soldaten, Serbasen genannt, tragen bis auf die königlichen Garderegimenter mit hochroten Waffenröcken und die persischen Kosakenregimenter, welche sich den Kosaken Kaukasiens zum Muster genommen haben, österreichische Uniformen, die Offiziere sogar ohne Ausnahme. Leider sitzen diese Bekleidungsstücke nicht wie „angegossen", und die Bewaffnung ist eine schlechte, sofern die überaus willigen und brauchbaren Milizen mit Gewehren längst abgelegter Systeme ausgerüstet sind. Obwohl auch Damen an unserem Beobachtungsposten auf dem Kanonenplatz vorbeigehen, ist es doch unmöglich, etwas über die Physiognomie derselben zu berichten; denn der Körper ist dicht verhüllt, bis aufs Antlitz, und selbst das Auge ist gedeckt vom dichten, weißen Schleier. Sind sie zu Fuß, so kann man wenigstens die grünen Schuhe und die seidenen, bauschigen Pantalons wahrnehmen; übrigens erscheinen sie nie ohne Begleitung eines Schutzgeistes in Gestalt eines Dieners, da es gegen die Sitte verstößt, daß der Mann sie auf ihren Gängen geleitet.

Zu den Ereignissen auf den Straßen Teherans gehört das Erscheinen des Schah und seines Änderun (Harem). Rotröckige Läufer mit silberbeschlagenen Stöcken und hahnenkammähnlichen Mützen, Lanzenreiter aus den zuverlässigsten Nomadenstämmen, zahlreiche Offiziere und Diener, worunter auch der Scharfrichter mit seinem die Marterwerkzeuge tragenden Maultiere, bilden den Vortrab und zugleich die Wolke, die den Glaswagen des Schah einhüllt. Ernst und kalt sitzt der Großherr in dem Gefährt, vor dem die Menge sich demutsvoll neigt. In eine noch dichtere Wolke von Begleitern eingehüllt zeigen sich nun die Gattinnen des Schah; jede derselben sitzt in einer von zwei Pferden oder Maultieren getragenen, dicht geschlossenen Sänfte, bei deren Anblick die Menge zerstiebt, da ein neugieriges Angaffen der Haremsdamen eine schmerzhafte Bastonnade oder Schlimmeres nach sich ziehen könnte.

Wer das eigentümliche Volksleben in der Hauptstadt Persiens beobachtet, dem wird das Treiben der Derwische, die eine Zunft von Bettlern darstellen, nicht entgehen. Wer da weiß, daß Almosengeben zu den nächsten Pflichten des Islam gehört und der Derwisch die Einkünfte des Tages dem Oberen zur Erhaltung der Ordensglieder zu überliefern hat, findet in seinem Geschäft nichts Auffallendes. Erstaunen aber muß man über die Findigkeit, mit welcher die Derwische den Muselmann wie den Frängi an

seine Pflicht des Gebens erinnern: sie erzählen Märchen, singen Lieder und Sprüche, lassen den Vorübergehenden an eine duftende Blume riechen, treiben magische Künste, indem sie beispielsweise, um jemand gegen den Schlangenbiß zu feien, unter Beschwörungsformeln ihm ein Stückchen Zucker in den Mund und eine gewaltige Ohrfeige verabreichen. Mit Zwangsmitteln jedoch gegen die vornehmsten Bewohner der Stadt gehen sie vor zur Zeit des Neujahrsfestes. Jeder Derwisch bepackt sich mit einem Zelte und läßt sich vor einem der auf seiner Liste genannten Häuser wohnlich nieder. Sobald der Eigentümer heraustritt, tönt ihm das Ja Hu, Ja Hak! des Bettlers entgegen, das sich so oft wiederholt, bis dieser die Steuer für sein Kloster erhalten hat. Leidet der Belagerte aber an hartherziger Schwerhörigkeit, so fährt der Derwisch schwereres Geschütz auf: er fordert nämlich durch alle möglichen und unmöglichen Töne seiner bei Tag und Nacht in kurzen Pausen mahnenden Trompete zur Übergabe der Festung auf, die denn auch um der lieben Ruhe willen endlich erfolgt. Vermag der Derwisch einem das Haus zu verleiden, so der Luti oder Bummler die Straße. Es gehört zu den gewöhnlichen Vorkommnissen, daß derselbe einen Löwen, Bären oder eine ähnliche Bestie ohne Maulkorb an einer Kette oder einem Stricke durch die Straßen, durch das dichteste Menschengetümmel, unter dem Bauch der Pferde hinweg, ja zur Unterstützung seines Bettelgesuches in die Häuser hinein führt zum Entsetzen desjenigen, der solch nahen Umgang mit den Ungeheuern nicht von Jugend auf gewöhnt ist.



Vom Artillerieplatze, welcher die obenstehende Form hat, laufen sechs Straßen aus, worunter die mit b bezeichnete Nasserije-Straße das „Neue Viertel“ mit der Altstadt oder Bazarstadt verbindet. Die Straße ist gut gepflastert, sauber, breit, zwei Baumreihen spenden Schatten, und ein reges Geschäftsleben entfaltet sich hier. Wenn wir durch das Thor Nasserije von der Neustadt aus eintreten, so gewahren wir auf der rechten Seite eine Anzahl von Staatsgebäuden, darunter die „gesegnete Schule“ oder den „Sitz der Wissenschaft“ (Dar-el-fenun), eine Hochschule nach europäischem Muster mit europäischen Lehrern. Der Studienplan kündigt Kurse in Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch, Russisch), Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen, Musiklehre, Medizin, ja in einer besonderen Abteilung, Unterricht in den militärischen Wissenschaften, erteilt von zwei preußischen Offizieren, an. Die Schüler tragen die Uniform der Berliner Kadetten und die persische Lammfellmütze; die Lehrbücher sind in persischer und französischer Sprache vorhanden; Pläne und Karten, Vorlagenwerke und Sammlungen, sowie die Einrichtung der Schulzimmer sind durchaus anerkennenswert. Um die guten Anregungen der Hochschule in möglichst

weite Kreise zu verbreiten, hat der Schah die Kosten für Bekleidung, Kost und Unterricht übernommen, ja er zahlt sogar Stipendien, um möglichst vielen Eltern die Möglichkeit zu bieten, ihre Söhne dem Sitze der Wissenschaft zuzuführen. Gute geistige Veranlagung und technisches Geschick lassen die Arbeiten der Zöglinge dieses Instituts in gewissem Grade bewundernswert erscheinen. Eine besondere Abteilung der Hochschule bildet die vorzüglich eingerichtete, von einem Deutschen geleitete Hofapotheke, dieselbe übrigens, welche auf der Berliner Hygiene-Ausstellung mit einem ersten Preise bedacht wurde. Nicht weit vom Sitz der Wissenschaften kündigt das Schild einen persischen Photographen von prinzlichem Geblüt an, der seine Kunst in Wien erlernt hat und mit Meisterschaft übt. Ein Laden reiht sich nun an den anderen, und man kann durch die Glasscheiben von Thüre und Schaufenster sehen, wie der persische Handwerker arbeitet und der europäische Kaufmann seine Kunden befriedigt. Doch verschwindet das Geschäftsleben der Nasserije-Straße gegenüber dem Treiben des Bazars, der sich wie ein dunkler Schlund auf dem sogenannten Grünplatze öffnet und mit seinen schattigen Gängen nicht bloß Kauflustige, sondern auch Spaziergänger anlockt, die hier mit Freunden lustwandeln, die Politik, die Regierung bekriteln, wie auch den Stadtklatsch bis ins kleinste erörtern. Nach ihrem Glauben geschieden in Reine (Moslem) und Unreine (Christen und Guebern) und innerhalb dieser Hauptgruppen wieder geordnet nach den Gewerben, sitzen die Goldarbeiter, Klempner, Schmiede, Schneider, Schuhmacher, Grünwaaren- und Obsthändler 2c. in ihren engen Buden beisammen, die Wasserpfeife rauchend, den Koran lesend und mit Ruhe dem Nahen von Käufern entgegensehend, welche sich durch die Gänge gleich einer Woge drängen, zu Fuß, zu Roß oder Maultier, zu Wagen, einzeln oder vom Dienerschwarm begleitet. Trippelnd nahen sich die tiefverschleierten Damen, das Antlitz wegwendend, sobald ihnen ein Europäer begegnet; ihre Dienerschaft umsteht sie, wenn sie an der Bude des Seidenhändlers zu feilschen beginnen, ein Geschäft, das oft sehr langwierig ist, da der persische Händler 100% vorschlägt, und wenn er die Hälfte der Forderung erhält, immer noch gewinnt. Dem unreinen Frängi kann es allerdings geschehen, daß man ihm nur ungern verkauft und seine Zahlung — um der Verunreinigung zu entgehen — nur in einem mit Wasser gefüllten Glase entgegennimmt. Da hocken zerlumpte Bettler auf dem Boden; die räudigen Hunde in ihrer Nähe sollen jedenfalls das Mitleid in Ekel verwandeln; Fakirs, deren Verstand zerrüttet, durchirren schreiend die Gänge des Bazars; wo nur ein leeres Fleckchen am Boden sich findet, da sitzen Derwische, welche der Menge Märchen und Geschichten auftischen; mitten durch die auf- und abwogende Menge führt ein Luti seinen Löwen an unsicherem Leitseil; dazwischen ertönen Glockenschläge aus den offenen Garküchen; hinter dem aus glasierten Kacheln aufgeführten Herde steht der Aschpes oder Suppenkocher, der Hammelfleisch, Spießbraten u. a., vor allem aber eine Unmenge von Suppen feil-

bietet, von denen — beiläufig bemerkt — ein tüchtiger Koch 400 Arten zu bereiten imstande sein muß. Da ertönt plötzlich der Ruf zum Gebet; Käufer und Verkäufer, welch letztere nur ein maschiges Netz vor ihren Stand spannen, eilen in die Moschee.

Auch wir verlassen die schattigen Gänge des Bazars, denn noch ist die Fülle des Sehenswerten keineswegs erschöpft. Auf einem freien Platze sind wir Zuschauer eines Widdergefechts, das die ganze Aufmerksamkeit des echten Persers in Anspruch nimmt, und wie er sich vergnügt, wenn die harten Schädel der Widder aufeinander schlagen, so vermag ein Wettkampf zwischen Athleten ihn in demselben Maße zu interessieren; sogar der Großherr hält sich einen Hof- oder Leibathleten. Von der Bazarstraße aus führt eine Menge großer Eingangsthore in das Innere eines großen Kaufhofs, eines Chans oder einer Karawanserei. Zweistöckige feste Gebäude schließen den mit Steinplatten belegten viereckigen Hof ein; in jenen Steinbauten liegen die Kontore und Magazine der einheimischen und fremden Großkaufleute, sowie der persischen Post. Wir schreiten weiter und können an allen Gegenständen, an denen nur irgend Farbe haftet, wie an Thüren und Thoren, Fensterkreuzen, Geländern, Schilderhäusern und Gewehrständern u. a. die Beobachtung machen, daß sich die österreichischen Nationalfarben Schwarz und Gelb in Teheran einer Gunst erfreuen wie keine anderen.

Die königliche Hofburg bildet mit ihren Straßen, Plätzen, Gärten, Palästen und Regierungsgebäuden einen Stadtteil für sich, der durch eine Mauer von der übrigen Welt abgeschlossen ist. Außer den Lustschlössern und Palästen, welche der Großherr während seines Teheraner Aufenthaltes abwechselnd bewohnt, liegen hier der Frauenpalast, die Amtsgebäude der verschiedenen Ministerien, und eine Unmenge von Wachen und Dienern mischen sich mit den kommenden und gehenden Beamten und Würdenträgern. Doch nicht ins Innere der mit kostbaren Teppichen, Thronbetten, Kronleuchtern, Ölgemälden, Vasen u. a. geschmückten Säle des Großherrn steht unser Sinn, sondern nach dem leider nur selten geöffneten Museum. Es ist ein Saal mit ungeheuren Maßverhältnissen, in viele Abteilungen zerlegt und hier sind Schätze aufgehäuft, deren Wert im wahrsten Sinne des Wortes unschätzbar ist. „Ein einziger Blick hinein genügt, um in ein sprachloses Staunen versetzt zu werden. Wohin das Auge sich richtet, blitzen und leuchten von den altpersischen und indischen Kronen, Waffen, Kostümen, Ketten, Ringen und Schmuckgegenständen aller Art Edelsteine von riesigem Umfang entgegen. In hohlen, durchsichtigen, viereckigen Glaspfeilern, von denen jede Seite einen Fuß messen dürfte, sind echte weiße Perlen in allen Größen wie Bohnen in einem Getreidekasten aufgespeichert. Sie zu zählen wäre ein Unding, man würde sie höchstens nach Litermaßen bestimmen können. Den alten Kostbarkeiten schließen sich in würdigster Weise die zahlreichen Erzeugnisse der heutigen iranischen Juwelierkunst an, und ich denke hierbei in vorderster Reihe an den goldenen Erdglobus, welcher einen Meter

im Durchmesser hält und auf den besonderen Befehl des Schah zu seinem eigenen Vergnügen angefertigt worden ist. Die Meere, Flüsse, Gebirge und Städte und selbst die Längen- und Breitengrade sind mit Hilfe von Diamanten, Rubinen, Smaragden und sonstigen Edelsteinen darauf dargestellt. Die seltensten und wundervollsten Teppiche und Kunstwebereien liegen und hängen in diesem modernen Aladinsschatze und das Urteil bleibt verwirrt, soll man den Preis der Schönheit und Vollkommenheit irgend einem besonderen Stücke zuerkennen."

Da die Hauptstadt Teheran im Sommer unter unausstehlicher Hitze, welche zwischen 28 und 34° C. schwankt und nur selten durch Niederschläge herabgedrückt wird, leidet, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Bewohner die Kellerräume beziehen und die Nacht auf dem flachen Dache zubringen, sich freilich den Moskito-, Tarantel-, Skorpionstichen und Schlangenbesuchen aussetzend. Der Hof und die Würdenträger, ja die gesamte vornehme Welt entfliehen dem Glutofen und suchen in den Dörfern und Besitzungen am Fuße des Elburs Kühlung. Die berühmteste dieser Sommerfrischen ist Schimran; fehlt es auch hier nicht an jenen nächtlichen Ruhestörern, so ist doch die Luft kühl, das Wasser rieselt, die Baumkronen spenden Schatten, Blumenduft würzt die Luft, und die herrlichsten Obstsorten und Südfrüchte zerschmelzen auf der trockenen Zunge.

c. Eine persische Toten-Karawane.*)

Als wir von Konaregird**) aufbrachen und ungefähr eine Stunde Wegs in der Wüste fortgeschritten waren, wurde das Bild der vom Mondschein beleuchteten öden Gegend immer mehr und mehr romantisch. Die nächtliche Stille, die hier in der ganzen Einöde sich sozusagen noch verdoppelt, wirkt unaussprechlich drückend auf das Gemüt des Reisenden. Wie weit man auch in dem finstern Horizonte umherspähen mag, nirgends, nirgends findet das Auge einen Anhaltepunkt. Nur hier und da erheben sich die vom Winde aufgepeitschten Sandsäulen gen Himmel, tanzen von einem Orte zum andern, gleich nächtlichen Gespenstern, und man begreift, daß furchtsame Seelen in ihnen von Furien gepeitschte Phantome erblicken. Mein Reisebegleiter schien zu diesen gespenstergläubigen Seelen zu gehören, denn er hüllte sich tief in seinen Burnus und mischte sich immer in den dichtesten Teil der Karawane; er wagte es nie, auf die östlich sich dehnende Wüste hinzublicken.

Es war gegen mitternacht, als wir von fern einen einförmigen Glockenklang vernahmen und, wie ich hörte, sollte dies eine größere Karawane

*) Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien von Herm. Vambéry (Pest 1857).

**) Das Dorf Konaregird (wörtlich: Saum des Sandes) liegt am Westrande der großen Salzwüste, genannt Deschti Kuvir, an der Straße, die von Teheran südlich nach Schiras führt.

sein, die eine Stunde vor uns hinauszog. Man verdoppelte die Schritte, um dieselbe zu erreichen, doch kaum hatten wir uns ihr einige hundert Schritte genähert, als sich ein unausstehlicher Aasgeruch zu verbreiten anfing. Die Perser kannten schon die Ursache dieses Gestankes; man ritt besser zu, der Geruch wurde immer heftiger und schrecklicher und als ich, von Neugierde geplagt, mich erkundigte, erhielt ich zur Antwort, daß dies eine Toten-Karawane sei. Eine „Toten-Karawane?“ sprach ich bei mir selbst, das ist doch sonderbar. Ich drang in meinen Nachbar, mir Aufschluß zu geben. Doch er schrie mir hastig zu: „Eile! eile!“ und nach heftigem Anspornen meines ohnehin schon genug gepeinigten Eseleins gelang es mir, in Gesellschaft der anderen Reiter die gefürchtete Karawane zu erreichen, welche aus ungefähr vierzig mit Särgen beladenen Pferden und Maultieren bestand, und von drei berittenen Arabern geleitet wurde. Wir suchten so schnell als möglich vorüberzukommen. Es war ein fürchterlicher Anblick, als ich einen der Reiter, der Nase und Mund verbunden hatte, mit seinem falben, durch das Mondlicht noch mehr entstellten Gesichte erreichte; trotz des unausstehlichen Geruchs konnte ich mich einiger Fragen nicht enthalten.

Der Araber erzählte mir, daß er mit diesen Toten schon zehn Tage lang unterwegs sei und noch 20 Tage zu reisen habe, bevor er Kerbela erreiche — den Ort, wo diese hingeschiedenen Frommen aus Liebe zu Imam Hussein, dem heiligen Märtyrer, sich begraben lassen wollten. Diese Sitte ist in ganz Persien üblich und wem es nur seine Mittel erlauben, der läßt sich nach seinem Abscheiden aus dieser Welt selbst von dem fernen Chorassan nach Kerbela bringen, um dort in derselben Erde zur Ruhe bestattet zu werden, in welcher der Liebling Imam Hussein ruht. Der Tote wird oft erst zwei Monate nach seinem Ableben dahin befördert, weil man mehrere Leichname beisammen haben muß, wenn die Reise nicht gar zu kostspielig werden soll. Da man aus Sparsamkeitsrücksichten womöglich drei oder gar vier Särge auf ein und dasselbe Maultier laden will, so werden diese frommen Toten zwischen vier Brettern so eng als möglich zusammengepreßt; ob beleibt oder nicht, darauf wird wenig Rücksicht genommen. Alles wird platt gedrückt und bei der Ankunft in Kerbela findet sich mancher bei Lebzeiten Wohlbeleibte in eine schlanke Figur umgewandelt, in der er nun zur ewigen Ruhe eingeht.

Im Winter ist eine solche Leichenbeförderung noch erträglich; aber man stelle sich vor, welche Ausdünstungen die in der Julisonne Persiens um so schneller in Fäulnis übergehenden Überreste der Frommen verbreiten! Dabei ist es den Rechtgläubigen streng verboten, in den Ruf auszubrechen: „Ach, wie er stinkt!“ denn der Leichenduft der frommen Pilger wird für Rosen- und Ambraduft gehalten. Doch das hinderte meine Gefährten nicht, mir zu erzählen, daß jene Araber, welche das Geschäft der Leichenführung betreiben, es nie länger als einige Jahre aushalten, und selbst die Tiere

gewöhnen sich nicht an den entsetzlichen Geruch und machen die Reise nicht zum zweitenmal.

Als wir die Leichen-Karawane mit ihrem erstickenden Geruch hinter uns hatten, schaute ich noch einmal zurück. Die mit den langen Särgen beladenen Tiere vergruben ihr Haupt tief in den Nacken, die Reiter spornten nur aus gewisser Ferne mit einem dumpfen Geschrei den traurigen Zug an. Welch ein Nachtbild in dieser von allem Leben entblößten Wüste! In schrecklicher Weise verstümmelt, oft ganz unkenntlich kommen die Leichen gewöhnlich an ihrem Bestimmungsorte an; aber das hält die Perser nicht ab, an dieser, wie sie meinen, frommen Sitte festzuhalten, denn es ist ihnen eine süße Hoffnung, am Tage der Auferstehung sich in unmittelbarer Nähe des heil. Märtyrers zu befinden, und von dort unter seiner Anführung in die ewig grünen Fluren des Paradieses hinüber zu wandeln.

4. Damaskus.

Lage der Stadt.*)

„Wenn es ein Paradies auf Erden giebt, so ist es zu Damaskus;**) liegt es aber im Himmel, so streitet Damaskus selbst mit dem himmlischen Eden um den Preis der Schönheit!" — Mit diesem Sprichwort ergeht sich das Morgenland in Bewunderung über die üppige Lage dieser ältesten Weltstadt. Sie heißt „die Perle" oder „das Auge" des Orients, und der Großsultan nennt in seinen Herrschertiteln sich auch den Herrn der „Paradiesesduftenden".

Sie heißt ferner „die Stadt des Nordens", Es Scham, gegenüber dem Süden, Jemen; auch die Pforte der heiligen Städte Mekka und Medina, denn von da ziehen die Gläubigen des Islam den Pilgerweg, Derb el Hadsch, nach dem gelobten Lande des Propheten, dem doppelt glückseligen Arabien, weil es das Angesicht des Gottgesandten geschaut.

Sie gilt für die vierte Stadt im Reiche des Padischah***) und weicht nur Stambul, Kairo, Smyrna, den anderen Sultansstädten. Sie war der Sitz des Kalifats unter den Ommajaden, welche zuerst mit griechischer Kunst und Wissenschaft sich befreundeten, auch zum erstenmale (seit Alexander d. Gr.) ihre siegreichen Heere über den Euphrat bis ins Herz von Indien entsandten und das Schwert der Eroberung über die Meerenge bei den Säulen des Herkules bis jenseits der Pyrenäen trugen. Auch Saladin,

*) Nach Dr. J. Sepp (Westermanns Monatshefte 1879, 10).
**) Arabisch: Dimeschk.
***) 150000 Einwohner.

Sultan von Ägypten und Syrien, machte sie zu seiner Residenz und starb daselbst 1193.

Uns aber ist die alte Hauptstadt von Syrien darum von besonderem Interesse, weil der Großtürke, wenn sein Thron in Konstantinopel früher oder später bei Lösung der orientalischen Frage zusammenbricht, ihn nirgends anders wieder aufrichten kann als in der Stadt am Chrysorrhoas, und hier dann die weiteren Revolutionen sich abspielen werden. Möglich ist's aber auch, daß die Araber von ihren in Europa seßhaften osmanischen Bedrückern sich losmachen und da eine selbständige Herrschaft gründen.

Damaskus ist eine Alpenstadt; am Rande des Antilibanon in einer Meereshöhe von 720 m hingestreckt, genießt sie die behagliche Ruhe in Baumgärten und Schattenkühle, angesichts der bis Mesopotamien unabsehbar sich ausbreitenden Wüste. Schon im 2. Buch der Könige V, 12 erhebt Naëmann die Frage: „Sind die Wässer Amana und Pharphar in Damaskus nicht köstlicher, als alle Flüsse in Israel?“ Diese kühlen Ströme ergießen sich in drei tote Seen im Sandmeere, wo sie versumpfen und keinen Abzug weiter haben. Allein sie treten nicht in die Lachen ein, ohne zuvor die blühendste Oase, die Zaubergärten des Thales Guta ins Leben gerufen zu haben. Die smaragdgrüne Landschaft erstreckt sich vom Berge Casiun an auf zwei Stunden Länge und wird vom „kalten“ Barada, dem vormaligen Goldfluß (Chrysorrhoas), der von den Höhen in lauter Kaskaden herabkommt mit sieben Armen, in zwei Hälften geteilt. Sieben Kanäle durchziehen die Oase, 360 Adern bewässern die ungefähr 3000 Gärten und befruchten den reichsten Obstwald von ganz Syrien.

Das Füllhorn des Segens ist über Stadt und Land ausgegossen. Jedes vornehme Haus hat einen Born im Innern fließen. Der Efendi kauert im Liwan*) an oder auf seinem Diwan vor dem melancholisch murmelnden Sprudel, angesäuselt von den zerspritzenden Wasserstrahlen, raucht auf gesticktem Polster sein langes Tschibuk oder Nargileh, die Wasserpfeife und giebt sich dem Kaf, dem süßen Nichtsthun hin.

Die Oase umfaßt eine halbe Tagereise in der Vierung mit 134 Dörfern und Weilern und 100000 Bewohnern außer den 150000 der Stadt, wobei Salahije, „der Sommeraufenthalt“, 12000 zählt. Dort scheint die Natur sich selbst übertroffen zu haben, um „einen Garten des Lebens“ zu schaffen. Von dort stammt das Bild des Paradieses, das den Seligen im Jenseits beglücken soll und im Koran weiter ausgemalt ist. Dort wächst auch die Paradiesfeige, Musa paradisiaca.

*) Liwan = der nach einer Seite hin offene Saalraum.



Damascus.

(Mit der großen Moschee, von Süden aus gesehen.

Die große Moschee.

Wie wir uns Rom nicht vorstellen können ohne die Riesenkuppel des Petersdomes, so gewinnen wir von der Paradiesesstadt am Chrysorrhoas keine Vorstellung ohne die wunderbar gekuppelte Moschee, deren Grundstein 80 Jahre nach dem Aufkommen des Islam gelegt ward. Der Riesenbau verschlang die eroberten Schätze Indiens. Vierhundert Kisten Goldes, jede mit 28000 Dirhem, unseres Geldes 45 Millionen Mark, erforderte das Werk bis zur Vollendung 717. Darauf versammelte der Kalif die Bürger und redete sie an: „Ihr habt vor der übrigen Welt vier Herrlichkeiten voraus: Luft, Wasser, Gärten und Früchte; ich füge die fünfte Gabe hinzu, dies Dschami."

Von diesem Dome heißt die Stadt selber die Kuppel des Islam oder die Vollendung des geistigen Tempels der Religion. Ein Gebet in diesem heiligen Raume ist so viel wert als 30000 an anderen Andachtsstätten. Die Moschee mißt 144 m in der Länge, 93 m in der Breite (St. Peter in Rom hat eine Länge von 186, die Breite des Querschiffs im Lichten beträgt 138 m). Die prachtvollsten korinthischen Säulen stützen die Decke. Durch die Reihe der 74 Fenster in der Höhe strömt das Himmelslicht auf die 12000 Steinplatten des Fußbodens nieder, dessen Mosaik ein Werk griechischer Künstler. Die Sage läßt 40000 Künstler und Werkleute am ganzen Gebäude gearbeitet haben — eine mindestens zehnfache Übertreibung! Der Vorhof mit seinen auf Granit- und Marmorsäulen errichteten Hallen mißt von Ost nach West 120 m bei 54 m Tiefe und ist der größte aller Moscheen im Reiche des Islam. Die vier Portale sind nach den Weltgegenden gerichtet, die Hauptpforte nach Westen gewandt.

Der große Springbrunnen in der Mitte heißt der pomeranzenhebende. Der Araber Massudi schreibt in seinen „goldenen Weisen" 957: „Die Hauptmoschee ist das Schönste, was heute die Moslems besitzen; ihre Säulen sind von schwarzem Monolith und bilden drei weit voneinander abstehende Reihen über der Mitte des Baues. Dem Mihrab gegenüber erhebt sich die Kuppel. Der Boden ist von weißem Marmor, die Wände $3^1/_2$ m hoch mit eingelegten Marmorplatten bekleidet und so fort bis zur Decke mit bunter fosaifisa*) bedeckt, wobei auf goldenem Grunde Bäume, Städte und Inschriften prangen. Zu oberst auf der Kuppel ist eine Zitrone und darauf eine Granate, beide von Gold."

Das Merkwürdigste sind aber bei diesem Bau die Türme, und zwar das Minaret el Arus (der Braut), vierseitig und mit Kegelaufsatz. Dann Madinet el Isa, von Jesus so benannt, weil nach dem Volksglauben Jesus zum jüngsten Gericht auf diesen Turm niedersteigen soll; ihm ist ein

*) Fosaifisa = ψηφος (ein kleiner Stein).

schlankes Minaret mit zwei Rundbalkonen aufgesetzt. An der Südwestecke erhebt sich el Garbija, ein Achteck, sich verjüngend und mit einem Kugelknopf abschließend.

Der Markt in Damaskus.*)

Wir brechen am frühen Morgen auf und treten ein in die langen Kaufladenreihen, unter die Schatten der überhängenden Binsenmatten, in die angenehme Kühle, welche der reichlich besprengte und schon vor Sonnenaufgang reingekehrte Estrich ausstömt. Wir sehen die Kaufleute aus den Moscheen kommen, wo sie ihr Morgengebet verrichtet haben, und der milde Ernst in den Zügen der glaubensstarken Männer, die sich vor dem Tagewerk erst an ihren Gott gewendet, verfehlt seinen Eindruck auf den Beobachter niemals, am wenigsten auf das Gemüt des sinnigen Deutschen. Es scheint, als fühle noch ein jeder die Nähe der beiden Engel, welche die Überlieferung an die Seite des Beters stellt und in deren Schutz er sich, am Schluß seines Gebetes knieend und mit dem Friedensworte rechts und links grüßend, befohlen hatte. Nachdem man die Kaufläden geöffnet, über welchen meistens die Worte: „O Gott, o Erschließer der Pforten des Erwerbs! o Allernährer!" in großen goldenen Buchstaben glänzen, findet sich immer bis zum Beginn der Geschäfte so viel Zeit, daß man noch einen Nachbar, der den Koran mit kunstgerechter Betonung vorzutragen versteht, auffordern kann, eine kleinere Sure zu lesen, was auch stets gern geschieht.**)

Unterdessen wird es auf den Märkten lebendig. Zuerst kommen die Bauern aus den Gartendörfern, um auf ihren wohlgenährten Eseln (denn Fuhrwerk giebt es aus Mangel an Straßen in Damaskus wie in ganz Syrien nicht) der volkreichen Stadt ihren täglichen Bedarf an Gemüsen, Salaten, Knollen und Wurzeln, und die Früchte vieler einjährigen Kulturpflanzen, wie die Gurke, die Zucker- und Wassermelone, verschiedene Arten Bohnen, Schoten u. s. w. zuzuführen. Sie schütten ihre Ladungen, um sie durch öfteres Besprengen mit frischem Wasser vor dem Welkwerden bewahren zu können, in der Nähe der zahlreichen „Meere" auf die Erde — so heißen nämlich die marmornen, oft mit schöner Mosaik bekleideten Becken fließenden Wassers in den Sälen der Damascener Häuser, und so heißen auch jene durch ein merkwürdiges, seit uralten Zeiten durch die ganze Stadt verbreitetes Wasserleitungsnetz aus dem Barada-Fluß gespeisten öffentlichen Wasserbehälter, welche, meist Werke patriotischer Mildthätigkeit, sich in allen Straßen der Stadt finden. Unter jenen Bauern sehen wir manchen stattlichen Mann, und das Tier, welches ihn und oft noch seine Ehehälfte oder sein Kind als „Hintermann" trägt, ist nicht selten eine echte Kehli-Stute, die

*) Nach Dr. Wetzsteins Schilderung in der Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft, 1857, 3.

**) Sure = psalmartiger Koranabschnitt.

durch Kauf und Tausch von den Beduinen erworben ward. Die Bewohner der Guta sind behäbige Leute. Guta — welch süßer Laut für das Ohr eines Arabers! Alles, was die Erde Schönes und Wünschenswertes besitzen mag, denkt man vereinigt in dem Worte el cûta, dem meilenweiten Park um Damaskus mit seinen Rosendörfern, Walnußalleen, Aprikosenwäldern, Pfirsichpflanzungen, Granatenbüschen, Olivenhainen. Die Guta ist übersäet mit einzelnen Meierhöfen, größeren und kleineren, mit Ortschaften, durch die üppige Vegetation oft in nächster Nähe dem Anblick entzogen, deren Getreideernten unter dem Schatten ihrer Bäume reifen. Allenthalben schwingt sich in diesem reizenden Erdenwinkel die sich selbst überlassene Rebe in vielfachen, oft einem Dutzend untereinander verstrickten Riesenschlangen nicht unähnlichen Verzweigungen den schimmernden Stamm der hohen Silberpappel oder den mächtigen Nußbaum hinauf, springt von Gipfel zu Gipfel und fällt endlich, einem grünen Sturzbach gleich, in vielen langen, meist traubenreichen Ranken herunter, um den weidenden Edelziegen und Edelrindern einen Teil ihres wuchernden Laubes zu überlassen. Wer einmal unter dem Schatten der Trauerweide oder des wilden Feigenbaumes an dem grünen Ufer der Flüsse und Quellen der paradiesischen Guta gesessen, während der dienstfertige arabische Landmann daneben das Feuer der Gastfreundschaft anzündete, und Frau und Kinder dem Fremdlinge die besten Früchte der Jahreszeit pflückten und vorlegten, und wenige Schritte davon entfernt der Storch, furchtlos unter den weidenden Lämmern stehend, in die klare Flut hineinschaute, in der es glitzerte und wimmelte von kleinen Fischen, und die Stimme der Turteltauben den Beginn der kühleren Tageszeit ankündigte, der wird dies Bild sein lebenlang nicht vergessen! Doch kehren wir zum Markte zurück.

In langen Reihen kommen die Bewohner der reichen Dareja mit ihren traubenbeladenen Eseln und Pferden, auf jeder Seite des Tieres eine gefüllte, mit Weinlaub bedeckte Holzkiste. Sie bringen die Zeni, die Lieblingstraube des Damasceners — vielleicht die edelste Frucht der nördlichen Halbkugel. Die Traube ist groß und schwer und ihre grünweißen Beeren sind lang, oft bis zu 5 cm, und von der Dicke eines mittelstarken Fingers, daher auch die feinste Art dieser Traube „Mädchenfinger" genannt wird; und so gedrängt ist Beere an Beere, daß diese nicht immer die cylindrische Form behalten kann, sondern namentlich in der Mitte der Traube vier- und fünfseitig gedrückt ist. Sie ist nicht sehr saftvoll, dagegen desto fleischiger, weshalb sie sich auch zum Keltern nicht eignen soll, was — in den Augen des Muselmanns — ein anderweiter Vorzug ist. Dabei ist sie vollkommen durchsichtig, so daß man nicht nur die beiden Kerne, sondern auch das feinste innerste Zellgewebe auf das deutlichste durchscheinen sieht. Die Haut der Beere hat so wenig Körper, daß es vergebliche Mühe wäre, sie beim Essen absondern zu wollen. Diese Traube ist der unentbehrliche Nachtisch jedes Damasceners, er sei reich oder arm, und er hat sie frisch während ganzer vier Monate. Im November wird sie von der Nilwani abgelöst, einer

Riesentraube, die nicht selten 10 Pfund schwer wird, und deren kreisrunde, braunrote Beere fast die Größe eines kleinen Apfels erreicht und, wie dieser, ohne Saft zu verlieren, in viele kleine Stücke zerschnitten werden kann. Sie braucht aber zu ihrer Zeitigung die siebenmonatliche Glut der syrischen Sonne.*) Unter den vielen Früchten des Obstmarktes heben wir bloß noch hervor jene kaum 2 cm im Durchmesser haltende kreisrunde weiße, fast durchsichtige Frucht mit wachsartigem Glanze: es ist der berühmte mismus el hamavi, die Aprikose von Hama. Sie reift im Mai. Der Damascener nennt sie Königin der Früchte, und glaubt, daß man davon ohne alle Beschwerde einen mudda**) zu sich nehmen könne. Und jene zarte, haselnußgroße, langstielige, weiße, mitunter ins Grünliche spielende Frucht ist die Myrtenbeere; sie hat einen feinen, harzigen Geschmack, der fast dem des Myrtenblattes gleicht, und ist eine Lieblingsnäscherei der Frauen.

Auch die Bauern der östlichen Dörfer stellen frühzeitig ihren Anteil zum Markte. Man sieht ihre Tiere kaum unter den leichten, hochaufgetürmten Ladungen blendendweißer Hanfstengel. Die unerschöpfliche Güte des Alluvialbodens jener Gegend begünstigt eine großartige und einträgliche Hanfkultur. Der Samen der Pflanze ist ein gutbezahltes Futter für die zahlreichen Luxustauben der Damascener, der Bast erzeugt und nährt eine Menge Fabriken, die ganz Syrien mit Stricken und Seilen versehen; die abgeschälten Stengel dienen den öffentlichen Backöfen der Stadt als vorzüglichstes Brennmaterial; denn Holzfeuer würde eine größere Glut geben, als der kleine, dünne arabische Brotkuchen vertragen kann oder nötig hat. Für ein Böckchen oder Lamm, die in Damaskus so vorzüglich und zwar in ganzer Leibesgröße gebraten werden, braucht man freilich ein besseres Feuerungsmittel. Dafür sorgt der Reisigmann, der gewaltige Lasten von sih, einer holzigen, vieläſtigen, stockwurzeligen Dornpflanze von Gurd, dem nicht urbaren Hochgebirge, in die Stadt bringt und in den engen Straßen den vor ihm Hergehenden unaufhörlich sein tabrak, tabrak (deinen Rücken, deinen Rücken!) zur Warnung zuruft, damit man ihm zeitig ausweichen kann.

In dem bis $3^1/_2$ m weiten Bogenfenster steht eine lange, breite Tafel, auf welcher unaufhörlich jene kleinen gelben Brotkuchen, unmittelbar aus dem Ofen kommend, noch dampfend und einen angenehmen Geruch verbreitend, aufgeschichtet und ebenso rasch unter großem Tumult vergriffen werden. Hier stößt der Neger einer vornehmen Familie einige Jungen beiseite, um rascher bedient zu werden, dort rollt sich ein Arnaute ein paar Brote zusammen, um sie bequemer oberhalb der langen Pistolenschäfte in den Brustlatz zu stecken, während er sich über eine kleine Abessinierin lustig macht, die, indem sie sich mit dem täglichen Brote ihrer Herrschaft belud, das Unglück hatte, daß ihr der Gesichtsschleier herunterfiel. Unterdessen hat

*) Mag wohl die Riesentraube des Josua und Kaleb sein.
**) Der „Mudd" ist ein Hohlmaß, das etwa $27^1/_2$ Pfund Weizenkörner faßt.

ein anderer eine Schicht Brote gekauft, um sie unter die längst mit erhobenen Köpfen in langer Reihe dastehenden und ihr Frühstück erwartenden Hunde unparteiisch zu verteilen, ohne sich nach dem Bettler umzusehen, der sich mit dem Rufe: „Ein Brot, ihr Jünglinge!“ herandrängt. „Wer giebt mir den Preis eines Brotes!“ ruft ein anderer, den ein dritter mit den Worten überschreit: „Beim Leben unsers Herrn Jehja,*) ich habe noch nicht gefrühstückt.“

Alle Arbeit ist in Damaskus öffentlich. Das Haus gehört ausschließlich der Familie und der Erholung; das Geschäft, wie es immer heißen mag, gehört auf den Markt. Auf der Straße hat der Fleischer das halbe Dutzend Schafe geschlachtet, aufgeblasen und abgezogen, das wir an einem Kaufladen hängen sehen. Die bunten, oft mit Gold- und Silberfäden gestickten Schuhe und Stiefeln, welche in langen Reihen aus jener Bude glänzen, sind da ebenfalls verfertigt worden, und der Schuster hämmert rüstig auf die ungefügige Sohle von Kamelhaut los, so daß sie sich schüsselförmig ausdehnt, gleich der Kupferplatte unter dem Hammer seines Nachbars, des Kupferschmiedes, welcher an einem Kohlenbecken arbeitet, und draußen vor den Kaufläden hat der Sattler die Straße entlang mehrere Büffel- und Pferdehäute ausgebreitet, um sie unter den Füßen der Vorübergehenden und den Hufen der Tiere gerben zu lassen. Ebenso setzt der Schneider auf dem Markte sein olivengrünes, mit schwarzen oder goldenen Arabesken reich verziertes Wams zusammen, das die phantasiereiche Jugend mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet. Ebenso sehen wir den Schwertfeger in seinem Laden mit einem Panzerhemde beschäftigt, das ihm vielleicht vom Stamme der Kinder Ruwala**) zum Ausbessern geschickt wurde, das er aber beim Nahen eines vornehmen Herrn schnell fallen läßt, um wie von ungefähr eine Klinge von tâbân (echtem Damascenerstahl) hin und her zu wenden, damit dieser sehen möge, wie es an ihr lebt und webt von wundersamen Ameisen.***)

Die zahllosen Pasteten- und Zuckerbäcker, deren Berühmtheit wir schon aus Tausend und Einer Nacht kennen, haben ihre leckern Kuchen und namenreichen Zuckerwaren, ihre gewürzigen, süßen und pikanten Tränkchen, ihre farbenreichen Gelees und Fruchtsäfte in Dutzenden von Täßchen und Schüsselchen auf dem langen Ladentisch so bequem aufgestellt, daß der Vorübergehende nur die Hand auszustrecken braucht, um seinen Appetit im Husch zu befriedigen, während sie selber beschäftigt sind, einige Ladungen Schnee zu bergen, der in dicke wollene Decken gehüllt lange vor Sonnenaufgang in

---

*) „Johannes“. Man schwört auch in Damaskus „beim Leben des Hauptes unsere Herrn Johannes“, da bekanntlich das Haupt des Sohnes Zachariä in der Omawi-Moschee beigesetzt sein soll.

**) Die Ruwala sind der mächtigste Zweig der Aneſe oder desjenigen großen Beduinenstammes, welcher von Aleppo bis an die ersten ägyptischen Dörfer hinab die Westgrenzen der Syrischen Wüste bewohnt.

***) „Ameisen“ ist der Kunstausdruck für die gleichsam beweglichen, ineinander

Menin*) geladen, und trotz der Hitze des Monats August wohlbehalten als vollkommen feste Masse angekommen ist. Gleich darauf erscheint die Eismaschine. Ihre Mischung ist bald beendigt, und während die herbeigelockten Näscher mit Ungeduld ihren Schwingungen folgen, kommen die Diener der Nachbarn mit der weißen futa (Serviette), um das tägliche Quantum Schnee zu holen, ohne welches der wohlhabende Damascener in der wärmeren Jahreszeit nicht gern sein Wasser trinkt. Diesmal aber scheint man im Hause Gäste zu haben, denen man eine Schneelimonade reichen will; denn der Diener nimmt aus dem benachbarten Laden noch einige Zitronen mit, die ihm der Verkäufer von der Mündung kleiner Glasflaschen verabreicht. Nahebei ist die Bude des Herrn Sanitätsrates, zu dem die Fieberkranken pilgern, um Chinarinde und Chinin sich geben zu lassen. Der Doktor dreht fleißig Pillen, und zwei Reihen Büchsen und Fläschchen bilden seine ganze Apotheke. Ein Marktschreier, der gegen alle Übel nur ein Mittel hat, steht gegenüber als unliebsame Nachbarschaft. Die Butike des Barbiers ist laternenartig durchsichtig, damit auf der Straße sich jeder überzeugen mag, mit welcher Geschicklichkeit er den vollsten Schopf in eine Glatze, und dem zwischen die Kniee geklemmten Kinnbacken den bösen Zahn auszubrechen versteht.

Hier schleppt ein Bauer aus dem Dorfe Gobar einen gewaltigen Baumstamm auf einem alten Pferde, das darunter bald zusammenbricht. Ein Vorübergehender schreit ihm zu: „Unseliger! Fürchtest du nicht Allah? Willst du das Tier umbringen?“ Bescheiden antwortet der Bauer: „Nein, mein Herr, aber wir sind arme elende Leute!“ Ein Dritter endet das Gespräch: „Die Gobarener sind Gewaltthäter. Eure Väter haben die Propheten getötet, und ihr tötet das Vieh!“ In diesen Worten liegt eine Andeutung, daß die Gobarener ehemals Juden gewesen sind, von deren Neigung zum Prophetenmord die Damascener gar böse Dinge zu erzählen wissen. Im Besitze großer schöner Frucht- und Gemüsegärten und kaum eine Stunde von Damaskus wohnhaft, gleichen sie dem Tantalus in seiner Verdammnis. Sie sind mit Grundsteuer und hundert Arten von Erbzins so belastet, daß sie gern anderen Leuten Haus und Vieh und Flur umsonst überlassen und sich mit dem nackten Leben retten würden, wenn jemand für sie eintreten möchte, denn ohne Ersatzmann läßt man sie nicht fort. Vergebens sucht der Bewohner von Gobar für seinen Sohn eine Frau oder für seine Tochter einen Mann

---

laufenden Kreise und Wellenlinien der Damascener Klinge, die jedoch nicht mehr in Damaskus verfertigt wird, sondern in bester Qualität aus den nördlichen Provinzen Persiens und ziemlich häufig, aber weniger wertvoll aus Isfahaner Fabriken kommt.

*) In der Nähe des an der Straße von Damaskus nach Sednaja gelegenen quellenreichen Dorfes Menin ist eine Gebirgskluft, in welcher die dortigen Bauern während des Winters Schnee aufspeichern, den sie mit einer Lage Erde gegen Sonne und Luft schützen und in den heißeren Monaten nach Damaskus und den Küstenstädten verführen. Da dieses Geschäft gewinnbringend ist, versuchten es vor einigen Jahren auch die Drusen vom Hermon, doch, wie es scheint, ohne Erfolg.

aus einem benachbarten Dorfe; niemand will mit ihnen verwandt werden, weil man fürchten muß, von ihnen Grundbesitz zu erben.

Wie sicher tritt dagegen jener stämmige Bauer auf, der uns mit der schweren Axt auf der Schulter entgegenkommt. An seinem Arme hängt ein großer Henkelkorb von Weidenruten voll Granatäpfel, und ein Knabe, der ihn begleitet und gleichfalls zwei Körbe voll roter Trauben und gelber Feigen trägt, ruft mit lauter Stimme: „Weiße Baalfeigen, Baaltrauben, Baalgranaten!“ Der alte syrische Gott des Himmels, dessen Sonne das Land verbrannte und dessen Regen die kahlen Berge befeuchtete, zu dem die Kinder Israel in großen Nöten (wohl meist in Hungerjahren) so oft abfielen, er lebt immer noch. Alles Land, das von keines Menschen Hand bewässert, von keiner Quelle berieselt werden kann, das seine Nahrung nur vom Himmel bekommt, heißt „Land des Baal“, und alle Bäume, Früchte, Getreidearten und Kräuter, welche daselbst wachsen, tragen seinen Namen. Daß die „Baalfrüchte“ süßer, nahrhafter, gesünder sind, als die anderen, weil sie weniger wässerig sind, ist leicht einzusehen. Auch die Körbe unserer beiden Halbuner sind bald geleert. Ihre herrlichen Früchte, namentlich ihre kleinen, gelben, zuckersüßen Baalfeigen, die für die besten in Syrien gelten, werden sehr gesucht. Der Knabe verläßt den Vater, um seine Mutter aufzusuchen, die unterdessen mit ihrem Esel in den Stadtteilen der Armen herumzieht, um Spinnräder zu verkaufen, welche die Halbuner, wenn nicht gut, doch billig fabrizieren. Der Bauer aber geht nun mit der Axt seinem Gewerbe nach, er ist, wie alle Halbuner, Holzhauer, und immer sicher, in der Stadt und ihren Gärten Arbeit zu finden. Kein Walnußbaum, der hier der nordischen Eiche gleicht, ist ihm zu groß, keine Olive zu spröde, kein Aprikosen- oder Maulbeerbaum zu knotig, keine (oft mannsdicke und wie aus Eisenstäben gewundene) Rebe zu fest: er allein wirft sie ohne Säge nieder und zerhaut sie in kleine Stücke. Übrigens gelten in Damaskus die Halbuner für Böotier oder gar für Abderiten und werden von dortiger Straßenjugend oft geneckt, bis sie, ungeduldig geworden, Miene machen drein zu schlagen, und die Necker auseinanderstieben.

Siehe da, ein S l e b i, und noch dazu mit Weib und Kind, — fast wie eine Orang-Utang-Familie, denn sie sind alle in Gazellenhäute eingenähet. Mit dem lauten Geschrei: harag, harag! wobei ihm der Schaum auf die Lippen und das Auge weit aus dem Kopfe tritt, stürmt ein Mann daher und schwingt eine lange Flinte über sich. Es muß nicht so gefährlich sein. Der S l e b i greift rasch zu, betrachtet das Gewehr und fragt: Wieviel? Und der öffentliche Versteigerer — denn ein solcher ist der Schreier — dessen Gesicht plötzlich wie jedes andere geworden, antwortet mit der größten Ruhe: Hundert! Der Sohn der Wüste bietet einige Piaster mehr, und die Flinte gehört ihm. Da man aber in Damaskus nur probehaltige Schießgewehre kauft, so gehen beide zusammen zum nächsten Waffenschmied, welcher die Wasserprobe anwendet, indem er das Zündloch fest verstopft und dann eine

starke Ladung Wasser gewaltsam in den Lauf preßt. Bleibt das Rohr wasserdicht, so ist der Handel richtig; läßt er auch nur etwas Feuchtigkeit durchdringen, so ist er null. Befriedigt zahlt der Slebi den Preis, und freut sich schon auf die Stunde, wo er nach seiner Weise das Gewehr probieren wird. Dieser merkwürdige syrische Beduinenstamm der Beni Sleb kennt nichts als die Jagd auf Gazellen, deren Fleisch er ißt und aus deren Häuten er seine Kleidung, Zelte und Schläuche macht. Sie haben Esel, dagegen weder Pferde noch Kamele, können also weder einen Feind aufsuchen, noch sich ihm durch die Flucht entziehen; aber ihrem sicheren Schusse und ihrer Armut verdanken sie jene vollkommene Sicherheit, die ihnen gestattet, ganz dem Weidwerke zu leben.

Bleiben wir einige Minuten unter der Sinanije stehen; sie ist der kühlste Markt und durch die Höhe und ungewöhnliche Spannung ihrer Bogen wird sie zum Kunstwerke, wie alle über ganz Syrien verbreiteten Bauten ihres kunstsinnigen Urhebers, des Sinan Pasa, des Besiegers von Iran und Jemen. Hier ist der Durchgang von der Stadt zu dem Midan, hier schreiten die Bewohner der weiten syrischen Steppe durch, die auf die Zeit warten, wo sie wieder losbrechen und erobernd in die benachbarten Länder dringen können. Der erste, welcher uns entgegenkommt, ist ein hoher, schöner Mann, der mit seinen großen, klaren Augen wie verwundert umherschaut. Er trägt die Kleidung aller Wanderstämme von Palmyra bis zum Berge Sinai, den maslah, einen Mantel von Ziegenhaaren oder grober Wolle mit breiten, schwarzen und weißen Streifen, die Bagdader Keffije, ein dickes, rot und gelb gestreiftes baumwollenes oder halbseidenes Kopftuch mit Fransen, und den akal, einen dicken, an den beiden Enden zusammengebundenen Strick von braunen Kamelhaaren, welcher zur Befestigung der Keffije über dieselbe doppelt oder dreifach um die Schleife geschlungen wird. Das lange breite Schwert der Wüste, seine edle Haltung und einige ihm folgende ärmlich aussehende Beduinen deuten an, daß er ein Mann von Ansehen ist. Vielleicht ist er gekommen, um mit dem Zugmeister der Mekkapilgerfahrt einen Vertrag über Lieferung einer Anzahl Kamele zum nächsten Zuge abzuschließen, vielleicht auch, um ein Guthaben für eine vorjährige Lieferung einzukassieren, was hier zu Lande immer mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Jetzt bleibt unser Beduine stehen und horcht; er hört die Töne der Kriegsmusik der Wüste, immer näher kommen die scharfen Laute der kleinen deffs, der kupfernen Pauke der Kamelreiter, und bald erscheinen auch diese selbst auf ihren schlanken, schnellfüßigen Tieren, die so leicht umhergaloppieren, daß man in ihnen das schwerfällige Lastkamel gar nicht wieder erkennt. Es sind die Guwaride, die kühnen Reiter des Gerudi, des Bauern und Soldaten, des einzigen treuen Bannerträgers des Großherrn in Syrien, der niemals die Begegnung des Beduinen scheuet, während die übrigen Kurden und Türken nach allen Seiten ihre Kundschafter ausschicken, um zu erfahren, woher der Feind kommt — damit sie

ihm aus dem Wege gehen können. Niemals kehrt der Gerudi ohne Beute zurück; einmal bringt er kostbare Pferde, ein andermal eine Kamelherde.

Betrachten wir aber auch jene Beduinenmädchen, deren jede ein Kamel hinter sich her am Stricke zieht. Ihr bronzenes Gesicht ist rund, ihr Auge hat die Farbe des schwarzen Samtes, ihr kleiner Kopf, von dem ein langes, schwarzes Haar niederfällt, ist schleierlos. Ihre einfache, grobe, oft selbstgewebte Kleidung ist schwarzblau, umhüllt einen mageren Leib und läßt wunderbar kleine Hände und Füße sehen. Die Kinder der Wüste tragen keine Schuhe. Wie die Gazellen ihrer Heimat blicken sie ängstlich umher. Gewiß haben sie soeben mit reichlichen Thränen und mit dem Verlust eines Teils der Ladung ihrer Kamele von der habsüchtigen Thorwache den Eingang in die Stadt erkauft. Vor ihnen ist ein freier Platz, wo sie die Kamele niederknieen lassen und, sich gegenseitig Handreichung leistend, ihre Ladung auf die Erde schütten, Knollen, so braun wie diese Mädchen. Bald ist ein alter bekannter Eckensteher in Dienst genommen, und dieser schreit nun aus voller Lunge: Braune, Braune der Wüste! Mädchen der Wüste! Kauft! Die armen Weiber müssen, um Käufer für ihre Trüffeln zu finden, sich selber mit ihnen vergleichen lassen!

Unter zahlreicher Bedeckung bewaffneter Bauern kommen lange Kamelzüge durch das „Gitterthor“ und legen ihre Ladungen in den vielen Speichern des Midan ab. Sie brachten den köstlichen Baalweizen des unerschöpflich fruchtbaren Horan. Dieselben furchtbaren elementaren Kräfte, welche das infernalische Tote Meer schufen, das Gôr und die Fläche des Sees Genezareth von dem Hochplateau des Ostjordanlandes losrissen und hundert Klafter unter das Niveau des Mittelmeeres hinabdrückten, entzündeten auch das Herz des Horan,*) dessen ausgebrannte Asche ein mehr als 5000 qkm weites Terrain so befruchtete, daß seine Weizenfelder niemals von Menschenhand gedüngt zu werden brauchen. Fröhlich wie die Kinder werfen nun die Bauern ihre Waffen ab und eilen in die nächste, mit einer Binsenmatte überschattete Kaffeehalle, sich gegenseitig beglückwünschend, daß sie ihr Getreide glücklich aus den Händen der Beduinen gerettet haben, welche nicht selten von Südosten her bis an die Thore der Stadt streifen, um die Weizentransporte der Horaner abzufangen. Aber die Freude der Bauern dauert niemals lange. Einige von ihnen hatten es versucht, mit der großen Getreidekarawane mehrere Ladungen Holzkohlen — das Hauptbrennmaterial in Damaskus — einzuschmuggeln, um nicht von den Soldaten des hier in Garnison liegenden syrischen Armeekorps bemerkt zu werden. Freilich bezahlt auch die Regierungskasse, aber nur 7,20—9 M. für den Cantar (etwa 220 Kilogr., seit 1874 nur 100 Kilogr. = 1 Cantar), während die Bürger 18—27 M. bezahlen. Zwanzig Stunden weit brachte der

*) Die höchste Spitze des Gebel Horan, wahrscheinlich ein ehemaliger Krater, heißt „Kleb Horan“, das Herz des Horan.

Bauer seine Kohlen und vor dem Stadtthor hatte er noch zu dem Schutzpatron aller Havarieen gefleht, daß es ihm gelingen möchte, glücklich hineinzukommen. Und es war ihm auch gelungen. Aber bei dem Abladen der Säcke merkten einige Soldaten, daß kein Korn darin sei, und da hatte die Freude auf einmal ein Ende. Zwar nahmen sich eine Menge Menschen unter Schreien und Stoßen seiner an, doch es war keine Rettung; ein kluger Damascener versuchte das letzte Mittel, zog den Bauer bei Seite und fragte ihn: „Kennst du keinen Konsul, für den du die Kohlen mitgebracht haben könntest?" „Nein, bei Gott! ich kenne keinen!" Der gute Ratgeber entfernte sich, laut in die trostlosen Worte ausbrechend, mit welchem sich der Araber in das Unvermeidliche ergiebt: „Es giebt keine Kraft und Stärke, als bei dem großen Gott!"

Während der Vormittagsstunden werden die Engros-Geschäfte in den Khanen abgemacht. Der Khan ist ein großes, meist viereckiges, feuerfestes Gebäude, dessen Mittelraum oft ein Becken fließenden Wassers hat und meist mit einer Kuppel überwölbt ist, die für Licht und Luft Fenster hat. Bei großer Räumlichkeit ruht auch wohl die Kuppel auf Säulen oder Pfeilern, wie dies beim prächtigen, einer Patrizierfamilie gehörigen Khan Asad Pascha am „Droguistenmarkt" der Fall ist. An der Straßenseite desselben befindet sich ein Portal, das ein wahres Meisterstück maurischer Baukunst ist, dessen Höhe kein Portal unserer europäischen Dome und dessen wahren Kunstwert nur wenige der letzteren erreichen dürften. Die Hinterseite des Gebäudes begrenzen Höfe, wo sich die Wohnungen für Reisende, die Stallungen und Niederlagen befinden. In den meisten Khanen befindet sich neben der Thür der einzelnen Magazine eine erhöhte Estrade oder ein Holzgestell, worüber eine Matte gebreitet und worauf ein Teppich gelegt ist. Da sitzt der Kaufmann, eine Tabakspfeife rauchend oder einen Brief schreibend, wobei er das Blatt auf die innere Fläche der linken Hand legt und mit dem Daumen derselben hält, während er mit der rechten das Schreibrohr führt, und „mit der Hand zum Herzen" schreibt, wie diese Art von der Rechten zur Linken zu schreiben genannt wird. Hat er keine Kunden zu bedienen, so plaudert er meistens mit dem Nachbar. Aus diesen Magazinen holen die zahllosen Kleinhändler ihren Bedarf an Damascener und fremden Fabrikaten,*) hier werden die Tauschgeschäfte der persischen (Bagdader) Kommissionäre gemacht, hier die Rohprodukte des Landes aufgespeichert, um größtenteils nach Beirut und Saida,**) den beiden Häfen von Damaskus, versendet zu werden. Sehr belebt wird das Geschäft in den Khanen, wenn Karawanen nach Bagdad und Persien abgehen oder von dorther kommen; noch großartiger ist es

*) Von europäischen Waren sieht man fast nur englische, dann auch viel Musselin mit amerikanischen Stempel.

**) Saida, das alte Sidon, hoch an der Küste des Mittelmeeres gelegen, hat einen versandeten Hafen, aber sehr besuchte Reede, und der Handel mit Südfrüchten ist besonders lebhaft.

alljährlich vor dem Abgang der großen Mekka=Pilger=Karawane, und vier Monate später bei deren Rückkehr, da jeder Pilger etwas mit nach Hause bringen will. Dann gewährt namentlich der weitläufige Roßmarkt, wo Tausende von Tieren verkauft oder vertauscht werden, ein sehenswertes Bild; man sieht da Menschen von Jemen, Ägypten, Westafrika, den griechischen Inseln, der Türkei, Krim, von Kleinasien, Kaukasien, Kurdistan, Persien, Bochara, Turkestan, Afghanistan und Indien in buntester Mannigfaltigkeit.

Wollen wir uns noch in das Gedränge einer Budenreihe wagen, um den Abschluß eines Geschäftes zu beobachten? Freilich ist das Gedränge so stark, daß man vor den schmutzigen Araber=Toiletten nicht zurückweichen kann, und dabei der Lärm betäubend. Doch versuchen wir's getrost. Wir treten an eine Bude, wo es sich um Wertvolles handelt im Kauf und Verkauf; beide, Käufer und Verkäufer, sind vornehme Herren und halten es unter ihrer Würde, den Umstehenden das Schauspiel des Hin= und Herredens zu geben. So sprechen sie, ruhig nebeneinandersitzend und ihre Pfeifen rauchend, von ganz gleichgültigen Dingen, während ein Makler leise bald mit dem Käufer, bald mit dem Verkäufer spricht. Nach und nach werden indes dieses Vermittlers Gebärden lebhaft, seine Bewegungen dramatisch, er dringt, wenn der Käufer (dessen Interesse er zu wahren hat) gar zu lange zögert, in diesen mit den Worten: „Ich bitte dich, lege noch zu! Beim Leben deines Hauptes, wir bekommen es sonst nicht!“ Er erwartet die Antwort nicht, sieht schon am Auge, daß er noch etwas bieten darf, und rasch ist er am Ohre des andern: „Nun höre mein letztes Gebot: beim Leben deines Bartes, gieb die Ware dafür, sie ist nicht mehr wert. Glaube meiner Erfahrung!“ Eine fast unmerkliche Bewegung des Hauptes sagt ihm, daß man zufrieden sei. Schweigend tritt der Makler einige Schritte zurück, nimmt seinen Fes samt dem darum gewundenen Shawl ab, holt das Taschentuch aus dem Busen, um den triefenden Schweiß von der Stirn zu wischen, und sagt aufatmend mit ruhiger Stimme: „Gott sei Dank!“ Jetzt weiß der Käufer, woran er ist; man steht auf, reicht die Pfeifen den Dienern und trennt sich mit höflichem Gruß und ernster Förmlichkeit, während der Makler dann das Weitere besorgt.

Anders verhält es sich, wenn ohne Vermittler gehandelt wird. Ist der Käufer grüßend an den Laden getreten, so erhebt sich der Verkäufer und bittet ihn, Platz zu nehmen, worauf jener sich bemüht, hinaufzusteigen und sich auf dem hohen Gestell dem Kaufmann gegenüber niederläßt. Dieser — im Fall es sich nicht um den Kauf einer Kleinigkeit handelt — befiehlt wohl seinem Burschen, aus dem nächsten Kaffeehause zwei Tassen Kaffee und eine Wasserpfeife (Nargileh) zu holen. Verbittet sich der Käufer beides, so bedeutet dies, daß er Eile hat, und man geht gleich ans Geschäft. Selten jedoch hat der Damascener Eile; es dauert eine Viertelstunde, bis der Bursche zurückkommt, und bis dahin darf Anstandes halber nicht von Geschäften gesprochen werden. Endlich sind Kaffee und Pfeife angekommen; bald ist das

Gewünschte ausgesucht, aber es wird, wie immer, zu teuer gefunden, man bietet die Hälfte, worauf der Verkäufer, wie immer, freundlich sagt: „Nimm es umsonst, mein Lieber, als Geschenk von mir, thue dir durchaus keinen Zwang an!" Dies ist etwas höflicher als unser: „Glaubst du, ich habe meine Ware gestohlen?" und bedeutet übrigens dasselbe. So steigt denn der Käufer in seinen Angeboten, bis er „beim Haupte des Johannes" sein letztes Gebot thut. Ist aber der Unterschied zwischen Forderung und Angebot immer noch zu groß, so einigt man sich auf folgende Art. Der Käufer verlangt das rusmâl, den Einkaufspreis der Ware, mit der Erklärung, er wolle so und so viel Prozent Zuschlag geben; dies ist eine Berufung an die Ehrenhaftigkeit des Verkäufers, die fast nie getäuscht wird und dann zur Zufriedenheit beider Teile den Handel beendigt.

Gegen mittag wird es ruhiger zwischen den Budenreihen. Die helle Stimme des Muezzin (Türmers) klingt laut durch die Straßen, die Menschen erinnernd, über dem irdischen Gewinn nicht den ewigen zu vergessen, und ein Verkäufer nach dem andern wirft das aus schwachem Bindfaden gestrickte Netz über seine offene Bude, wodurch die Abwesenheit des Besitzers angezeigt wird, um in der nahen Moschee, deren es in Damaskus mehrere hundert giebt, sein Mittagsgebet zu verrichten. Wer erst noch ein dringendes Geschäft beendigen will, geht später, oder holt das Gebet abends in seinem Hause nach, was zulässig ist; nur am Freitage, wo das eine halbe Stunde früher beginnende Mittagsgebet besondere religiöse Wichtigkeit hat, und weder nachgeholt, noch zu Hause verrichtet werden kann, sucht jeder rechtzeitig in die Moschee zu kommen. Aber einen Ruhetag, einen werklosen Sabbat kennt der Muselmann nicht. Handwerker und Kaufleute treiben ihre Geschäfte, der Landmann pflügt und gräbt, und der Tagelöhner sucht Arbeit am Freitage wie an den übrigen Wochentagen.

Nach dem Mittagsgebet ändert sich das Bild des Marktes. Die mannigfaltigen Trachten der Männer verschwinden und machen dem weißen battistenen Frauenmantel Platz, dem abscheulichen izâr, der, ohne je den Veränderungen der Mode unterworfen zu sein, in der einfachen Form eines großen Bett-Tuches das ganze Frauengeschlecht, ohne Rücksicht auf Alter und Stand, unbarmherzig uniformiert und jede Gestalt vom Scheitel bis zur Zehe undurchdringlich umhüllt.

Scharenweise kommen um diese Zeit die Frauen aus den Bädern, wohin sie sich vor mehreren Stunden begeben hatten, die einen, um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, die anderen aus Gewohnheit, und alle aus Geselligkeitstrieb; denn die Bäder sind für die Frauen die Orte traulicher Zusammenkünfte. Auf dem Rückwege kaufen sie manches ein, z. B. Toilettenerfordernisse, als da sind: Spießglanzpulver und Salbe zum Schwärzen der Augenbrauen, Henna zum Röten der Fingernägel und zum Tättowieren der inneren und äußeren Hand, Mastix zum Kauen und Putzen der Zähne, Karmin zum Schminken, Pflästerchen, die sich bejahrtere Schöne

ins Gesicht kleben, um beim gewaltsamen Abreißen derselben auch die stärkeren Härchen, die boshafterweise dem zarten Frauenkinn entsprießen, mit auszureißen. Dort treten mehrere Frauen an den Laden eines jungen Kaufmanns, der bunten Schweizer-Kattun verkauft, und einige entschleiern sich. Sie thun es fast immer an den Kaufläden, teils um die Ware besser betrachten zu können, teils um den Verkäufer durch ihre Reize zu bethören und billiger einzukaufen.

In der heißen Tageszeit gehen überall Verkäufer von reinem Trinkwasser oder anderen erfrischenden, mit Fruchtsäften gesüßten Getränken umher. Die Wasserverkäufer spenden mitunter ihre Gabe unentgeltlich. Will nämlich jemand ein gutes Werk thun, dessen Segen seinem kranken Kinde, seinen verstorbenen Eltern, seiner Gattin bei ihrer bevorstehenden Niederkunft, seinem Freunde auf der weiten Reise zu gute kommen soll: so speist er entweder die Gefangenen, deren Pflege hier traurig bestellt ist, oder er richtet ein Gastmahl an und ruft dazu die Armen von der Straße herein, oder er giebt einen sebil, eine Spende um Gotteswillen. Dazu wendet er sich in der heißen Tageszeit, wo ein Trunk frischen Wassers eine Wohlthat ist, an einen Wasserverkäufer, von dem er weiß, daß er eine schöne Stimme hat, giebt ihm ein Stück Geld und spricht: Reiche den Durstigen einen frischen Trunk als sebil! Der museb bil füllt nun seinen Ziegenfellschlauch aus einer Quelle, deren Wasser besonders frisch und gut ist, stellt sich dann auf dem Markt oder in der Straße an eine Stelle, wo viele Menschen vorübergehen, und singt mit verschiedenen Variationen die Worte: „O Durstender, komme zum Opfertrank!“

Spirituosa sind bloß im Christen- und Judenviertel zu haben; die künstlichen Getränke sind Zuckerwasser mit Schnee gekühlt, oder Kühltränke von Fruchtkernen (z. B. der Zuckermelone und Gurke), oder der unvermeidliche Süßholztrank, oder ein durch halbgekochte Rosinen, getrocknete Aprikosen, Orangen, Wasser und Schnee bereiteter Trank u. dgl.

Unter den Eßwaren giebt es verschiedene Arten von Brezeln aus Weizenmehl, die sich wie der Schiffszwieback lange halten, Brötchen mit Butter bestrichen und mit Sesam bestreuet, oder auch in Aprikosenöl gesotten — alles von Weizenmehl. Der Fastenmonat hat ein besonderes, stark geknetetes, 3—4 Finger dickes Fastenbrot. Von gerösteten Kernen kommen drei zum Markt: die Kichererbse, der Hanf- und der Wassermelonenkern. Von den in Essig und Salzwasser eingemachten Pflanzenstoffen giebt es viele, namentlich Runkelrüben, weiße Rüben, Weißkraut, die rote Pfefferschote. Der Salatverkäufer ruft: Gott ist der Dauernde, der Dauernde ist Gott! um anzudeuten, daß der Salat bald verwelkt, und sich jeder noch damit versehen möge. Der Dragun (Estragon), die bekannte aromatische hohe Gartenpflanze mit den kleinen schmalen Blättchen, wird ohne Zuthat roh als Salat genossen, sehr geschätzt und gut bezahlt. Die Gurke ist für den Araber auch ein großes Gut. Sie wird nicht bloß als Salat verwendet, sondern auch

auf mehrfache Art als Gemüse zugerichtet und selbst roh gegessen; sie ist weit zarter als die deutsche. Zur Gurkenzeit leben die Armen oft tagelang von nichts als Brot und frischen Gurken.

Bei der weißen Maulbeere ruft man: O reife Datteln! um auszudrücken, daß die Beere so weiß und leicht zu zerdrücken sei, wie die reife Dattel. Die schwarze Maulbeere ruft man bei ihrem gewöhnlichen Namen aus: Damascener Maulbeere. Auch die besten Rosinen werden ausgerufen: Getrocknete Datteln! oder: O, Schwager der Datteln! Eine edle Art von Granate ruft man aus: Auf der Zunge zergehend und süß! wie Rosenwasser und süß! Die Quitten dagegen: Jeder Biß ein Würgen! d. h. sie sind ganz so, wie gute Quitten sein müssen; jeder Biß, den du hineinthust, kostet dich ein Zusammenschnüren des Gaumens.

Der syrische Kaktus, die „Schobbara", d. i. Dulderin, welche um so fröhlicher grünt und reichlichere Früchte bringt, je mehr sie der Sonnenhitze ausgesetzt ist, und in dem glühenden Becken des Galiläischen Meeres bei Tiberias zum starken hohen Baume wird — trägt eine gelblich-rote, einem Hühnerei nicht unähnliche Frucht, welche mit den Worten: O mehlreiche, o nützliche! ausgerufen wird. Die unangenehm süße Frucht ist nämlich ganz mit kleinen schwarzen Punkten bedeckt, denen kleinere Male im Gesicht vollkommen gleichen. Aus diesen Punkten ragen feine stechende Härchen, die selbst bei der größten Vorsicht an den Fingern haften bleiben und tagelang ein häßliches Jucken verursachen. Die „Nützliche" wird sie des Gegensatzes halber (antiphrastisch) genannt, weil sie wie Blei im Magen liegt und in größerer Menge genossen schadet. Sie ist sehr billig und die Speise der Armen.

Die schon oben erwähnte Myrtenbeere wird unter dem Rufe angekündigt: Jetzt ist die Myrtenbeere süß geworden! Je länger dieselbe am Baume hängt, desto süßer wird sie, und von ihr ist das Sprichwort entnommen: Je älter, desto süßer! was von Frauen gesagt wird, die mit zunehmenden Jahren an Schönheit und Liebenswürdigkeit zunehmen.

---

5. Im heiligen Lande.*)

a. Jerusalem und seine christlichen Heiligtümer.

Die Tochter Zion liegt im Mittelpunkte einer Berglandschaft und ist nur auf beschwerlichen Bergpfaden zu erreichen. Die Thalschluchten Josaphat im O. und Hinnom im S. und W., in deren Gabel die Stadt liegt, sind

*) Quelle: Ebers und Guthe, Palästina in Wort und Bild. 2. Aufl. Leipzig und Stuttgart 1882. 2 Bände.

so tief in die Kalkfelsen eingeschnitten, daß die Hochebene der heiligen Stadt nach diesen Klüften (im O., S., W.) fast in senkrechten Wänden abfällt, während auf der Nordseite gewaltige Trutzmauern seit den ältesten Zeiten den besten Heeren Widerstand leisteten. Östlich der Thalschlucht Josophat, in welcher der Kidron seine Wasser zur Salzlake des Toten Meeres rollt, erhebt sich der Ölberg mit mehreren runden Gipfeln. Auf einem derselben erbauten Gläubige die Himmelfahrtskapelle zur Erinnerung an das Entschweben des verklärten Heilandes, während ein nördlicher gelegener Gipfel durch eine Ruine den Platz andeutet, wo die Jünger händeringend dem zum Vater Heimkehrenden nachschauten. Unvergeßlich prägt sich dem auf diesem heiligen Boden stehenden Wanderer die Aussicht ein, die er von hier aus genießt.

Im Osten erblicken wir nur graue, kahle Hügel, von tausend Klüften zersägt, die zu jener erstaunlich tiefen Erdsenke hinabstürzen, die wir Jordansaue und Totes Meer nennen. Der Blick nach Westen, welcher bei Sonnenaufgang die schneidend klare Luft am besten durchdringt, fällt auf die heilige Stadt, in welcher man jeden Hügel, jeden Einschnitt, jedes einzelne Haus deutlich erkennt und überrascht wird durch das ruinenhafte Aussehen und die großen Schuttmassen, welche sich in ihr und um sie angehäuft haben. Sie haben die tiefe Kluft, welche in nordsüdlicher Richtung die Stadt durchschneidet, verflacht, die Schlucht des Teiches Bethesda ausgefüllt, das Thal Josaphat zum Teil verschüttet, und die früher durch die Kunst senkrecht zugehauenen Felsabstürze bedeckt hier und da Trümmerwerk, wo Korn und Gemüse gedeihen. Todesschweigen lagert über der grauen, von einzelnen Kuppeln überragten Häusermasse den größten Teil des Tages, und der Tod selbst umlagert sie auf allen Seiten in den zahlreichen Friedhöfen. Unser Auge folgt von der Himmelfahrtskapelle aus den zum Kidron hinabfallenden Bergwänden, um sich jenseits des Josaphatthales an den jähen Felsenmauern wieder emporzuheben zur Spitze des Moriah. Er trägt heute den geheiligten Bezirk Harām esch Scherīf; Cypressen und Oliven werfen auf diesen Platz ihre dunklen Schatten und Mauern umwallen denselben, die noch als Ruinen unsere Bewunderung herausfordern. Am Südende dieses Bezirks ragt die Moschee el Akça empor und eine Anzahl Gebäude, die dereinst den Templern zur Behausung dienten, während die Mitte desselben der Felsendom einnimmt. Doch nach den Spuren des Tempels der Juden suchen wir vergebens.

Wir überspringen mit dem Auge die tiefe Schlucht des Tyropoeon und stoßen westlich des Moriah auf seinen höheren Zwillingsbruder, den Berg Zion. Er ist heute nur zum Teil bebaut, die neuen Mauern haben den südlichen Teil ausgeschlossen; doch innerhalb der jetzigen Umwallung steht Haus an Haus, nur der große Garten des armenischen Klosters unterbricht die Häusermasse. An der nordwestlichen Ecke des Zionberges hält die Citadelle mit ihren festen Türmen die Wache an dem Hauptwege, der

von der Hafenstadt Jaffa heranzieht, und unmittelbar an die Festung grenzen die Kasernen der türkischen Truppen.

Quer von West nach Ost, von der Nordwestecke des Zion bis zum Harām esch Scherīf, läuft die Davidsstraße, und aller Raum nördlich von ihr innerhalb der Mauern gehört dem sogenannten Christenviertel an. In ihrer Mitte fesselt die heilige Grabeskirche unsere Aufmerksamkeit. Stufenförmig steigt das Christenquartier an, das jenseits der Mauern im NW. von der russischen Kolonie, die den Eindruck einer Festung macht, überragt wird. Konsulat, Kathedrale, Hospiz sind hier die Hauptpunkte, ein deutsches Waisenhaus für Mädchen, ein syrisches für Knaben und das Gotteshaus der arabisch-protestantischen Gemeinde schließen sich an.

Wie ein Schutzwall läuft heute um die ganze Stadt die mit zahlreichen Bastionen versehene Mauer, die Sultan Soliman 1542 aufführen ließ. Auf der Nordseite giebt ein Graben, der zum Teil in den Felsen gemeiselt ist, erhöhte Sicherheit. Zehn Thore, von denen allerdings nur fünf geöffnet sind, führen ins Innere; von Westen her das Jaffathor, von Norden das Damaskusthor, von Osten das Stephansthor, von Süden das Zions- und das Düngerthor. Wie die Davidsstraße den bedeutendsten west-östlichen Straßenzug darstellt, der vom Jaffa- bis zum Kettenthore (am Eingang ins Harām esch Scherīf) läuft, so durchzieht eine nordsüdliche Straße die ganze Stadt vom Damaskus- bis zum Zionsthor. Durch diese und einige andere Hauptstraßen wird Jerusalem in Quartiere geteilt; der Nordosten der Stadt gehört den Arabern (besonders der Hügel Bezetah), der Südosten auf dem Moriah und den Abhängen des Zionberges den Juden, der Nordwesten (Zion- und Akrahügel) den Christen.*) Das bunteste Treiben herrscht entschieden am Jaffathor im W., wo Maultiertreiber, Lastträger und Spaziergänger fortwährend aus- und eingehen, die letzteren, um in den Kaffeehäusern außerhalb der Stadt Erquickung zu suchen. Wir wenden unsere Schritte ein wenig südlich und machen Halt in der Citadelle, um zugleich die 10 m unter dem Schutt liegenden Trümmer des ehemals herrlichen Herodesschlosses zu besichtigen. Nur zwei Türme desselben sind beim Bau der Feste wieder zur Verwendung gelangt, sicher bei Errichtung des Davidsturmes, der auf einer Grundmauer von fast 30 m Höhe einen Oberbau trägt mit verschiedenen Gemächern und der Zisterne zum Auffangen des Regenwassers. Er trotzte den Kreuzfahrern wie den Moslems und legt beredtes Zeugnis ab für die jüdische Baukunst. Innerhalb der Citadelle herrscht echt türkische Wirtschaft, d. h. bodenlose Verwüstung: Schutt überall, im Festungsgraben Gemüsebeete, wuchernde Kaktuspflanzen und Stachelbirnbäume, ekelhafter Unrat; die Kanonen hinter den Brustwehren schrecken weiter niemand als die türkischen Artilleristen.

*) Die heutige Stadt zählt 43000 Einwohner, wozu die Juden die Hälfte, Araber und Christen aller Schattierungen je ein Viertel stellen mögen.

Gehen wir von hier aus ein Stück die armenische Straße entlang nach dem Zionsthore zu, so führt uns der Weg zur Christuskirche, die der englisch-protestantischen Gemeinde gehört. Dieselbe steht unter dem von England und Preußen gemeinsam unterhaltenen protestantischen Bistum. Wir pilgern auf derselben Straße weiter, und mit Wohlgefallen weilt das Auge auf den ausgedehnten Gärten des armenischen Klosters auf der einen und den stattlichen Klostergebäuden auf der anderen Seite der Straße. Armenische Jünglinge erhalten hier ihre Vorbildung für den Priesterberuf und gleichzeitig Pension; in den Nebengebäuden können 3000 Pilger Herberge finden.

Kehren wir zum Jaffathor zurück, um die Davidsstraße nach Osten zu verfolgen! Nur ein Stück wandeln wir auf derselben dahin, dann biegen wir links in die Christenstraße ein; denn unser Ziel ist die heilige Grabeskirche. Zur Linken fällt uns der Hiskiateich auf, wohl auch der Teich des Patriarchenbades genannt, ein ungeheures, von Häusern umrandetes Becken, das seine 11 Millionen Liter Wasser enthält, die ihm durch eine Wasserleitung von einem Sammelbecken außerhalb der Stadt zugeführt werden. Leider ist der Boden des Bassins so vollständig verschlämmt, daß das Wasser seiner Unreinigkeit wegen nur zum Waschen, zum Trinken dagegen nur unter Gefährdung der Gesundheit benutzt werden kann.

Bloß zur Osterzeit ist reges Leben in der Christenstraße, weil um diese Zeit fromme Waller auf- und abwandern. Ihr Ziel ist nicht das mit fünf Kirchen, weltberühmter Bibliothek und gastfreundlicher Herberge versehene griechische Kloster auf der linken Straßenseite, sondern sie wenden sich dem Kloster gerade gegenüber auf der rechten Straßenseite einem Durchgang zu, steigen auf Stufen zu einem Hofe herunter, und nun liegt das Portal der heiligen Grabeskirche vor ihnen.

Auf dem freien Platze um das Heiligtum herum haben zahlreiche Hausierer aus Bethlehem ihre Verkaufsstände eingerichtet, um den Pilgrimen Andenken an die fromme Fahrt anzubieten: Rosenkränze, Schnitzereien aus Olivenholz, Schmucksachen aus Perlmutter. Daß die Grabeskirche selbst sich gerade über jener Stätte wölbt, die einst in Josephs von Arimathia Besitz war und des Heilands Gebeine beherbergte, wird bestritten; nennt man doch noch drei andere Stellen, welche ebenfalls Anspruch auf jene hohe Ehre erheben. Die vor uns liegende Grabeskirche in der Christenstraße ist oft zerstört und ebenso oft wieder aufgebaut worden; im allgemeinen haben wir sie als einen ehrwürdigen Nachlaß der Kreuzfahrer anzusehen, der allerdings in seiner Form schwere Schädigung erfuhr durch die große Feuersbrunst vom Jahre 1808. Es sank damals das ganze Gebäude mit Ausnahme des östlichen Teiles zusammen, sogar die Kuppel stürzte, in ihren Sturz die heilige Grabeskapelle hineinziehend. Die Säulen der Rotunde, die Altäre, die kostbaren Bildwerke, kurz alle wertvollen Ausstattungsstücke, fielen den Flammen zum Opfer. Griechische Christen unter Leitung eines

Baumeisters Kommenos ließen aus den Ruinen das neue Heiligtum erstehen, das im Jahre 1810 geweiht wurde. Allerdings waren in der Zeit der Verwüstung wertvolle Denkmäler der Kreuzzugszeit, wie die Marmorsärge Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Balduin verschwunden.

Der Platz oder Hof, auf dem sich die Grabeskirche erhebt, ist rings von Klöstern (Gethsemanekloster im S., Abrahamskloster im O.) und Kapellen (Engelskapelle der Armenier und Kopten im N. und Jakobskapelle im W.), die den verschiedenen Glaubensgemeinschaften gehören, eingerahmt. Die Fassade des heiligen Ortes ist nach N. gerichtet; sie besitzt zwei Thore, von denen nur das eine offen ist, und über jedem Thore fließt der Lichtstrom durch ein Fenster ins Innere. Der ganze Fassadenbau mit seinen herrlichen Bildhauerarbeiten rührt aus der Kreuzzugszeit her. Die Kapelle der heiligen Maria füllt die nordöstliche Ecke des Hofes, die schöne Kampanile oder Glockenturm die nordwestliche. Über der ersteren erhebt sich, an den Kalvarienberg gelehnt, die Schmerzenskapelle.

Wenn wir die Kirche selbst betreten, so empfängt uns unmittelbar das südliche Seitenschiff der Kreuzfahrerkirche, welche heute den Eindruck einer Vorhalle macht. Wenn das Gotteshaus offen ist, so sieht der Eintretende stets zu seiner Linken einige Mitglieder der moslemischen Familie sitzen, der die Schlüssel seiner Thore anvertraut sind. Schreitet man weiter, so erblickt man gerade vor sich den „Salbungsstein“, welcher die Stelle bezeichnet, auf die man nach der Kreuzesabnahme den Leichnam des Herrn gelegt haben soll, um ihn vor dem Begräbnis einzusalben. Diese Reliquie ist eine große Kalksteinplatte, die sich einige Zoll über den Boden erhebt und eingemauert ist. — Beim Weiterschreiten gelangen wir in die „Rotunde“, deren Durchmesser 20,42 m beträgt. Früher wurde die Kuppel, welche sie überwölbt, von zwölf großen Säulen getragen, jetzt aber stehen achtzehn Stützpfeiler, auf denen eine mit Blindfenstern versehene Trommel und die oben geöffnete Kuppel ruhen, an ihrer Stelle. In der Mitte dieses hohen Raumes steht die „Kapelle des heiligen Grabes“, ein höchst geschmackloses, aus dem rötlichen Kalksteine, den man in Jerusalem unter dem Namen Santa Croce-Marmor kennt, errichtetes Bauwerk, das etwa 7,9 m lang und 5,5 m breit ist. Seine westliche Seite hat die Gestalt eines Polygons, seine östliche ist viereckig. Sein Inneres zerfällt in zwei Teile, kleine Kapellen, von denen die eine die Engelskapelle heißt, während die andere das Grab Christi enthält. Vor dem Eingang der ersteren hat man Wachskerzen von riesiger Höhe aufgepflanzt, welche nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten angezündet werden, und neben denen sich die Pilger ihrer Schuhe entledigen, ehe sie es wagen, den Fuß auf den heiligen Boden in ihrem Innern zu setzen. Zu beiden Seiten des Eingangs befinden sich Löcher in der Mauer, durch welche am griechischen Osterfest das „heilige Feuer“ hinausgereicht wird. In der Mitte der Kapelle selbst steht auf einem Fußgestell und in Marmor gefaßt ein Teil

des Steines, von dem es heißt, daß er derselbe sei, den man nach der Auferstehung nicht mehr vor der Öffnung des Grabes, sondern fortgeschoben an seiner Seite gefunden habe. Am westlichen Ende des Vorgemaches befindet sich als die in das Grab selbst führende Pforte eine niedrige Öffnung, über der ein Basrelief angebracht ist; es stellt Christus dar, als er dem Grabe entsteigt; zu seiner Rechten sieht man den Engel, zu seiner Linken beide Marieen, welche Weihrauch und Myrrhen herbeibringen. Die Grabkammer ist ganz und gar mit Marmor bekleidet, und von ihrer Decke hängen 43 Lampen hernieder, von denen 13 den Lateinern, 13 den Griechen, 13 den Armeniern und 4 den Kopten gehören. Diese Lampen werden ewig in Brand erhalten. Das Grab selbst ist eine 0,61 m hohe, 1,93 m lange Bank, welche 0,91 m breit und mit einer Marmorplatte, durch deren Mitte ein Riß hindurchgeht, bedeckt ist. Oberhalb des Grabes erblickt man drei Basreliefs aus weißem Marmor, welche die Auferstehung zur Darstellung bringen. — Nördlich vom heiligen Grabe wird die Stelle gezeigt, auf welcher der Herr der Maria Magdalena in Gestalt eines Gärtners erschienen sein soll, und etwas weiterhin steht die lateinische Erscheinungskapelle, welche der Erinnerung an die Begegnung der Mutter Maria mit ihrem auferstandenen Sohne geweiht ist. Hinter der Kapelle befindet sich das Kloster der Franziskaner, welche in der Kirche selbst leben, und in der anstoßenden Sakristei werden Schwert und Sporen des Gottfried von Bouillon aufbewahrt.

Die Zahl der heiligen Stellen und der auf ihnen errichteten Denkmäler ist ungemein groß, da man jedem Ereignis aus der Leidenszeit des Heilandes einen bestimmten Schauplatz anwies. Doch eines Brauches oder vielmehr Mißbrauches der morgenländischen Kirche müssen wir noch gedenken, der sich in den Bräuchen des „heiligen Feuers“ jeden Sonnabend vor Ostern in der Grabeskirche wiederholt.

Dean Stanley beschreibt denselben in folgender Weise: „Die Kapelle des heiligen Grabes überragt eine dichtgeballte Masse von Pilgern, welche sie sitzend und stehend fest umdrängt. Rings um sie her bilden zwei Reihen oder besser zwei Kreise türkischer Soldaten Spalier. Durch sie wird eine andere, ebenso dichte Menschenmasse, die längs der Mauern der Kirche sich bewegt, von dem Andrang zum heiligen Grabe zurückgehalten, so daß ein freier Gang zwischen den beiden Haufen der Pilger bleibt. Ein Rundbau wie die Rotunde ist für das zu erwartende Schauspiel besonders geeignet, denn auf ihren oberen Galerieen finden Zuschauer Platz, und der Raum, der sich an ihrem Fuße ausbreitet, faßt Pilger, welche an dem Fest teilnehmen wollen, in Menge. Zwei Stunden lang bleibt alles still. Nichts verrät, was da kommen soll, außer daß zwei oder drei Pilger, welche vor der Öffnung in der Kapellenmauer stehen, ihre Hände unablässig und krampfhaft fest an dieselbe klammern. Gegen Mittag brechen erregte Menschen in wirrem Durcheinander plötzlich in den freien Gang und rasen umher, bis

sie von den Soldaten eingefangen werden. Die Eingebornen griechischer Konfession scheinen nämlich zu glauben, daß das Feuer nicht erscheinen werde, wenn sie nicht vorher einigemal um das Grab herumgerannt sind. Oder sollte diese Sitte auf Erinnerungen an die Wettläufe und Kämpfe bei den Gräbern alter Häuptlinge zurückgeführt werden dürfen? In der That hat man sich in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend und auch später an allerlei Spielen ergötzt und dabei in einem tollen Durcheinander von Bocksprüngen, Ballwerfen und Wettrennen, das heilige Grab wieder und wieder umkreist. Dazu ertönt von allen Seiten ein wildes Geschrei, aus dem es einzelne Sätze, wie: „Dies ist das Grab des Herrn!“, „Jesus Christus hat uns erlöst!“, „Gott erhalte den Sultan!“ zu verstehen gelingt. Endlich dehnt sich die Bewegung von den einzelnen Gruppen auf die ganze Menge aus, die Bahn zwischen den beiden Soldatenreihen wird vollständig ausgefüllt, und man sieht zuletzt nur noch eine ununterbrochene Reihe von Wettläufern, die man mit einem Strudel, einem reißenden Strome, oder am liebsten mit einer Schar von tollen Weibern aus dem „Hexensabbath“ im Faust vergleichen kann.

Nach und nach nimmt die wilde Erregung der an diesem tollen Treiben Teilnehmenden von selbst ab, oder sie wird auch von den Soldaten unterdrückt. Die Bahn öffnet sich wieder, aus der Kirche im Osten windet sich eine Prozession mit gestickten Bannern und umzieht in gemessenem Schritte die Kapelle des heiligen Grabes. Die Aufregung, welche sich bisher nur der Laufenden und Tanzenden bemächtigt hatte, wird allgemein. Die beiden ungeheuren Scharen der wartenden Pilger werden von den sie umgebenden Soldaten gezwungen, auf ihren Plätzen zu bleiben, aber aus jedem Munde bricht jetzt wildes Geschrei, durch welches manchmal, das Herz leise berührend, die Gesänge der Prozession dringen. Dreimal umkreist die Prozession die Kapelle, beim dritten Umgang schließen sich ihr die beiden Reihen der türkischen Soldaten an, und nun schwankt die Menschenmasse in großer Erregung wie ein bewegtes Meer von einer Seite zur andern. Der Höhepunkt des Tages rückt heran. Weil der Glaube herrscht, daß die Gegenwart der Türken das heilige Feuer verhindere, vom Himmel zu fallen, so werden sie von den Christen aus der Kirche gejagt, oder sie lassen sich vielmehr von ihnen freiwillig hinaustreiben. Die Prozession wird nun überall durchbrochen, die Fahnen wanken, schwanken und stürzen mitten in den fliehenden Haufen der Priester, Bischöfe und Fahnenträger hinein, den die wild andrängende Menge vor sich hertreibt. Eine kleine, aber dicht zusammengedrängte Schar hat den „Bischof des Feuers“ in seine Mitte genommen und drängt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Kapelle des heiligen Grabes, deren Thür sich hinter ihm schließt. Vor der Kapellenthüre steht ein Priester, der das Feuer auffangen soll, und zu beiden Seiten der Gasse recken und strecken sich Hunderte von entblößten Armen weit vor. Endlich ist der große Augenblick gekommen. Durch das Loch in der Kapelle

wird eine helle Flamme sichtbar, die der Lohe gleicht, welche brennende, trockene Holzscheite umleckt.

Das ist das Feuer, von dem jeder gebildete Grieche weiß, daß es die Hand des Bischofs entzündet, und von dem jeder Pilger glaubt, es komme von Gott selber auf das heilige Grab hernieder. Es ist unmöglich, Einzelnes in der einen großen Bewegung zu erfassen, welche sich der ungeheuren Menge bemächtigt, während das Feuer langsam von Hand zu Hand wandert und sich von einer Kerze auf die andere fortpflanzt, bis zuletzt das ganze Gebäude bis zu den höchsten Galerieen hinauf in einem Lichtmeer schwimmt."

In erheucheltem halbohnmächtigen Zustande läßt sich der „Bischof des Feuers" aus der Kapelle heraustragen, der die Gegenwart Gottes angeblich gespürt hat. Dies ist das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch aus dem Licht- und Qualmmeer, und da nur ein einziger Ausgang den Menschenstrom ableitet, so sind die zahlreichen Unfälle am Thor kein Wunder. Nur noch kurze Zeit sieht man die Lichter auf den Straßen, man reibt sich mit den Flammen, die als göttliche nicht verletzen, Brust und Antlitz, und allmählich verschwinden sie in den Behausungen Jerusalems. Am Abend aber liegen die am Morgen so aufgeregten Scharen wie tot in der Grabeskirche, schlafend erwarten sie den Gottesdienst der Mitternacht.

Nicht weit vom Eingange der Grabeskirche winkt uns von einem halbrunden, von zwölf Steinfiguren umgebenen Thorweg der preußische Adler entgegen; wir treten durch den Thürbogen ein und stehen auf einem Stück preußischer Erde, welches der Sultan bei Gelegenheit der Anwesenheit des verstorbenen Kaisers Friedrich 1869 Preußen zum Geschenk machte. Die Regierung dieses Landes ließ auf dem ihr gehörigen Boden Ausgrabungen vornehmen und hatte die hohe Freude, die „lateinische Marieenkirche", das Marieenkloster und einzelne Teile der Johanniterherberge bloßzulegen. Das Refektorium der letzteren wurde auf Kosten des verstorbenen Kaisers Wilhelm I. zu einer Kapelle der in Jerusalem wohnenden protestantischen Gläubigen deutscher Nation umgestaltet. Die übrigen Gebäude sind nach ihrer Rekonstruktion oder ihrem Umbau zu Schul- und ähnlichen nützlichen Zwecken der deutschen Landsleute bestimmt worden.

Zur Osterzeit verdoppelt sich die Einwohnerzahl der heiligen Stadt durch die Zuzüge der Pilger sowohl der christlichen, besonders griechischen Kirche, als auch der islamitischen Religion. Die letzteren suchen die Heiligtümer im Harām esch Scherīf auf oder wollen zum Grabe des Moses im NW. des Toten Meeres. Alle Chans (Herbergen), Gasthäuser und Privatwohnungen sind vollgepfropft von Menschen, und Hunderte frommer Pilger müssen, in Tücher eingehüllt und von ihrem Gepäck und Kochapparat umgeben, auf Straßen und Plätzen übernachten. Besonders gesucht zu diesem Zwecke ist der „Markt" in der Nähe des Jaffathores. Doch müssen die hier Lagernden früh am Morgen das Feld räumen, denn die Bauern aus

den Nachbardörfern haben hier ihre Verkaufsstände für Gemüse, Obst, Geflügel. Frauen aus Bethanien in malerischen blauen oder weißen Gewändern und dunklen Gesichts tragen in ihren Körben Gurken, Paradiesäpfel, Zwiebeln herbei; Knaben in weißen Hemden, die Hüften mit rotem Gurt umschlungen, treiben lasttragende Esel heran, die von Bethanien und Artas riesige Blumenkohlköpfe und Rüben zu Markte führen. Die Mütter in rot- oder gelbgestreiftem, auch blauem Gewand und mit verschleiertem Haupte tragen Körbe mit Trauben, Feigen, Stachelbirnen, Granatäpfeln und Aprikosen auf dem Kopfe herzu, je nach der Jahreszeit auch Unmassen von Melonen, Orangen und Zitronen; die Rosen werden nach Gewicht an die Rosenölfabriken abgegeben. Gastwirte und Klosterdiener kaufen die Bedürfnisse des Tages in großen Posten ein. Der Verkäufer wartet auf ein Gebot des Kauflustigen; dieser bietet in der Regel so niedrig an, daß der Verkäufer wohl einen fünfmal höheren Preis fordert, bis sie schließlich — wie bei unserem Handeln auch — in der Mitte zusammenkommen. Der Schluß des Marktes ist das Zeichen zum Beginn des Handels in den Bazaren, der sich von dem anderer orientalischer Marktplätze nicht unterscheidet.

b. Deutsche Kolonieen in Palästina.

Am Nordfuße der steil ins Meer vorspringenden Gebirgsnase des Karmel liegt das Städtchen Haifā mit ungefähr 5000 Einwohnern, nicht weit westlich von der Mündung des Kison. Seine Gärten schließen sich unmittelbar an das Palmenwäldchen an, das die Mündung jenes Flusses im W. säumt. Das Landstädtchen zieht sich an den Vorhöhen des Karmelgebirges hinauf und am Meeresstrande hin. Rosen, Rosmarin, Myrte, Oleander, Maulbeer-, Feigen- und Ölbaum, die Sykomore, der Weinstock, die Aprikosen-, Granat-, Pfirsich-, Mandel- und Nußbäume, vereinzelte Cypressen und Palmen umgeben das Ganze mit Paradieseszauber. Vor allem aber dient der Boden dem Gemüsebau, und die Beete stehen voll Gurken, Artischocken, Blumenkohl und anderer nützlichen Gewächse. Melonen finden sich im Überfluß. Ohne künstliche Bewässerung ist freilich der Natur nichts abzugewinnen. Nach arabischem Muster fördert man durch Schöpfräder, die durch Esel in Bewegung gesetzt werden, das Wasser aus der Tiefe. Die leeren Eimer sinken an der einen Seite des Rades hinab bis zur Oberfläche des Wassers, füllen sich, nehmen dann auf der anderen Seite ihren Weg aufwärts, um beim Überschlagen sich in ein Sammelbecken zu entleeren, von dem aus der Hauptkanal das feuchte Element in die Beete leitet. Etwa die Hälfte der Bewohner Haifas sind Christen verschiedenen Bekenntnisses, die andere Hälfte Moslems und Juden. Ungefähr $2^1/_2$ km nordwestlich von der heutigen Stadt liegen die Trümmer des alten Haifa, und auf halbem Wege dorthin stoßen wir auf eine im Jahre 1869 gegründete kleine Kolonie, von braven deutschen Landsleuten bewohnt.

Sie gehören zur sogenannten „Tempelgesellschaft“, und Haifa war ihre erste Niederlassung. Diese Gesellschaft bildet eine abgesonderte Gemeinde, die sich 1858 von der württembergischen Landeskirche loslöste und unter ihren Vorstehern Hoffmann und Hardegg diese Anlage schuf. Mit Hardegg trat zwar 1874 ein Teil der kleinen Kolonie aus der Tempelgesellschaft aus und bildete eine eigene Kirchengemeinde, doch die politische und wirtschaftliche Einigung wurde zum großen Segen der neuen Gründung gewahrt. Man zählte Anfang der achtziger Jahre in 58 Wohnhäusern und 46 Nebengebäuden 350 deutsche Bewohner meist schwäbischen Stammes, die den Ackerbau, die Kaufmannschaft, das Handwerk oder die Weingärtnerei betrieben. Die 74,3 ha, die ihren Besitz darstellten, lagen zwischen den Vorhöhen des Karmel und dem Meere. Viele von ihnen erwarben Äcker in der Ebene von Akko pachtweise und vermittelten den Verkehr zwischen Haifa und Akko an der Küste hin, sowie zwischen Haifa und Nazareth landeinwärts durch Wagen, die zwar anfangs als etwas ganz Neues angestaunt wurden, deren Bau aber jetzt den Deutschen und Eingeborenen lohnende Beschäftigung gewährt. An den Abhängen des Karmel sind bis jetzt 21 ha terrassiert und mit Weinstöcken bepflanzt. Der Weinbau war sehr lohnend, und die Traubenkrankheit, die leider sehr bald ausbrach, wird ihn nicht dauernd schädigen. Ein Seifen- und ein Kommissionsgeschäft, von den Handwerkern namentlich die Wagenbauer erfreuen sich guten Rufes. Deutscher Fleiß, gepaart mit Sauberkeit, sind Juden und Arabern ein Muster, das Hotel ist den Fremden eine höchst willkommene Erinnerung an heimische, europäisch-zivilisierte Verhältnisse, und die gut besuchte Gemeindeschule und ein Töchterinstitut legen rühmliches Zeugnis ab für den deutschen Geist.

Eine zweite Niederlassung dieser Templer, ungefähr 200 Seelen umfassend liegt in der Nähe der Hafenstadt Jaffa. Der Stolz des Hafenplatzes sind seine Gärten, die sich 3 km breit und 4 km lang an der Küste hinziehen. Kaktushecken bilden vortreffliche Schutzmauern derselben; der Boden ist zwar an der Oberfläche sandig, doch die Unterlage ist ungemein fruchtbar. Die Bewässerung geschieht auf dieselbe Weise wie bei Haifa. Gemüse, Obst, Granaten, vor allem Weintrauben und Orangen gedeihen in üppigster Fülle; die Trauben reichen von den schwanken Stöcken bis hinunter in den glühenden Sand und liegen in demselben zum Teil vergraben. Mitten in diesen Gartenlandschaften liegt die deutsche Kolonie; sie umfaßt jedoch weniger Acker- und Weinbauer, als vielmehr Handwerker und Kaufleute. Daß eine deutsche Schule nicht fehlt, ist selbstverständlich; doch auch das Hospital wie das Hotel des Herrn Hardegg, besonders für die nach Jerusalem Reisenden bestimmt, machen dem deutschen Namen alle Ehre.

Nur 4 km nordöstlich von Jaffa liegt eine dritte Niederlassung der fleißigen Templer, Sarona, die zwar wegen der sumpfigen Umgebung und ihres schlechten Trinkwassers bei der Gründung (1872) manches Menschenleben forderte, bald aber vortrefflich gedieh. Schon nach 10 Jahren hatte

man die Gegend entsumpft. 236 ha Ackerland, 47 ha Weingärten und 12 ha Gemüsebeete in Kultur, eine Schule errichtet und dies alles das Werk von nur 200 Seelen in der kurzen Spanne Zeit: dies zwang selbst den Eingeborenen Bewunderung ab. Dankbar ist ihnen besonders auch der Reisende, der mit ihrer Hilfe gute Fahrgelegenheit von Jaffa nach Jerusalem findet. Denn obschon die türkische Regierung ihre Fahrposteinrichtung von 1870 wegen schlechten Geschäftsganges sehr bald wieder einstellen mußte, läßt jetzt eine Fahrgesellschaft, die sich aus Deutschen der kleinen Kolonie zusammensetzt, mehr als dreißig Wagen verkehren. Die Wege sind zwar hier und da noch nicht ohne Gefahr des Halsbrechens zu befahren, doch hat der Stadtrat von Jerusalem, welcher reichliche Wegegelder vereinnahmt, einen Deutschen mit der Instandsetzung und Instandhaltung des Weges beauftragt.

Die letzte Gründung unserer ehrenwerten Tempelgemeinde liegt unweit Jerusalems, das wir durch das westliche Thor, das von Jaffa, verlassen. Hier breitete sich früher die Rephaim-Ebene als ein ödes Steinfeld aus, das nur zur Zeit der Frühlingsregen zum Blumenteppich wurde. Heute tönt uns hier das freundliche „Grüß Gott" entgegen, fünfzehn nette Häuser mit roten Ziegeldächern, sauberen Gemächern und wohlgepflegten Gärten sind entstanden, daneben grünende Äcker. Doch was unser Staunen herausfordert, ist die Gründung eines Lyceums, welches in stattlichem Gebäude ein humanistisches Gymnasium, mit einer Realschule verbunden, enthält. In sechs Klassen wurden anfangs der achtziger Jahre etwa 50 Schüler, ein Same fürs heilige Land, mit echter deutscher Gründlichkeit unterrichtet, und das Deutsche Reich hat diese Bestrebung durch Gewährung einer regelmäßigen Unterstützung zur seinigen gemacht.

---

6. Fortschritte der Zivilisation in Palästina in den letzten Jahren.

Ägypten und Palästina, nachdem sie der Welt ihr Licht gespendet, sanken in die Nacht der Barbarei zurück; doch fehlte es nicht an der Rückwirkung von Westen nach Osten — das Abendland griff auf das Morgenland zurück und rüttelte es auf aus seiner geistigen Erstarrung.

Unter allen Provinzen des Türkenreichs ist Ägypten zuerst europäisiert worden, freilich zunächst nur zu dem sehr egoistischen Zwecke der regierenden Paschas, Land und Leute für Gelderpressung auszubeuten. Von wahrhafter Volksbildung kann bis heute noch keine Rede sein.

Die Einwirkung des christlichen Europa auf das Ostgestade des Mittelmeeres, namentlich auf Palästina, vollzieht sich langsamer, aber tiefer eingreifend. Nicht durch gewaltsame und gewagte Regierungsexperimente eines

despotischen Pascha, sondern durch Einwanderung zivilisierter Europäer und die hohe Verehrung, die an die ehrwürdige Stadt Jerusalem sich heftet und die ihr von Juden und Türken und Arabern, von griechisch- und römisch-katholischen, wie von protestantischen Christen fort und fort entgegengebracht wird: — durch diese friedlichen Mächte des Geistes und Glaubens an eine mögliche bessere Zukunft hebt sich jetzt das Ländchen, dessen Fruchtbarkeit wohl gelitten hat, aber keineswegs verschwunden ist, Schritt vor Schritt zu einer höheren Zivilisation empor, und die (in ihrer Macht ohnehin gebrochene) Regierung des Sultans in Stambul fördert, soweit es in ihren Kräften steht, diesen Fortschritt.

Ein Vergleich zwischen „sonst" und „jetzt" ist von hohem Interesse. Er wird uns geboten in einem vortrefflichen Aufsatze des in Jerusalem heimisch gewordenen Baurates K. Schick. Die ersten Nummern der an gediegenen Abhandlungen aus Geographie und Kulturgeschichte reichen „Österreichischen Monatsschrift für den Orient" des sechsten Jahrganges (1880) brachten die folgenden Mitteilungen, die ich (gekürzt) hier mitteile:

* *
*

Jerusalem, im Dezember 1879.

Das erste, was ehedem einem europäischen Reisenden, der nach Palästina kam, auffiel, was der völlige Mangel an eigentlichen Wegen und Straßen. Von Beirut nach Damaskus führt über die beiden Libanongebirge eine gute Kunststraße, auf welcher Omnibus und Frachtwagen verkehren. Auch von Jaffa nach Jerusalem ist eine ganz stattliche Straße gebaut worden. Sind schon bei deren Anlage große Fehler geschehen und wird die Straße auch durch die starken Gewitterregen von Zeit zu Zeit beträchtlich beschädigt, so wird sie doch auch wieder ausgebessert, so daß Fuhrwerke zwischen den beiden genannten Städten täglich verkehren können. Der Weg von Jerusalem gegen Hebron ist bis Bethlehem ebenfalls für den Wagenverkehr hergestellt und Reisende, die zu Wagen Bethlehem besuchen, sind keine seltene Erscheinung. Der Weg nach dem Jordan ist verbessert und das Reisen nirgends mehr gefährlich. Von Naplus aus wurde eine Straße gegen Jaffa gebaut, und zwar so weit, als dessen Bezirk geht, und von Haifa, am Fuße des Berges Karmel, eine fahrbare Straße nach Nazareth und eine solche gegen Naplus angefangen, aber bis jetzt nicht weitergeführt.

Während man vor 30 Jahren in Ägypten schon einzelne Fuhrwerke sehen konnte, zeigte sich hier in ganz Palästina noch kein einziges, auch nicht einmal ein Schubkarren. Im Jahre 1860 wurden Wagen aus Frankreich nach Beirut gebracht zum Bau und zum Befahren der durch die französische Gesellschaft erbauten neuen Straße nach Damaskus. Nach Jerusalem kam das erste Räderfuhrwerk von Österreich zum Herschaffen der Steine beim Baue des österreichischen Hospizes im Jahre 1858. Etwa

zehn Jahre später versuchten einige der europäischen Konsuln das Ausfahren mit kleinen Chaisechen, hatten aber keinen rechten Erfolg; erst Kiamil Pascha führte das konsequent durch und ließ, um auch in die Stadt herein und bis zum Thore des Serail fahren zu können, die hohe Unterschwelle des nördlichen Stadtthores, des sogenannten Damaskus-Thores, zum Durchgehen der Räder durchhauen, sowie in der Stadt selbst das Pflaster ausbessern und durch Abbrechen einiger kleinen Gebäude die gehörige Weite der Straße herstellen. Zu einem Aufschwunge oder zum allgemeinen Gebrauche brachten erst später die deutschen Kolonisten das Fahrwesen, so daß jetzt der Reisende in einem Tage von Jaffa hierher fahren kann. Zur Sicherheit der Straße sind Wachttürme (etwa fünfzehn an der Zahl) erbaut worden, in denen berittene Gensdarmen stationiert sind. Mehr noch aber als diese haben in neuerer Zeit die Fuhrwerke zur Sicherheit beigetragen, so daß der Weg so sicher ist, als irgendwo in Europa. Güterbeförderung geschieht noch mittelst der Kamele, da die Straße mehrere Stellen hat, welche das Befahren für die Wagen, wenn nicht unthunlich, so doch kostspielig machen. Aber auch dies soll sich bald zum Besseren ändern.

Als ich im Jahre 1846 hierher reiste, besuchte bloß alle vier Wochen einmal ein Triester Dampfer die syrische Küste, und zwar Beirut. Von da hatte man mit einem arabischen Segelboote nach Jaffa zu fahren. Erst mehrere Jahre später liefen hier und da Dampfer Jaffa an; bald österreichische, bald solche einer anderen Nation, bis schließlich der regelmäßige Dienst des österreichischen Lloyd, dessen Schiffe Jaffa alle vierzehn Tage besuchen, eingerichtet wurde. Jetzt ist es so, daß jede Woche mehrere Dampfschiffe dort anlaufen und sich ein lebhafter Verkehr entwickelt hat.

Daß der Dampferverkehr auch jenen der Post mit sich bringt, versteht sich von selbst. Vor einem Vierteljahrhundert mußte jeder Brief von hier nach Europa der wöchentlich einmal abgehenden türkischen Post nach Beirut anvertraut, an eine Mittelsperson dortselbst adressiert werden, welche dann den Brief in Beirut der europäischen Post übergab, und so geschah es auch mit den Briefen, die von Europa kamen. Da lief dann ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, mit den in ein Sacktuch gebundenen Briefen in den Straßen der Stadt hin und her, und jeder konnte sich da seine Briefe aussuchen und nehmen, wenn er die darauf haftende Taxe bezahlte. Daß da Briefe in Verlust geraten oder in unrechte Hände kommen konnten, liegt auf der Hand. Heute hat sich dies geändert, auch die türkische Post hat ihr Postamt hier, bei der man mit türkischen Briefmarken frankieren und angekommene Briefe abholen kann. Außerdem haben die einzelnen Nationen ihre besonderen Posten, am häufigsten wird aber die österreichische benutzt. Jeden Tag kann man Briefe nach der Hafenstadt Jaffa schicken und auch von dort solche erhalten. Der Post folgt in der Regel auch der Telegraph. Nicht nur haben heute die Hafenstädte

Telegraphenstationen, sondern auch die hauptsächlichsten Binnenstädte; so vor allem Damaskus, dann auch Naplus und Jerusalem und selbst Bethlehem, so daß ein Telegramm von Bethlehem und Jerusalem nicht nur nach den großen Weltstädten gesandt werden kann, sondern auch in das Herz des Landes, selbst in kleinere Ortschaften oder Dörfer.

Mit der Zunahme der Verkehrsmittel nahm die Zahl der Reisenden und der Güterverkehr zu. Mit letzterem stieg die Zahl der Herbergen und Hotels. Während ehedem zur Beherbergung von Reisenden bloß die Klöster einige Einrichtung zur Unterbringung ihrer Pilger hatten, in welchen in der Regel auch der fremde Reisende Aufnahme fand, nie aber der einheimische, sind jetzt in allen größeren Ortschaften entweder förmliche Hotels oder sonstige Herbergen eingerichtet, in denen man ein Unterkommen findet. Im Jahre 1854 erachtete ich es als ein großes Glück, daß eine jüdische Familie in Jaffa ein Zimmer den Fremden zur Verfügung stellte, in dem ich mit meiner kleinen Familie absteigen und für Bezahlung über Nacht bleiben konnte. Kurz darauf errichtete ein Italiener ein eigentliches Hotel, das aber nie zu einer Blüte gelangen konnte. Erst durch die Einwanderung Deutscher (speziell Württemberger) kam die Sache in besseres Geleise, und das neu gegründete „Jerusalem-Hotel" des Herrn Hardegg, in der deutschen Kolonie in Jaffa, wurde bald stark besucht und allgemein bekannt, dem bald ein anderes, zuerst als das der „Zwölf Stämme", jetzt „Howards Hotel" bezeichnet, als Mitbewerber an die Seite getreten ist.

Auch die gesamten Franziskanerklöster des Landes trafen nun die Einrichtung, daß Reisende in denselben gegen eine vom Gaste selbst zu bestimmende Zahlung, die aber doch mit dem Kostenaufwande in einiger Übereinstimmung sein sollte, wie in einem Hotel aufgenommen werden können. Diese Klöster sind schön eingerichtet und haben nicht selten hohe Gäste. Was insbesondere Jerusalem betrifft, so hatte da zuerst ein Proselyt viele Jahre das einzige Hotel, dem man diesen Namen beilegen mag. Später kam dasselbe in die Hände eines Deutschen und ist schließlich das heutige „Mediterranean Hotel" daraus geworden. Aus dem Versuche eines Italieners entwickelten sich noch zwei weitere Hotels, von denen eines wieder eingegangen ist.

Für die vielen christlichen Pilger haben die betreffenden Klöster ihre Einrichtungen, so können z. B. im armenischen bis zu 6000 aufgenommen werden, ähnlich ist es bei anderen Klöstern. Für die mohammedanischen Pilger sind auch einige Herbergen da und neuerdings auch bei den Juden solche errichtet worden. Außer den genannten haben die „Johanniterritter" des protestantischen Zweiges ein Hospiz für protestantische Reisende errichtet, und Österreich hat ein solches für Katholiken aus Österreich; hier werden aber, wenn Platz ist, auch die Reisenden von anderen Nationen aufgenommen. Zwischen Jaffa und Jerusalem, da, wo der Weg in das eigentliche Gebirge eintritt — „Bab wady Imam Ali", d. h. das Thor des Thales von

„Imam Ali“, genannt —, stand, als ich das erste Mal vorbeikam, nichts als ein Feigenbaum, unter welchem die Reisenden gewöhnlich ausruhten, später ein sehr primitives arabisches „Café“, das aus drei trockenen Mauern (ohne Mörtel gebaut) bestand, die, in rechten Winkeln nebeneinandergesetzt, oben mit Baumstämmen, Zweigen und einer Schicht Erde zugedeckt, in der Mitte durch ein oder zwei kurze Baumstämme gestützt waren. Nach einer Seite hin stand der Bau offen, und bei kaltem Wetter konnte man sich nur an dem beständig unterhaltenen Feuer wärmen, wohl auch Kaffee kochen und eine Pfeife anzünden. Bei Regenzeit wurden auch die Reittiere mit hineingenommen. Beim Bau der Straße errichtete die Stadtbehörde von Jerusalem hier ein förmliches Gebäude, wo unten die Stallungen für Tiere und oben Wohnungen und Gastzimmer angebracht sind. Auch ist da eine Weg-, Zoll- und Polizeistation. Das Haus ist an einen Israeliten vermietet, der es „Herberge“ (oder Hotel) zum „Gebirge Juda“ nennt. Kein Wunder, daß die Konkurrenz sich regte und ein Jerusalemer Privatmann eine Stunde weiter westlich und so ziemlich in der Mitte des Weges beim Dorfe „Latrun“ neben einem neu aufgedeckten Brunnen ein schöneres, größeres und noch besser eingerichtetes Hotel, nebst Stallungen und Café daneben liegend, erbaute, es „Hotel der Makkabäer“ nannte und an einen Unternehmer, M. Haward, vermietete. Obwohl in mancher Beziehung besser gelegen, als das erstgenannte, hat es bis heute doch noch nicht denselben Zuspruch. Selbst in der Jericho-Ebene hat die Spekulation eines Christen eine Herberge erbaut, und so schlicht dieses „Jericho-Hotel“ ist, so nähert sich der Fremde nach harter Tagesstrapaze mit Freuden dessen Thüre als einem Erquickungsplatze. In Bethlehem besagt das Schild eines Deutschen, daß man da auch einkehren möge; ebenso in Haifa. In Ain Karim oder St. Johann, sowie bei den neuen Missions-Niederlassungen in Ramalleh, Dschifna, Naplus, Tiberias ꝛc. ist auch Vorsorge für Reisende getroffen.

Auch für die Kranken beginnt man zu sorgen, nicht nur für die Fremden, sondern besonders für die Eingebornen hat man da und dort Spitäler errichtet. Während es vor zwanzig Jahren nur ganz wenige eigentlich studierte Ärzte gab (neben einer Anzahl eingeborner Logenärzte), giebt es jetzt eine große Anzahl in Jerusalem (ungefähr zwölf), darunter drei deutsche und zwei jüdische aus Österreich. Neben einem Halb-Engländer in Bethlehem ist auch ein Deutscher mit Apotheke dort.

Wie mit der Sorge für leibliche Pflege, so ist es auch mit den Schulen, den Unterrichts- und Erziehungsstätten. Von jeher gab es mohammedanische Schulen, wo Arabisch, Lesen und Schreiben, auch etwas Rechnen und Koranwissenschaft gelehrt wurden, die aber gewöhnlich nur von bevorzugten Kindern besucht wurden, da die ärmeren Leute die Kosten hierfür scheuten. Nun hat aber die Regierung seit etwa zwölf Jahren auch eine höhere Schule für mohammedanische Jünglinge errichtet, wo außer den genannten Fächern noch

manches andere, auch Türkisch und Französisch, gelehrt wird. Der Hauptlehrer und Vorsteher ist ein mohammedanischer Gelehrter aus Konstantinopel. In Naplus errichtet der gegenwärtige Pascha eine großartige Schule, die nach eben beschriebener Weise eingerichtet werden soll. Ich hatte jüngst Gelegenheit, die Räumlichkeiten zu sehen und mich von der Zweckmäßigkeit der Anlage zu überzeugen.

Mehr noch geschieht zur Hebung der Volksbildung durch christliche Schulen. Die ersten Missionen nach europäischen Begriffen errichteten die amerikanischen Gesellschaften vor ungefähr vierzig Jahren, diese Missionäre räumten jedoch bald das Feld wieder und zogen sich nach Beirut zurück, wo sie nun sehr blühende Schulen und eine Art Universität gegründet haben. Der evangelische Bischof Gobat richtete schon im Jahre 1847, bald nach seiner Hierherkunft, Schulen ein und setzte seine Bestrebungen rastlos fort, so daß jetzt hier und in vielen Orten des Landes eine große Zahl von Schulen existiert, in welchen die Kinder (Knaben und Mädchen) neben dem Arabischen auch Englisch, Schreiben und Lesen lernen. Dieses Vorgehen fand bei den lateinischen und dann auch bei den griechischen Christen eifrige Nachahmung, die, den protestantischen Einfluß auf ihre Leute fürchtend, auch Schulen errichteten, um diesem Einfluß Widerpart zu halten. So giebt es nun nicht nur hier, sondern auch da und dort im Innern des Landes Schulen dieser verschiedenen Konfessionen. Die Folge war und ist, daß nun im Verhältnis gegen früher doch sehr viele Einwohner der Städte und Dörfer lesen und schreiben können und auch sonst aufgeklärter sind.

Man begnügte sich aber nicht mit der Errichtung solcher Elementarschulen, sondern errichtete auch höhere Schulen, und zwar trat zuerst jene vom lateinischen Patriarchen in Beitdschala, dann die im nahe gelegenen griechischen Kloster des „Heiligen Kreuzes" ins Leben, später jene von dem sogenannten „Tempel" (einer deutschen protestantischen Sekte), sowie von der deutschen und englischen Mission und weiter in neuerer Zeit jene von den lateinischen Schulbrüdern. Auch für Töchter giebt es einige katholische und protestantische Schulen und Erziehungshäuser, sowie Waisenhäuser für Knaben und Mädchen in großer Zahl. Die französische israelitische Allianz hat schon vor mehr als zwölf Jahren in der Saron-Ebene, nahe bei Jaffa, eine Ackerbauschule eingerichtet. Die Regierung räumte zu diesem Zwecke eine große Fläche guten Landes ein, auf welchem drei Brunnen gegraben und eine Anzahl nichtzusammenhängender, passender Gebäude errichtet worden sind. In diesen befinden sich in der Regel unten die Ökonomie-Räume und oben die Wohn- und Schlafräume. Ich traf jüngst zwanzig Zöglinge (jüdische Knaben und Jünglinge von zwölf bis achtzehn Jahren) dort an, welche während der Tageszeit entweder auf dem Felde oder aber in der Stadt bei Meistern arbeiten, um passende Handwerke zu erlernen. Alle haben dann des Abends gemeinsamen Schulunterricht. Die Baulichkeiten

sind mit neu angelegten Baum- und Gemüsegärten umgeben, welche von den Brunnen auf künstliche Weise bewässert werden, und weiterhin dehnen sich die Fruchtfelder aus. Ungefähr dreiviertel Stunden nördlich davon haben die Deutschen eine Kolonie, Sarona genannt, angelegt. Dieselbe ist meist von Landleuten bewohnt, die das Feld ringsum bearbeiten. Auf den Besucher macht diese Erscheinung einen äußerst wohlthuenden Eindruck.

In Jerusalem hat die englische Mission auch ein Industriehaus gegründet, in dem Jünglinge verschiedene Handwerke erlernen. Die lateinische Mission hat ein ähnliches in Bethlehem eingerichtet, das bereits da und dort Kolonieen anlegt. Auch die Anstalt St. Peter in Jerusalem verfolgt den gleichen Zweck und erbaut nun ein großes Haus außerhalb der Stadt.

Der Einfluß, den nun alle diese verschiedenen Schulen auf den jungen Nachwuchs ausüben werden, kann nur ein vorteilhafter sein. Das englische Industriehaus in Jerusalem hat dem Verarbeiten des Olivenholzes zu allerlei nützlichen Artikeln sein Augenmerk zugewendet und eine Reihe von Jahren diesen Unterricht fortgesetzt; das hat nun solche Nachahmung gefunden, daß die Holz-Industrie für Jerusalem und teilweise auch für Bethlehem einige Bedeutung erlangt hat, insbesondere für die Juden.

In Bethlehem wurde schon früher die Erzeugung von Rosenkränzen und dergleichen Dingen aus Horn und Perlmutter betrieben. Gegenwärtig wird nun das Ölbaumholz in ähnlicher Weise verwendet; Bethlehemer Kaufleute reisen in alle Länder, und nicht allein nach Europa, sondern auch nach Amerika und Australien, um Absatz zu gewinnen. Überall im Lande, besonders aber auch zu Jerusalem, haben die verschiedenen Handwerke und auch der Handel in den letzten fünfzehn Jahren sehr zugenommen, während früher hier (in der Hauptstadt des Landes) noch manche Handwerke ganz fehlten; auch war vieles von europäischen Erzeugnissen um keinen Preis zu bekommen. Ich erinnere mich, daß ich vergeblich nach Eisendraht, Schrauben u. dgl. suchte und noch weniger einen Schleifstein fand. Jetzt ist hier alles zu erwerben, was ein Europäer etwa brauchen mag, sei es an Kleidern, an Möbeln oder an Nahrungsmitteln.

Auch für den gewöhnlichen Mann haben sich die Verhältnisse gebessert; während man ehedem z. B. bloß arabische Brotfladen bekommen konnte, giebt es jetzt Bäcker, die gutes Brot backen, und selbst ein Konditor hat sich hier eingefunden. Auch sind die Mühlen besser geworden. Während es früher außer den Turbinen an den Flüssen, welche alle dem Staate gehören und häufig zerfallen oder bloß noch spärlich im Gange sind, in jeder Haushaltung eine sogenannte Handmühle gab und giebt, sind in der letzteren Zeit in Jerusalem, Haifa und Nazareth eine Anzahl Mühlen nach europäischem Muster eingerichtet worden, die meist mit Pferden betrieben werden, einigen dient auch der Dampf als Motor, andere sind Windmühlen.

Die Dampfmotoren brauchten ehedem sehr viel Holz, und dasselbe wird hierzulande immer seltener; nun greift man zur Steinkohle, die jetzt selbst

von Schlossern und Schmieden benutzt wird. Wo wird man Brennmaterial hernehmen, wenn das vorhandene vollends verbraucht sein wird? Dies ist eine der Fragen, denen man ehedem häufig begegnete. Der rege Steinkohlenhandel beantwortet sie.

Die hohen Ölpreise führten das Petroleum ins Land, und in dem Saale des Reichen, wie auch in den von Rauch geschwärzten Hütten des armen Landbewohners verbreitet das billige Petroleum oder „Gas“, wie es die Leute hierzulande nennen, sein helles Licht. Sind die Lebensmittel hier teuer, wie es z. B. im Jahre 1879 der Fall war, so führt der Handel ausländisches Getreide und Mehl und andere Erzeugnisse des Landbaues her. So sind besonders in den letzten Jahren auch die Kartoffeln eingebürgert worden und werden teilweise in Palästina selbst gepflanzt; in größeren Mengen aber, ebenso wie Reis, Zucker und Kaffee, eingeführt. Dagegen werden Öl enthaltende Samen (Sesam 2c.), auch Baumfrüchte, Oliven, Feigen, Orangen 2c., besonders aber Wein, ausgeführt, in guten Jahren auch Getreide und andere Früchte. Wein wird erst seit dem letzten Vierteljahrhundert von Juden und Christen bereitet, da derselbe ein den Mohammedanern verbotener Artikel ist. Rohe Häute werden aus-, Leder dagegen eingeführt. Bis jetzt giebt es hier noch keine verbesserten Gerbereien. Auch die Erzeugung von Ziegeln und Töpferwaren steht auf niederer Stufe, doch wurden in letzter Zeit auch in dieser Richtung vernünftigere und erfolgreiche Versuche gemacht.

Die große Zahl von neuen Verkaufsläden und Geschäftsunternehmungen spricht für zunehmende Handelsthätigkeit. Seit meinem Hiersein haben sich die Verkaufs- und Handwerkerläden oder Buden um das Vierfache vermehrt. In Berücksichtigung dieses Aufschwunges wurde wiederholt die Frage der Erbauung einer Eisenbahn zur Sprache gebracht — zwar bisher ohne Erfolg. Für ein solches Kommunikations-Mittel war denn doch der Verkehr noch zu gering. Dem Bahnbau muß die Errichtung eines guten Hafens in Jaffa vorhergehen, da der Mangel eines solchen auf die Geschäfts- und Verkehrs-Entwickelung in diesem Lande sehr hemmend einwirkt. Doch der der Bahnbau verschwindet nicht mehr von der Tagesordnung.

Ein großer Fortschritt ist in Bezug auf neue Bauten zu verzeichnen. In den kleinen Dörfern sind hierzulande höchst selten neue Häuser zu erblicken, dagegen — und diese Thatsache zeugt für einen Zug zur Zentralisation — um so mehr in den größeren Ortschaften, besonders aber in den Städten. Es gilt dies insbesondere von den Ortschaften mit christlicher Einwohnerschaft. In Jerusalem sind in dem mehrgenannten Zeitraume innerhalb der Stadt die verwahrlosten oder in Ruinen liegenden Häuser wiederhergestellt oder neu aufgebaut worden, wie an anderen Stellen von Privaten und Genossenschaften eine große Anzahl Neubauten aufgeführt wurde; außerhalb der alten Stadt sind ganz neue Stadtteile entstanden. Der Beginn wurde mit den großartigen „russischen“ Bauten gemacht, dann

folgten verschiedene andere, so daß die Stadt jetzt, besonders gegen Westen zu, ein großes Weichbild bekommen hat. Bei den Juden haben sich eigene Baugesellschaften gebildet, die dann gemeinsam kasernenartige, lange Gebäude aufführen, die für viele Familien berechnet, eine große Zahl gleicher Wohnungen aufweisen. Daß die Billigkeit dieser Wohnungen auf Kosten der Güte vom gesundheitlichen und künstlerischen Standpunkte erfolgt, ist selbstverständlich. Man kann behaupten, daß sich die Anzahl der Wohnplätze in den letzten vierzig Jahren mehr als verdoppelt, vielleicht verdreifacht hat. Es gilt dies namentlich von Bethlehem, das den Eindruck einer neugebauten Stadt macht. In Jaffa ist die Stadtmauer zerstört, der Graben ausgefüllt, und eine Anzahl großer neuer Häuser und Magazine, selbst palastartiger Gebäude errichtet worden. Ebenso ist in den Gärten Jaffas eine große Anzahl neuer Häuser, und im Süden und Norden der Stadt, meist durch Ansiedler aus Ägypten, sind ganze arabische Stadtteile aufgebaut worden. Auch in Ramleh sieht man neue Häuser, noch viel mehr aber in Haifa, welche Stadt ich bei meinem letzten Besuche fast gar nicht wiedererkannte. Die grauen Stadtmauern und die leeren, öden Gassen fand ich nicht mehr, dagegen machte der volkreiche und belebte Ort den freundlichsten Eindruck.

In der Nähe der Stadt befindet sich die Ansiedlung der neuen deutschen Kolonie, am Fuße des Karmelberges. Die Ziegeldächer der Häuser derselben, mit deutschen Inschriften über den Thüren, die geraden Straßen und freundlichen Gärten sind doch durchaus neue Verschönerungen in dem alten, längst mit seiner Kultur erstorbenen heiligen Lande! Nazareth macht ganz denselben Eindruck; der Ort ist groß geworden und sieht wie neuerbaut aus. Auch Tiberias hat neue Häuser, und es sind die Spuren der Zerstörung durch das Erdbeben im Jahre 1837, von denen im Jahre 1848 noch viele bemerkbar waren, nun gänzlich verwischt.

Die Zahl und Ausdehnung der Gärten hat merklich zugenommen. Im Dorf Hable wurde ein tiefer Brunnen gegraben, der nicht nur zum Bewässern der Gärten benutzt wird, sondern auch das Trinkwasser den Leuten des Dorfes liefert, die vorher auf stehendes Regenwasser, das sich in Felsenlöchern gesammelt hatte, angewiesen waren. Auch trifft man neue Pflanzungen da und dort; den Landleuten ist häufig mit Kapital zur Anschaffung des Zugviehes und der Saatfrucht unter die Arme gegriffen worden. Bei Kolonieh sind einige neue Häuser gebaut und die dortigen Gärten wiederhergestellt worden, ebenso in Artos; in der Nähe und der Umgebung Jerusalems ist nun beinahe alles Land umfriedigt, es sind Bäume gepflanzt und Zisternen gegraben worden. Ebenso hatte man die alte Wasserleitung, welche das Quellwasser bei den sogenannten Teichen des Salomo schon in alten Zeiten nach Jerusalem führte, wiederhergestellt, so daß dasselbe wieder auf dem alten Tempelplatz sich ausgoß; leider hatte das Werk keinen langen Bestand, indem die Rohre aus bisher unermittelter Ursache sich verlegten.

Als erheblicher Fortschritt mag die neu eingerichtete Beleuchtung der Straßen und deren Reinhaltung in den Städten bezeichnet werden, welch letztere wohl noch manches zu wünschen übrig läßt. Ferner sei erwähnt, daß der Thorschluß gleich nach Sonnenuntergang, durch den aller Verkehr gehemmt und die Bewohner innerhalb der Mauern eingeschlossen wurden, aufgehoben worden ist, und die Sperre erst in späten Nachtstunden, an einigen Thoren und Orten auch gar nicht mehr erfolgt.

Auch die Pflasterung der Städte weist Fortschritte auf; in Bethlehem ist dieselbe so weit ausgeführt, daß man zur Winterszeit die Stadt durchwandern kann, was früher kaum der Fall war. In Jerusalem, und soviel ich weiß auch an anderen Orten, sind die widerlichen Gerbereien an Stellen außerhalb der Ortschaft verlegt worden, ebenso der Schlachtplatz. Auf dem lateinischen Kloster sehen wir eine Uhr angebracht, welche die Tagesstunden schlägt, und schon richtet man sich allgemein danach. Auf dem österreichischen Hospiz befindet sich eine Uhr, von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich gestiftet, welche die deutsche (occidentalische) und die arabische (orientalische) Zeit zugleich zeigt. Ebenso schlägt eine Uhr auf der Mädchenerziehungs-Anstalt Talitha Kumi, außerhalb der Stadt, die Stunden.

Wachsende Duldsamkeit und Abnahme des Fanatismus zeigt sich in den meisten Orten. Während sich früher die Gläubigen der einzelnen Bekenntnisse gegeneinander abschlossen, macht sich heute bei den Nachfolgern des Mohammed ein duldsamerer Sinn geltend. Während es früher den Christen nur mit Widerwillen gestattet wurde, in der Stadt zu reiten, kümmert sich darum heute niemand. Ebensowenig wird es übel vermerkt, wenn ein Christ oder Jude über einen Begräbnisplatz geht oder rote Schuhe trägt. Diese sowie das rote Fes mit weißem Turban galten ehedem als Vorrecht der Rechtgläubigen. Ein Christ oder Jude mußte eine dunkelfarbige Mütze und ebensolche Schuhe tragen. Tritt ein Christ oder Jude in den Dienst der Regierung, so wünscht man, daß er sich des roten Fes bediene, doch ist dies nicht unbedingt erforderlich. Dagegen verlangt der Moslem vom Christen, der einen Hut trägt, daß er beim Eintritt ins Zimmer das Haupt entblößt; er mag dafür die Schuhe anbehalten. Während man früher den Efendi immer in gelben Babuschen gehen sah, die er beim Eintritt in ein Zimmer ablegte, hat derselbe jetzt öfters (alle jüngeren ohne Ausnahme) europäische Fußbekleidung mit hohen Absätzen, zu welchen eigene Babuschen erfunden und gemacht worden sind, die leicht darüber an- und leicht davon abzuziehen sind. An denselben ist für den hohen Absatz auch die entsprechende Vertiefung angebracht. Selbst Frauen, nicht nur christliche, sondern vermummte mohammedanische, sieht man in Pariser Stiefeletten mit hohen spitzen Absätzen in den Straßen gehen. Während früher der lange Tschibuk ein unzertrennlicher Begleiter des Muselmanns war, verschwindet derselbe immer mehr und macht der europäischen Papier-Zigarre Platz. Viele Jahre lang habe ich gesehen, daß, wenn Se. Excellenz der Pascha ausging (zu Fuß oder

zu Pferd), zwanzig bis dreißig bewaffnete Zabties, in zwei Reihen gestellt, vor ihm hergingen. Ihm nach folgten seine Leibdiener und Tschibukträger. Neuerdings habe ich dies nie mehr gesehen. Geht der Pascha aus, so hat er stets nur zwei bis drei Menschen (seine nächsten Diener) bei sich, im übrigen keine Eskorte oder Bedeckung. Auch sieht man den Pascha bei seinen Ausgängen gewöhnlich in Zivilkleidung und nicht wie früher in Uniform. Auch in derartigen Dingen vollzieht sich eine Änderung zum Bessern.

Bei Gastmahlen erhält der fremde Gast ein Besteck, was früher nicht Sitte war. Der allgemein bekannte Diwan macht dem Sofa und den einzelnen Sesseln und Stühlen Platz. Bei Gericht kann man die Herren um einen Tisch versammelt auf Stühlen sitzen sehen. Noch manch Ähnliches ließe sich anführen, um zu zeigen, daß nach und nach eine Umwandlung vor sich geht. An sich unbedeutende Dinge, mögen sie doch als Zeichen innerer Vorgänge, vor allem als Beweis der Abnahme der Vorurteile gegen europäisches Wesen dienen. Christen und Juden wird immer mehr erlaubt, die Moscheen zu besuchen; gegen eine kleine Entschädigung an die Tempelwächter selbst den Haram esch scherif. Dies allerdings erst seit dem Krimkriege, vorher war der Haram für jeden Nichtmoslem, selbst für fürstliche Personen, verschlossen geblieben. Den Christen gab man die Erlaubnis, mit Glocken in ihren Kirchen zu läuten. Während früher bloß auf der heiligen Grabeskirche hier und da ein kleines Glöckchen mit hellem Silberklang sich schüchtern hören ließ, ist jetzt Glockengeläute in Jerusalem nicht mehr auffallend. Die erste etwas größere Glocke, sechzig Pfund schwer, ward 1854 neben der englischen Kirche allhier aufgehängt, dann folgten die Klöster mit noch größeren, und endlich brachten die Russen ganz große Glocken. Das schönste Geläute haben aber unstreitig die Lateiner auf der heiligen Grabeskirche. Das Geklingel der Russen und Griechen widert ein musikalisches Ohr bald an. Selbst in Naplus vernahm ich jüngst Glockenklang vom lateinischen Kloster, und doch gab es noch vor zwanzig Jahren einen Volksaufstand in dieser Stadt wegen einer nur zehn Pfund schweren Glocke, die dort in der englischen Schule als Schulglocke aufgehängt werden sollte. Die Glocke wurde damals in Stücke zerschlagen.

Die Verminderung des Fanatismus und die Zunahme der Duldsamkeit äußert sich auch darin, daß nicht nur alte christliche Kirchen wiederhergestellt, sondern selbst neue gebaut werden dürfen.

Ebenso sind eine Anzahl Synagogen, vornehmlich in Jerusalem, in diesem Zeitraume gebaut worden.

Auch in Bezug auf die Sicherheit und Rechtspflege ist, trotz allem Mangelhaften, doch ein offenbarer Fortschritt zu verzeichnen; der Christ wie auch der arme Eingeborene kommt nun viel leichter zu seinem Rechte, die Bastonnade und die Prügelstrafen sind abgeschafft, und eine gewisse Gleichheit aller Bewohner vor dem Gerichte gesichert. Die Gerichte sind nun nach den neuen Vorschriften eingerichtet und aus Personen verschiedener Stände,

auch Mitgliedern von Christen- und Juden-Gemeinden, zusammengesetzt. Diebe, Räuber und Mörder werden heutzutage in der Regel ausfindig gemacht und bestraft.

Die Stadtbehörde hat zur Gesundheitspflege einen deutschen Arzt und in Bausachen auch einen deutschen Baumeister angestellt.

Schließlich noch ein Wort über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur. Eine eigentliche Presse in europäischem Sinne giebt es hier nicht, ebensowenig eine Wochen- oder Tages-Zeitung. Man hat wiederholt die Herausgabe von Zeitungen erwogen, doch scheitert die Angelegenheit am Geldmangel, sowie an den vielen Sprachen, die hier in Gebrauch sind. In welcher Sprache sollte ein Blatt erscheinen? Erfolgt die Publikation in englischer, französischer, deutscher, italienischer oder russischer Sprache, so interessiert sie nur einen beschränkten Leserkreis, soll das Journal im türkischen Idiom erscheinen, so verstehen wieder viele Europäer und die meisten der Eingeborenen dasselbe nicht. Dasselbe gilt vom Arabischen, der Sprache des Landes. Ehe an eine Zeitung zu denken ist, muß der Eingeborene eine bessere Schulbildung genossen haben, und so die Zahl derjenigen, welche des Lesens kundig sind, eine größere werden. Dagegen haben in den letzten fünfundzwanzig Jahren die betreffenden Klöster für die Bedürfnisse ihrer Glaubens-Angehörigen, sowie auch die Juden Druckereien eingerichtet.

Am meisten wird in dieser Richtung vom lateinischen Kloster, weniger vom armenischen, und noch weniger vom griechischen gewirkt. Was die Protestanten in Jerusalem selbst in den Druck geben, ist kaum des Erwähnens wert, ihre Drucksachen kommen zumeist von Europa. Dagegen geben die Juden in hebräischer Sprache zwei Journale (Wochenblätter), für ihre Glaubensgenossen im Auslande berechnet, heraus, um die Not der hiesigen jüdischen Bewohner denselben stets und wiederholt ans Herz zu legen.

In Beirut dagegen erscheint eine arabische Zeitung, die viel mehr Wert hat, auch hier einige Abonnenten zählt und Gutes schafft.

Damit glaube ich eine kurze Skizze von dem in den letzten Jahren zum Bessern veränderten Bilde dieses Landes gegeben zu haben, und hege die Hoffnung, daß in nicht ferner Zukunft noch größere Fortschritte zu verzeichnen sein werden.

Fünfzehnter Abschnitt.

1. Eine Pilgerfahrt nach Mekka: a. Bis Dschidda; b. nach Mekka. 2. Das Kamel als Schiff der Wüste. 3. Die Beduinen. 4. Ein beduinisches Gedicht.

1. Eine Pilgerfahrt nach Mekka.*)

a. Bis Dschidda.

Im Jahre 1860 entschloß sich Freiherr von Maltzan, in der Verkleidung eines Maghrebi oder algerischen Arabers die Pilgerfahrt nach Mekka anzutreten. Die Vermummung war notwendig, da der Muselmann keinem Ketzer einen Blick in das Heiligtum von Mekka gestattet, und doch war auch große Gefahr für den Fall der Entdeckung damit verbunden. Er wußte sich in der Stadt Algier die Kleidung sowie den Paß eines Arabers zu verschaffen; da aber das Signalement in mehr als einer Hinsicht auf ihn nicht passen wollte, so war gebückte Haltung, Verdecken der hohen Stirn, Färben von Bart und Haupthaar, bescheidenes, dem „Bedienten" im Passe entsprechendes Auftreten notwendig. Nicht in Algier, wo man ihn möglicherweise auch in der Verkleidung erkannt hätte, sondern in Malta nahm von Maltzan die Verwandlung vor. Des Arabischen war er mächtig und mit den Gebräuchen des Pilgerstandes vertraut. So gelangte der gläubige Moslem „Sidi Abderrhaman ben Mohamed" — unter dieser Bezeichnung reiste er — über Alexandrien nach Kairo und kaufte sich hier für 160 Mark einen Sklaven, um nicht als Vagabund oder verkappter Christ angesehen zu werden. Er bestieg mit etwa fünfzig Moslems ein Nilschiff, um zunächst den Nil aufwärs bis Keneh zu fahren, dann den Ritt durch die wüsten Granitplateaus nach dem ägyptischen Hafen Kossér zu machen, von hier aus zu Schiff das Rote Meer zu durchqueren und Dschidda zu erreichen.

Die „Ältermutter" bedeutet der Name dieser Hafenstadt, denn hier soll Sittna Hauwa (Eva), die Mutter der Menschheit, ihr Leben beschlossen

*) Quelle: Heinrich Freih. v. Maltzan, Meine Wallfahrt nach Mekka. Leipzig 1865. 2 Bände.

haben, nachdem sie die üblichen sieben Umgänge um die große Moschee gemacht und die Fasten des Ramadan ausgestanden hatte. Auf sanfter Anhöhe stellt sich Dschidda dem in glühender Sonnenhitze Gebratenen vom Meere aus dar; auf der Seeseite von Kais und Küstenbatterieen, auf den übrigen Seiten von Mauern und Zinnen geschützt. Ihr Rahmen ist die Wüste. Weiße Häuser aus Korallen- und Madreporstein erheben sich hinter den Uferwegen, hier und da überragt von schattenlosen Akazien, zwei Hauptmoscheen mit schöngewölbten Kuppeln und schlanken Minarets. Nur in kleinen Fahrzeugen ist der Hafen erreichbar, da kein größeres Schiff am Ufer anzulegen vermag. Nachdem die schwitzenden, schon auf dem Schiff und dem Wüstenritt von Gestank, Ungeziefer, Fieber, Sonnenstich, Diarrhöe und ähnlichen Greueln geplagten Pilger endlich das rettende Ufer erreicht, fallen sie den türkischen Vampyren, den Polizisten und Zollbeamten, in die gierigen Hände. Alles Hinhalten, alle Paßplackereien und Gepäckrevisionen haben nur den einen Zweck, Geld zu erpressen, und der arme Hadsch (Pilger) kann sich diesen Blutsaugern um so weniger entziehen, als er in seiner Kleidung keine Tasche besitzt und einen Gürtel zur Aufbewahrung seines Geldes nicht führen darf. So ist er denn genötigt, seinen Koffer oder sein Paket mit aller Barschaft den türkischen Lungerern auszuliefern. v. Maltzan zahlte allein für die Visa seines Passes ungefähr 18 Mark; nun aber ging es an die Revision des Gepäckes, das sich in einer rotbemalten algerischen Lade und einigen Bündeln befand. Es wurde ausgekramt, durcheinandergeworfen und kam jeden Augenblick in Gefahr, von den Nachdrängenden zertreten oder gestohlen zu werden. Inzwischen liefen die Gauner von Zollbeamten hinweg, um den verzweifelnden Reisenden mürbe und für Zahlung eines hohen Bakschisch (Trinkgeld) gefügiger zu machen. Durch seinen Sklaven Ali ließ er mit der Zollbehörde über die Höhe der Sporteln verhandeln, während er selbst mit Argusaugen über sein Eigentum wachte. Nach einer halben Stunde kehrte sein Diener zurück; mit 36 Mark Trinkgeld wollten die Biedermänner sich abfinden lassen. Die Summe wurde ihnen zugesandt, und nun fanden sie sich bereit, wieder zu erscheinen. Er fing an, seine Sachen einzupacken, bei welcher Gelegenheit die behilflichen Zollwächter ihm Turban, Schärpe, seidene Tücher, Pantoffeln entwendeten, und die Mitpilger halfen so eifrig beim Zusammenlesen, daß Sidi Abderrhaman ben Mohamed außer den Trinkgeldern einen Verlust an Waren von 90 Mark zu verzeichnen hatte.

Endlich war er frei und wandte sich dem Innern der Stadt zu; ihre beiden Hauptstraßen, die Kaistraße und eine ihr parallel laufende, hatten nordsüdliche Richtung, stattliche zweistöckige Häuser aus Korallenkalk und Granit mit platten Dächern und großen Fenstern. Schattige, kühle Hofräume und Gemächer fehlten, nur die Hausflur hatte eine erträgliche Temperatur, und hier befindet sich das Heim des Hausherrn und der männlichen Insassen. Matten bedeckten hier den Fußboden, die Wände zeigten

Perlmuttertäfelung, gewöhnlich bis zu halber Höhe. Chinesische Tischchen mit feinstem Lack, japanische Vasen auf Konsolen machen diesen Raum zu einem sehr angenehmen Aufenthaltsort und zeugen von dem Reichtum der (28000 bis 30000) Bewohner Dschiddas. Zählte man doch unter denselben zwölf Millionäre und Besitzer von Dampfschiffen! Alle reichen Moslems sind Kaufleute; ihre Wohnungen wie ihre Magazine liegen in den vorhin bezeichneten Hauptstraßen. Alle anderen Gassen dienen als Querstraßen nur zur Verbindung der nordsüdlichen Hauptstraßenzüge. Doch bedecken die festen Steinbauten nicht den ganzen Raum zwischen den Stadtmauern und der Uferstraße, sondern Hütten, Buden aus Schilf und Palmstämmen, ja offene Zelte füllen die leeren Stellen aus. Diese letzteren gewähren den Beduinen, die geschäftshalber hierher kommen oder ansässig sind, sowie den Negern, den Kaffeeschenken und Kramläden Unterkunft.

Lange wurde es unserem Reisenden nicht möglich, eine Herberge zu finden; sein Diener und ein gemieteter Inder keuchten unter der Last des Gepäcks von einer Spelunke zur andern, alle waren von Pilgern überfüllt. Endlich hielt der schlaue Inder vor einem Okal (Herberge), das auffallend leer war. Um den schmutzigen, übelriechenden Hof, wo Kamele, Maultiere und Esel standen, zogen sich stallartige Gebäude hin mit Stuben im Erdgeschoß und ersten Stock. Für 4,25 Mark täglicher Miete wurde ein kleines Stübchen als Wohnung erworben, und nachdem der Inder abgelohnt und der treue Ali zum Zwecke des Einkaufens auf den Markt geschickt worden war, nahm Sidi Abderrhaman zwei nach dem Pilgerreglement todeswürdige Verbrechen vor, indem er sich von allem Ungeziefer säuberte und eine kühlende Waschung gönnte. Unterdessen wurden in seiner Nähe die grunzenden, brummenden, näselnden Töne einer andächtigen Derwischkolonie hörbar, die zum Orden der „Heulenden" gehörte und in verschiedenen Abteilungen, die einander ablösten, Tag und Nacht ohne Unterbrechung Allah auf diese Weise lobten. Allerdings huldigten sie nach der Ablösung vom göttlichen Dienst allen Lastern in abscheulichster Weise. Glücklicherweise konnte unser frommer Maghrebi diese Spelunke bald verlassen und sie mit einer Kaffeebude aus rohen Palmenstämmen vertauschen, in welcher er mit Hilfe seiner Reisegenossen von Kairo her ein Unterkommen fand. Freilich schliefen nachts elf Personen in derselben, und das Bett bestand in einer Küchenbank.

Die vier Tage der Rast wurden zu Ausflügen benutzt, um — barfuß nach Pilgerart — das Leben und Treiben Dschiddas kennen zu lernen. Seine ägyptischen Freunde brachten ihn zu einem ihnen von Kairo aus bekannten Sklavenhändler Mohamed Raïs, der sie in sein prächtig ausgestattetes Haus eintreten ließ, dessen Wände Perlmutterbelag, dessen Spiegel Perlmutterrahmen zeigten, während sehr feine indische Palmblättermatten den Boden bedeckten, eine chinesische Lampe Licht gab und ein kostbarer, mit Kaschmirshawls gedeckter Diwan zum Sitzen einlud. Da er Moslems vor

sich zu haben glaubte, hielt er mit seinen Geschäftsgeheimnissen nicht hinter dem Berge und machte die sehr tröstliche Mitteilung, daß die türkische Regierung zwar dem Drängen Englands und Frankreichs nach einem Verbot der Sklaverei nachgegeben, der Pascha aber gewöhnlich die Liebenswürdigkeit habe, vor einer Revision ihm einen Wink zugehen zu lassen, so daß er Zeit habe, seinen Vorrat an Menschenfleisch in befreundeten Häusern unterzubringen.

Auf den Straßen gewann man bei jedem Schritte den Eindruck, daß die Bevölkerung sich zusammensetze aus Mohammedanern aller Teile Arabiens, Ägyptens, Nubiens, Indiens, welch letztere seit Vertreibung der Juden durch die Wahabiten (Anfang dieses Jahrhunderts) vor allem das nicht unbedeutende Geldwechselgeschäft betreiben; sie haben alle Münzen Südeuropas und Westasiens vorrätig und tauschen sie um gegen die in Mekka üblichen; der Kurs ist ein häufig wechselnder. So versteht es der türkische Pascha z. B. meisterhaft, den Medschidi (arabische Münze) kurz vor den Steuerterminen herabzusetzen; er nimmt ihn an den Staatskassen nur zu 20 Piaster, während die Steuerzahler ihn mit 22—26 kaufen mußten. Nachdem der Staatssäckel gefüllt, geht der Medschidi natürlich sofort wieder in die Höhe. Wie mit dieser, so mit anderen Münzen.

Die vorhin bezeichneten Nationalitäten teilen sich in den Handel und zwar so, daß die Araber aus Hadramaut (Südküste von Arabien) besonders Zucker, Bohnen, Schiffsbrot, geräuchertes Fleisch, Fische, eingemachte Früchte und Spezereien, die Araber aus Jemen Kaffee, die Inder ostindischen Zucker, Indigo, Baumwolle, Gewürze, Korallen, Edelsteine, seidene und halbseidene Stoffe, Kaschmirshawls, Palmblättermatten, Elfenbeinarbeiten u. a. feilbieten. Das Proletariat stellen die Neger, teils befreite, teils entlaufene Sklaven, die zum Arbeiten zu faul sind und sich durch das Auflesen weggeworfener Eßwaren, durch Stehlen und Almosen frommer Pilger ernähren; denn der einheimische Araber will von dem Almosenspenden, obwohl es Koranvorschrift, nichts wissen, da diese Neigung kostspielig ist. Ihre Zelte und Schilfhütten, die sie mit Ziegen und Hühnern teilen, ebenso ihre Kleidung sind beduinisch; doch werden sie von diesen nomadischen Arabern aufs gründlichste verachtet. Diese letzten halten in ihren Schilfhütten feil mit den Produkten ihrer Viehzucht und ihrer Oasen: Milch von Kühen und Kamelen, Butter, Pferdefutter, Federvieh, Eiern und Datteln. Sie vertreten die eigentliche reine arabische Rasse, während die städtischen Araber durch Vermischung mit Negerinnen ziemlich mulattischen Typus an sich tragen.

Während die Araber aus Hadramaut und die Moslems aus Indien nur selten zeitlebens hier bleiben, stellen die Araber aus Ägypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Kleinasien und Rumelien die eigentlich ständige Bevölkerung dar, die Bürgerschaft Dschiddas, die sich von Kramhandel und Handwerk nährt. Die Handwerker sind nicht selten Schriftgelehrte, d. h.

solche, die den Koran auswendig wissen. Von anständigen Frauen war nichts zu erblicken auf den Straßen, an leichtfertigen Beduininnen, Ägypterinnen, Negerinnen war freilich kein Mangel, höchstens Mangel an Schönheiten. Auch die schwarzgefärbten Fußsohlen und Handteller, sowie die Tättowierungen an Stirn, Wangen und Brust, ebenso das Rotfärben der Arme und Beine und endlich das Auflegen roter und weißer Schminke aufs Gesicht vermochten den Reiz der ersten beiden Arten nicht zu erhöhen, wiewohl sie im Tanzen, Musizieren und Singen Leidliches leisteten.

b. Nach Mekka.

Sidi Abderrhaman ben Mohamed mietete drei Kamele — eins sollte ihn, das zweite Ali, das dritte das Gepäck tragen — und versah sich auf dem Markte mit Mundvorrat, nämlich Fischen, süßer und gesalzner Butter, Fleisch und Brot zur Reise nach der heiligen Stadt; am 15. Juni 1860 brach er in Gemeinschaft der ägyptischen Freunde und ungefähr 500 anderer Hadschadsch auf. Ungefähr 100 Pilger ritten Kamele, 150 kleine Eselchen, hier und da auch ein Maultier oder ein edles Araberroß, die übrigen gingen zu Fuß und zwar nicht in der strengen Ordnung einer Karawane, sondern nach Belieben, so daß sich die einzelnen Gruppen dieses Zugs manchmal in der Länge einer deutschen Meile ausdehnten. Ungefähr 67 km (9 deutsche Meilen) mag der Weg von Dschidda nach Mekka betragen; da aber eine gewöhnliche Karawane volle zwei Stunden zur Zurücklegung einer Meile braucht, so war die Reise nicht in einem Tage zu machen, sondern in der Mittelstation Hadda nahm man Nachtquartier oder vielmehr Tagquartier; denn Kamel und Reiter ruhen in der Tagesglut und marschieren bei Nacht. Die Reise ging im Dunkeln — denn das erste Viertel des Mondes wurde erst nach Mitternacht sichtbar — durch eine Einöde ohne jedes Pflanzenleben; „die Natur ruhte, in unermeßliches Schweigen gehüllt, thatenlos und lebensarm, kein Laut eines Nachtvogels ließ sich vernehmen, kein Abendschwärmer summte dahin, kein Leuchtkäfer fackelte durch die Nachtluft. Auch die Pilger waren weit entfernt, die Lebhaftigkeit zu zeigen, welche eine gleichgroße Anzahl von Europäern zur Schau getragen hätte. Ernst und gravitätische Ruhe sind den Orientalen zur zweiten Natur geworden."

Kaffeezelte in gewissen Entfernungen und dorfähnliche Zeltniederlassungen einzelner Beduinenstämme bilden die Veranlassungen zu wiederholter Rast und leiblicher Erquickung, welche sich um so mehr nötig machten, als der Weg nach der Hochebene von Mekka zu anstieg. Einzelne türkische Detachements sorgen für die Sicherheit der Pilgerstraße oder sollten es wenigstens, doch pflegten sie nachts, wo doch allein Pilgerzüge vorüberziehen, getreulich der Ruhe; kein Wunder also, daß jeden Monat im Durchschnitt ein Dutzend armer Hadschadsch den kleineren Straßenräubern und Mördern zum Opfer fällt.

Bei Sonnenaufgang war die Mittelstation Hadda, welche aus etwa 200 sogenannten Wohnungen: Bretterbuden, Reisighütten und Zelten bestand, erreicht; sie dienten zur Zeit der Pilgerfahrten als Herbergen und Kaffeeschenken. Die sehr einfachen Logierhäuser verzinsten sich sehr hoch; doch unser Reisender mußte sich schon zur Zahlung jener unsinnigen Preise verstehen, wenn er nicht in der Sonnenglut den ganzen Tag über auf nackter Erde lagern wollte.

Bei Hadda beginnt das Weichbild der heiligen Stadt, und jeder Pilger ist gebunden, wenn er es seither unterlassen haben sollte, hier den Ihram, das Pilgergewand (welches nur aus zwei Tüchern besteht, in die man sein Menschliches so gut es geht einwickelt) anzulegen und lange Gebete zu verrichten. Von Hadda aus ist für Kafirn (Nichtmohammedaner, Ungläubige) kein Pfad mehr. Abends 7 Uhr erfolgte der Aufbruch nach der 30 km entfernten Metropole des Islam. Der Weg stieg an, die Nacht war empfindlich kalt, besonders war dies fühlbar, da der Ihram den Körper dreiviertel nackt läßt. Nach einer kleinen Ruhepause setzte man sich morgens 2 Uhr wiederum auf, und nach zweieinhalbstündigem Ritt, als die Morgenröte die mit Rosen gefüllten Vorhöfe des Himmels öffnete, erblickte man in der Ferne eine verschwommene Häusermasse, und auf einmal brach ein lauter betäubender Jubel aus allen Kehlen hervor. Der heilige Ruf „Labik“ tönte von allen Lippen. Vor den Augen der Pilger lag das Ziel der Sehnsucht: Mekka. Viele ließen sich auf die Kniee nieder und streckten die Arme sehnsüchtig aus nach der dunkeln Häusermasse. Den meisten perlten Thränen aus den Augen. Etwas Majestätisches hatte die heilige Stadt nicht; nur die große Moschee mit den sieben Minarets, den zahllosen Kuppeln der Säulengänge und dem hoch aus der Mitte des Tempelraumes aufragenden Kaabahause hob sich aus dem verschwommenen Gesamtbilde heraus.

Mekka liegt in einem Wadi, einem trockenen, schmalen, flußbettähnlichen Thale, umwallt von niederen (130—230 m hohen) Hügelreihen; baumlos ist die Umgebung, so daß kaum Strauchwerk und Gemüsebeete den Wüstensand ein wenig verdecken mit dürftigem Grün. Schwerlich hat der heilige Semsembrunnen mit seinem bitterlichen, harten Wasser den Anlaß zur Gründung Mekkas gegeben, vielmehr verdankt dasselbe wohl einem vorislamitischen Anachoreten seinen Ursprung. Unter Betrachtungen über diesen letzteren war Sidi Abderrhaman bis an die beiden hohen Wachttürme gelangt, welche in Ermangelung einer Mauer die heilige Stadt im Westen schützen sollen. Er stieg vom Kamel. Sein erster Gang galt vorschriftsmäßig der großen Moschee, ehe an Quartier, Unterbringung des Gepäcks, Speise, Trank und Erholung gedacht werden konnte. Durch das Thor des Friedens (Bab el Salam) betrat er den Bannkreis des Heiligtums, um den siebenmaligen Umgang (den Tuab) um die Moschee zu vollziehen.

Großes Gedränge herrschte an diesem Tempeleingange; denn die Kamele

mit dem Gepäck, die Pilger und einige hundert Mekkaner wirbelten hier durcheinander. Die meisten der Eingebornen Mekkas waren Metuafin, gehörten also jener Klasse von Islambekennern an, welche — entsprechend unsern Führern im Gebirge oder den Kastellanen unserer Schlösser — die Fremdlinge zu den Heiligtümern geleiten, an jeder Stelle die Gebete vorsagen und die nötigen Bräuche vormachen, natürlich gegen Entschädigung. Der Metuaf leidet jedoch keineswegs an Einseitigkeit, denn er macht zur größeren Bequemlichkeit des Reisenden auch den Gesellschafter, den Makler bei Einkäufen und den Bademeister. Sidi Abderrhaman wählte sich ein altes, spindeldürres Männlein zum Führer und trat durch das große Thor des Grußes oder Friedens ein in die weltberühmte Medschid (= Moschee) el Haram, gewöhnlich kurz el Haram, das Heiligtum, genannt.

Sie liegt einige Fuß tiefer als die umgebenden Straßen und ist streng genommen kein architektonisches Ganze, sondern erhält einen Abschluß erst durch den Portikus, die Säulengänge, welche alles, was zum Heiligtum gehört, einschließen. Das Ursprüngliche und zugleich der Brennpunkt ist unstreitig die Kaaba, das Gebetshaus der Koranglänbigen; alles Übrige ist Beiwerk, durch Sultanslaunen in verschiedenen Jahrhunderten hinzugekommen. Jene dreifachen, auf der südöstlichen und südwestlichen Seite sogar vierfachen Säulengänge schließen einen großen viereckigen Raum von ungefähr 230 m Länge und 160 m Breite ein, in welchem die zehn bis zwölf Heiligtümer des Islam enthalten sind. Auch der Portikus ist kein Kunstwerk aus einem Guß, sondern seine Säulen sind in Formen, Material (Granit, Porphyr, weißer Marmor) und Art der Aufstellung*) vollständig verschieden und zeugen von ihrer Herkunft; klassisch-griechische und byzantinische sind mit sarazenischen bunt gemischt, und für den Kunstforscher bietet sich in dieser reizenden Unordnung ein reiches Arbeitsfeld. Übrigens hat der Portikus das Schicksal des gesamten Haram geteilt, denn dieses ist mehrmals zerstört und an der alten Stelle in der alten Form mit geringen Änderungen wieder aufgebaut worden. Der jetzige Portikus kann seine Entstehungszeit nicht über das Jahr 1630 zurückdatieren. Da man nun unter dem südlichen Himmel keiner Seitenwände, sondern nur eines Schirmes gegen die glühenden Pfeile der Sonne bedurfte, so wurden diese Säulengänge überdacht und zwar je vier mit einer Kuppel, deren Form man den Byzantinern entlehnte, während der darüber glänzende, goldene Halbmond echt orientalisch ist. Schön läßt sich's wandelnd träumen in diesen Säulengängen, wo man die Kaaba vor sich, eine gleichgestimmte Zahl Mitmenschen um sich, einen sanften Zephyr von allen Seiten und den Himmelsdom in tiefster Bläue über sich hat. Gern hätte unser Reisender die alten Inschriften in den sarazenischen Säulen abgeschrieben, doch war diese unheilige Hand-

*) Bald das Kapitäl, bald der Sockel oben.

lung mit verschiedenen Gefahren verknüpft, während beispielsweise Essen und Trinken nichts Anstößiges haben.

Achtzehn Thore führen von allen Teilen Mekkas in das Haram; sie sind ohne Symmetrie hier gehäuft, dort vereinzelt, und denselben Charakter des Planlosen verraten die sieben Minarets in ihrer Aufstellung, ihrer verschiedenen Form und Höhe. Sie haben in der Regel zwei, nur eins hat drei Brüstungen oder Altane, von denen die fünf Gebetsstunden durch die Priester abgekündigt werden, wobei auf allen sieben Gebetstürmen im gleichen Moment die weiße Fahne aufgehißt wird; am Freitag aber erscheint an ihrer Stelle die grüne, heilige Flagge, und ein Mueddin (Gebetsausrufer) besteigt den Balkon, um in der Form des Rezitativs das Glaubensbekenntnis abzusingen.

Nachdem Sidi Abderrhaman die Kaaba von fern durch zwei Rikats begrüßt und am bestimmten Orte die üblichen zwei Verbeugungen gemacht, nahm ihn sein Metuaf bei der rechten Hand, um ihn nach dem Kaabahause selbst hinzuführen. „Da lag sie, eine finstere, schwermütige Masse, von schlecht zubehauenen Steinen erbaut, ein viereckiges, schwerfälliges Monstrum der Kunst, plump und roh in seiner Anlage und Ausführung. Da lag die Kaaba, das Ziel meiner Wallfahrt, das Zentrum des Islam. Sie ragte über alles, was sie umgab, empor, höher als der die Moschee umgrenzende Portikus, höher als alle das Gebäude umringenden Heiligtümer. Obgleich an und für sich eigentlich nicht sehr hoch, denn die Höhe der Kaaba beträgt nur 12—13 m, so nahm sie sich doch, wegen der absichtlich niedrig gehaltenen Bauten neben ihr und um sie herum, imposant aus und schien dem Pilger, der keine Mühe und Qual gescheut hatte, um zu ihr zu gelangen, einen stolzen Willkommen zuzurufen und ihn aufzufordern, niederzufallen und ihrer schwerfälligen Masse in tiefster Verehrung seine abgöttische Huldigung darzubringen.“ Sie läßt sich trotz des oft gehörten Namens weniger mit einem Würfel, als vielmehr mit einem abgeschnittenen Turme vergleichen, und seltsam wie ihre Form berührt das Treiben der halbnackten Pilger, die bald vor ihr niederfallen, bald aufspringen und den heiligsten ihrer Steine küssen, bald im Galopp um sie herumjagen. Auch die Sinne des Ungläubigen vermag dies Schauspiel zu überwältigen. Doch nicht zum Träumen war jetzt Zeit Der Metuaf schüttelte unseren Pilgrim aus seinem Versunkensein auf und die heiligen Gebräuche begannen.

Am zweiten Thore des Grußes, das mitten im Hofraume der heiligen Moschee steht, mußte — wie schon erwähnt — eine zweimalige Verbeugung zu Ehren der Kaaba gemacht werden, dann schritt man durch den freistehenden, 6 m hohen Thürbogen nach den „Fußstapfen Abrahams“. Das „Allahu Akbar“ (Gott ist groß) sowie das „La Illahu il Allah“ (Es ist kein Gott außer Gott) mußten nachgesprochen werden. Unmittelbar darauf kamen zwei Tempeldiener an den Pilger heran, welche in ihren Krügen

Wasser aus dem heiligen Semsembrunnen gegen Entschädigung zum Trinken darboten. Der Wunderbrunnen lag links von den Fußstapfen des Erzvaters; ist auch sein Wasser bitter und unverdaulich, so sichert es dem Genießenden doch die Wonnen des Paradieses, außerdem verleiht es auch irdische Vorteile, so den Frauen verlängerte Jugend, Erhaltung der Schönheit u. s. w. Doch zum Brunnen selbst durfte man jetzt die Schritte noch nicht lenken, erst galt es, den „schwarzen Stein“ zu küssen, der an der Ostecke der Kaaba ungefähr $1^1/_2$ m über dem Boden eingemauert war. Das Gedränge vor demselben hinderte den sofortigen Zutritt und gab unserem Reisenden Zeit zu der Beobachtung, daß der vielgepriesene Stein etwa acht Zoll lang, ebenso breit, schmutzig schwarzbraun und mit einem schwarzen Zement überzogen war. Undurchdringlich schien die Mauer der Pilger, die vor ihm knieten und ihn küßten, und nicht ohne Gruseln bemerkte der Wartende, wie auf den Knieenden das Ungezieser wimmelte; durfte man doch bei schwerer Strafe das Blut keines der Springer und Kriecher vergießen.

Die unfreiwillige Muße kürzte der Metuaf, indem er folgendes Gebet vorsprach: „O Gott! Es giebt keinen Gott außer Dir. Deine Versprechungen gehen sicher in Erfüllung. Wer Dir dienet, der wird den Sieg erringen. Es giebt keinen Gott außer Dir, Du bist der alleinige Gott, der keine Nebengötter hat. Gottes Gewalt ist die höchste Gewalt. Gelobt sei er, der Herr aller Kreaturen!“ Noch immer wichen die Gläubigen nicht vom Orte. Da riet der schlaue Metuaf zu einer List. Mit einem spanischen Thaler seines Herrn begab er sich zu dem etwa zwanzig Schritt entfernten Semsembrunnen und kam bald mit vier kräftigen Burschen von dort zurück. Diese stellten sich hinter die Knieenden und riefen mit erschütternder Baßstimme: „O ihr Pilger, ein frommer Hadsch, den Gott segnen möge, hat dem Heiligtume ein Opfer gebracht, damit ihr alle vom Wasser des Semsembrunnens trinken möchtet. Kommt herzu, ihr Pilger! Wer Wasser des heiligen Brunnens trinken will, der komme. Allah hat es euch gespendet.“ Die meisten eilten geflügelten Fußes zum Brunnen, um des unentgeltlichen Genusses sich zu freuen, und Sidi Abderrhaman gelangte in unmittelbare Nähe des schwarzen Steines, der nach der Sage mit Adam einst Eden verlassen (dort war er übrigens in Gestalt eines Engels vorhanden), nach der Sündflut zwar wieder in das Elysium zurückwanderte, aber durch Gabriel von dort zurückgebracht worden war, als Abraham und Ismael die durch die Sündflut zerstörte Kaaba wieder aufbauten. Ursprünglich weiß wie Milch wurde er zufolge des Grauens über die Bosheit der Menschen und zufolge des Küssens von seiten schmutziger Pilgerlippen schwarz wie Tinte. Er, der in Stein verwandelte Engel des Paradieses, wird am letzten der Tage wiederum die Cherubsgestalt annehmen und am Throne des Weltenrichters Zeugnis ablegen für die frommen Hadschadsch, die bei Lebzeiten die beschwerliche Fahrt zu ihm nicht gescheut. In der Nähe bemerkte man

deutlich, daß der schwarze Zementüberzug eine Lücke hatte, durch welche man den Stein selbst gewahrte; er schien von elliptischer Form mit einer Längenachse von vielleicht neun und einer Breitenachse von etwa sechs Zoll und bestand aus mehreren Stücken, welche durch ein Bindemittel von Kitt oder Zement sowie durch einen festen silbernen Reifen zusammengehalten wurden. Die Oberfläche war durch das Küssen und Abreiben mit den Händen wie poliert, mit einer Fettkruste überzogen und marmorähnlich. Trotz inneren Widerstrebens mußte auch unser Reisender nach dem Beispiel seines Metuaf denselben küssen, die Hände daran reiben, ihn mit Stirn, Wange und Kinn berühren und ein vorgesprochenes Gebet nachsagen.*)

Nun begann auf gepflastertem Granitweg der Tuaf, der siebenmalige Umgang um die Kaaba, bei welchem zunächst am Madschan betend Halt gemacht wurde. Es ist dies ein Stein, auf dem angeblich Abraham stand, als er die Kaaba baute; hier bereitete er in Gemeinschaft mit Ismael den Mörtel zum heiligen Bau. Weiter eilend gelangt man an die Thür der Kaaba, die mehr als 2 m über dem Fußboden liegt und nur mit Hilfe einer Leiter erstiegen werden kann, und zwar geschieht dies nur dreimal im Jahre. Das Betreten des Innern gehört nämlich merkwürdigerweise nicht zu den Pilgerpflichten. Das an dieser Thür gesprochene Gebet lautete: „O Gott, diese Hütte ist deine Hütte! Dieses Heiligtum ist dein Heiligtum, der Ort der Zuflucht der Gerechten. Hier ist der Ort, zu dem alle herbeiströmen müssen, welche der ewigen Verdammnis entrinnen wollen." Weiter ging's, an einer großen Vertiefung vorbei, den Fußstapfen Abrahams; üblicherweise folgte auch hier ein Gebet. Die Fußstapfe, die der Patriarch bei der Rückkehr von der Opferung Isaaks dem Boden eindrückte, hat freilich unglaubliche Ausdehnungen. Sie ist stets mit erhabenem Deckel belegt, worüber ein rotseidener Teppich gebreitet ist, und über ihr erhebt sich eine von sechs Säulen getragene Kapelle. — Nur wenige Schritte weiter, und wir stehen vor einer halbkreisförmigen, mit Marmor überkleideten Mauer, die einen kleinen Vorhof einschließt. Sie steht nur $1^1/_3$ m von der Kaaba ab und heißt el Hatim. Nicht weniger als drei Heiligtümer birgt dieser beschränkte Raum, zunächst den Misal, die heilige Dachrinne, welche das Regenwasser vom Dache der Kaaba herunterleitet; sie ist nur $1^2/_3$ m lang und endet in eine vergoldete Metallplatte, den „Kinnbart der Dachrinne". Es ist unter den Bewohnern Mekkas offenes Geheimnis, daß im Jahre 1800 durch die Wahabiten die echtgoldene Rinne gestohlen und durch eine bloß vergoldete ersetzt wurde. Auch hier sprach der Metuaf ein Gebet vor. Das Wasser plätschert von oben herab auf einen Stein, der „Ismaels Grabstein" sein soll. — An der südlichen Ecke der Kaaba stieß

*) Er vermochte nicht, einen Aërolithen oder Meteorstein in demselben zu erkennen, sondern neigt mehr der Ansicht Burkhardts zu, daß es ein Stück Lava, wenn nicht Basalt sei.

man wiederum auf ein Heiligtum, einen Stein von grauer Farbe, der aber trotzdem der „weiße“ genannt wird. Nach der einen Überlieferung band hier Abraham sein Kamel an, als er mit dem Sohne allein zur Opferung schritt; nach anderen erinnert er an ein Vorkommnis aus des Propheten Leben. Derselbe kam von Medina zum erstenmale nach der Hedschra in die heilige Stadt, um den Umgang um die Kaaba zu halten. Seine Feinde verspotteten den Abgemagerten wegen seiner Kraftlosigkeit. Um sie Lügen zu strafen, machte er die drei ersten Umgänge im Laufschritt, und plötzlich bezeugte der Stein sprechend seine göttliche Sendung. Diesem sagenhaften Bericht hat es der Pilger zu danken, daß auch er die drei ersten Umgänge in beschleunigtem Tempo mit abwechselndem Heben und Senken der Schultern, die letzten vier im gemäßigten Schritt zu machen hat.

Folgen wir unserem Reisenden nun zum letzten der bedeutenderen Heiligtümer, welche der Moscheehof enthält, zum Semsembrunnen. Ein massiges Gebäude überdeckt ihn; im Innern ist eine 1—$1^1/_2$ m hohe, dicke Mauer um denselben aufgeführt, worauf die wasserschöpfenden Tempeldiener Platz genommen haben. Ein eisernes Geländer schützt sie vor dem Hinabstürzen. Ihr Amt ist in gewissen, vom Propheten abstammenden Familien erblich und der Semsembrunnen, den einst Allah selbst der Hagar und ihrem verschmachtenden Sohne Ismael öffnete, für sie eine Goldgrube, da sie Wasser fast nur gegen hohe Entschädigung verabfolgen. Mit Ledereimern ziehen sie das kühlende Getränk herauf. Nur wenn man in glühender Hitze den siebenmaligen Rundgang gemacht hat, die Kehle durch die unendlichen Gebete ausgedörrt und der Körper durch die Strapazen einer langen Reise an und für sich schon erschöpft ist, ist es möglich, die Wohlthat dieses wunderthätigen Wassers, das übrigens bitter schmeckt, zu empfinden; noch angenehmer berührte unsern Sidi Abderrhaman die kühle Luft des Raumes und vor allem das Sturzbad, bestehend in zehn Eimern Semsemwasser, das man ihm gegen ein besonders reichliches Trinkgeld über den Kopf schüttete. Nachdem ihm der Metuaf noch alle Wunder dieses heiligen Brunnens auseinandergesetzt: daß sein Wasser trotz alles Schöpfens nie abnahme, daß selbst 1000 Maß keine Sättigung und keine Übelkeit bewirken, daß es alle Krankheiten heilt, daß — wenn es gekocht oder zum Waschen verwendet würde — die darin enthaltenen Geister schreckliche Rache nehmen würden: konnte der bis zum Sterben Erschöpfte sich endlich in sein Quartier begeben.

2. Das Kamel als Schiff der Wüste.*)

Wo die Natur dem Menschen nur kärglich die Fülle ihrer Reichtümer erschloß und ihm das versagte, was den Bewohnern der glücklichen Himmelsstriche die Möglichkeit eines unendlich mannigfaltigen Lebensgenusses gewährt, da bietet sie ihm gemeiniglich zum Ersatze für das Entzogene in einer oder einigen Gaben und in der Befähigung zu dem umfassendsten Gebrauche derselben ein Ersatzmittel, welches ihm eben sein Heimatland als das Paradies der Erde erscheinen läßt. Der Bewohner der ganzen nördlichen Polarzone von Amerika, Europa und Asien, bei dem selbst die körperliche Entwickelung durch klimatische Einflüsse zurückgehalten wird, hat für hundert ihm versagte Dinge sein Renntier erhalten und in ihm allein den Quell fast aller seiner Bedürfnisse. Dem wildkühnen, freien und unabhängigen Araber, dem Sohne der weiten, pfadlosen Sandwüsten und großen öden Steppen, welche sich zwischen den kultivierten Gegenden im südwestlichen Asien und nördlichen wie mittleren Afrika hinziehen, wo unter brennender Sonne, in schwüler Luft, auf dürren Ebenen und noch dürrerem Boden kein kühler Hauch den erschöpften Wanderer erquickt und keine Spur des geselligen Lebens vorhanden ist und die ganze Erde ringsumher wie ein ungeheures Grab erscheint: hier ist dem Araber das Kamel dasselbe, was den Polarbewohnern das Renntier ist. Wenn das Kamel im allgemeinen für die Völker des Orients als Lasttier von unschätzbarem Werte ist, so hat es für den Araber im besonderen doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen seinen Bedürfnissen von ihm abhängt und ihm, gleichwie der Lappe dem Renntier, auch Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kamels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Tiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin. Die Haut giebt ein gutes Leder; der hellbrennende Mist wird von den Orientalen getrocknet allgemein als Feuerungsmittel benutzt und ist oft das einzige, welches sie besitzen.

Die Bedeutsamkeit des Kamels, des einhöckerigen oder Dromedars (Camelus Dromedarius), tritt in ihrem vollsten Lichte aber erst durch Benutzung desselben als Lasttier und durch den davon abhängenden Einfluß auf die Zivilisation der erwähnten großen Ländermassen hervor. Es vermittelt in diesen Wüsteneien, in denen kein anderes Haustier würde ausdauern können, die Verbindung quer durch den Sandozean, zwischen den Kulturländern entgegengesetzter Lage, welche Verbindung ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit, auf lange Zeit des Wassers zu entbehren, und

*) „Archiv für Natur, Kunst und Wissenschaft", Nr. 2. Braunschweig 1845.

ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden könnte. Ohne das Kamel würde Ägypten von Abessinien, die Berberei von den Ländern jenseit der Sahara, Syrien, Persien und Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten sein; die Wüsten würden unübersteigbare Hindernisse dem Verkehr zwischen diesen Ländern in den Weg legen, aller Handel hörte auf, die Menschen würden in ihrer Bildung zurückgehen, versumpfen und verkommen in tierischer Barbarei.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kamels in höchster Zweckmäßigkeit auf die Wüste berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nötig, sondern kann sich auch auf einmal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abteilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Tieren gemein hat, ist die größte derselben, der Pansen, mit zahlreichen Zellchen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfnis etwas in den Schlund zurücktritt. Diese körperliche Eigentümlichkeit befähigt das Kamel, oft drei bis vier Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen; dagegen aber trinkt es bei sich darbietender Gelegenheit 50, 60, ja sogar 100 Pfund. Die besten Kamele ertragen den Durst zehn bis zwölf Tage; allein viele kommen bei einer so langen Entbehrung um. Kommt eine Karawane von 300 Kamelen an die Quelle einer Wüste, die einen einzigen schmalen Felseneingang hat, welcher immer nur einem Tiere das Saufen gestattet, so dauert es oft drei Tage, bis alle gesättigt sind.

Nicht zufrieden mit dem erwähnten einen Mittel gegen die größte Gefahr in der Wüste, den Durst, verlieh die Natur dem Kamel noch eine andere, nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch auch nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hier und da in den Einöden zwischen Gestein hervordringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kamel dieses zu entdecken und eilt in der Not unaufhaltsam ihm entgegen, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend. Ein Beispiel davon erzählt Burckhardt aus der nubischen Wüste. „Eine kleine Karawane von fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sklaven zog von Berber am Nil nach Darani an demselben Strom. Da man fürchtete, Räubern in die Hände zu fallen, welche auf dem gewöhnlichen Wege den Reisenden aufzulauern pflegten, hatte man eine mehr östliche Richtung eingeschlagen, und ein angenommener Führer brachte die Karawane glücklich bis zu einem Brunnen, von wo der selten betretene Weg sich weiter nordwärts zieht. Diese Richtung nun verfehlte er; bald wußte man nicht mehr, wo man sich befand, und nach fünftägigem Umherirren in den öden Bergen war der Wasservorrat erschöpft. Noch hielt indes die Hoffnung, beim Weiterziehen nach Westen den Nil zu erreichen, die Reisenden aufrecht; als aber zwei Tage unter dem schrecklichsten Durste vergangen waren und man noch immer keine Spuren von dem Strome sah, als sechzehn Personen vor Erschöpfung dahinstarben, bemächtigte sich

Verzweiflung eines Teiles der Überlebenden, in welcher ein Kaufmann den Entschluß faßte, mit seinen Leuten sich allein der Führung seiner Kamele zu überlassen, in der Hoffnung, diese würden, wenn sie sich ihren Weg selber wählten, Wasser entdecken. Er ließ sich, um nicht vor Mattigkeit umzusinken, auf das stärkste seiner Tiere binden und verschwand bald mit seinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeschlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude, endlich ihnen wohlbekannte Berge zu erblicken, zwischen denen sie Quellen wußten. So nahe dem Ziele empfanden sie auch den Schmerz, daß sie samt ihren Tieren nicht mehr imstande seien, bis zu jenen Bergen sich hinzuschleppen. Nur zwei Kamele waren noch fortzubringen, und auf diesen wurden die zwei am wenigsten erschöpften Männer abgesandt, um zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte, einen Quell zu erreichen. Der eine von ihnen fiel bald von seinem Tiere herab und vermochte, der Sprache beraubt, seinem Kameraden nur durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß er ihn seinem Schicksale überlassen solle, und dieser setzte also seinen Weg allein fort. Aber auch auf ihn wirkte der Durst bald so heftig, daß es ihm dunkel vor den Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Umherirren mußte er absteigen und sank, während das Tier regungslos stehen blieb, unter einem Baume nieder, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kamel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht den Schluß zu ziehen, daß in der Nähe Wasser befindlich sei. Er schlich ihm deshalb eine Strecke weit nach, aber es lief viel weiter als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von neuem um. Hier fand ihn ein vorüberziehender Beduine, goß ihm Wasser ins Gesicht und erfrischte ihn dadurch, so daß er mit dem Retter seines Lebens dem Kamele weiter nacheilen konnte, welches sie nach einer halben Stunde richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die noch übrigen am Leben befindlichen Glieder der Karawane zur Fortsetzung der Reise stärkte."

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf einer Karawane bemerkt, zeigt wohl am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kamel die Wüste zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich," sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge Wasser machen, die hier nötig ist, um den Durst des Reisenden zu stillen, der von den meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grade erzeugt wird. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich oft des Nachmittags auf einmal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Weinflaschen hätte füllen können. Gemeiniglich rechnet man, daß ein Schlauch von mittlerer Größe, der etwa 50—60 Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht und zwar bei aller Einschränkung, der man sich in der Wüste

unterwerfen muß, wo man nie zu einer anderen Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karawane zu diesem Zweck auf einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der üblen Nachrede, „daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe“, auszusetzen. Befinden sich in Afrika Pferde bei einer Karawane, so hat man für jedes derselben ein Kamel nötig, um nur seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. Auf die hier und da befindlichen Zisternen und Quellen ist nie mit Sicherheit zu rechnen, da sie oft versiegen und austrocknen, namentlich wenn der Samum, dieser Todesengel der Wüste, über die Fläche hinbraust.“

In ebenso auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kamels auch auf langes Hungern angelegt. Es ist vielfach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Tier reichlich Futter empfängt, unverhältnismäßig wächst, dagegen abnimmt und fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit kann man es als ausgemacht betrachten, daß zur Zeit, wo das Tier keine Nahrung zu sich nimmt, es von dem in die Säftemasse eingezogenen Fette seines Höckers lebt, und dieser die Stelle einer Vorratskammer bei ihm vertritt. Außerdem aber findet das Kamel auch in der Wüste immer noch Nahrung, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt. Die trockenen, stachlichten Kräuter, als Disteln, Nesseln, Ginster, dann Gesträuch und Baumrinde, zu deren Zerkauen seine Zähne eingerichtet sind, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte. Vermöge der gespaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es, so gut wie unser Schaf, imstande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, den die Natur dem Kamel angedeihen ließ, kommt nun noch seine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit, mehrere Tage hintereinander ununterbrochen zu laufen. Ein Kamel der flüchtigen Rasse, welche die Araber Mahari oder Heiri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belastet wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten, heftigen Trabe besteht, nach der Aussage jener Völkerstämme 24 Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieser Zeit 180—210 km zurückzulegen und mit derselben Schnelligkeit wochenlang fortzufahren.

Eine solche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belasteten Kamele nicht zu entwickeln, indem sie mit einer Bürde von 6—10 Zentnern täglich im Durchschnitt nur 45 km zurücklegen.

Zu dem Tragvermögen des Kamels kommt endlich noch sein geringes Bedürfnis des Schlafes, so daß es wie ein Schiff Tag und Nacht zu segeln vermag; ferner die mit starker, schwieliger, aber nicht harter Haut überzogenen breiten Ballen unter den Füßen, welche, elastischen Kissen vergleichbar, den Gang in nicht zu tiefem Sande erleichtern; ferner jene sieben hornartigen Schwielen an der Brust, den Vorder- und den Hinterbeinen,

die beim Niederkauern des Kamels zum Ruhen und Schlafen die meiste Last tragen, und endlich das Hochhalten des Kopfes und die Verschließbarkeit der Nasenlöcher, um sich vor dem niedrig streichenden Samum und gegen das Einatmen des vom Winde aufgejagten Wüstensandes zu bewahren.

Wie der Araber selbst an Entbehrung des Schlafes, an Ertragung unglaublicher Beschwerden, des Hungers, Durstes und der Hitze gewöhnt ist, so unterwirft er denselben Strapazen seine Kamele, um so deren Naturanlage noch weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt lehrt er das Tier, sich auf die Kniee niederzulassen, und zwingt es, in dieser Lage zu verweilen; dann legt er ihm eine beträchtliche Last auf, die nur fortgenommen wird, um einer schwereren Raum zu geben. Anstatt es nach Willkür fressen und saufen zu lassen, regelt und beschränkt er ihm seine Nahrung, gewöhnt es nach und nach an lange Märsche und schmälert ihm allmählich die Menge des Futters. Es wird ferner im Laufen geübt und durch das Beispiel schneller Pferde angeregt, bis es ebenso flüchtig wird als diese und sie wohl gar noch übertrifft. Da der Araber in der Nähe der Wüste die Thore seiner Häuser, zum besseren Schutz gegen Plünderung, oft nicht über 1 m hoch macht, so lehrt er seine Kamele das Niederknieen nicht bloß für das Be- und Entladen, sondern auch, daß es auf den Knieen durch solche niedrige Thore bis zur Hausflur eingehen lerne. Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, sind in der Mitte hohl, damit sie den Höcker umschließen können; hinten und vorn haben sie ein rundes, senkrechtes Stück Holz, wovon man das vordere mit der Hand erfaßt, um sich festzuhalten. An den Seiten hängen lange Beutel mit Lebensmitteln für Reiter und Tier; ein Schlauch mit Wasser und ein lederner Gurt, als Zügel, vollenden das Reisegerät. Soll das Tier bestiegen werden, so liegt es auf den Knieen, und wird von dem Treiber festgehalten, indem dieser ihm seinen Fuß auf die Vorderbeine setzt. Dann muß sich der Reiter plötzlich auf die Matratzen über dem Höcker schwingen und sogleich vorn und hinten festhalten; denn das Kamel, von seinem Treiber losgelassen, richtet sich plötzlich ruckweise auf; erst vorn — und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten — und man würde ohne Anhalt unfehlbar kopfüber stürzen. Es bedarf längerer Zeit, ehe ein Europäer sich an diese Art des Reitens gewöhnt; denn abgesehen davon, daß das Gefühl, das Dromedar nicht in seiner Gewalt zu haben, sondern seinem Willen folgen zu müssen, sehr unbehaglich ist, so schaukelt der Gang des Tieres den Reiter unangenehm, bewegt dessen Oberkörper unaufhörlich und wirkt auf den Neuling wie eine Seereise; ja es giebt Leute, die auf dem Kamel völlig von der Seekrankheit befallen werden. Dieses Beschwerliche des Reitens wird noch dadurch vermehrt, daß das Tier seine Beine nicht kreuzweis hebt, wie die Pferde und Esel, sondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich. Obgleich der Araber ungemeine Geschicklichkeit besitzt, durch die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen den unangenehmen Stößen dieser Tiere auszuweichen, so wackelt ihm doch fort-

während wenigstens der Kopf auf dem Halse und die Kamelreiter sehen deshalb mit ihren ernsten Gesichtern chinesischen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen sie sich der Länge nach auf das Gepäck, und oft sitzen sie stundenlang hinter dem Packsattel auf den untergeschlagenen Beinen.

Ein eigentümliches Gemälde bietet das Leben der Kamele bei den nomadisierenden Arabern dar, welche, jeden festen Wohnsitzes entbehrend, ewig beweglich mit ihren Zelten und Kamelen die Wüste durchziehen. Hat der Araber irgendwo sein Zelt aufgeschlagen, so legen sich die Tiere, schon daran gewöhnt, vor dieser luftigen Behausung nieder; dann bindet der Führer der Herde um die Kniee der alten Kamele einen Strick, wodurch das Aufstehen verhindert wird. Vor diesen oder zu beiden Seiten liegen die jungen auf dem harten Sande. Dieses dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung sind. Dann nimmt man den alten Kamelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehren, und beginnt das Melken. Ist dies geschehen, so legt man die Netze wieder sorgfältig an die Euter, und jedes Tier muß sich wieder an seinen Ort legen, bis zu Tagesanbruch, wo dann die alten Tiere abermals aufstehen und ihren Jungen zu saugen geben dürfen. Während so das Haupt der Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Dienern das Zelt ab, legt es zusammen, läßt die Kamele niederknieen und packt ihr einfaches Hausgerät darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kamele befestigt man einen ledernen, ungefähr 1 m breiten Korb, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden, und dann zieht man weiter. Man hält sich so viel als möglich in der Nähe dieser Personen und reitet abwechselnd. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kamelen her. Hat der Herr die Richtung angegeben, die man einschlagen soll, so bricht er auf einem Kamele mit geladener Flinte auf und trabt fort, bis er einen angemessenen Ruheplatz findet. Die Frau eilt ihm mit möglichster Schnelligkeit nach. Sobald sie das bekannte Zeichen zum Ruhen bemerkt, packt sie ihr Kamel ab, breitet das Zelt aus, schafft die kleinen Steine weg, entfaltet die Schlafdecke, stellt die Schüsseln in Ordnung und hängt die Wasserschläuche auf. Gewöhnlich bricht man vor Sonnenaufgang auf, und womöglich ist das Zelt gegen vier Uhr nachmittags abermals aufgeschlagen.

In der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste hinabsinkende Sonne die ganze weite, großartig schauerliche Wildnis mit einem Veilchenschimmer übergießt, gewährt das weidende Kamel einen ebenso anziehenden als malerischen Anblick; seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein Straußenhals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit ganz eigener Anmut einzieht oder umher bewegt, sein sanfter, harmloser Blick — alles versetzt uns bei seiner Betrachtung

unwillkürlich in die frühesten Zeitalter, in die Zeiten der Hirtenkönige und Patriarchen zurück, und man schaut das Längstvergangene unverändert in der Gegenwart.

3. Die Beduinen.*)

Der Beduine ist der Sohn der arabischen Wüste. Ihm ist heute noch derselbe Stempel des Charakters und der Sitte aufgeprägt, wie vor Jahrtausenden. Dieselbe Habsucht und Raubgier, dieselbe Tapferkeit und Freigebigkeit, dieselbe Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, derselbe Lug und Trug im Handel und Wandel, und zugleich dieselbe Biederkeit und Gastfreiheit — heute noch wie in uralten Zeiten. Der Beduine ist treu und hält selbst dem Feinde das gegebene Wort (nicht so der Osmane); er ist ein munterer Geselle und witziger Gesellschafter, phantasievoll, dichterisch, ehrenhaft und ritterlich. Die Schande wäscht er nur mit Blut ab. „Den Brand! den Brand! nur nicht die Schand'! Die Rach'! die Rach'! nur nicht die Schmach!" ist noch immer das Kriegsgeschrei des für seine und seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen.

Sie lieben, bei nächtlicher Stille und im hellen Mondenscheine sich Märchen und Geschichten zu erzählen oder zu singen. Jünglinge und Mädchen, in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom Vorsänger gesungenen Vers, indem sie ihren Gesang mit Händeklatschen und allerlei Bewegungen des Körpers begleiten. „Hemm' uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt!" so lautet der Schlachtgesang. Bei freudigem Anlasse ertönt das Lilu (Thalil) der Weiber stundenweit in die Wüste hinein, und bei Todesfällen heulen die Weiber das Welwele.

Der Beduine wohnt im Zelt, dessen Teile einen Hauptwörterschatz bilden für seine Rede und Dichtkunst. Seine Geräte sind Kamelsattel, Wasserschlauch und Dreifuß; seine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel (Abba), dessen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra nachgeahmt sind; seine Waffen bestehen in Schwert und Speer, Helm und Panzer und hier und da auch in Schießgewehren; seine Speisen sind süße und saure Kamelsmilch, ungesäuertes Brot, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichtum das Kamel und das edle Roß, bei dem man fünf Rassen unterscheidet. Diese Fünf erscheint öfter in den wichtigsten Einrichtungen und ist eine heilige Zahl. Fünf sind auch die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit: 1) der Scheich, d. h. der Alte, Graue (was bei uns „Graf" hieß), der Vorstand des Stammes, das Haupt der inneren Verwaltung; 2) der Akid, der Kriegsoberste; 3) der Kadi, der Richter;

*) Nach Hammer-Purgstall und Burckhardt.

4) der Wasti, Vormund oder Schutzherr, nicht bloß der Unmündigen, sondern auch von Schwachen gegen mächtige Unterdrücker gewählt, und 5) der Dachil, d. h. jeder, der sich in den Schutz des anderen zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet hat. Genießt ein Flüchtling in seiner Familie Salz und Brot, so ist er unverletzlich. Damit es aber dem Räuber oder Mörder unmöglich sei, durch Mitgenuß von Salz und Brot oder durch Berührung der Kleider dessen, der ihn gefangen hält, sich ein Recht auf Freiheit und Schutz zu erwerben, wird alles dies in einer Grube unter der Erde verborgen gehalten. Gelingt es ihm aber, einem Freien ins Gesicht zu speien, so hat er Anspruch auf dessen Schutz, der ihm sogleich die Freiheit verschafft. Der Dieb heißt Harami; so heißen auch die drei den Beduinen verbotenen Dinge: Schwein, Aas und Blut. Diese Enthaltung, fünfmaliges Gebet des Tages, die Fasten des Ramadan und das Opferfest sind die einzigen Religionsgebräuche des Beduinen.

Im Winter, d. h. zur Regenzeit, tragen die Beduinen über dem Hemde noch einen aus Schaffellen zusammengenähten Pelz; manche tragen diese Pelze selbst im Sommer, weil sie meinen, daß, je wärmer die Kleidung, desto weniger Beschwerde man von der Sonne zu ertragen hat. Der Beduine ist gegen das Ungemach seines Winters merkwürdig abgehärtet; während alles umher von der Kälte leidet, schläft er barfuß im offenen Zelte, wo das Feuer nicht länger als bis Mitternacht unterhalten wird. In der Mitte des Sommers schläft er, in seinen Mantel gewickelt, im brennenden Sande, den Strahlen der heißesten Sonne ausgesetzt.

Keine arabische Familie kann ohne Kamele bestehen. Wer deren zehn hat, ist ein armer Mann, wer dreißig oder vierzig besitzt, ist in mittleren Umständen, und wer ihrer sechzig hat, ist reich. Einige Scheichs des Stammes des Ainise haben deren mehr als dreihundert.

Was ihre Erziehung betrifft, so ist ein junger Ainise das wahre Kind der Natur. Seine Eltern überlassen ihn seinem eigenen freien Willen; sie strafen ihn selten, härten ihn aber von der Wiege an für die Mühseligkeiten und Gefahren des Nomadenlebens ab. Man sieht da nackte Knaben, die mitten im Sommer, in der Mittagshitze auf dem brennenden Sande spielen und rennen, bis sie ermüdet sind. Kehren sie aber zu des Vaters Zelte zurück, so werden sie gescholten, daß sie nicht ihre Übungen fortgesetzt haben. Statt den Knaben feine Sitten zu lehren, weiset ihn der Vater an, die Fremden, die sich dem Zelte nähern, zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, eine Kleinigkeit zu stehlen oder im Scherz zu verbergen; je tölpelhafter, unverschämter, quälender sie für Fremde wie für die Männer des Lagers sind, desto mehr werden sie wegen dieser Vorzeichen künftigen Unternehmungsgeistes und Mutes gepriesen. Ein arabisches Kind sagt einem Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen und verhehlt den seiner Familie, damit dieselbe nicht der Blutrache zum Opfer fallen möge, falls ein Mitglied seiner Familie einen fremden Stamm beleidigt hat.

Fremde, welche keinen Bekannten oder Freund im Lager haben, steigen bei dem ersten besten Zelte ab. Sei der Eigentümer zu Hause oder nicht, so breitet die Frau oder Tochter sogleich einen Teppich aus und rüstet ein Frühstück oder Mittagsmahl. Wenn das Geschäft des Fremden längeren Aufenthalt erfordert, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchwandern wünscht, so fragt ihn drei Tage und vier Stunden nach seiner Ankunft der Wirt, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Ist dies der Fall, so erwartet der Wirt von seinem Gaste, daß dieser ihm in häuslichen Geschäften, z. B. im Wasserholen, Kamelmelken und Pferdefüttern zur Hand gehe. Sollte er sich dessen weigern, so kann er zwar noch immer bleiben, wird sich aber die Verachtung des ganzen Stammes zuziehen. Er kann aber in ein anderes Zelt als Gast gehen und jeden dritten oder vierten Tag den Wirt wechseln, bis sein Geschäft zu Ende ist.

Der Araber in der Stadt ist ein ganz anderer Mann, als der in der Wüste. Dieser verachtet die Städter; er weiß, daß sie abgeschmackte Begriffe von seinem Volke haben. Darum bemüht er sich, gegen diese den Schein schweigsamen Scharfsinnes anzunehmen. Sobald er aber in die Wüste zurückkehrt, ist er wieder unbefangen und offen. Die Städtebewohner müssen sich gleich den Osmanen mancher Umschreibungen bedienen, welche der Beduine vermeidet, indem er den Gedanken kurz und schlagend ausdrückt. Die Beduinen haben viel mehr Witz und Scharfsinn, als die Städter; ihr Kopf ist immer klar, ihr Geist durch keine Ausschweifungen geschwächt, ihr Gemüt durch Sklaverei nicht verdorben.

Daheim in seinem Zelte ist der Beduine fahrlässig und faul; seine einzige Beschäftigung ist, das Pferd zu füttern, die Kamele zu melken und manchmal mit dem Falken zu jagen. Ein Mietling bewacht die Herden. Während das Weib und die Töchter die häuslichen Geschäfte besorgen, Weizen auf der Handmühle mahlen oder im Mörser stoßen, am Webstuhle die Zeltdecken weben oder Brot backen, Butter machen und die Mahlzeit zubereiten, sitzt der Mann gemächlich vor dem Zelte und raucht seine Pfeife. Ein ganz anderer Mensch aber ist der Beduine, wenn er in der Wüste reitet, schnell wie der Vogel fliegt, listig und gewandt, tapfer im Angriff wie in der Verteidigung, ein unermüdlicher Reiter und ein unverbesserlicher Räuber.

4. Ein beduinisches Gedicht.*)

„Soleiman! Leihe mir die Feder und das weißgefärbte Blatt, daß ich meine Verse, die Sprache der Wahrheit, niederschreibe. Laß mich Gottes Beistand anrufen; und er möge uns unsere Sünden gnädig verzeihen!

Laß uns ihn preisen mit Lob, so unzählig wie die aufgespeicherten Körner, wie die Bebauer der Erde, die Bedus und die Hirten!

Und möge der Prophet bei Gott uns vertreten: unsere Verbrechen werden dann Vergebung finden.

O du, der du von mir scheidest, sitzend auf dem hellfarbigen Kamel, welches auf seinem Rücken den vierseitigen Sattel trägt,

Und seinen Beutel und sein Halsleder**) und gut gemahlenes Mehl, samt den Kaffeebohnen und dem süßduftenden Tombal.***)

Ein braver Jüngling ist er, geliebt von seinen Gefährten und der Stolz seiner jungen Frau.

Die Pfade des Landes weiß er besser auszukundschaften, als der des Nachts umherziehende Katta,†) und seine Augen dringen weiter als die Augen des Adlers, wenn sie auf die Beute sich richten.

Der Weg geht nach Budsche;††) langsam schreitest du vorwärts, denn du kennst keine Furcht, und reiche Beute wirst du einst erlangen vom Hadsch.†††)

Den wandernden Räuber mußt du bekämpfen auf deinem Wege und ihn verfolgen; aber, Freund! bewache deine Kamele gut, sonst wird dich der Dieb in der öden Ebene umkommen lassen.

Reise des Nachts lange Zeit nach Sonnenuntergang, und laß das in der Ferne blinkende Feuer nicht eher deinen Schritt beschleunigen, als bis du das Bellen der Hunde hörst — und die Gesänge deines Volkes.

Unter den Herden der wachsamen Hirten†*) kannst du Wahdas Bruder finden, welcher der weidenden Herde folgt.

Sitzend auf seiner schneeweißen Stute holt er jeden Reiter ein, und die Beute, die er macht, ist unermeßlich.

Wer kann die Helden zählen und die Krieger, die er geschlagen hat, deren Herzblut auf die Erde geflossen ist?

---

*) „Bemerkungen über die Beduinen und die Wahabis", von Johann Ludwig Burckhardt. Aus dem Englischen.

**) Ein Stück Leder, auf den Hals des Kamels gelegt, damit der Reiter seine Füße darauf setze.

***) Eine Art Tabak, der aus der Nargileh oder persischen Pfeife geraucht wird.

†) Schakal.

††) Ein Brunnen bei Mazerib, zwei Tagereisen südlich von Damaskus.

†††) Die Araber rühmen sich, daß sie die nach Mekka ziehenden Karawanen berauben und plündern. Hadsch-Wallfahrer.

†*) Sobald der Hirt einen Mann zu Pferde oder zu Kamel in der Ferne erblickt, meldet er dies den Arabern im Lager durch lautes Geschrei.

Er faßt sie ins Auge und bei seinem Kriegsgeschrei*) geht keiner zurück, selbst der Feige kämpft für seine Beute.

Hat nicht sein eigener Verwandter die Schwere seines Armes gefühlt? Eine preiswürdigere That ist nie erzählt worden.**)

Und wenn du jetzt dem Lager dich nahest, so werden Freudenlieder gesungen, laut wird das Jauchzen sein, und viele Tiere werden geschlachtet.

Dann kommen die Mädchen mit Zähnen so hell wie der Blitz, um die Thaten von Wadhas Bruder zu erfahren; reich sind seine Araber.***)

Sein Bart glänzt vor Tugend, die Dunkelheit der Nacht verbirgt nicht eine seiner Handlungen, denn er ist frei von allem Tadel.

Ihm bring' ich meine Grüße und viele Segenswünsche dar, und in seine Hand lege ich meine Verse, die ihn loben."

---

*) Jeder Araber hat irgend einen Lieblingsausdruck, mit welchem er in der Schlacht seinen und seiner Freunde Mut belebt. Die Berühmten bedienen sich meist ihrer eigenen Namen, um den Feind in Schrecken zu setzen, wie z. B.: Ich bin der Bruder des Wadha.

**) Der Scheich, an den die Verse gerichtet sind, schlug einen seiner Vettern mit einem Stocke, so daß derselbe einige Zähne verlor, weil er sich feige benommen hatte in einem Kampfe, welcher der Ehre des Stammes galt. Der Scheich wurde überall gepriesen, obwohl ihn der Rechtsspruch des Kadi verurteilen mußte.

***) Nämlich durch die Großmut des Scheichs.

Sechzehnter Abschnitt.

Bilder aus dem asiatischen Rußland.

1. Der Baikalsee und die umwohnenden Buräten und Tungusen.*)

Dieser zu den größten und tiefsten Süßwasserbecken der Erde gehörige See (in der alten Welt der größte) liegt im gebirgigen Teile von Ost-Sibirien, in langgestreckter Vertiefung von SW. nach NO., 637 km lang, bis 90 km breit, mit einer Oberfläche von 35 800 qkm.**) (Der Bodensee hat nur 52 km Länge und 15 km Breite, 540 qkm Oberfläche und 30 Stunden im Umfange.) Die Küstenlinie des Baikal erreicht eine Länge von 2000 Werst (2100 km). Seine Höhe über dem Meeresspiegel ist 390 m, über Irkutsk 30 m. In seinem südwestlichen Ende erreicht er eine Tiefe von 1200 bis 1300 m, in welcher Tiefe ihm kein anderer See gleichkommt.***)

Durch kaiserlichen Befehl vom 11. Juni 1851 wurde der südliche Teil des Gouvernements Irkutsk, welcher zwischen dem Baikalsee und der chinesischen Grenze liegt, von genanntem Gouvernement getrennt und erhielt den Namen „Trans-Baikalisches Gebiet“.

---

*) Beiträge zur Kenntnis des russischen Reichs; 23. Bd.: Berichte über Reisen im Süden von Ost-Sibirien von Gust. Radde (St. Petersburg, 1861) und Atkinson: Oriental and Western Sibiria etc.

**) Nach G. Schweizers Berechnung beträgt das Areal des Baikalsees nur 32 760 qkm.

***) Nach neueren durch die Petersburg. Geogr. Gesellschaft veranlaßten Messungen erreicht er an seinem südwestlichen Ende eine Tiefe von 1248 m; der Bodensee hat 276 m. Noch überraschender sind die Ergebnisse der Messungen im oberen Drittel, die eine Tiefe von 2940 m ergaben. Und doch soll sich von da aus der Seeboden noch weiter senken! Die tiefste Stelle des Mittelländischen Meeres beträgt zwischen Ägypten und Kleinasien über 3000 m.

Die Hauptflüsse, welche den See speisen, sind die Selenga und der Bargusin, welche auf der Südostseite münden, und die obere Angara, welche am Nordostende mündet; als untere Angara, an welcher Irkutsk liegt, fließt das Wasser aus dem See nach dem nördlichen Eismeer.

Geröllablagerungen, die sich etwa 6 m über den heutigen Wasserspiegel erheben, deuten auf ein vor Zeiten höheres Niveau des Sees, welcher ursprünglich nicht durch die Angara abfloß, sondern in den Irkut mündete, von welchem früher die Angara nur ein kleines Nebengewässer war. Es ist wahrscheinlich, daß der See einem Erdbeben seine Entstehung verdankt. Die Erderschütterung von 1861—62 war so stark, daß in dem 69 km entfernten Irkutsk die Kirchenglocken von selbst läuteten und viele Burätendörfer sehr litten. In der Nähe des Flusses Selenga bildete sich ein neuer See von 21 km Länge und 27 km Breite, der sich seitdem immer mehr erweitert.

Die Gebirgskette, welche sich dem nordwestlichen Ufer entlang zieht (vorzugsweise das Baikalgebirge genannt), und welchem die Quellflüsse der Lena entspringen, erhebt sich selten über 1000 m; die bedeutenderen Erhebungen hat der Südwest-, Süd- und ein Teil des Ostrandes; da steigen sie über 1600 und erreichen im Kamar-Daban 2000 m; also die Schneelinie. Steilwände von Syenit- und Gneisfelsen stehen oft hart am Ufer, und mächtige Konglomerate erheben sich 200 m hoch.

Das helle klare Wasser läßt, wenn es nicht vom Winde aufgeregt ist, in große Tiefen hinabschauen; aber selten ist das Wasser ganz ruhig, schwächere oder stärkere Winde durchwühlen seine Oberfläche und die kurzen, kräftigen Wellen haben eine solche Kraft, daß sie ansehnliche Steine am Ufer auf ihre Scheitelfläche heben.

In den Morgenstunden der Sommermonate ist der See meist von einem kalten Nebel bedeckt, der mitunter so dicht wird, daß die Felswände der Küste in einer Entfernung von 40—50 Schritten unsichtbar werden. Erst mit Anfang August werden diese Nebel seltener.

In dem Pflanzen- und Tierleben, das die Ufer des Baikalsees umgiebt, sehen wir die massenhafte Entwickelung einzelner Familien. Von den Höhen der Gebirge bis zum Spiegel des Sees steigen die Lärche und die Kiefer (Pinus sylvestris) herab, seltener die Zirbelkiefer, welche ausschließlich die hohen Rücken der Gebirge liebt, während die sibirische Tanne (Abies sibirica) und eine Sibirien eigene Fichtenart (Picea obovata) sich meistens nur in den geschützten Bachthälern finden. Einen lebhaften Gegensatz zu den starren dunkeln Zapfenträgern, deren Dickicht nur starke Winde sausend durchstreifen, bildet die leichtbelaubte Birke mit zerrissenen Konturen, im Halbdunkel der Waldperspektive durch die alten weißen, zerplatzten Stammrinden dem Auge allerlei phantastische Formen vorführend. Der leiseste Abendwind spielt im Laube der Birkenhaine, in denen wir nicht selten die Zitterpappel eingesprengt finden. Aber das schattige Laubdach der Buche und der Ulme, die majestätische Eiche mit den winkligen, knorrigen, toten Ästen in der

Spitze, wie sie Westeuropa unter gleichen Breiten hat, fehlen hier. Es ist die Einförmigkeit, welche in riesiger Entwickelung die Beobachter hiesiger Vegetation anfangs staunen macht, aber auch sehr bald ermüdet. Nur ein Baum erinnert durch seinen Wuchs und seine Belaubung an die europäischen Wälder, obwohl er sich nur auf die Thäler der in den See mündenden Bäche beschränkt: die Balsampappel (Populus balsamifera). Aus der Ferne betrachtet, hat diese schöne Pappel, zumal bei hohem Alter, in ihrer Verzweigung, Blattform, Farbe der Rinde große Ähnlichkeit mit dem Walnußbaume. Die Oberfläche des Blattes hat wachsartigen Glanz und eine frische, dunkelgrüne Farbe.

Sehr bemerkenswert ist die Spiräenflora des Baikalsees, die nicht weniger als neun Arten zählt. Rudert man in den Sommermonaten spät abends oder nachts an das Ufer, so glänzt das lebhafte Weiß der Spiräen aus der Ferne, als wollte es die schwarze Waldnacht erhellen. Dringen wir dann bei dämmerndem Morgen weiter in den Wald, so wird uns der ganze Blumenreichtum der Umgebung offenbar. Hier eine Hemerocallis, dort ein Lilium Martagon (Türkenbundlilie). Zahllose Wurzelblätter der Ranunkulaceen, besonders Delphinien (Rittersporn), Akonit (Eisenhut) und Trollius verdecken in ihrer Üppigkeit die vielen übereinander gestürzten Stämme, die schon jahrelang hier liegen und stark mit Flechten und Moosen überzogen sind. Stolpernd dringt man über die Hindernisse durch die hochaufschießenden Akoniten-Blumenstengel, die nicht selten Manneshöhe erreichen. Undurchschreitbare Ribes-Gebüsche, deren Wurzeln selbst das jenseitige Bachufer erreichten und dort neu trieben, umwachsen die feuchten Bachränder; unter dem schützenden Dache ihres frischen Grüns wuchert Saxifraga aestivalis, deren schlanke Blütenstiele fußhoch sich entfalten. Neben ihr, halb im Wasser zwischen Gesteinen, die kräftige Saxifraga crassifolia. Dazu gesellt sich die dottergelbe Caltha, und in sumpfigen Buchten wuchert wieder Rubus Chamaemorus, der Zwergbrombeerstrauch (der in Torfsümpfen auf unserem deutschen Riesengebirge erscheint).

Während die Bachthäler der Süd- und Westseite einen reichen Blumenwuchs haben, ist dies nicht der Fall bei denen der Ost- und Nordseite; dort zeigen die Wälder jene einförmigen Strecken der Heidel- und Krähenbeeren (Vaccinium und Empetrum) wie in unseren Nadelholzwäldern, doch werden in den sumpfigen Thälern die Arten wieder mannigfaltiger.

Ende August sind die blumenreichen Stellen in der Nähe plätschernder Waldbäche geschwunden, die Höhen der Baikalufer schon mit Schnee bedeckt, es folgen häufiger die Stürme und schäumend rollt Welle auf Welle, nur selten befährt ein Boot das erregte Element. Die Nachtfröste überziehen mitunter schon im August und September vorübergehend die feuchten Gewächse mit Reif, und nach und nach zieht der Winter ganz in die Thäler hinab. Aber auch in dessen Gefolge sehen wir erhabene Naturschönheiten. Treten wir am südwestlichen Winkel des Baikalsees in das geschützte Thal der

Pachabicha, eines reißenden Bergbaches! Umschlossen von raschansteigenden Bergen (kristallinischen Kalken und Schiefern), trifft uns der hochziehende Wind nicht; er saust in den starren Kronen alter sibirischer Tannen und entblätterter Birken. Im Thale selbst ist alles ruhig, nur aus der Ferne vernimmt man das Hämmern eines Spechtes, der ab und zu seinen einsilbigen pfeifenden Ruf hören läßt. Hoch in der Luft über uns tummeln sich herumstreifende Dompfaffen. Von Ast zu Ast der dunkeln Tannen, die in der Nähe des Baches stellenweise so enge bei einander gewachsen sind, daß kein Sonnenstrahl ihr Dunkel durchdringt, ziehen sich fadenförmige, weißgrüne Flechten und umschlingen die Pflanzenriesen vom Gipfel bis zur Wurzel. Das Knappern und Picken der lebhaften Schwanzmeise läßt sich aus diesem Dickicht vernehmen; eine Zahl lustiger Häher sucht ihre Zuflucht schreiend auch hier, und rauschend am Fuße der Stämme wälzt der Bach seine Fluten dem dampfenden Baikal zu. Die hingestürzten Stämme dienten dem sibirischen Marder (Mustela sibirica) als Brücke über den Bach, seine Spur ist im Schnee kenntlich, er folgt einem Eichhörnchen, dessen Eile sich an der weiten Entfernung je zweier Spuren erkennen läßt. Im Birkengestrüpp singt der Leinfink, und auf dünner Eisscholle, ganz am Rande des Wassers, lauert unbeweglich die Wasserdrossel auf kleines, angeschwemmtes Gewürm.

Wir verlassen das stille Thal, in dessen geschützten Raum sich gern die Vögel im strengen Winter zurückziehen, und erklettern die Wände desselben. Kuppelförmig zeigen sich die Höhen; unser Blick streift in die Tiefen, aber nicht weit sehen wir deutlich — die Stämme hindern uns daran. Unbestimmter werden hier die Umrisse, und zuletzt verschwindet alles in gleichförmigem Grau, aus dem sich das Schwarz der Tannennadeln hebt. Fuchs und Reh ließen ihre Spuren im Schnee; außer ihnen werden wir auf der lockern Oberfläche unregelmäßig-runde Eindrücke gewahr. Woher stammen diese? — Sie sind entstanden durch das Auffallen kleiner Schneemassen, die auf den Ästen und Gabeln der Bäume lagen, und die ein leichter Wind fallen machte. Es dämmert. Die Schnee-Eule verläßt ihr verborgenes Haus und schwingt sich mit sanftem, unhörbarem Fluge durch die Waldung, ein Haselhuhn zu überraschen. Wir schreiten dem Dorfe zu. Aus der Einöde der großartigen Waldnatur treten wir zum freien Sandgestade des Sees, in dessen jetzt stillen Wassern sich Mond und Sterne spiegeln. Das flimmernde rote Licht aus den Fenstern einer Hütte, der Schall der Postglocke zeigt uns die Nähe unseres Zieles an. Erwartet uns auch nur eine dürftige, vom Rauch geschwärzte Stube, wir sind froh, in ihr nach langer Tageswanderung zu ruhen.

Aber nicht immer zeigt sich die baikalische Winternatur so reizend. Schon wenige Tage später haben wir ein ganz anderes Bild. Starker Schneefall hat die Bäume bedeckt, ein heftiger Wind braust durch den Wald. Indem er kleine Massen von den steifen Unterlagen löst, zerstäubt er sie

während des Falles in die kleinsten Kristalle, und eine Schneewolke folgt der anderen. Der ganze Wald raucht förmlich, denn ununterbrochen wiederholt sich das Fallen und Zerstieben des Schnees an jedem Baume. Dabei stellt sich starke Kälte ein, und das Krachen und Bersten der toten Stämme läßt sich unaufhörlich vernehmen. Die Schneemassen fliegen vor dem Winde; umrandet von einem hellen Ringe, schaut die Sonne durch das gleichförmige Grau des Himmels. Mit der Zeit nimmt der Schnee zu; man weiß nicht mehr, kommt er vom Himmel oder treibt ihn der Wind nur vom Boden auf, endlich umgiebt uns die sibirische Purga (der Schneesturm). Der schmale getretene Fußweg im Walde, die Fährten des Wildes werden bald unkenntlich; glücklich noch zur rechten Zeit findet der wandernde Jäger einen dürftigen Verschlag von einigen Baumstämmen mit Kieferästen gedeckt, hier wartet er bei loderndem Feuer das drohende Unwetter ab. Oft erst nach tagelanger Dauer legt sich Sturm und Schneefall. Die durchbrechende Sonne beleuchtet die Schneehöhen der Gebirge, die Zufluchtsorte für das Hochwild, welchem der Wolf dahin folgte. Durch die schneeerfüllten Klüfte und Abhänge dem Menschen unzugänglich, werden die Gebirgskämme dem flüchtigen Hochwild, dem Moschustier, dem Elen und Hirsche sichere Aufenthaltsorte im Winter, und angezogen durch sie folgen ihnen die Räuber: Luchs, Wolf, Bär und Vielfraß.

Unter dem Pelzwild ist das allergeschätzteste der Zobel. Die Zobeljagd ist am ergiebigsten zu Anfang des Winters, wo man der Spur des scheuen Tieres mit Hunden folgen kann. Gewöhnlich rettet sich der Zobel auf einen Baum und wird dann mit der Kugel heruntergeschossen. Bei hohem Schnee oder Glatteis, wenn die Hunde der Spur des Zobels nicht folgen können, stellen die Jäger, die auf Schneeschuhen vorwärts dringen, an den Zobelfährten Bogen auf, welche, wenn das Tier sie berührt, einen Pfeil abschnellen. Doch bleibt diese Art des Fanges sehr unsicher. Der Zobel ist ein sehr scheues Tier, das sich von menschlichen Wohnungen fern hält, so daß die Pelzjäger oft sechzig deutsche Meilen weit von ihrer Heimat ausziehen. Sie nehmen auf ihren Handschlitten Lebensmittel für die ganze Reise mit sich, verteilen sich in den Wäldern in einzelne Trupps und errichten hölzerne Hütten, um des Nachts ein Unterkommen zu finden. An einem gemeinschaftlichen Sammelplatze finden sie sich dann wieder zusammen.

Die nördlichen Gegenden Asiens und Amerikas sind noch immer reich an Zobeln;*) die besten sind jedoch die sibirischen und wiederum sind die im östlichen Sibirien vorzüglicher als die im westlichen. Die Stadt Bargusin, etwas binnenwärts am östlichen Ufer des Sees gelegen, ist wegen

*) Man berechnet die jährliche Beute an Zobeln für Sibirien und das frühere russische Amerika auf 109000 Stück (100000 Stück auf Sibirien und den Norden Chinas) im Wert von 4350000 Mark, die in Nordamerika (Hudsonsbaikompanie, Kanada und die Vereinigten Staaten) auf 130000 Stück im Wert von 3000000 Mark.

ihrer Zobel berühmt. An keinem Punkte der Welt finden sich schönere Pelze; sie sind von tiefem Pechschwarz mit dem dunkelblauen Wasser der Rabenflügel, ganz besonders geschätzt sind diejenigen, deren längste Haare weiße Spitzen haben und die man deshalb „Silberzobel“ nennt. Atkinson sah ein solches Fell, für welches der Jäger 18 Pf. Sterling = 360 Mark verlangte. Der gewöhnliche Preis für das Stück ist 30—150 Mark. Übrigens wird der Zobel an dem Ufergebirge der West- und Ostküste des Sees seltener und fehlt streckenweise ganz; häufiger ist er am Nord- und Südwestende des Sees zu finden. Besonders unter den Fellen von der nördlichen Angara finden sich noch manche mit weißem Langhaar, während die am Südwestende geringerer Art sind. Es giebt Jagdreviere am Südufer des Sees, welche von den Tungusen alljährlich an russische Jäger verpachtet werden.

Die sibirischen Zobel sind in China ebenso beliebt wie in New York und Philadelphia, Paris und Wien, werden in Europa und Amerika besonders zum Besatz von Damenpelzen benutzt, in Rußland zu Pelzfuttern, Kragen und Mützen, in China zu einer Art Stola, in welcher die reichen Chinesen prunken. Der Kaiser von Rußland macht mit Zobelpelzen Ehrengeschenke, und seine Krone ist eine mit Juwelen und Gold verzierte Zobelmütze.

Eine noch ergiebigere Nahrungsquelle für die Anwohner des Sees bilden die Störe und Lachse. Das reine, klare und kalte Wasser des Baikal, sein meist steiniges Becken, die zahlreichen Gebirgsbäche bedingen das vorzügliche Gedeihen der Lachse, sowohl an Zahl der Arten wie an Masse der einzelnen Fische. Namentlich an den Mündungen der Selenga und Angara wird alljährlich ein bedeutender Fischfang betrieben, und als die ergiebigste Salmenart erweist sich der Omul (Salmo Omul) —, von welchem etwa 4000 Tonnen jährlich erbeutet werden, im Großhandel einen Wert von etwa 120000 Silberrubeln darstellend — die Tonne zu 30—35 S.-R. gerechnet. Vierzig größere Schiffe werden zum Fange gerüstet, aber außer diesen wimmelt es auf dem Wasser von größeren und kleineren Barken und Kähnen. An den belebtesten Uferstellen werden Zelte aufgeschlagen, Gaukler und Lustigmacher treiben da ihr Wesen, es wird getrunken, gespielt, gesungen, gekauft und verkauft; denn die aus dem Gouvernement Irkutsk und Transbaikalien zusammenströmenden Massen Volks bieten für den Jahrmarkt die beste Gelegenheit.

Ende Juli und anfangs August ziehen die Salmen nach dem obern Lauf der Flüsse, um zu laichen. Aber schon um Mitte Juli wartet man auf die sich in Bewegung setzenden Schwärme und fällt über sie her, bevor sie noch den See verlassen haben. Es folgen aber immer frische Züge nach, und die ergiebigste Fischerei beginnt erst im August, wenn die Lachse in die Mündung der Selenga und Angara eingezogen sind. Der Angara-Omul, als die kleinste Sorte, wird hauptsächlich seines Rogens wegen zum Kaviar benutzt, da aber, um ein Faß Kaviar zu bekommen, zehn bis zwölf Faß

Fische nötig sind, so kann man sich denken, welche Verwüstung auf diese Weise unter den Fischen angerichtet wird, und darf sich nicht wundern, wenn die Ausbeute mit jedem Jahr geringer wird.

Da das Salz, dessen man sich zum Einsalzen der Lachse bedient, sehr bitter ist, so sind die Salmen auf den Tafeln der Vornehmen nicht beliebt, obwohl sie ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben. Dagegen sind sie dem ärmeren Volke unentbehrlich, das während der langen Fastenzeit mitunter gar kein anderes Nahrungsmittel hat.

Auch an Stören und Robben fehlt es dem Baikalsee nicht, und namentlich sind es die Buräten auf der Insel Olchon, welche sich mit der Robbenschlägerei abgeben.

Diese Insel Olchon ist die größte des Sees, 52 km lang und 11 km breit; sie teilt gewissermaßen den See in eine nördliche und südliche Hälfte, und jene wird von den Anwohnern „der heilige See" genannt, worauf auch der Name baikal hindeutet. Nach einer frommen Sage soll nämlich Christus, als er Sibirien bereiste und einen Berg am Baikalsee bestieg, alles nördliche Land gesegnet, dann mit der Hand nach Süden gewiesen haben, sprechend: Dort hinaus ist nichts! woraus man sich die Unfruchtbarkeit des Südens erklärt, insofern dort kein Brotkorn wachsen will.

Einen sehr freundlichen Eindruck machen die am nordöstlichen Ufer gelegenen russischen Klöster, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also zur Zeit der kosakischen Eroberung Sibiriens, gegründet wurden; sie sind alle in schöner Lage und mit vielem Geschmack erbaut.

Für die Wege rings um den See und besonders für die Erhaltung der großen, durch das Selengathal führenden Handelsstraße ist in den letzten fünfzig Jahren manches geschehen; in keiner anderen Gegend des großen asiatischen Rußland sind aber auch die Straßen so wichtig, wie im Gebiet südlich vom Baikal. Denn durch dasselbe geht der von den wichtigen Handelsplätzen an der russisch-chinesischen Grenze: Kiachta und Maimatschin, kommende Warentransport, vor allem der gegen russische Waren umgesetzte Thee. Und durch eben diese Länder geht auch die Straße nach dem Amurgebiet, dem wichtigsten Landerwerb, den Rußland in neuerer Zeit gemacht hat.

Von Mitte November an beginnt der Prozeß des Einfrierens, von Ende April bis Mitte Mai der des Auftauens; die Verbindung zwischen beiden Ufern ist dann unterbrochen, und die Post geht zwei bis drei Wochen auf Umwegen von einem Ufer zum andern.

Der Seeboden ist höchst ungleich. So fand der erwähnte Kapitän auf 100 Schritte von einer Sandbank bei 426 m und ein andermal sogar bei 639 m noch keinen Grund, so daß sehr tiefe, jäh abfallende Spalten im Seebecken vorhanden sein müssen.

Von jenen ostsibirischen Völkerschaften, welche sich ihrer Sprache nach entweder an den mongolischen oder mandschurischen Hauptstamm an-

schließen, leben an den Ufern des Baikalsees zwei: die Buräten und die Tungusen, jene auf der südwestlichen Hälfte und auf der Insel Olchon, diese am nordöstlichen Winkel des Sees. Sowohl im Körperbau als im Temperament und Charakter zeigen diese Stämme die auffallendsten Verschiedenheiten.

Der Tunguse ist fröhlich, rasch, achtsam, offenherzig, bescheiden, kühn; der Buräte stumpfsinnig, verschlossen, gleichgültig, furchtsam, grob. Die Tungusen sind ein Jägervolk, dessen Wiege der Nadelholzwald, dessen Hauptthätigkeit das Erlegen wilder Tiere ist; die Buräten ein Nomaden- und Fischervolk, das in der raucherfüllten schmutzigen Jurte verdummt.

Die Buräten leben am ganzen Westufer, nicht bloß — wie C. Ritter in seiner Erdkunde*) mitteilt — bis zum Rytoi-Thälchen. Die Insel Olchon wird von ihnen ausschließlich bewohnt. Sie haben schwarzes, struppiges Haar und größere Augen als die Tungusen; das Gesicht ist meistens steif, der Mund breit, die Nase gewöhnlich stumpf, eingedrückt und in der Jugend oft aufgeworfen. Phlegmatisch und mundfaul, störrisch und unlustig zur Arbeit, ist wenig mit ihnen anzufangen. Wie fast alle wilden Völker lieben sie leidenschaftlich den Tabak und den Branntwein; obwohl der Feuertrank von den russischen Händlern ihnen sehr verdünnt zukommt, werden sie doch leicht berauscht. In der Nahrung sind sie nicht wählerisch; sie verzehren auch das Fleisch von gefallenem Vieh und in der Not selbst nicht zu alt gewordenes Aas. Ein besonderer Leckerbissen ist für sie wie für die Tungusen das Fett des Seehundes, das sie in lange Streifen schneiden und derart verspeisen, daß sie das Ende mit den Zähnen packen, mit der linken Hand das andere Ende hochhalten, während die rechte den Bissen abschneidet. Sie verzehren das Fett ohne Salz und Brot, welches sie zwar lieben, aber nicht bereiten. Ihrer Begierde nach recht fetter Speise entspricht denn auch ihr Festmahl, welches sie Salamat nennen. Es wird in einem eisernen Kessel ein großes Maß saurer Sahne erhitzt und dann mit einigen Händen voll Mehl tüchtig durchgequirlt; in der sich ausscheidenden Butter schwimmt dann eine Art Mehlgrütze. Die alltägliche Speise der Reicheren, d. h. solcher, die imstande sind, sich fortwährend mit Mehl zu versehen, ist der Burduk — dasselbe Gericht, nur daß statt der Sahne ausschließlich saure Milch genommen wird. Den Ziegelthee genießen nur die Reichen, sie bereiten ihn aber mit Salz und Fett, seltener mit Milch. Da sie (am Baikal) kein Getreide bauen, kaufen sie das nötige Mehl von den Russen. Doch sollen sie auch für den Winter sich stärkemehlhaltende Wurzeln von Iris, Polygonum, Lilium u. dgl. aufbewahren.

Ihre Wohnungen sind in der Regel sechseckig, selten quadratisch, nur wenig über ein Meter hoch, aus übereinander gelegten, an den Enden ineinander gefügten dünnen Balken gebaut. Der Durchmesser beträgt 7,2

---

*) Asien, Bd. II, S. 29.

bis 9 m und alle sind nahezu gleich groß. In der Mitte der Wohnung, da, wo das Feuer unterhalten wird, befinden sich vier schwache Pfosten, die ein Meter höher als die äußere Wandung der Hütte sind und das flache Dach stützen, das mit Erde beworfen ist. Der zwischen diesen Pfosten befindliche innere Raum bleibt oben unbedeckt und dient als Luft-, Licht- und Rauchdach. Die niedrige hölzerne Thür hat eine Schwelle und meistens einen hölzernen Riegel. Den Wänden entlang, etwa $^1/_2$ m über dem Boden, sind $^2/_3$ m breite Dielen gelegt, die zum Schlafen und Arbeiten dienen. Einige ausgehöhlte Baumstämme, zur Aufnahme der Milchvorräte bestimmt, einige Lederschläuche und Beutel, Quirle, ein paar eiserne Grapen und einige Lederkleider bilden den ganzen Hausrat. Dies sind die Sommerwohnungen. Etwas fester, sonst aber auf gleiche Weise gebaut, die Fugen der Wände mit Kuhmist verstrichen, sind die Winterhäuser angelegt. Ein nachlässig umzäunter Hofraum nebst einigen niederen Ställen sind in der Nähe jedes Burätenhauses. Von den Buräten, welche das Baikalufer bewohnen, sind die am nördlichen Ende des Sees bis zum Olchon-Sund wohnenden die ärmsten, die auf der Insel Olchon die reichsten, denn sie besitzen Schafherden, Pferde und Hornvieh. Alle kleiden sich in die Felle ihrer Haustiere, erhandeln aber gern die nötigste Wäsche bei den Russen.

Die Jagd treiben sie nur nebenbei. Nur im Südwestwinkel des Sees, im Dorfe Kultuk, findet man ausschließlich jagdtreibende Buräten, die überhaupt vieles mit den transbaikalischen Stammgenossen gemeinsam haben. Großenteils haben sich diese dem Glauben der Russen zugewendet. Im übrigen sind die Baikal-Buräten dem Schamanentum ergeben; sie opfern und beten jedoch auch ohne Beisein ihrer Schamanen, bald einzeln, bald in ganzen Dorfschaften zusammen. Mit dem Beten machen sie es sich bequem. Sie stellen Säulen mit darauf geschriebenen Gebeten vor ihren Jurten auf, binden einen Strick daran und ziehen dann, in der Jurte liegend, an demselben. So oft das Säulchen sich dreht, ist ein Gebet abgethan und wird dem Beter angerechnet. Sie verehren viele Plätze am See, namentlich Vorgebirge, einzelne Felsen, heiße Quellen und Anhöhen als heilige Orte, die entweder von bösen, zürnenden oder gütigen Geistern bewohnt werden. Sie opfern an solchen Orten Häute, Bänder und Pferdehaare. Außerdem opfern sie daheim bei anzutretenden Reisen und wichtigen Gelegenheiten und Ereignissen. Fast alle sind im Besitze einiger Götzenbilder, die aus dünnen Messingplatten geschnittene, menschliche Gestalten vorstellen. Doch auch Steine genießen göttlichen Ansehens. So fand G. Radde auf einem Altare in einem hölzernen Kästchen einen beilartig geschliffenen Nephrit von 3 □cm seitlicher Fläche.

Die meisten der armen Tungusen, welche Radde am nördlichen Ufer zur Zeit der Lachsernte fand, hatten sich taufen lassen und andere Namen angenommen; doch wie es schien mehr aus Gefälligkeit gegen die Russen als aus eigener Überzeugung. Sobald sie wieder wandern und ihr freies Wald-

leben beginnen, kehren sie auch zu ihrem Schamanentum zurück. Ein Tunguse, der kleine tierähnliche Zinnfiguren in seinem Gürtel trug, antwortete auf die Frage: was dies zu bedeuten habe? es sei ihr Glaube, man müsse dergleichen tragen, wenn man reiche Beute gemacht habe und für die Zukunft glücklich sein wolle. „Wie aber, du bist doch getauft?“ „Ja,“ erwiderte er ganz aufrichtig, „wir sind zwar getauft, haben aber außer deinem Gott noch unsere eigenen, denen wir ebenso glauben als dem Evangelium.“

Die Tungusen durchstreifen das nördliche Thal des Baikalsees und die Ostküste bis zur Bargusinmündung; sie sehen diesen Bezirk als ihr Eigentum an. Sie sind echte Waldnomaden, lieben die Freiheit über alles, und nur der Mangel treibt sie zeitweilig in den Dienst der Russen. In ihren Wäldern kennen sie jeden Stein und Weg, sie haben ein bewunderungswürdiges Ortsgedächtnis und große Gewandtheit, die Moräste und Dickichte des Urwaldes zu durchdringen. Sie sind höchst genügsam, dabei heiter und gesprächig.

Ihre Körperbildung ist weniger schwerfällig, als die der Buräten. Sie sind kenntlich an den geschlitzten Augen und schräg gegen die Nasenwurzel gesenkten Augenbrauen; sie haben eine hohe und freie Stirn, ein spitzes Kinn, eine gelbbräunliche Gesichtsfarbe, vortretende Jochbeine, wenig oder keinen Bart.

Ein Tier und ein Baum liefern fast alle ihre Lebensbedürfnisse — das Renntier und die Weißbirke. Von der Zahl seiner Renntiere hängt der Wohlstand eines Tungusen ab. Die reichsten Familien haben Herden von 100 Stück, aber die Zahl dieser nützlichen Hirsche hat sehr abgenommen, und viele Tungusen sind froh, wenn sie nur ein paar Renntiere halten können. Das Fell des Renntiers liefert ihnen die dauerhafteste Kleidung, die sie zugleich sehr zierlich anzufertigen wissen. Sehr geschickt sind sie in der Bereitung des Leders. Die Weiber reiben die geräucherten Felle weich und ölen sie mit dem Fett der Quappe (Gadus). Die dünnen Fußhäute des Renntiers werden zu schönen Decken zusammengenäht, wobei mit wahrem Schönheitssinn die Farben zusammengestellt werden. Die Kisten, in denen sie ihre Sachen aufbewahren, sind so fein gearbeitet, daß sie einem Kunstschreiner Ehre machen würden. Sie sind leicht, weil das Renntier, welches sie auf der Wanderung trägt, nicht schwere Lasten aushält. Der obere Rand dieser Kisten ist elliptisch, die Wände neigen sich nach dem Boden zu wie bei Körben. Die Birkenrinde, aus der sie gemacht werden, ist sehr leicht; man überzieht sie aber noch mit den kurzhaarigen Sommerfellen des Renntiers oder auch mit den Fußhäuten des Elens und verziert diese Umkleidung mit mosaikartig eingenähten Farben.

Ihre Hütten sind höchst einfach, sie bilden nämlich ein kegelförmiges Gerüst von fünfzehn bis zwanzig Stangen, die mit Birkenrinde belegt werden. Beim Weiterziehen bleiben in der Regel die Gerüste der Hütten stehen, da es an Holz nicht fehlt, um neue aufzubauen.

Der wandernde Tunguse führt folgende sieben Sachen stets mit sich:

Die Bärenlanze mit 2 m langem Birkenschaft; die Büchse mit Steinschloß; einen Pferdeschweif als Fliegenwedel; die chinesische Pfeife, meistens von Messing; ein dünnes Brett von $^1/_2$ m Länge und 10 cm Breite, das mittelst eines Riemens über die Schulter geworfen wird und dazu dient, die Kleider des Wanderers ohne Umbequemlichkeit auf dem Rücken zu tragen; einen kleinen Kahn aus Birkenrinde, 2 m lang, der trotz seiner Gebrechlichkeit von den Tungusen sehr geschickt gerudert wird; den Dreizack zum Fischen, eine 15 cm lange, mit einem Widerhaken an jedem Zinken versehene Gabel.

Bei den Tungusen nimmt, wie bei den Buräten, das Weib eine untergeordnete Stellung ein. Die Frau der Tungusen baut die Hütte auf, sie gerbt das Leder, näht die Kleider, besorgt das Hauswesen, leitet die Renntiere oder nimmt sich der Viehherden an und hilft bisweilen sogar dem Manne bei der Jagd. Das Weib ist daher dem Tungusen unentbehrlich, er hielte sich ohne dasselbe für verloren. Am Ostufer des Sees traf Radde einen schwachen 73jährigen Tungusen, welcher vor wenig Monaten ein 20jähriges Mädchen geheiratet hatte. „Warum hast du denn eine so junge Frau genommen?“ fragte ihn der Reisende, und jener antwortete: „Es war keine andere zu haben, und ohne Weib komme ich bald um, denn ich habe keine Verwandten, die mich ernähren könnten.“

2. Die Kirgisen.*)

a. Auf der Weide.

In den ausgedehnten, reich mit kleinen Seen bedeckten Steppen zwischen Balkaschsee im O., Wolga im W., Syr Darja und Tschu im S. und dem 55° nördl. Br. im N. haust der begütertste Nomadenstamm des asiatischen Rußlands, die Kirgisen, die man gewöhnlich in die kleine, mittlere und große Horde zerlegt. Trotz der Einheit in sprachlicher Hinsicht, weist ihre Physiognomie entschieden auf eine Mischung kaukasischen und mongolischen Blutes hin. Obwohl im Durchschnitt nur von Mittelgröße, deutet doch der breite Stiernacken auf dem gedrungenen Körper auf besondere Leibeskraft hin. Ja in der großen Horde, die in der Nähe der chinesischen Grenze weidet, giebt es Leute von erstaunlichem Leibesumfange, Kraftgestalten, die der vegetarianischen Ansicht über die zuträglichste menschliche Nahrung geradezu ins Gesicht schlagen, sich im Alter von achtzig und neunzig Jahren noch aufrecht halten, die selbst der Opiumgenuß nicht zu schwächen vermag, während er die Reis essenden Söhne des himmlischen Reiches zu Ruinen

*) Quelle: Dr. W. Radloff, Aus Sibirien. Bd. I. Leipzig 1884.

macht. Krankheit und Siechtum gehören bei den Kirgisen zu den Seltenheiten; nur die Pocken fordern zuweilen ihre Opfer. Doch sucht man der Ausbreitung derselben dadurch zu wehren, daß man die seuchenfreien Jurten (Zelte) abbricht, während die Ansteckungsherde nicht verlegt werden dürfen.

Die Kirgisen sind, wie alle Reitervölker, zu Fuß schlecht bestellt, um so sicherer und gewandter auf dem Pferde; die Mädchen und jungen Frauen dagegen zeichnen sich bis zum 25. Lebensjahre nicht bloß durch leidlich hübsche Gesichtsbildung, sondern auch durch wiegenden Gang aus. Was die Sinnesbildung betrifft, so ist der Kirgise namentlich scharf- und weitsichtig, wie dies bei der Gewöhnung von Jugend auf nicht anders erwartet werden kann, und diese Fertigkeit ist vereinigt mit einer guten Beobachtungsgabe, die sich auf alles in der Umgebung erstreckt, was für ihn irgendwie von Wichtigkeit sein kann. Er verfolgt die Spuren verirrter Tiere tagelang und findet ihre Fußeindrücke selbst auf Weideplätzen heraus, wo Hunderte anderer Tiere durcheinander gelaufen sind. Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine kirgisische Anekdote, daß ein Kirgise dem nach einem verirrten Tiere Suchenden die Frage vorgelegt habe, ob das betreffende Tier wohl auf einem Auge blind sei, auf dem linken Hinterbeine hinke und ein Fuchs (Pferd) sei. Der Eigentümer, welcher die wirklichen Makel seines Tieres nennen hörte, meinte den Dieb desselben vor sich zu haben, und schleppte ihn trotz der Beteuerung, daß er dasselbe nicht gesehen, vor den Richter. Hier bewies der Angeklagte, daß er das Tier nicht gesehen, sondern jene Angaben nur auf Grund seiner Beobachtung an den Spuren gemacht: da der rechte Hinterhuf sich stets tiefer in den Sand gedrückt habe, als der linke, so müsse das Tier wohl gehinkt haben; aus dem an einer Dornenhecke hängen gebliebenen Haar schloß er, daß es ein Fuchs gewesen, und da es immer nur die zur Linken gewachsenen Kräuter abgenagt, so müsse es wohl auf dem rechten Auge blind gewesen sein.

Die Kirgisen tragen den Charakter des Nomadenvolkes noch ziemlich unverfälscht an sich, und ihr ganzes leibliches wie geistiges Leben ist durch diesen Umstand beeinflußt Das Nomadisieren ist keineswegs ein Umherziehen aufs Geratewohl; muß doch der reiche Herdenbesitzer vor allem darauf denken, den verschiedenen Tieren seines Bestandes die vorteilhafteste Nahrung zu aller Zeit und in ausreichender Menge zu sichern. Weiden und Quellen bilden da — wie einst zu Zeiten des Patriarchen Abraham — die Zankäpfel, so daß eine bestimmte Landesverteilung unter die Stämme nötig wurde, ja sie ging weiter, bis zu den Geschlechtern und Familien herab. Die Sorge des kirgisischen Herdenbesitzers erstreckt sich nicht auf die Frühlings- und Herbstweiden; denn da sprießt nach dem Regen das Gras allerorten. Aber weislich ausgewählt wollen die Plätze für die Sommer- und Winterweide sein. Für die warme Jahreszeit sind weite, offengelegene Strecken mit ausreichender Bewässerung und mäßiger Insektenplage, also etwa die Uferweiden an einem der vielen Salzseen erwünscht, für den

Winter dagegen geschützte Sitze, etwa tiefe Flußthäler und Waldland, welches die rauhen Stürme abhält und dabei Holz fürs Zeltfeuer, Wasser und Weide fürs Vieh bietet. Von den Wintersitzen hängt der Viehbestand und Reichtum ab, um diese sind meistens die Kämpfe früherer Jahrhunderte geführt worden, während gegenwärtig jeder Zeltgemeinschaft bestimmt begrenzte Weidebezirke für den Winter (Kystau) erblich zugeteilt sind, doch so, daß Besitzveränderungen durch Kauf und Verkauf sowie durch Pacht zulässig sind. So sucht jeder vermögende Kirgisenvater seine älteren Söhne bei seinen Lebzeiten selbständig zu machen, indem er ihnen Herden zuteilt und Winterweiden erwirbt; denn der berechtigte Erbe bezüglich seines Gesamtnachlasses, also auch seines eigenen Wohnsitzes, ist merkwürdigerweise der jüngste Sohn. Die Winterstriche sind durch natürliche Marken (Flüßchen, Seen, Hügel) oder durch künstliche Zeichen (Pfähle oder Steine) genau abgeteilt. Sie sind persönliches Eigentum, die Sommerweiden gehören dem Geschlecht.

Der Auszug aus den Winterquartieren erfolgt im April; jedes Aul (Zeltgenossenschaft), das aus drei bis fünf Jurten besteht, bricht plötzlich und heimlich auf mit seinen Herden, um eine gute Weide zu erreichen, die ein Weiterwandern gestattet und für den Hochsommer nahe Zuflucht bietet. Im zeitigen Frühjahr, wenn die Kräuter noch dünn stehen, wechselt man die Plätze alle zwei bis drei Tage; je dichter die Pflanzendecke wird, um so länger kann man verweilen. Mitte August beginnt das Verlassen der Sommersitze; man zieht rückwärts auf derselben Straße, die man gekommen, hält sich noch bis zum fünfzehnten Oktober in den Herbstquartieren auf, um mit Anfang November wieder in den Wintersitzen einzurücken, doch nur mit den Rinder-, Schaf- und Kamelherden; denn die Pferde beläßt man in den gewöhnlich nicht weit von den Winterjurten entfernten Herbstweiden.

Das Vieh ist der einzige Besitz des Kirgisen, von ihm hängt seine ganze Existenz ab. Darf es uns wundern, wenn er seiner gewöhnlichsten Begrüßungsformel die Gestalt gegeben hat: „Sind dein Vieh und deine Leute gesund?“ Die Herden sind außer den überwiegenden Schaf- und Ziegen-, auch Pferde-, Rinder- und Kamelherden. Das kirgisische Schaf ist wesentlich größer als das russische, sehr fleischig, braungelb oder weiß von Pelz — der übrigens sehr grob ist — teils straff-, teils schlappohrig, vor allem gekennzeichnet durch den Fettschwanz. Derselbe besteht aus zwei Fettwülsten, die durch den Schwanzwirbel getrennt sind. Diese Fettpolster erreichen zuweilen einen erstaunlichen Umfang und sind dann von einer Schwere (bis $16^1/_2$ kg), daß das Schaf auf den Hinterbeinen zusammenknickt; beträgt doch die ganze Fleischmasse kaum über 20—25 kg. Der Mensch kommt dem Tiere zu Hilfe, indem er unter dem Schwanze ein Gestell mit zwei Rädern befestigt, mit dem sich dasselbe nun mühsam forthilft. Die Schafe werden herdenweise, sehr oft in Gemeinschaft mit den Ziegen, ausgetrieben. Während reiche Besitzer ihre Tausende in mehrere

Herden zerlegen, thun sich die ärmeren Insassen eines Auls zusammen, um die Schafhut gemeinsam einem Knaben anzuvertrauen. Fast ausschließlich liegt dieselbe in Knabenhänden; es sind diese Jungen gewöhnlich arme Waisen, körperlich vernachlässigt, worauf schon der allgemein übliche Schimpfname „Grindkopf“ hindeutet. Zur Ausstattung des jugendlichen Hirten gehört ein zwei- bis vierjähriger Reitochse, sowie ein langer Stock. Auf je 100 Schafe rechnet man durchschnittlich nur zwei Widder; die geringe Zahl erklärt sich daraus, daß die Schafe nur zu einer einzigen Jahreszeit lammen dürfen, nämlich im Frühlinge; denn die im Herbst geborenen Lämmer müßten bei dem gänzlichen Fehlen von Ställen zu Grunde gehen.

Interessant ist das Melken der Mutterschafe. In der Nähe der Jurten befinden sich zu diesem Zwecke Seile, zwischen in die Erde getriebenen Pflöcken ausgespannt und Kögön genannt. An dem Seile ist eine Menge kleiner Stricke befestigt. An diesen Stricken werden nun die Mutterschafe über Kreuz angekoppelt, d. h. so, daß die Köpfe über das Querseil zu liegen kommen; die Schafe stehen abwechselnd links und rechts vom großen Querseil. In dieser Stellung werden sie täglich zweimal gemolken, mittags und abends. In der Regel sind zwei Frauen an einem Kögön thätig, von denen eine die links-, die andere die rechtsstehenden Tiere melkt. Der hölzerne Melkeimer wird zwischen die Hinterbeine des Mutterschafes gestellt und das Euter nach hinten gezogen. Falls das Schaf die Milch nicht sogleich läßt, schlägt das Weib mit der Faust gegen das Euter, und die erwünschte Wirkung tritt dann sofort ein. Bei der Stellung des Eimers geschieht es gar nicht selten, daß die Milch verunreinigt wird; doch ist die Sache nicht schlimm, wenigstens nicht für den Kirgisen; denn „Koidung bogu aram emäs“ (Schafmist ist nicht unrein, nämlich nach dem Koran nicht). Das Melken kann drei bis vier Monate fortgesetzt werden; doch beträgt die täglich gewonnene Menge nicht über $^1/_4$ Liter, da man einen Rest für die Sauglämmer im Euter zurücklassen muß. Die Schafe weiden Sommer und Winter auf der Steppe. Im Winter scharren sie mit den Vorderfüßen das Gras unter dem Schnee hervor, nur den Lämmern wird Heu vorgelegt. Zur Tränke werden sie im Sommer zweimal täglich geleitet, im Winter muß der Schnee das Trinkwasser ersetzen. An einem schönen Herbsttage läßt man die Tiere mehrmals durch einen Fluß oder See gehen, um die Pelze zu reinigen. Dann treibt man sie zur Jurte, wo sie von zunftmäßigen Scherern des Wollkleides entledigt werden. Ein guter Scherer setzt nicht eher ab, als bis das ganze Werk gethan ist, so daß die abgeschorne Wolle fast wie ein zusammenhängendes Schaffell aussieht. Ohne irgendwie zu sortieren, wirft man sie auf einen Haufen.

Der Kirgise sucht den Nutzen des Schafes nicht in der Wolle, sondern vor allem in der Milch. Sie wird in Lederschläuche gegossen, die man „Saba“ nennt, und welche vier bis sechs Eimer fassen. Die Butter- und Käsegewinnung geschieht auf folgende Weise: man erwärmt in einem Kessel

frische Schafmilch, gießt dann etwas saure Milch zu und läßt das Ganze gerinnen. Nachdem die Molken abgegossen sind, wird der Quark in Näpfe gethan. Die Molken werden wiederum gekocht und siedeheiß in die Saba gegossen. Mit einer Rührstange (pistäk) fährt man nun in den Lederschlauch, dessen Öffnung sodann mit einem Pferdezügel zugebunden wird. Mit dem Pistäk rührt man die Milch wohl eine Stunde lang und öffnet dann die Saba vorsichtig, um zu sehen, ob sich Butter gebildet hat. Ist der gewünschte Erfolg erzielt, so wird der Pistäk entfernt, die Saba fest zugebunden und nun mit der hohlen Seite eines Holznapfes von außen gegen den Schlauch geschlagen, damit die Butter zu einem Stücke sich balle. Mit aufgestreiftem Ärmel fährt nun die Frau in die Saba, hebt die Butter heraus in eine hölzerne Mulde, durchrührt sie mit einem Stäbchen und entfernt etwaige Unreinigkeiten. Nach ihr muß jedes Familienglied und ebenso jeder Besucher die Butter kosten; man legt sie zu dem Zweck zunächst in die linke, dann in die rechte Hand, leckt nun die linke ab und setzt dieses Herüber und Hinüber fort, bis die Butterprobe aufgeleckt ist. Ungewaschen und ungesalzen wird die Ausbeute des Butterns in einen gewaschenen Schafmagen gebracht, dieser mit einem Filzstück umwunden und aufbewahrt.

Die Käsebereitung geschieht auf folgende Art: ist ein Vorrat von Quark und Buttermilch vorhanden, so gräbt man neben der Jurte eine Grube; man läßt in dieselbe zwei bis vier Kessel ein, welche mit den Rändern an den Wänden der Grube haften und schweben. Sobald sie mit Quark und Buttermilch gefüllt sind, zündet man unter denselben ein mäßiges Feuer an, genährt durch trockenen Kamelmist. Fängt nun der Quark zu kochen an, so nehmen Knecht und Magd langstielige, kleine Schaufeln und verhindern durch dauerndes Hin- und Herschieben derselben auf dem Kesselgrunde das Anbrennen der Masse. Ist dieselbe dermaßen dick, daß das Rühreisen fast stecken bleibt, so schüttet man sie in hölzerne Mulden und läßt sie vierundzwanzig Stunden stehen. Nach diesem wird der Quark in einem Sack an dem Jurtendache aufgehängt; die Molken tröpfeln ab, und endlich formt man die kleinen runden Käse, welche auf Gestellen zum Trocknen an der Luft ausgelegt werden. In wenig Tagen sind sie steinhart und bilden im Winter einen wesentlichen, beliebten Teil der täglichen Kost.

An ein Schlachten des Schafes und den Genuß des Fleisches geht man nur, wenn es alt ist, wenn ein Gast ins Haus kommt oder der Wunderdoktor es anordnet. Die Fettschwänze werden dann abgelöst, in Streifen geschnitten, gesotten und ähnlich wie die Butter aufbewahrt. Sie gelten als Leckerbissen. Aus der Wolle versteht man landesübliche, derbe und dauerhafte Filze zu bereiten, während die Felle gegerbt zu Pelzen und Mützen Verwendung finden und auch in gegerbtem wie in ungegerbtem Zustande in großen Mengen von den Russen ausgeführt werden, besonders nach Tobolsk.

Wir übergehen die Ziegen-, Rind- und Kamelzucht, die vom Kirgisen selbst als nebensächlich behandelt werden, und verweilen einen Augenblick bei den Pferdeherden. Zwei Rassen fallen dem Beobachter sofort auf, die einheimische, am meisten verbreitete, echt kirgisische, welche kleine, markige, ausdauernde, genügsame, feurig-wilde, eigensinnige Kreaturen aufweist, und eine kalmükische Rasse, zu welcher hohe, schön geformte Tiere gehören. Der Kirgise ist ein Pferdeliebhaber, der seinesgleichen sucht; Pferdezucht ist sein Steckenpferd, ein schönes Pferd geht ihm über ein schönes Weib, es kann ihn zum Spitzbuben machen, — sehr bezeichnend gilt der Pferdediebstahl als Heldenthat, während jeder andere Viehraub verächtlich erscheint —, kaum überläßt er sein Reitpferd einem Gefährten. Das Pferd ist ihm „mal", d. h. das Vieh schlechthin. In Herden von fünfzehn bis fünfzig Köpfen, jede durch einen eifersüchtigen Hengst von den anderen gesondert, weiden dieselben in der Steppe. Der Hengst übernimmt die Rolle des Beschützers und selten wird es einem Wolfe gelingen, ein Füllen zu rauben. Ebenso hält er jeden Nebenbuhler fern, und die eigenen Kinder männlichen Geschlechts müssen, sobald sie das vierte Jahr erreichen, seinen Bissen weichen; sie weiden als arme Verstoßene scheu in gewisser Ferne, bis der Besitzer sie einer anderen Herde beifügt. Da man beim Hengste nur auf Temperament und Bau, nicht aber auf Farbe sieht, so kommen die merkwürdigsten Zeichnungen vor, besonders ist die Menge der Schecken auffällig. Typisch ist eigentlich die Fahlfarbe, dann folgen nach der Zahl der Vertreter, die braune und weiße, während Rappen zu den Seltenheiten gehören. Die Stuten werfen gewöhnlich im März und bleiben bis Anfang Mai in der Herde; zu dieser Zeit bringt man sie mit den Füllen zu den Jurten. An lange Leitseile angebunden, versuchen die letzteren ihre Sprünge, während die Mütter in der Nähe frei grasen. Läßt man aber die Füllen los, so muß man die Mutterstuten anbinden, da sie sonst sofort ihre Herde aufsuchen würden. Obwohl die Milchmenge ganz unbedeutend ist, da auf die Füllen Rücksicht genommen werden muß, werden die Mutterpferde doch täglich sechs- bis siebenmal gemolken, ein Geschäft, das nicht ohne Gefahr und daher in der Hand der Männer ist. Man koppelt die Vorderfüße, legt dem Tiere eine Schlinge um den Hals, und diese muß ziemlich straff gezogen und von ein bezw. zwei Männern gehalten werden, damit der Melker seinen Ledereimer ohne zu große Gefährdung füllen kann. Nach vier Monaten erst gehen sie zur Herde zurück. Die Stutenmilch wird ungekocht in eine Saba gefüllt, stundenlang mit dem Rührstab geschlagen, und hat sie so vier Tage gesäuert, so ist das Lieblingsgetränk der Kirgisen fertig, der Kumys.

Er ist fein säuerlich von Geschmack und gelind berauschend. Zu einem ordentlichen Rausche sind für den Sohn der Steppe vier bis sechs Quart erforderlich; man kann sich denken, welche Mengen vorrätig sein müssen, wenn sich bei einem großen Gastmahl Hunderte von Personen daran

gütlich thun wollen. Nur von Männern wird er eingeschenkt; in der besten Schüssel, die im Hause und von jedem Stäubchen frei ist, setzt ihn die Frau vor den Hausherrn. Allgemeine Stille tritt ein, sobald die Kumysschüssel in die Jurte getragen wird, seliges Entzücken malt sich auf allen Gesichtern. Der Hausherr rührt den Göttertrank mit neusilbernem oder zinnernem Schöpflöffel und füllt dann die Porzellan- oder lackierten Holzschalen. Und wie der Kirgise im Kumys die Krone aller Getränke, so sieht er im Pferdefleisch den größten Leckerbissen.

Obschon der Besitzer dreier Herden bereits als reich gilt, giebt es doch Kirgisen, die deren achtzig bis hundert ihr eigen nennen. — Sie reiten sämtlich von Kindesbeinen, vom zweiten und dritten Lebensjahre an; anfangs im Kindersattel festgebunden, wird der Knabe sehr bald ein sicherer, ruhiger Reiter, und dem Erwachsenen rühmt man nach, daß das Pferd unter ihm nie ermüdet. Er kennt fast nur zwei Gangarten des Tieres, Schritt oder Galopp, treibt dasselbe nur durch die Knute an und führt die Zügel in der linken Hand. Daß er in seinem Steppenroß das Ideal der Schönheit erblickt, geht aus folgenden Zeilen hervor, die der Sänger der in die Jurte des Bräutigams einziehenden Jungfrau zuruft:

„Braut, o Braut, du liebes Bräutchen,
Du, der dunkeln Stute Füllen.“

Lob und Tadel des Reitpferdes beziehen Jüngling und Jungfrau auf sich. Es trägt den Liebenden zur Jurte der Braut, wie zu Kampf und Tod. Stirbt ein reicher Kirgise, so wird bei Gelegenheit der Leichenmahlzeit der Sattel des Toten verkehrt auf sein Reitpferd gelegt, darüber die Kleider desselben gebreitet und das Leibroß an die Jurte des Heimgegangenen gebunden. Unter Trauergesängen schneidet man dem Tiere den Schweif ab; es trägt nie wieder einen Reiter und gilt als verwitwet.

b. Aus dem Jurtenleben.

Dem unsteten Leben des Nomadenvolkes entspricht die tragbare Wohnung, die Filzjurte, welche aus einem sauber gearbeiteten Holzgitter, gewissermaßen dem Gerippe oder Gerüste, und aus einer Umkleidung von Filz besteht. Sie hat die Form eines stumpfen Kegels; der obere Teil ist mit gleichmäßig verteilten Rauchlöchern versehen. Die Ausstattung ist ziemlich reichhaltig und umfaßt zahlreiche Lederschläuche (Saba), Rührstäbe (Pistäk) mit Metallköpfen, Schüsseln und Näpfe, Kisten zum Aufbewahren und Fortschaffen der Geräte, saubere Betten mit Kissen und Vorhang, und zum Niedersitzen der Familienglieder wie der Gäste ausgebreitete Teppiche und Filzdecken. Was die Kleidung des Kirgisen anlangt, so dient als Unterkleid entweder ein Kaftan aus weißem Baumwollenstoff, oder ein weites, bis übers Knie reichendes, buntes Kattunhemd, während das Oberkleid, der bis zu den Knöcheln herabreichende Kaftan — je nach dem Reichtum aus

Samt, Tuch, Seide, Halbseide, Baumwolle oder Kamelgarn gefertigt — bildet. Das Obergewand ist vorn offen, seine Teile werden wie die Flügel des Schlafrockes übereinander geschlagen und durch den Gurt aus Seide oder reichverziertem Leder zusammengehalten. Da man im Sommer zwei, im Winter drei, vier und fünf Kaftane und außerdem den Pelz überzieht, so kann man den Kirgisen ausschälen im wahren Sinne des Wortes. Die Unterglieder hüllt er in Baumwollenhosen, deren Ende in den Stiefelschäften verborgen wird. Die Kirgisenstiefel sind kurzschäftig, spitzschnäbelig und haben den Absatz in der Mitte der Sohle. Bei Reichen sind sie mit buntem Leder und Schnüren benäht. So bequem dieser Bau des Schuhwerks für den Stand im Steigbügel ist, so unbequem ist er zum Gehen. Rüstet sich der Kirgise zu weitem Ritte, so zieht er lederne Reithosen auf den Leib, die so weit sind, daß er alle Schöße der verschiedenen Kaftane und des Pelzes darin unterbringen kann. Mit der Schlankheit ist es dann natürlich gründlich vorbei. Am Gurt trägt der Kirgise das Seitenmesser in einer Scheide, sowie eine Ledertasche, gleichsam als Necessaire, worin Feuerstahl, Barteisen, Schermesser, Schießbedarf und ähnliche Kleinigkeiten ihren Platz finden. Das Kopfhaar trägt man kurz, höchstens dem kleinen Goldsöhnchen läßt man zu beiden Seiten des Kopfes die Haare lang wachsen. Die Schnurrbarthaare reißt man beim ersten Durchbrechen mit einer eigens dazu bestimmten kleinen Zange aus.

Das weibliche Oberkleid, Hosen und Stiefeln entsprechen den betreffenden männlichen Bekleidungsgegenständen; als Unterkleid bemerkt man bei reicheren Mädchen kurze, anschließende, enge Röcke, sonst ebenfalls weite Hemden, die durch einen baumwollenen oder seidenen Gürtel zusammengehalten werden. Eigentümlich bildet die Frau ihren Kopfputz aus zwei viereckigen weißen Tüchern, von denen das eine so gewunden wird, daß es eine Art spitzer Mütze darstellt, während das andere nur den Rand der Mütze bildet und sodann über Schultern und Rücken herabhängt. An der Anordnung des Haares kann man die Frau vom Mädchen unterscheiden, sofern die erstere dasselbe in zwei bis drei Flechten, die mit Muscheln, Perlen, Münzen verziert sind, über die Schultern herabfallen läßt, während das letztere die Frisur in vielen dünnen Zöpfchen liebt. Daß man auch in den Jurten die Toilettenkünste nicht verschmäht, geht aus dem Behängen mit silbernen Ringen, Armbändern, Ketten, aus dem Weiß- und Rotschminken der Wangen und dem Gelbfärben der Finger seitens der reichen Kirgisinnen deutlich genug hervor. Ein geradezu auffälliger Wandel in der Kleidung tritt bei denselben nach der Verheiratung ein; während sie als Mädchen sehr reinlich und schmuck einhergingen, gleichen sie als Frauen liederlichen Schlampen, an deren weißen Kopftüchern von Weiß nichts mehr zu erkennen ist.

Im häuslichen Leben ist eine gewisse vernünftige Arbeitsteilung, welche dem Charakter der Geschlechter entspricht, nicht zu verkennen: Kochen, Käse- und Butterbereitung rc. fällt in die weibliche, dagegen Hüten und

Bewachen der Herde, Ackerbau, Besorgung von Brennmaterial, Herstellung der Eimer, Näpfe, Schläuche in das männliche Arbeitsbereich. Fast in jeder Jurte giebt es auch eine Anzahl Dienender, die je nach Geschlecht zu den genannten Arbeiten herangezogen, zum Teil auch ausschließlich zum Bestellen der Steppenäcker verwendet werden. Die letzteren bleiben beim Wandern des Aules zurück und werden von den Herden aus mit Vieh und Mundvorrat versorgt. Die Äcker sind Berieselungsbeete, von Kanälen durchzogen, die ihr Wasser aus einem Flusse, zuweilen sogar aus beträchtlicher Entfernung empfangen. Bedarf man des Wassers nicht, so werden die Kanalmündungen verschüttet; hat das Wasser des Flusses im Sommer zu niedrigen Stand, so staut man denselben, um die gewünschte Höhe zu erzielen oder richtet Schöpfräder ein. Bei Lehmboden genügt eine einmalige Bewässerung, bei Sandboden ist sie in den ersten Monaten nach der Aussaat fast allwöchentlich nötig. Als Pflug dient dem Kirgisen ein eirundes Eisen, an das eine Stange befestigt ist. Zwei Kamele, Ochsen oder Pferde müssen mittels desselben den Boden aufreißen. Arme Leute bearbeiten das Feld mit der Hacke. Die Furchen sind seicht, das Säen geschieht ohne jede Gleichmäßigkeit, ja zuweilen sogar bei — indem der Kirgise mit der einen Hand den Pflug führt, mit der anderen aus einem Ledersack Körner wirft — oder vor dem Pflügen. Das Geschäft des Eineggens besorgen Pferde, denen man Baumäste an den Schweif gebunden hat. Nachdem man die Weizen-, Hirse-, Erbsen- oder Reisernte mit Sichel oder Messer abgeschnitten, läßt man sie durch Pferde oder Ochsen auf ebenen, festen Stellen austreten.

Das Jurtenleben wird dann und wann unterbrochen durch die Jagd, die weniger zu den Beschäftigungen, als vielmehr zu den Vergnügungen des Kirgisen gehört; sie ist vor allem Hetzjagd oder Vogelbeize. Bei der Hetzjagd versetzt der Jäger im Vorbeireiten dem Wolfe, Fuchse oder Eber mit einem langen Stocke, dessen dünnes Ende er in der Hand hält, einen so gewichtigen Schlag, daß das Tier mit zertrümmertem Schädel liegen bleibt. Zur Vogelbeize bedient man sich abgerichteter Sperber, Falken, Habichte. Die gefangenen Vögel hält man mit verkappten Augen in der Jurte, setzt sie beim Füttern regelmäßig auf den linken Arm und giebt ihnen Fleisch. Vor der Speisung wird stets eine Locktrommel gerührt, und bald fliegt der Vogel bei ihrem Ertönen selbst auf den Arm des Herrn; erst wenn er das nach dem Abnehmen der Kappe regelmäßig thut, ist er jagdfähig. Mit verdeckten Augen sitzt er dann auf dem durch einen starken Jagdhandschuh geschützten Unterarme des Reiters; zeigt sich nun eine wilde Gans, eine Ente, ein Hase oder ein Trappe, so wird die Kappe entfernt. Er hebt sich in die Luft und stößt dann von oben auf die Beute, die er so lange am Boden festhält, bis sein Herr sie ihm abnimmt. Schießt er daneben, so ertönt die Locktrommel, er kehrt auf den Arm zurück und wird gefüttert.

Schon seit langer Zeit gehören die Steppensöhne dem Islam an, ohne sich sklavisch an seine Vorschriften zu binden. Die Beschneidung wird keinem erspart, der Kopf regelmäßig glatt rasiert, der Schnurbart beschnitten oder ausgerauft, die Gebetsstunden wenigstens von den Älteren streng gehalten; anstatt der nassen Waschungen müssen freilich häufig solche mit Sand eintreten, und auch das Fasten ist eine der schwachen Seiten unseres Nomadenstammes. Von den Lehren des Koran verstehen sie blutwenig, schnupfen auch während des Fastens, scheuen sich zuweilen vor dem Waschwasser, murmeln statt der Gebete sinnlose türkische Formeln, nähren sich auch von gefallenen Rossen, indem sie noch lange nach dem Verenden die Handlung des Schlachtens ausführen und so der Koranvorschrift Genüge thun. Ein Fortschritt in dieser Hinsicht muß entschieden darin erblickt werden, daß in den letzten Jahren mohammedanische Lehrer von den Tara- und Tobolsker Tataren sich in dem nördlichen Teil der Steppe auf zwei bis drei Jahre in eine Jurte vermieten, wo nun der reiche Kirgise seinen und überhaupt allen Kindern des Aules Unterricht im Lesen, Schreiben und den Glaubenssätzen des Koran erteilen läßt. Doch fehlt es trotz alledem nicht an Anklängen an das Heidentum; die Baska, sonst Schamanen genannt, vollziehen noch heute ihre Wunderkuren, und die Wahrsager erkennen aus Schafmistkügelchen und Schulterblättern die Zukunft.

Lieblingssohn und Lieblingstochter stehen dem Vaterherzen sehr nahe, näher als selbst die Mutter, die zu schimpfen ihnen vom Vater zuweilen gestattet wird. Ist der Knabe zehn Jahre, so wirbt der Vater für ihn eine Braut; ist er nicht reich, so zahlt er den Kaufpreis für die Braut allmählich ab; dieser Preis beträgt 7 × 7 oder 9 × 9 Stück Vieh. Ist der größte Teil dieser Kalym genannten Summe beglichen, so ist dem Bräutigam erlaubt, die Braut zu besuchen. Er erscheint zu Pferde bei Nacht und wird ohne Wissen der Eltern heimlich in die Jurte der Verlobten geführt. Oft dauert dieser Bräutigamsstand jahrelang; denn bevor nicht der Kalym ganz bezahlt ist, ist an Verheiratung nicht zu denken. Dieselbe tritt in der Regel nicht vor der Bartstutzung des jungen Mannes (gleichbedeutend mit unserer Mündigkeitserklärung) ein. Manchmal freilich verheiratet auch der Vater seinen Lieblingssohn „zum Scherz" im Alter von zehn oder zwölf Jahren mit einem gleichalterigen Mädchen, in welchem Falle das Ehepaar dann geschwisterlich lebt. Dem sich verehelichenden Jüngling wird eine eigene Jurte gerüstet; im Hause der Braut wird die Trauformel in Abwesenheit des Brautpaares gelesen, und Schmausereien im Hause der Braut wie des Bräutigams folgen. Beim Verlassen der väterlichen Jurte wird der jungen Frau ein rotes Kleid, mit Tressen besetzt, angezogen und die spitze Brautmütze aufgesetzt. Die Jünglinge und Jungfrauen der Nachbarschaft erscheinen, werden bewirtet und die Sänger unter ihnen lindern den Abschiedsschmerz durch Lieder. Vor der Hütte des Bräutigams angelangt, verschleiert sie sich, tritt ein, begrüßt das Herdfeuer und nimmt

den Sitz der Hausfrau ein. Die Verwandten des Gatten nahen sich, sie aber birgt das Antlitz hinter dem Schleier. Ein Sänger setzt sich neben sie, und während er seine guten Lehren für alle Lebenslagen in Strophen vorsingt, nennen die Verwandten die Geschenke, die sie ihr verehren, um das Glück ihres Anblickes zu genießen. Jedesmal, wenn ein solches Geschenk genannt wird, lüftet der Sänger mit einem Stäbchen den Schleier. Manches Lied muß die junge Frau hören, denn im Lied soll sie das ganze Regulativ ehelicher, schwiegerelterlicher und sonstiger verwandtschaftlicher Verpflichtungen schauen.

---

3. Auf Kamtschatka.*)

Durch das Land der seßhaften Kamtschadalen.

Am 4. September waren wir marschfertig, die Halbinsel von Petropawlowsk aus zu durchkreuzen. Die Lebensmittel befanden sich in Kästen, die mit Seehundsfell überzogen waren. Zelte, Bärenfelle und Lagergerät wurden durch Pferde aus den umliegenden Dörfern befördert, und ein Eilbote benachrichtigte alle Eingebornen an unserer Route, daß sie mit ihren Pferden unsres Durchmarsches gewärtig sein sollten. Die Halbinsel breitet sich in Form einer Zunge zwischen dem 51. und 62.° nördl. Br. aus, und der wilde Gebirgszug, der — namenlos — sie durchzieht, weist noch 5 oder 6 thätige Vulkane auf. Da, wo die Gebirgskette im Norden des 60. Grades sich in eine steppenartige Hochebene verliert, ziehen die Renntier-Korjäken als die Nomaden der Halbinsel umher, während die Kamtschadalen seßhaft in kleinen Dörfern aus Blockhäusern an den Mündungen der Flüßchen zu finden sind und die Russen in geringer Zahl mitten unter den Kamtschadalen sich ansässig gemacht haben, um mit jenen beiden das Geschäft des Pelzhandels zu betreiben. In der Mitte und im Süden der Halbinsel liegen Thäler von einer geradezu malerischen Schönheit, und der Pflanzenwuchs sowie das Klima — der erstere mit „fast tropischer Frische und Üppigkeit", das letztere durch seine gleichmäßige Milde — lassen die aus unsrer Jugendunterweisung herstammenden Begriffe über die Halbinsel als phantastisch erscheinen. Die Kamtschadalen erbauen bis hinauf zum 58.° Roggen, Rüben, Kohl und Kartoffeln, während der Fischfang die hauptsächlichste Fleischnahrung und die Jagd die Staatsabgabe und das Bargeld einträgt. Der wilde, mächtige, fast unabhängige Stamm der Korjäken dagegen entnimmt alles, was zum Lebensunterhalte dient, seiner Herde zahmer Renntiere. Eine „Straße" giebt es auf der ganzen Halbinsel nicht, aller

---

*) Quelle: Kennan, Zeltleben in Sibirien. Deutsch von Kirchner. Berlin, Cronbach 1891.

Verkehr wird durch Lasttiere, kleine Boote und Hundeschlitten vermittelt. Wir waren darauf angewiesen, daß die Eingebornen uns und unser Gepäck von einer Station zur andern beförderten.

Unser Weg führte uns zuerst in einem Walfischboote den bei Petropawlowsk mündenden Awatscha hinauf; da der Sandbänke wegen die Fahrt nicht rasch von statten ging, erreichten wir die Station Okuta am Abend nicht, sondern zogen das Boot ans Land, stampften das hohe Gras zusammen, schlugen das kleine Zelt auf und bedeckten den Boden mit Bärenfellen. Als ich am Morgen erwachte, hatte ich durch die geöffnete Zeltthüre einen köstlichen Anblick: dort der weißgescheitelte große Kegel des Wiliutschinsk, dann der von einem Schneemantel eingehüllte Korjask, dessen Gipfel vom Morgensonnengolde übergossen schien, weiter der große Vulkan Awatscha, dessen Krater eine goldige Dampfwolke entquoll, der Koselskoi, der aus drei Öffnungen Rauchsäulen herausstieß. Die Tautropfen glitzerten wie zahllose Edelsteine; Gänse und Enten schnatterten im Schilfe des Ufers; aus der Höhe vernahm ich die melodischen Töne des Wildschwans, welcher nach Nahrung landeinwärts flog. Ich war von der Romantik dieser Umgebung ganz entzückt; Veilchen, Primeln, Rittersporn, Fünffingerkraut und Alpenrosen spiegelten sich im klaren Wasser, ja hier und da nickte sogar eine schwarze Kamtschatkalilie im Trauergewand.

Unsre Bootsfahrt ging bis mittag weiter; da machte uns das Gebell von Hunden aufmerksam, daß wir uns Okuta näherten. Es lag dies kamtschadalische Dorf auf einer kleinen Erhöhung am Ufer, wie die meisten derartigen Niederlassungen; eine Hügelreihe bildet die Schutzwand gegen Nordstürme, Pappel- und Birkengruppen rahmen die zerstreuten Häuser ein. Es sind Blockhäuserchen, gedeckt mit langem Gras oder Tamariskusrinde; ihre Fenster bestehen sowohl aus Glas, als auch aus den durchscheinenden Fischblasen. Die Thüren sind fast quadratisch, und die Essen bestehen aus kreisförmig in die Erde gesteckten, mit Lehm überzognen Pfählen. Zwischen den Häusern bemerkt man hier und da kegelförmige Zelte auf 4 Holzfüßen: die „Bologans" oder Fischvorratshäuser, die den Hunden entrückt werden sollen. Neben jedem Hause aber hängen auf Holzstangen Tausende von Lachsen, welche — nur an der Luft gedörrt — das hauptsächlichste Nahrungsmittel darstellen. Wohl ein halbes Dutzend Boote, überdeckt mit Schlagnetzen, zwei oder drei lange, schmale Holzschlitten und mindestens 100 Stück Wolfshunde, die an Pfähle gebunden in der Sonne liegen, fehlen bei keinem Hause. In der Mitte des Dörfchens aber erhebt sich stolz die griechische Kirche; sie ist aus geschnittenen Balken errichtet, dunkelrot angestrichen, mit grünem Eisenblech gedeckt, besitzt 2 Zinnkuppeln in der bekannten Zwiebelform und nimmt sich in ihrer Farbenpracht inmitten des allgemeinen Grau der menschlichen Wohnungen recht malerisch aus. Als wir in Okuta einkehrten, führte unser junger Gefährte aus Petropawlowsk die Unterhaltung. Wir erhielten Thee mit Zucker (der Theeverbrauch auf

der Halbinsel bürgert sich immer mehr ein und beträgt mehr als 20000 Pfund jährlich) und Roggenbrot, welches dasjenige aus den Knollen der schwarzen Lilie vollständig verdrängt hat. Auch Milch und Heidelbeeren wurden aufgetragen. Als eine besondre Ehre hatten wir es — dank der übertreibende Ankündigungen unsers vorausgesandten Eilboten — anzusehen, daß die gastfreundlichen Bewohner uns das leckere Nationalgericht aus saurer Milch, gebacknem weißen Käse und süßem Rahm mit Zucker und Zimmt bestreut, vorsetzten. Der Rindviehstand ist nicht unbedeutend, und zahlreiches Wild: Renntiere, Wildschafe, Steinböcke, Bären, vor allem aber Millionen wilder Enten, Gänse und Schwäne liefern schätzenswerte Küchenvorräte. Die Wasservögel treibt man zur Zeit der Mauser zu Tausenden stromauf, um sie am Ende des Flüßchens in großen Netzen zu fangen, mit Keulen zu töten, auszunehmen und als Wintervorrat einzusalzen. Die dunkelbraunen Kamtschadalen machten nicht sowohl durch ihre platten Gesichter, kleinen tiefliegenden Augen, schlichten schwarzen Haare und bartlosen Gesichter einen besonderen Eindruck auf uns, als vielmehr durch die hinter der normalen zurückbleibende Größe, die zierlichen Hände und Füße und die Neigung zur Dickleibigkeit. Es waren gute Leutchen ohne Falsch und Argwohn, gastfrei und gutmütig, den Russen ergeben, deren Religion und Sitten sie vollständig angenommen haben. Ja, was uns das Auffälligste war: auch ihre Sprache weicht der russischen, und da sie seit 1780 infolge wiederkehrender Epidemieen immer mehr an Kopfzahl abnehmen, so wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo der Rest ganz aufgehen wird im russischen Volkstum.

Von Okuta begann die Reise zu Pferd durch dichten Ebereschen-, Pappel- und Birkenwald, dessen Boden mit Beeren bedeckt war; nur zweierlei störte unsre Stimmung: die Mücken von ausnahmsweiser Größe und die je weiter nach Norden um so häufiger auftretenden moosigen Moore. Hinter dem Dorfe Malka begann das schönste Thal des südlichen Kamtschatka, das Ganalthal, durchrauscht von dem mit hohem Gras, Birken, Weiden und Erlen eingefaßten Bache Ganal; unübersteigbare Berge zu beiden Seiten, auf halber Höhe derselben ein breiter Tannengürtel, dessen Dunkelgrün von dem reinen Schnee des Gipfels ebenso lebhaft abstach wie von dem bereits herbstlichen Rot der Ebereschen im Thale. Die Berge waren hier und da wie durch Titanen zerrissen und zeigten tiefe, schwarze Schluchten, während uns im Thale eine warme, balsamische Luft umfächelte. Eine Stunde vor Sonnenuntergang ritten wir in das Dörfchen Ganal ein. Frauen und Männer schnitten mit der Sichel das Gras auf den Wiesen ab; fünfmal mußten unsere Pferde das Flüßchen des Ortes durchwaten, das Eine Flüßchen, denn die Kamtschadalen hatten es fünfmal um ihre Niederlassung geführt, um den Fischfang ergiebiger zu machen; hatten sie doch nur dies eine Wasser in ihrer Nähe! Im Hause des Starosten*), der den Birken-

*) Dorfvorsteher.

fußboden seines Häuschens nach holländischer Art gesäubert und die Wände mit alten Nummern einer illustrierten Londoner Zeitung tapeziert hatte, breiteten wir unsere Bärenfälle zum Nachtlager aus, und unter dem Tisch fanden wir ungestörte Ruhe. Als wir den Hauptfluß der Insel, den Kamtschatka, erreicht, vertauschten wir die Pferde mit dem Floß und erreichten am elften Tage nach unserm Aufbruche von Petropawlowsk flußabwärts schwimmend das Dorf Kljutschewsk am Fuße des majestätischen Kljutschew, das im Anfang des 18. Jahrhunderts durch Bauern aus Zentralrußland gegründet war aus Anlaß eines jener bekannten Befehle Peters des Großen, der die Leute mit einigen Sämereien und Ackerwerkzeugen auf Wagen packen ließ, damit sie hier eine Kolonie gründeten. Im Schatten des gewaltigen Vulkans, der meist in Zeiträumen von nur wenigen Monaten donnert, seine Feuergarben ausstrahlt und Aschenregen über die ganze Breite der Halbinsel streut in einer Menge, daß sogar die Schlittenfahrt auf dem geschwärzten Schnee unmöglich wird, wohnen sie, die von Herkulanum und Pompeji nichts wissen, in ahnungsloser Sicherheit. Ist doch der Lavastrom nie oder kaum bis über die Schneegrenze dieses Riesen, der mindestens Montblanchöhe besitzt, herabgegangen! Freilich, das muß man den Leutchen zugestehen, daß das Panorama, dessen Schönheit wohl nur unbewußt auf sie wirkt, zu dem Großartigsten gehört, was auf diesem Gebiete existiert.

„Alle landschaftlichen Schönheiten in der Umgebung von Kljutschewsk ordnen sich dem großartigen Mittelpunkte unter, welchen der Vulkan Kljutschew, der Herrscher der sibirischen Berge, bildet, dessen scharfer Gipfel mit seinem regungslosen Wimpel von vergoldetem Rauch innerhalb eines Halbmessers von 160 km zu sehen ist. Lange ehe die Morgennebel und die Finsternis aus dem Thale weichen, und lange nachdem die Sonne hinter den Bergen von Tigiljsk hinabgesunken, ist sein stolzer Krater in rosiges Licht getaucht. Zu allen Zeiten, unter allen Umständen und in seiner stets wechselnden Erscheinung ist er der schönste Berg, den ich je gesehen. Bald steht er vom warmen Sonnenschein eines indischen Sommertags umflossen, nur einige fleckige Wölkchen schweben an der Schneelinie hin und werfen purpurne Schatten auf seinen Abhang; bald hüllt er sich in dichte, schwarze Rauchwolken und läßt die an seinem Fuße ruhenden Dörfer seine donnerähnliche Warnungsstimme vernehmen, und gegen abend sammeln sich graue Nebel um seinen Gipfel, welche in wirren Massen an seinen Seiten hinunterwogen, bis er sich in der klaren Atmosphäre wie eine kolossale Wolkensäule 5000 m hoch aus einem 300 qkm großen Fichtenwalde erhebt."

Um nach der Küste des ochotskischen Meeres zu gelangen, mußten wir die wilde Zentralkette im Jelowkapaß überschreiten, und sowohl der Ritt über die ungeheure, 1300 m über dem Meere zwischen erloschnen Vulkanen gelegene Moossteppe im heftigsten Regen, als auch der Abstieg über die großen, bunt durcheinander geworfenen Tafeln verdickter Lava gaben uns einen kleinen Vorgeschmack dessen, was unser wartete in den Tundren der

Korjäken. In Tigiljsk an der Westküste, wo jährlich im Sommer ein russischer Dampfer und ein amerikanischer Kauffahrer anlegen, um die Pelzvorräte der Firmen Bragan, Worrebeoff u. a. gegen große Mengen von Mehl, Thee, Zucker, Tuch, kupferne Kessel, Tabak und Branntwein einzutauschen, nahmen wir nur kurzen Aufenthalt. Am 3. Oktober hatten wir die letzte Niederlassung der Kamtschadalen erreicht: Ljesnowsk, unter 59° 20′ an der Westküste, 150 km vom Südrande der Korjäkensteppen gelegen.

Durch die Tundren der nomadischen Korjäken.

Am 1. November lag der Schnee überall 2 Fuß tief, die Luft war klar und kalt; wir legten unsre Pelzkostüme an und setzten uns mit 16 Schlitten, 18 Leuten, mehr als 200 Hunden und Vorräten für 40 Tage in Bewegung. Als wir am 3. die Paßhöhe der Samankakette, welche uns von den Tundren der Korjäken schied, erreicht hatten, lag unser Ziel vor uns: nicht mehr — wie im September — ein großer, weicher, elastischer Moosteppich, der sich voll Wasser gesogen, in den man wohl 2 Fuß tief einsinken konnte, ehe man die undurchdringliche, festgefrorene Schicht erreichte, sondern eine einzige, harte Schneefläche; die Berggipfel am Horizont traf noch das schwache, blasse Licht der untergehenden Sonne, aber in den mit Lärchen und kriechenden Kiefern bewachsenen Thälern lagen bereits die Schatten der Nacht. Wir suchten nach den Spuren des ersten Korjäkenlagers, das wir in dieser Gegend erwarten durften, aber nirgends aufgekratzter Schnee! Plötzlich spitzten die Leithunde die Ohren, schnüffelten im Winde und bogen im Galopp im rechten Winkel von dem bisherigen Kurs ab, und siehe da, nach wenigen Minuten jagten wir unter dem heulenden Gekläff unsrer Wolfshunde heran an die Kegelzelte der Korjäken, die von einer Herde von mindestens 4000 Stück Renntieren umgeben waren. Ihre Geweihe nahmen sich im Mondlicht aus wie ein Wald von trocknen Zweigen. Als sich die erste Erregung, die unsre unbändigen Hunde in das friedliche Lager gebracht, gelegt hatte, versammelten sich die Korjäken, um nach unserm Begehren zu fragen. Es waren im Gegensatz zu den seßhaften Kamtschadalen athletische Gestalten; Jagdhemden von geflecktem Renntierfell, die an den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wurden und am untern Saume mit Fransen aus schwarzen Vielfraßhaaren besetzt waren, schützten den Körper vom Hals bis zu den Knieen; daran schlossen sich Pelzhosen und hohe Stiefeln aus Seehundsfell; den Kopf deckte eine Kappe aus Wolfsfell, die aufrecht stehenden Wolfsohren hatte man an den entsprechenden Stellen des Menschenkopfs angebracht. Schnuren mit kleinen bunten Perlen, Quasten von rotem Leder und glänzende Metallstückchen zierten das Jagdhemd. Ihre braunen Gesichter mit den hohen Backenknochen, den kühnen Augen, das kohlschwarze schlichte Haar, der lange Speer mit blanker Klinge erinnerten an die Indianer; aber was sie von diesen

deutlich unterschied, war der Ausdruck kühner und offner Ehrlichkeit. Zu dem Lager gehörten vier große Kegelzelte. Ihre Grundlage bildete ein Holzgestell aus Pfählen; sie waren kreisförmig in den Boden gerammt und an den Spitzen zusammengebunden; die Bekleidung bestand aus losen Renntierfellen, die durch Riemen von Seehunds- und Walroßhaut in der Längsrichtung festgebunden waren. Wir machten später die Erfahrung, daß diese Jurten trotz scheinbarer Gebrechlichkeit jedem Orkan Widerstand leisteten. Auf dem Schnee lagen niedliche Schlitten von verschiedener Gestalt und Größe, und neben dem größten Zelte waren 2—300 Packsättel für die Renntiere aufgeschichtet. Als unser Dolmetscher die Verhandlungen glücklich zu Ende geführt, geleitete uns das Haupt des Lagers nach dem geräumigsten Zelte, hob einen Vorhang von Fellen auf und zeigte uns so ein dunkles Loch von $^3/_4$ m Durchmesser, in das einzutreten er uns einlud.

Es war ein „Polog", ein Abteil des Zeltes, von Hunden bewohnt und durch einen Pelzvorhang vom innern Kreise der Jurte geschieden. Als die Vierfüßler das Feld geräumt, krochen wir hinein bis in den Innenraum. In der Mitte schwebte über knisterndem Holzfeuer ein großer kupferner Kessel, einige hagere Frauen saßen um denselben herum und benutzten die Stöcke in ihrer Hand zum Aufrühren des Feuers, zum Umrühren des Mahles im Kessel und auch, um die zudringlichen Hunde auf den Kopf zu schlagen. Die Rauchwolke schwebte undurchdringlich an der Zeltdecke, die untere Luftschicht war besser. Wir mieteten einen Polog, ein besonderes Zeltgemach für uns, das aus den dichtesten Renntierfellen hergestellt war und durch Moos, welches in einem mit Seehundsöl gefüllten Gefäße schwamm, erwärmt und erleuchtet wurde. Wir hatten gemeint, unser Nachtessen hier nun ungestört verzehren zu können, mußten jedoch darauf verzichten, da sich unter dem Fell nach und nach neun Korjäkenköpfe hereinschoben, deren lebhafte Augen jede unserer Bewegungen begleiteten. Das Nachtmahl nahmen wir im Hauptraum am Kessel ein. Als ich das Nationalgericht der Korjäken, das sibirische Brot „Manjalla", zum erstenmale auf die Zunge brachte, war mir's, als ob ich einen Lehmkuchen gegessen. Es wird aus geronnenem Blut, Talg und halbverdautem Moos, das dem Magen der Renntiere entnommen wird, bereitet. Um diese Masse zu verdicken, wird sie mit getrocknetem Gras zusammengekocht, sodann in kleine Laibe geformt und dem Gefrieren ausgesetzt.

Als der Kessel mit Manjalla geleert, lagerten sich die Korjäken ums Feuer, das sie den ganzen Tag entbehren müssen, zuckten zusammen, als ich ein Knallstreichhölzchen entzündete und verfolgten die blauen Ringe meiner Tabakspfeife mit kindlichem Staunen. Mit Hilfe des Dolmetsch erfuhren wir von ihnen, daß ihr Stamm in etwa 40 patriarchalische Familien zerfällt, die auf den Moossteppen zwischen dem 58. und 63.° nördl. Br. ziemlich häufig ihre Lager wechseln, da die großen Renntierherden von 4 und 5000 Stück in einigen Tagen den Schnee in weitem Umkreis auf-

wühlen und alles Moos verzehren. Mit diesem ruhelosen Leben hängt das Bewußtsein der Unabhängigkeit und das kühne Selbstvertrauen zusammen. Jeder Mann, der über ein Dutzend Renntiere verfügt, kann Zivilisation, Regierung, Gesetze vollständig entbehren; auf seiner Tundra ist er nur abhängig von seinem Belieben und seinen Tieren. Wohl thun sich in der Regel 6 bis 8 Familien zusammen, wohl gilt der Besitzer der größten Herde als „Teion", Führer, aber er entscheidet nur die Wahl des Lagerplatzes, alle persönlichen Rechte und Verpflichtungen unterliegen der gemeinsamen Beratung.

Als wir uns in unseren Polog zur Nachtruhe zurückgezogen, wurde in einem andern Teile des Zeltes ein melancholisches Lied in Moll mit leiser Stimme gesungen, dessen Refrain mich durch seinen schwermütigen Charakter in tiefster Seele ergriff. Am Morgen krochen wir hervor aus unseren Pelzschlafsäcken in das rauchige Zelt, fanden außer Thee ein Frühstück von getrocknetem Fisch, gefrorenem Talg und Wildpret in einem schmutzigen Troge; jeder Bissen wurde uns streitig gemacht durch die Hunde, die uns allseitig umlagerten. Nachdem dies überstanden, wurde zum Einfangen von 20 Renntieren geschritten, die uns weiter befördern sollten. In zwei parallelen Reihen stellten sich zwölf Männer mit Schlingen auf, während andere mit einem 2 bis 300 m langen Riemen aus Seehundsfell einen Teil von der großen Herde abschnitten und in jene Menschengasse trieben; hier und da sah man ein langes Seil in der Luft sich aufwickeln, eine Schlinge legte sich um das Geweih irgend eines Tieres, dessen geschlitzte Ohren die Zähmung verrieten. Wohl machte es verzweifelte Sprünge, doch umsonst; es wurde zum Schlitten geführt und mit einem Partner angespannt; damit die Paare mit den Geweihen nicht in Streit gerieten, wurde das innere Horn kurz am Kopfe weggeschlagen, so daß aus dem Stumpfe das Blut übers Ohr rieselte; das Kummet wurde aufgelegt, der Zugriemen ging zwischen den Vorderbeinen durch zum Schlitten; die Zügel wurden an kleinen scharfen Nägeln in dem Kopfgestell befestigt, und diese Nägel dringen je nachdem man den linken oder rechten Zügel anzieht, in eine Seite des Kopfes ein. Wir stiegen in unsern dicksten Pelzen in die Schlitten, und als der Teion sein „tok" (geht!) gerufen, flogen wir über die Schneesteppe dahin. Freilich fehlte meinem Gespann durchaus jener ideale Schimmer, den meine jugendliche Phantasie einst um diese Hirsche des Nordens gewoben: sie trabten linkisch, schwerfällig, keuchend mit offnem Maule, das letztere allerdings deshalb, weil die Feuchtigkeit in ihren Nasenlöchern zu Eis erstarrt war. Und doch sah ich ein, welche Wichtigkeit gerade dieses Tier für den Nordosten Sibiriens besaß: es giebt kein anderes, welches seinem Herrn Nahrung, Kleidung, Obdach und Verkehr in nur annähernd ähnlicher Weise gewähren könnte. Merkwürdig blieb mir nur, daß die sibirischen Renntiernomaden die Milch vollständig unbenutzt lassen.

Die schneebedeckte Tundra, welche keinen Gegenstand darbietet, an dem

das Auge ruhen könnte, hat etwas Trostloses, Beängstigendes in ihrer scheinbar schrankenlosen Ausdehnung. Und dazu diese Kälte: der Bart sah aus wie verwirrte Massen von Eisendraht, die Augenlider waren bereift und froren zusammen, sobald wir das Auge öffneten; die Nasen nahmen Wachsfarbe an, sobald sie neugierig in die Welt guckten, und dann und wann lief ich ein Stück im Trabe neben meinem Schlitten her, um das Blut in den Beinen nicht erstarren zu lassen. Erst abends 6 Uhr bei hellem Mondschein erreichten wir das zweite Korjäkenlager. Es bot uns ebensowenig Neues, als die Schlittenfahrt des folgenden Tages; der Nordoststurm blies in derselben Schärfe, und die wellenförmigen Erhöhungen des Schnees („sastrugi"), welche rechtwinklig zur Windrichtung verlaufen, waren die einzigen, sicheren Anhaltspunkte für unsere Führer. Im dritten Lager waren wir Zeugen einer Korjäkenhochzeit, die bisher noch von keinem Reisenden beschrieben worden. Der Bräutigam hatte dem Vater der Braut — nach Art des Jakob — drei Jahre seine Dienste widmen müssen: hatte Holz gefällt, Renntiere bewacht und Schlitten verfertigt und sollte heute die letzte Probe bestehen. Trommelschlag ertönte, ein Korjäke trat in den Innenraum des besonders großen Zeltes, trug einen Arm voll Weidengerten und Erlenzweige, die er in die 26 Pologs verteilte, indessen der Trommler weiter arbeitete und bald nur noch den Takt schlug zu seinem leise einsetzenden und immer stärker anschwellenden Gesange. Da wurden die Vorhänge der Pologs zur Seite geschoben, und heraus traten in kleinen Gruppen die Frauen, alle mit den Weidengerten versehen. Und zuletzt erschien der Brautvater in dem inneren Zeltraum, den Schwiegersohn und die Braut an der Hand führend. Trommel und Gesang fielen in rasendes Tempo, und alle Männer stimmten ein, indem sie in kurzen Absätzen einen schrillen Schrei in wildester Aufregung ausstießen. Jetzt gab der Hochzeitsvater ein Zeichen — und die Braut stürzte in den ersten Polog, um in gewandtester Schnelle durch den Seitenvorhang zu entschlüpfen in den benachbarten und diese Jagd durch alle 26 Pologs an dem äußeren Umfang des Zeltes fortzusetzen. Der arme Bräutigam suchte sie zu erhaschen, doch die Frauen bereiteten ihm alle nur möglichen Hindernisse, indem sie ihn auf den Fuß traten, die Zwischenvorhänge festhielten, und sobald er unten durchzukriechen versuchte, von ihren Weidengerten den denkbar ausgiebigsten Gebrauch machten, ihm Beine stellten und ihm die faltigen Vorhänge um Kopf und Augen wanden. Dabei tönte die Trommel, die Hiebe klatschten, und die Zurufe seitens der Männer stachelten den armen Gepeinigten zu größerer Energie. Schon war die Braut im letzten Polog, er kaum in der Mitte; wenn sie hinauseilte, bevor er sich durchgekämpft, mußte er zwei weitere Jahre um die Geliebte dienen. Doch sie fühlte Erbarmen, sie erwartete ihn, und mit gewaltigem Satze fing er sie im letzten Polog. Die Trommel schwieg, alles stürzte hinaus, die Handlung war zu Ende. Zweifellos lag der merkwürdigen Sitte ein besseres Gefühl zu Grunde: die Wahl des

Mannes sollte der freien Entscheidung des Mädchens überlassen bleiben; denn es stand ganz in ihrem Belieben, die Heirat — die der Vater geplant — zu verhindern. Auffällig war uns beim Hinaustreten der Anblick von mehreren betrunkenen Hochzeitsgästen, da in ganz Nordkamtschatka kein Tropfen alkoholischer Genußmittel zu finden ist. Unser Führer klärte uns jedoch dahin auf, daß die Leute für schweres Geld, oft für einen prächtigen Pelz, einen Waldpilz, eine besondere Art des „Krötenstuhls“ (muk-a-moor) einhandeln, der in kleinen Dosen berauschend, in größeren tödlich wirkt.

Die Fahrt im Renntierschlitten Tag für Tag wurde zuletzt furchtbar ermüdend. Wir kamen uns vor, als ob wir aller Zivilisation dauernd entrückt wären, in den Zeiten biblischer Patriarchen, aber nicht im 19. Jahrhundert lebten. Je mehr ich mit Korjäken und später mit ihren Nachbarn, den Tschuktschen bekannt wurde, um so mehr drängte sich mir die Überzeugung von der Stammverwandtschaft beider auf: Das Äußere ist zum Verwechseln ähnlich, und sprachlich ist der Unterschied kaum so groß wie zwischen Spaniern und Portugiesen. Da die Sprachen nicht geschrieben werden, ist die Wortveränderung sehr bedeutend. Doch sind manche Wörter, besonders die Zahlwörter, ziemlich unwandelbar. Interessant ist die Beobachtung, daß nicht das Zehner-, sondern das Fünfersystem ihren Zahlenbildungen zu Grunde liegt: innin = 1, milligen = 5, innin milligen = 6, nee ókh milligen = 8 (eigentlich drei-fünf). Nach zehn zählen sie zehn-eins bis fünfzehn, dann zehn-fünf-eins = 16. Die Zahlen über 20 hinaus sind Wortungetüme, die wir nicht bewältigen können: man versuche 56 auszusprechen: nee-akh-khleep-kin-meen-ye-geet-kin-par-ol-innin-milligen. Die Religion der Korjäken ist derselbe Schamanismus, der Bd. I in dem Artikel „Samojeden“ ausführliche Darstellung erfahren hat. Doch als besonders eigenartige Erscheinungen müssen wir verzeichnen, daß die Korjäken alle hoffnungslos Kranken und Altersschwachen, welche die Strapazen des Nomadenlebens nicht mehr zu ertragen vermögen, nach erprobter Methode steinigen oder mit dem Spieße durchbohren. Jeder Mann sieht diesem Ende mit Fassung entgegen; sein Körper wird verbrannt und die Asche in alle Winde zerstreut, da ein gemeinsamer Begräbnisplatz bei dem unstäten Leben ebenso unmöglich ist, als das Graben einer Grube in dem Eisboden. Ebenso eigenartig ist die Sitte, daß diese Nomaden kein lebendes Renntier verkaufen — das wäre „atkin“ (schlecht) —, selbst wenn man ihnen ein Vermögen bietet, während man es tot, geschlachtet für ein Pfund Tabak haben kann. Und neben diesem schönen, allerdings auf Aberglauben beruhenden Zuge, der Treue gegen das Haustier, stehen andere, gleich schätzenswerte: sie behandeln Weib und Kind mit Liebe und beweisen neben der Gastfreundschaft eine geradezu bewundernswürdige Ehrlichkeit: sie eilten uns meilenweit auf dem Renntierschlitten nach, um ein von uns vergessenes Messer oder eine Pfeife nachzubringen, und unsere Schlitten mit den Vorräten und Tauschmitteln standen unbewacht nachts vor ihren Zelten.

Am 23. November nahmen wir endgiltig Abschied von den Tundren der Korjäken und langten am Penschinagolf, dem innersten Winkel des ochotskischen Meeres, an.

4. Sibirien als Verbannungsort in der Gegenwart.*)

In den letzten Jahren sind Berichte über die Lage der sibirischen Verbannten veröffentlicht worden, die einander widersprechen; wenn man die Auslassungen von Henry Lansdell**) mit denen unseres Gewährsmannes vergleicht, so gewinnt man den Eindruck, daß der Prediger und der Journalist mit gleichem Ernste, aber nicht mit gleicher Geschicklichkeit die Wahrheit gesucht haben. Wir folgen dem letzteren:

In Tomsk hatte er Gelegenheit, mit verschiedenen politischen Gefangenen, kurzweg „Politische" genannt, eingehend sich zu unterhalten, ganz abgesehen davon, daß verschiedene russische Beamte ihm gegenüber kein Hehl daraus machten, daß sie mit dem Verbannungssystem überhaupt oder wenigstens mit der gegenwärtigen Methode, welche Betrug, Mißbräuche und Grausamkeiten im Gefolge hatte, durchaus nicht einverstanden waren. Diejenige Persönlichkeit, die Kennan das tiefste Mitgefühl einflößte, war der russische Schriftsteller Felix Volkhofski, der wegen revolutionärer Tendenzen 1878 auf Lebenszeit nach Sibirien verbannt worden war, nachdem eine lange schwere Haft in den bombenfesten Kasematten der Peter-Paulsfestung zu Petersburg seine Gesundheit untergraben und sein Haar gebleicht. Er war 38 Jahre alt, der liebenswürdigste Mensch, geistreich, strebsam, in der englischen und amerikanischen Litteratur — er hatte Longfellows Gedichte ins Russische übersetzt — ebenso bewandert wie in der russischen. 1886 sah ihn Kennan bei der Rückkehr aus Sibirien zum letztenmale. Nach drei Jahren erhielt er in seiner amerikanischen Heimat einen Brief des Dulders, worin er meldete, daß er nach Unterdrückung der liberalen „Sibirischen Zeitung" in Tomsk seine Arbeit eingebüßt, daß seine Gattin, eine zarte Erscheinung mit blassem Gesicht, durch Privatstunden und Näharbeiten die Sorge vom Haupt des Gatten und der Kinder hatte fernhalten wollen; sie war ein Opfer der Überanstrengung geworden, und um die Not der Familie durch ihre Krankheit nicht größer zu machen, hatte sie sich durch einen Pistolenschuß getötet. Das war eine der Tragödien, die Kennans Augen öffnete und ihn veranlaßte, genau zu prüfen und zwar nicht bloß das, was man ihn auf Grund seiner Empfehlungsbriefe aus Petersburg sehen lassen wollte.

*) Quelle: George Kennan, Sibirien. Deutsch von Kirchner. Berlin, Cronbach 1890.
**) Henry Lansdell, Durch Sibirien. Jena, Costenoble 1882.

Die Gefangenen auf dem Marsche.

Als er sich auf dem großen sibirischen Trakt von Tomsk aus nach Irkutsk zu bewegte, wurde ihm Gelegenheit, das Loos der Verbannten auf dem Marsche kennen zu lernen. Jede Woche geht ein Transport von 3—400 Köpfen von Tomsk ab nach Osten, der in drei Monaten ungefähr die Strecke von 1680 km nach Irkutsk zurücklegt. In einer mittleren Entfernung von je 50 km befinden sich die Etappenhäuser, in denen ein neues Kommando, das aus 1 Offizier, 2 oder 3 Unteroffizieren und 40 Gemeinen besteht, die Weiterbeförderung des Transportes übernimmt. Da aber die an den Füßen gefesselten Gefangenen 50 km in einem Tage nicht überwinden können, so befinden sich zwischen den Hauptstationen noch Unteretappen zum Übernachten. Jeder dritte Tag ist ein Rasttag. Für 20 Pfennige, die man ihm täglich auszahlt, soll der Gefangene sich von den Bauern an der Straße alles, was er zum Leben braucht, kaufen. Hemd, grobe graue Leinwandhosen, langer grauer Rock mit dem gelben Fleck auf dem Rücken, schildlose Mütze, grobe Fußhüllen aus Leinwand, Pantoffeln oder Halbschuh, an den Knöcheln Schutzleder gegen das Reiben der Ketten — das sind die Bestandteile des Sommeranzugs. Frauen unterscheiden sich nur dadurch von den Männern, daß sie Röcke statt der Beinkleider tragen. Zwischen Kriminal- und politischen Verbrechern, welch letztere früher mit Telega zwischen Gendarmen möglichst rasch ans Ziel gefahren wurden, wird ein Unterschied nicht mehr gemacht; nur für den Fall, daß die politischen Gefangenen von Adel oder sonst von vornehmer gesellschaftlicher Stellung sind, wird ihnen die tägliche Löhnung auf 30 Pfennige erhöht. Seit 1883 werden unverheiratete männliche Gefangene besonders transportiert, während man Familien, Kinder und ledige Frauen gemeinschaftlich befördert. Frauen und Kinder, die etwa den Vater freiwillig begleiten, dürfen die eigne Kleidung behalten und in einem Sack das Nötigste mit sich führen.

Am 24. August früh 7 Uhr erschien Kennan mit Erlaubnis des führenden Offiziers vor einem solchen Etappenhause, um Zeuge des Aufbruchs eines Gefangenentransportes zu sein. Gegen 8 Uhr fuhren vor dem Thore des Gefängnisses die einspännigen Telegas auf, welche Kranke, Schwächliche und die grauen Säcke mit den Bedarfsstücken der Gefangenen aufnehmen sollten. Die Soldaten, welche auf den Bänken saßen, schnallten das Gepäck auf und schulterten ihre Berdan-Gewehre. Hinter der Pallisade im Hofe klirrten die Ketten, ein Zeichen, daß der Zug sich ordnete. Der Gefängnisschmied trat heraus mit Amboß, Hämmern und einem Arm voll Ketten, die er zur Erde warf. Jetzt that sich das Thor auf, und die Verbannten traten heraus einer nach dem andern; der Offizier verlas die Namen, der Schmied untersuchte die Fesseln, ein Unteroffizier teilte aus seiner Leder-

tasche jedem 40 Pfennige in Kupfermünze aus zur Selbstbeköstigung auf zwei Tage. Ein jeder Gefangene nahm die Mütze ab zum Zeichen, daß der Kopf auf der einen Seite geschoren sei. Mit dem Kommando „Alle rechts! Vorwärts marsch" setzte sich die Kolonne von 300 bis 400 Köpfen in Bewegung, indem die Soldaten rechts und links einen Kordon bildeten. Mit der Geschwindigkeit von 3 km in der Stunde ging es nach den Bergwerken Transbaikaliens zu; schon noch wenig Minuten war alles in eine furchtbare Staubwolke gehüllt, da der Gang der Leute zufolge der fünf Pfund schweren Fesselung schleifend sein muß. Nachdem 16 km zurückgelegt worden waren, war die Ermattung allgemein, und auf einer Wiese zur Seite der Straße, wo ungefähr zwölf Mädchen und Frauen Roggenbrot, Milch, Bier, Eier, Kwaß feil boten, wurde Halt gemacht, damit die Sträflinge ihren Hunger stillen konnten. Um 2 Uhr nahm man die zweite Hälfte der Tagesleistung in Angriff, die erst mit Einbruch der Dunkelheit erledigt war. Die Pallisade, welche die Unteretappe umgab — einen 30 m langen und 16 bis 25 m breiten Raum mit zwei oder drei einstöckigen Blockhäusern — kündigte das Ende der Tageswanderung an; es sah freilich gar nicht einladend aus, das gelbe niedrige Gelaß mit den stets festverschlossenen Fenstern, dem gemauerten Ofen und der Doppelreihe von Pritschen. Da diese Häuser vor 50 Jahren für 150 Sträflinge eingerichtet waren, jetzt aber 400 und mehr aufnehmen sollten, so findet man das Drängen erklärlich; denn jeder wollte eine gute Schlafstelle erhaschen, um nicht auf dem Boden, in dem Hausgang oder im Freien schlafen zu müssen. Zum Nachtessen verzehrten sie, was von den am Tage erworbenen Vorräten übrig geblieben oder ließen sich von den Eskortesoldaten einen Theekessel voll heißen Wassers für 4 Pfennige liefern. Dann wurde Appell im Hofe gehalten, nach Beendigung desselben in jeder Ecke und am Thore Schildwachen aufgestellt, in jeder Kammer ein Talglicht angezündet, große unbedeckte Holzkübel für den Fall etwaiger Nachtbedürfnisse in den Zellen und Korridoren verteilt und die Thür verschlossen. Welcher Art die Luft in diesen niedrigen Baracken am frühen Morgen ist, bedarf keines Wortes. Der Eskorte-Offizier und die Soldaten besitzen zwei besondere Häuser in jedem Etappenhause.

In dem Minenbezirk von Kara.

Wir verlassen hier die Sträflingskolonne, um uns nunmehr in Transbaikalien in den berüchtigten Minen von Kara nach ihrem weiteren Schicksale umzusehen. Hierher werden in der Regel diejenigen Nihilisten u. a. gebracht, welche der Zar zu Zwangsarbeit („Katorga") in den Minen begnadigte. Von Tschita, dem Hauptorte Transbaikaliens, welcher am Osthange des Jablonoigebirges gelegen ist, mag Kara noch 480 km entfernt sein; man erreicht es von Tschita aus zunächst auf einer guten Poststraße längs dem Ufer der Schilka (Quellfluß des Amur); dieselbe bricht aber bei

dem Städtchen Stretinsk plötzlich ab, so daß man das letzte Drittel des Wegs im Sommer zu Boot und im Winter auf dem Schlitten (der auf der Eisdecke des Flusses hingleitet) zurücklegen muß. Wenn im Herbste die Eisdecke noch nicht und im Frühling nicht mehr fest ist, so ist nur ein beschwerlicher Saumpfad über waldige Hügel nach diesem abgeschlossenen Erdwinkel zu benutzen. Als unsere Reisenden Ende Oktober 1885 in Stretinsk anlangten, hatte sich der Winter bereits eingestellt. Das Thermometer zeigte — 15° R., der 800 m breite Schilkastrom hatte Uferleisten von Eis von 50 m Breite, während in der Mitte furchtbare Schollen abwärts trieben. An eine Bootsfahrt war nicht zu denken, man mietete Pferde und Führer, um auf dem beschwerlichen Saumpfade ans Ziel zu gelangen. Die Pferde waren sehr bald mit Reif bedeckt, und an den Nüstern bildeten sich Eiszapfen. Mit steifen, erstarrten Beinen humpelten unsere Reisenden in Ust-Kara, der südlichsten Strafkolonie, in ein Bauernhaus.

Unter den Karaminen versteht man eine Reihe von Goldseifen oder Goldwäschereien, die Privateigentum des Zaren sind, dem die Ausbeute zu gute kommt. Diese liegen sämtlich an dem Flüßchen Kara, das vom Jablonoigebirge der Schilka zueilt. Ust-Kara an der Mündung ist die letzte dieser Goldwäschen, dann folgen stromaufwärts in verschiedenen Abständen das niedere Gefängnis, das politische Gefängnis, die niedere Goldwäscherei, Mittel-Kara, Ober-Kara und das obere oder Amurski-Gefängnis. Die Verwaltung der ganzen Strafkolonie befindet sich in der niederen Goldwäscherei; hier wohnt der Gouverneur der gemeinen Verbrecher, hier ist eine Sträflingskolonie mit 200 bis 300 Bewohnern, hier auch die Kaserne für die zwei Kompanieen Soldaten. An den Ufern des Flüßchens legten die großen Sand- und Kieshaufen Zeugnis ab von dem Auswaschen der Goldsucher. Die niedere Goldwäscherei war ein großes, zerstreut gebautes Dorf mit Baracken und Blockhütten der Sträflinge, schwarzem Gefängnis, langen Holzkasernen, Offizierswohnungen mit Zinndachung, stattlichen Regierungsgebäuden auf großen Plätzen. Auf einem derselben waren 40 bis 50 Sträflinge an einem Holzbau beschäftigt; trotz der Kälte trugen sie nur die grauen Überröcke mit dem auf den Rücken aufgenähten gelben Sträflingszeichen; Kosaken in Pelzmänteln, Filzstiefeln und Pelzkappen, auf ihre mit Bajonett versehenen Gewehre gestützt, bildeten die Wache.

Der Gouverneur, Major Potulof, nahm die Reisenden mit großer Zuvorkommenheit auf, und obwohl ihnen der ungenierten Beobachtung wegen wenig daran gelegen war, konnten sie die Gastfreundschaft in seinem Hause nicht abweisen. Die Gesamtzahl aller Sträflinge belief sich auf 1800, von denen die eine Hälfte innerhalb der Gefängnismauern, die andere in Baracken oder Sträflingshütten wohnten. Die ersteren absolvierten die Probezeit unter strenger Bewachung. Wer die Zufriedenheit der Aufsichtsbehörden zu erwerben verstanden, tritt in das sogenannte „freie Kommando“ ein; er verrichtet noch Sträflingsarbeit, empfängt Gefängniskost, darf nicht über

die Grenzen der Kolonie hinaus, aber er wohnt mit gebesserten Genossen in Baracken oder mit seiner Familie in besonderer Hütte. Seine Freizeit gehört ihm. Für den letzten Teil der Strafzeit und des Lebens — denn in Kara sind nur solche Sträflinge, die zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt sind — wird er dann nach Ostsibirien geschickt.

Der erste Besuch der Reisenden galt den Gefängnissen der gemeinen Verbrecher; es waren sieben vorhanden, deshalb weil die Goldseifen sich immer weiter flußaufwärts gezogen und die an den Füßen gefesselten Verbrecher nicht täglich nach der niederen Goldwäsche oder Ust-Kara zurückkehren konnten. Major Potulof übernahm selbst die Führung und zwar zuerst in dem elendesten dieser sieben Gefängnisse: dem von Ust-Kara, das am Ende des Örtchens in der Nähe der Flußmündung gelegen; es stellte ein regelmäßiges Viereck dar, an zwei Seiten bildeten die einem Wagenschuppen im Aussehen ähnelnden Gebäude, an den beiden anderen ein 25 Fuß hohes Stacket aus zugespitzten Pfählen die Begrenzung. Außen am Schilderhaus stand ein Kosakenwachtposten, der durch den Ruf „Starsche!" den diensttuenden Korporal benachrichtigte, welcher alsbald mit dem Schlüsselbund herbeieilte, um die kleine Thür im Hofthor zu öffnen. Durch eine schwere Bohlenthür trat man in einen dunkeln Korridor mit feuchtem, schlüpfrigem Fußboden, aus dem den Reisenden ein undefinierbarer, ekelhafter Geruch entgegenkam. Der Korporal steckte seinen Schlüssel in das Schloß der Kamera (Zelle) Nr. 1, rief sein: „Seid still!" hinein und öffnete. In einem 24 Fuß langen, 22 Fuß breiten und 8 Fuß hohen Raum, dessen Wände ohne Tünche waren, dessen Fußboden von angetretenem Schmutz klebte, hausten 29 Sträflinge in einer Atmosphäre, die schrecklicher war als alle Gerüche, die unsere Reisenden jemals kennen gelernt. Und kein Wunder! Die zwei quadratischen Gitterfenster öffneten sich nie, Ventilation fehlte vollständig; an drei Seiten waren Pritschen befestigt, worauf die Sträflinge nachts unentkleidet sich ausstreckten, nur mit dem grauen Überrock zugedeckt. Von Möbeln gab es außer dem Backsteinofen und den Pritschen nur einen großen Holzkübel. Ganz ähnlich stand es in den übrigen sieben Zellen. Darf man sich wundern, daß das Hospital zahlreiche Fälle (140) von Skorbut, Typhus, Blutarmut und Lungenschwindsucht aufwies? „Solche Unreinlichkeit und Überfüllung müssen Krankheiten erzeugen"; wer wollte dem Urteil des Gefängnisarztes widersprechen? Man überschritt den Hof und nahm das Frauengefängnis in Augenschein: zwei Zellen, heller, wärmer als die der Männer, aber die Aborte waren so ungünstig angelegt, und in den verfaulten Dielen waren so große Löcher zum Ausgießen allen Unrates, daß auch in diesen Zellen jene atemversetzende Luft herrschte; die 48 weiblichen Insassen, von denen einige Säuglinge auf den Armen hielten, hatten dasselbe sieche Aussehen wie die Männer; auch sie mußten sich ohne Decke und Kissen auf ihren Pritschen behelfen. Und es konnte den ungünstigen Eindruck, den man von diesem Gefängnis bekommen, nicht abschwächen, als

dem Major einzelne Strafgefangene mit Bitten und Klagen, daß die Strafzeit im Gefängnis längst abgelaufen, daß sie noch immer nicht wüßten, welches Vergehen man ihnen zur Last lege, anlagen.

Das Gefängnis von Mittel-Kara war baulich von dem vorigen kaum unterschieden, aber es war neu, und die Luft darin wenigstens zum Atmen. Freilich die Holzpritschen entbehrten auch hier jeder Strohlage oder Decke, waren von Ungeziefer belebt und wollten trotz der grünen Tannenzweige an den Wänden schlecht harmonieren mit den seitens der Verwaltung angebrachten Bibelversen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken." An ein erquickendes Nachtlager ist unter den herrschenden Umständen auch nach zehnstündiger Minenarbeit nicht zu denken. In der Nähe befanden sich die Hütten der zum Freikommando gehörigen Gefangenen, die wie elende Hundeställe aus Treibholz und Brettern aus dem Schnee hervorragten. Wohl genießen die Gefangenen hierselbst einer gewissen Freiheit, aber erziehlich kann dieselbe nicht wirken, weil alles Arbeiten, alle gute Führung kein Ziel hat: es folgt ja doch die Verschickung der Zwangskolonisten nach Ostsibirien. Da die Strafkolonie nicht von Militärposten umstellt ist, so ist das Streben vieler Gefangenen nur darauf gerichtet, die „Befehle des Generals Kuckuck entgegenzunehmen", zum „Heere des Generals Kuckuck" zu stoßen, das bedeutet im Jargon der Sträflinge in die Wälder zu entfliehen, sobald der Frühling eingezogen.

Die Tagesordnung der Sträflinge im Gefängnis zu Mittel-Kara bestimmte, daß das erste Frühstück (Ziegelthee und Roggenbrot) in den Zellen einzunehmen sei, daß dann der Marsch unter militärischer Bedeckung nach den Goldseifen angetreten wurde; daß die zehnstündige Arbeit durch das zweite Frühstück (Thee und Brot) am Lagerfeuer zu unterbrechen sei, und daß bei der Rückkehr am späten Nachmittag die Hauptmahlzeit: Suppe, Fleisch und Brot auf den Pritschen genossen werden müsse. Die tägliche Ration war bezüglich der Menge ausreichend, aber die Zubereitung zu wenig appetitlich, und die Abwechselung fehlte in auffälliger Weise.

Ein weiterer Besuch unserer Reisenden galt den Goldseifen im Karathale; die goldführende Schicht liegt 3 bis 6 m unter dem Tageslichte, so daß die an den Füßen gefesselten Sträflinge mit Brechstangen zunächst den hartgefrorenen Lehm und Sand bis zu dieser Tiefe lockerten, in kleine Tragen schaufelten und fortschafften Die Maschine, in deren Trichter der goldführende Sand mit Wasser vermengt und umgerührt wird, war nicht im Gange, weil man erst den Abraum beseitigen mußte. Kein Wort der Unterhaltung wurde gehört außer den kurzen Befehlen der Aufseher und dem Gespräch der Kosaken, die sich bemühten, ein Feuer zu entfachen. Die Leute zeigten eine gewisse Müdigkeit, die nicht Wunder nehmen darf; dauert doch die Winterschicht von früh 7 bis 5 Uhr, die Sommerarbeit von früh 5 bis abends 7 Uhr. Hin- und Herweg nehmen allerdings schon beträchtliche Zeit in Anspruch. Die Ausbeute an „goldenem Weizen" in dieser „Kabinett-

mine" beträgt jährlich rund 400 Pfund Gold, welches in die Privatkasse des Zaren fließt.

Es war den Reisenden leicht gewesen, diese Dinge in Augenschein zu nehmen, da Major Potulof den Amerikanern alles bereitwillig zeigte. Wie aber sollte es möglich sein, die politischen Gefangenen des „freien Kommandos" in ihren Hütten unbeobachtet zu besuchen, da die kleinen Örtchen von Kosaken und Gendarmen wimmelten? Und doch war ihnen gerade hieran unendlich viel gelegen, da sie nur auf diese Weise ungeschminkte Berichte über das Leben und die Behandlung der Unglücklichen erhoffen durften. Eines Tages, als die Untersuchung einer Feuersbrunst in Ust-Kara den Major in Anspruch nahm, machte Kennan dem Gendarmerieoffizier Nikolin, welchem die politischen Verbrecher unterstellt waren, seinen Besuch, gab sich die Miene eines unschuldigen Touristen und trat am Spätnachmittage den Weg zur Hütte des Fräulein Armfeldt an, an welche er heimliche Empfehlungen bei sich trug. Sie war die wohlerzogene Tochter eines Generals in Kiew, Schwester einer Schriftstellerin und am 18. Februar 1879 in einer revolutionären Geheimgesellschaft verhaftet worden. 14 Jahre 10 Monate Zwangsarbeit, Aberkennung aller bürgerlichen Rechte und lebenslängliche Verbannung nach Sibirien: so das Urteil, das über sie gesprochen wurde. Zur Zeit des Kennanschen Besuchs lag die „Probezeit" im Gefängnis hinter ihr; sie lebte mit ihrer mehr als 60 Jahre alten Mutter in einer Hütte des freien Kommandos. Auf ein Klopfen an die schwere Holzthür wurde innen der Riegel weggeschoben und Natalie Armfeldt stand Kennan gegenüber. Sobald die Bestürzte Vertrauen gefaßt, bat sie ihn, näher zu treten. Durch eine kleine dunkle Hausflur trat er ein in ein dürftiges, 10 Fuß langes und 8 Fuß breites, ungedieltes Zimmer mit Bohlenwänden und zwei kleinen viereckigen Fenstern. Ein Tisch und drei Stühle von Tannenholz, eine einschläfrige Bettstelle mit grober Wolldecke, einige Regale mit Tellern, Tassen, Messer, Gabeln und Theekanne, ein Korb und ein Koffer unter dem Bett: das war die ganze Möbeleinrichtung des peinlich sauberen Raumes. Den Brief aus Kennans Hand nahm sie mit großer Bestürzung und erst dann an, als sie sorgfältig die Fensterläden geschlossen und die Thür verriegelt. Sie befand sich in dem Zustande, den eine große, plötzliche Überraschung bei jedermann hervorbringt, sie vermochte sich kaum zu fassen. Die hinter dem Ofen schlafende, abgehärmte Mutter erwachte von dem Gespräch und trat gleichfalls hervor. Nur eine halbe Stunde blieb der Reisende das erste Mal, versprach jedoch, abends wieder zu erscheinen.

Um 7 Uhr betrat er die kleine Hütte von neuem; Kurtejef, Frau Kolenkina waren bereits anwesend, und nach und nach stellten sich alle „Politischen" des Freikommandos von Kara ein. Gegen 9 Uhr klopften die Gendarmen an den Laden, gaben sich jedoch zufrieden, als ihnen Fräulein Armfeldt an der Thür aufzählte, daß sie sämtlich da seien. Es war dies die übliche dritte Runde der Aufsichtsbeamten. Während die blassen

Männer und Frauen berichteten über all das Schauerliche, das sie erlebt, warf ein junger Mann, der bisher ins Leere gestarrt und kein Wort gesprochen, unvermittelt die Frage hin: „Wir — haben — unsern — eignen — Friedhof — hier. — Möchten — Sie — ihn — sehen?" Wie ein Blitz durchzuckte es den schon durch die Erzählungen furchtbar erregten Fremdling: der Geist des Unglücklichen war umnachtet. Als er sich um Mitternacht fortstahl nach dem Hause des Majors, war er nicht im stande ein Auge zuzuthun. Am nächsten Vormittag eilte er wieder in die bekannte Hütte, um die Stunden bis zur Rückkehr Potulofs auszunützen; denn es war ihm klar, daß ein Verbot dieses Verkehrs sehr bald erfolgen werde. Fräulein Armfeldt stand in dem elenden Zimmerchen vor einer Staffelei; sie malte in ihrer Freizeit auf gröbster Leinwand mit den denkbar einfachsten Mitteln das Porträt ihrer Mutter, die um der anderen Kinder willen zurückkehren wollte nach Kiew, und die damit aus dem Leben ihrer unglücklichen Tochter geschieden war.*) Was Kennan, dem in der That am nächsten Tage der Verkehr mit den Politischen untersagt und mit Durchsuchung seiner Papiere gedroht wurde, von den Unglücklichen erfuhr, war in großen Zügen Folgendes:

Als sich besonders seit 1879 die russischen Gefängnisse mit den politisch Unzufriedenen füllten, brachte der Minister für die schlimmsten derselben, welche zu Zwangsarbeit verurteilt waren, die Unterbringung in den Minen von Kara in Vorschlag. Die meisten der männlichen Gefangenen arbeiteten neben den Mördern, Einbrechern, Falschmünzern in den Goldseifen, welche Beschäftigung in der freien Luft ihnen als Befreiung aus der entsetzlichen Gefängnisatmosphäre zuweilen erwünscht war. Nachdem die Probezeit beendet, lebten sie in kleinen Hütten des freien Kommandos. Als jedoch die revolutionäre Bewegung an Ausdehnung und Heftigkeit zunahm, erfolgten härtere Bestimmungen seitens des Ministers des Innern im Jahre 1880: Jeder schriftliche Verkehr der Politischen mit Eltern und Verwandten wurde untersagt; alle, die im Freikommando sich befanden, mußten ins Gefängnis zurück, die Fesseln wieder tragen und Weib und Kinder, die ihnen gefolgt, sich selbst überlassen. Wie diese Verordnungen praktisch wirkten, davon hatte wohl der Minister in Petersburg keine Ahnung: der junge Semjonofski erschoß sich in der Sylvesternacht — am 1. Januar hätte er ins Gefängnis zurückgemußt —, Rodin trank Gift (aus Zündhölzchen), Upenski erhängte sich und Frau Kawalofskaja wurde wahnsinnig. Das politische Gefängnis bei der niederen Goldwäscherei unterschied sich zwar äußerlich wenig von demjenigen für gemeine Verbrecher, war aber größer, heller, enthielt vier Kameras mit je drei Fenstern, einem großen Tisch, einem Kachelofen und Pritschen für 25 Mann. Betten gab es nur im Hospital. Eine Grausamkeit war allerdings die Aufführung eines hohen Pallisadenzaunes, der jede

*) Übrigens starb auch diese bereits 1886 an der Gefängnisschwindsucht.

Aussicht unmöglich machte. „Ein Gefängnis ist kein Palast," damit meinte der Generalgouverneur Anuschin jene grausame Härte rechtfertigen zu können, die den Unglücklichen den Blick auf Berg und Wasser und Wald entzog. Sie durften sich am Tage einige Bewegung im Gefängnishofe machen, kleine Geldbeträge von ihren Angehörigen in Empfang nehmen, Bücher kaufen oder aus Europa geschickte entgegennehmen, aber die Fesselung einiger bei Tag und Nacht oder das Ketten an die Schiebkarren und das Zusammensein mit Geistesumnachteten waren ohne Zweifel entsetzliche Zugaben. Ja, als sich einige besonders kühne Sträflinge — sie legten abends zur Nachtrevision ausgestopfte Puppen auf ihre Pritsche — durch die Flucht dem Gefängnis entzogen, erfolgte ein nächtlicher Überfall des politischen Gefängnisses durch Kosaken, Untersuchung der Kleider, Wegnahme alles Privateigentums, Fortschleppung in die Geheimzellen der Zuchthäuser für gemeine Verbrecher. Erst im Juli 1882 wurden sie in das alte Heim an der niederen Goldwäscherei zurückgebracht, doch hatte man jede der vier Zellen geteilt, so daß fast nur Raum für die Pritschen und ein schmaler Gang vorhanden waren. Ohne Bücher und körperliche Beschäftigung lagen sie auf dem harten Brette in einer Luft, welche durch den unbedeckten Kübel entsetzlich ekelhaft war. Als sie mit Verweigerung der Nahrung drohten, stellte man ihnen Prügelstrafe in Aussicht. Spätere Gouverneure haben die Scheidewände zwischen den Zellen entfernt, freie Bewegung im Hofe oder einer Werkstätte, Ankauf und Benutzung von Büchern, Beschaffen eigener Kleidung genehmigt und 1885 auch das freie Kommando wieder eingerichtet. Doch scheint eben der persönlichen Anschauung der betreffenden Beamten ein ziemlicher Spielraum gegönnt zu sein.

---

5. Die sibirische Transiteisenbahn vom Ural zum Stillen Ozean.*)

Als im Jahre 1891 der damalige Thronfolger, jetzige Czar Nikolaus II. bei Gelegenheit seiner Orientreise in Wladiwostok russischen Boden betrat, verlas er eine Verordnung seines Kaiserlichen Vaters vom 12. Mai 1891, in welcher der Bau der großen sibirischen Bahn verkündigt wurde, und er selbst that den ersten Spatenstich an dem Riesenwerke, das mit dem Anschlußstück vom Ural nach dem Eisenbahnnetz des europäischen Rußlands eine Gesamtlänge von 7600 km darstellt, also um 2280 km länger sein wird, als die erste Pacificbahn. Das sibirische Gebiet, welches eine Gesamtfläche von über 14 Mill. qkm besitzt, verfügt bis heute nur über eine

*) Quelle: H. Feigl und N. Syrkin in der Österreich. Zeitschrift für den Orient. 1893/94.

einzige kleine Eisenbahnstrecke, diejenige von Perm über den Ural nach Tjumen, die sogenannte „Uralbahn", welche 1878 eröffnet worden ist. Denn die übrigen asiatischen Linien Rußlands: die „Kaspibahn" von Poti am Schwarzen nach Baku am Kaspischen Meer, die „Transkaspibahn", welche als Forsetzung der vorigen: von Usun-Ada bis Samarkand führt, berühren Sibirien in keiner Weise. Wie aber jene südlichen Strecken den Weg nach Indien darstellen, so die große sibirische Transitbahn denjenigen nach China und dem Stillen Ozean; sie ist die zweite, größere Hälfte jenes eisernen Parellels, der die nördliche Hemisphäre innerhalb der gemäßigten Zone umspannt; denn sie vollendet den eisernen Reifen, als dessen erstes Stück wir die südkanadische Pacificbahn anzusehen haben. Auch sie wird den alten Satz erhärten, daß die Wogen des Weltverkehrs im Großen Ozean zusammenschlagen.

Die Idee der sibirischen Transitbahn ist lange erwogen worden, bald wurde sie zu eng, bald zu weit gefaßt, ehe ein greifbarer Plan hervortrat. In ersterer Hinsicht müssen wir der Anregung jenes Grafen Murawjew-Amurski gedenken, der bei der Besitzergreifung des Amurgebietes zufolge des ungünstigen Zustandes der Amurmündung seiner Regierung bereits in den 50er Jahren den Vorschlag machte, von Sofiisk aus den Fluß zu verlassen und mittels einer Eisenbahn der Bucht von Castri zuzustreben. An der Ebbe im Staatssäckel mußte dieser Plan scheitern. Heute rollen allerdings bereits die Züge in dieser Gegend, insofern das östliche Ende der Transitbahn, die sogenannte südussurische Strecke, Ende 1893 fertiggestellt wurde bis Wladiwostok. Als zu enge Fassungen der Idee müssen wir auch jene Pläne bezeichnen, welche von der Voraussetzung ausgingen, daß nach Herstellung der Verbindung zwischen Wolga und Ob mittels der Uralbahn, und weil auch der Bau des Kanals zwischen Ob und Jenissei begonnen, mithin eine gemischte Linie bis zum Baikal vorhanden sei, daß infolge dieser Umstände eine Bahn vom Ural zum Stillen Ozean überflüssig sei; es genüge vielmehr, Teilstrecken auszuführen, die gewisse politische, strategische oder wirtschaftliche Bedürfnisse befriedigten.

Während der Periode der Vorberatungen tauchten aber auch Pläne auf, die — so groß immer die Gesichtspunkte, von denen sie ausgehen, sein mögen — doch in praktischer Hinsicht manches Bedenken hervorriefen. Ich meine nicht das Projekt des englischen Ingenieurs Dull, der von Nischni-Nowgorod bis zum Großen Ozean eine P f e r d e b a h n in einer Ausdehnung von 7600 km vorschlug, sondern jene verlockenden Vorschläge von Sofronow und v. Richthofen, die sich als Endstation Peking bezw. Schanghai dachten. Die Kommission, welche von 1882 ab die verschiedenen Pläne erwog, glaubte hiervon Abstand nehmen zu müssen, weil sie sich sagte, daß die chinesische Regierung, welche die erste Bahn des himmlischen Reiches zwischen Schanghai und Wusung nach $^5/_4$ jährigem Bestehen angekauft, zerstört und das Material außer Landes verkauft hatte, schwerlich ihre Abneigung gegen die europäische

Kultur so rasch überwinden würde, und außerdem wünschte man in Rußland, daß die wirtschaftliche Entwickelung Sibiriens im engen Anschluß an Rußland sich vollziehe. So wurde man denn über den östlichen Bahnhof bald einig: Wladiwostok.

Bezüglich des westlichen standen drei Vorschläge zur Beratung, die Tjumen, Miaß und Orenburg als Ausgangspunkt wählten, und deren Linien sämtlich in Nischne-Udinsk (nordwestlich von Irkutsk) zusammentrafen. Die nördliche Route von Tjumen bis Nischne-Udinsk würde eine Länge von 3703 km, die mittlere von Miaß oder richtiger von Tscheljabinsk am Flusse Miaß (fällt mittelbar in den Tobol) eine solche von 2860, die südliche von Orenburg eine Länge von 3624 km haben. Da die Nordroute zu lang war, die südliche aber durch 1600 km dünnbevölkerte, wasserlose Steppe führte und im Winter furchtbaren Schneestürmen ausgesetzt war, so einigte man sich zu Gunsten der mittleren, die kurz, im Westen durch die bevölkertsten Distrikte, im ganzen aber durch die fruchtbare Kornzone Sibiriens geführt war (zwischen 50. und 57.° nördl. Br.).

Diese Strecke wird, da der Anschluß an das russische Eisenbahnnetz unerläßlich ist, folgende Punkte berühren: Samara, Tscheljabinsk, Peterpawlowsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Atschinsk, Krasnojarsk, Nischne-Udinsk, Irkutsk, Werchne-Udinsk jenseit des Baikal, Tschita, Stretinsk, Chabarowka, Grafskaja, Wladiwostok. Die Hauptschwierigkeiten, mit denen die Technik zu kämpfen haben wird, sind im Westen in den Seen, Sümpfen, Mooren, tiefen Thälern, im Osten im Durchbrechen der Gebirge und dem Überschreiten der Flüsse, in der geringen Bevölkerung und dem schlechten Stande der geographischen Durchforschung zu suchen. Beim Überwinden der Zyrkyzunsk-Kette in der Nähe des Baikal ist ein 3800 m langer Tunnel, beim Überschreiten des Amur die größte Brücke: von 2560 m zu erbauen. In Anbetracht der verschiedenen Schwierigkeiten hat man die ganze Strecke in sieben Sektionen geteilt, von denen die westlichste von Tscheljabinsk bis zum Ob, die zentralsibirische vom Ob bis Irkutsk bereits im Bau sind, während — wie vorerwähnt — die östlichste (die südussurische) von Grafskaja bis Wladiwostok schon 1893 vollendet war. Das Material wird zum Teil durch das sibirische Eismeer bis zur Jenisseimündung oder in den Stillen Ozean bis Wladiwostok befördert. Die Stationen werden nicht über 53 km von einander entfernt sein; Zwischenstationen, besonders da, wo Seitenlinien einmünden, sind vorgesehen; besondere Gebäude für Reisende sind nur da zu errichten, wo stärkerer Personenverkehr in Aussicht steht, sonst haben Passagiere und Beamte in Privathäusern Unterkommen und Verpflegung zu suchen. Die Kosten hat man bei solidester Ausführung auf 360 Mill. Rubel veranschlagt.

Die große sibirische Transitbahn ist in allererster Linie veranlaßt nicht durch politische Erwägungen, obschon sie ohne Zweifel Rußlands Zubehör fester an das Mutterland knüpfen und die Stellung des Zarenreichs an

der chinesischen Mauer und am Stillen Ozean wesentlich festigen wird; sie ist zunächst auch nicht hervorgegangen aus dem Bestreben, die ungeheuren Bodenschätze Sibiriens in landwirtschaftlicher und bergmännischer Hinsicht mehr auszubeuten und Europa zugänglicher zu machen, sondern sie war die Folge eines im europäischen Rußland sich mehr und mehr ausbreitenden Notstandes unter der Bauernbevölkerung. Man hat zweifelsohne bei der Emanzipation den durchschnittlich auf eine Familie fallenden Grund und Boden — wenigstens bei der mehr extensiven als intensiven Kultur desselben — zu gering bemessen, ein Mangel, der sich beim Vererben und bei Erbteilungen so sehr fühlbar machte, daß jährlich viele ihre Grundstücke verkaufen und als Landarbeiter in die Fremde ziehen, während andererseits sich große Latifundien in den Händen der Aufkäufer bilden. Man berechnet die Zahl dieser Auswanderer auf Hunderttausende jährlich, von denen allein 40000 sich nach Sibirien wenden. Diese letzteren hatten beim Mangel aller Verkehrsmittel, und bei der Möglichkeit, nur im Sommer reisen zu können, mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Diese Bewegung nun galt es im Interesse des Staates zu regeln, ja auch zu ermuntern. Rußland ist in der glücklichen Lage, seine überschüssigen Landeskinder nicht in die unbekannte Fremde stoßen zu müssen, wo sie seinem Volkstum verloren gehen; der Zug seiner Auswanderer wendet sich innerhalb des Bereiches der Zarenkrone ostwärts und begegnet am Stillen Ozean unseren Brüdern, die den entgegengesetzten Weg gehen mußten.

Daß beim Vorhandensein einer Transitbahn vom Ural zum Stillen Weltmeer, welche, wie gesagt, durch die Zone des besten Fruchtbodens (Tschernosem) geht, die Bevölkerung Sibiriens rasch steigen, daß sich Zentren der Besiedelung bilden, daß links und rechts von der Eisenbahn ein produktiver Gürtel von mindestens $1^1/_2$ Mill. qkm seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse mit der Bahn verfrachten, daß die vorhandenen Bergwerke infolge zahlreicherer Arbeitskräfte größere Ausbeute geben, daß an jetzt toten Stellen die Montan-Industrie die im Boden ruhenden Milliarden in Eisen, Kohlen, Blei, Graphit, Zink, Kupfer, Salz, Silber heben wird: ist ohne Zweifel. Auch die Goldgewinnung, welche wegen mangelnder Maschinen und Arbeiter sehr wenig, besonders wenig Adergold ergiebt (1890: 2402 Pud in ganz Rußland, darunter nur 24 Pud Adergold aus Sibirien), wird ganz neue Golderzlager in Angriff nehmen im Altai, in Transbaikalien und dem Amurgebiet; vermag doch Amerika infolge seiner Maschinen bei der Goldgewinnung mit dem 30. Teile der Arbeiter das gleiche Quantum Ausbeute zu liefern wie Sibirien.

Zweifellos ist auch, daß der Welthandel durch die neue Bahn beeinflußt wird. Wenn man erwägt (vergl. den Artikel Hankau, ein Mittelpunkt der chinesischen Theekultur und des Theehandels), daß die Verschiffung des chinesischen Thees nach England jährlich abnimmt (1891: 74 Mill. Pfund, 1892: 60 Mill.), weil Altengland den Thee seiner Kolonieen Indien und

Ceylon immer mehr einbürgert, so liegt der Gedanke greifbar nahe, daß China den neuen Weg wählen wird, um den englischen Verlust wett zu machen. Ist der Thee doch in 18—20 Tagen von Schanghai über Wladiwostok nach Rußland zu bringen, während er über Suez 45 Tage und über die kanadische Pacificbahn 35 Tage braucht. Was vom Thee gilt, gilt auch von der Seide, die übrigens zusammen 58% der Gesamtausfuhr Chinas ausmachen. Es bedarf keines Wortes, daß auch Japan für gewisse Erzeugnisse denselben Weg wählen, und daß in beiden Staaten auch russische Konkurrenz in gewissen Artikeln sich geltend machen wird.

---

6. Aus Russisch-Zentralasien.

Die Provinz Serafschan und ihre Hauptstadt Samarkand.*)

Unter den 300 großen Längsthälern, welche zwischen die Ketten des Thianschan gelagert sind, befinden sich solche von besonderem natürlichen und geschichtlichen Reize, so das Ilithal und Siebenstromland am Südufer des Balkaschsees, Ferghana oder das obere Thal des Syr Darja, vor allem aber das Flußthal des Serafschan, der früher ein Zubehör, ein Nebenfluß des Amu Darja gewesen, in der Gegenwart aber — zufolge der Abzapfungen seines Wassers in zahllosen Kanälen — 96 km vom Oxus in einem kleinen See sein Dasein beschließt. Serafschan heißt im Persischen „goldstreuend“; mag sein, daß früher Gold aus seinem Ufersand gewaschen worden ist; aber viel sicherer ist wohl die Annahme, daß die Bezeichnung von der paradiesischen Gabenfülle herrührt, die er hervorzaubert. Nachdem der ungestüme Bergstrom, der fast den Reiter wegschwemmt und die gebrechlichen Brücken gar oft abschüttelt von seinem Rücken, das erste Drittel seines 640 km langen Laufs zurückgelegt, beginnen die Aderlasse, indem links und rechts zahlreiche Kanäle abgezweigt werden; die Hauptkanäle bis zu 30, ja 75 km Länge, die Nebenkanäle in spitzen Winkeln von diesen abgehend und fast parallel zu denselben verlaufend. Selbst die in Terrassenform angelegten, durch Baumreihen eingefaßten Felder haben ihre Kanalbewässerung, und wenn für viele der Kanäle schon bei dem jährlich dreimal wiederkehrenden Hochwasser des Serafschan die Speisung eintritt, so für die am höchsten gelegenen zur Zeit der jährlichen Abdämmung und Aufstauung des Stroms. An jedem Kanal liegt ein Dorf, so daß die Gegend nicht bloß originelles Aussehen, sondern auch sehr dichte Bevölkerung hat und das nicht etwa erst seit neuerer Zeit, sondern von jeher war hier zufolge

*) Quelle: Henry Lansdell, Russisch-Zentralasien, Deutsch v. Wobeser. Leipzig, F. Hirt. Bd. II. 1885.

der Schlickablagerungen des Seraffchan ein Stück Erde, das sich einst mit dem Nilthale messen konnte.

Es darf uns nicht wundern, daß die Fruchtbarkeit dieses Thales, das außerdem an der großen Heerstraße von Vorderasien nach dem himmlischen Reiche und Hindostan liegt, wie eine große Karvanserei alle möglichen Volkselemente angelockt hat: Tadschiks (Perser reinsten Geblütes aus den alten Provinzen Baktrien und Sogdiana) als Ureinwohner, dazu Usbegen (türkischen Stammes), Perser, Juden, Zigeuner, Hindus und Afghanen. Infolge der russischen Besitzergreifung kommen noch hinzu die Russen.

Wenn der Reisende von Norden her, von Kokan im Thale des Syr Darja, auf ziemlich guter Poststraße die Provinz Seraffchan erreicht, so fährt er durch einen nur 90 m breiten Engpaß, das „Thor Tamerlans“, welches die beiden Flußthäler verbindet und Zeuge manch blutigen Kampfes gewesen ist. Sogleich nach der Durchfahrt durch diese enge Pforte fallen die ersten Spuren künstlicher Berieselung auf. Lansdell meinte, zur Seite in der Ferne eine Kompagnie Kosaken exerzieren zu sehen; doch waren es beim Näherkommen Eingeborne, welche ihr Lieblingsspiel „Kökbari“ oder der „graue Wolf“ vornahmen. Sie hatten sich auf dem Markte getroffen, hatten einem wohlhabenden Bekannten, der Anlaß zu einer freundlichen Spende infolge seines Geburtstages hatte, eine junge Ziege entführt, sie geschlachtet, und der Anführer der berittenen Schar übergab sie, auf einem steilen Hügel haltend, dem „grauen Wolfe“, einem Reiter, der in vollem Galopp den steilen Hang hinunterjagte. Ein ganzer Schwarm gleichverwegener Reiter folgte, mancher derselben hielt sein Söhnlein vor sich auf dem Sattel. Die Jagd setzt sich fort, bis das Zicklein zerrissen ist und im Topfe brodelt. Doch beginnt das Spiel mit einer zweiten Ziege von neuem.

Als der Wagen unseres Reisenden die von einem russischen Fort gedeckte „Steinerne Brücke“ passiert hatte, senkte sich die Poststraße durch zahlreiche Felder in den herrlichen Garten des unteren Seraffchanthales. Eine Menge ihm seither fremder Gewächse zog seine Aufmerksamkeit an: der Tschuchmiak (Sophora japonica), aus Japan stammend, dessen Blütenknospen gesammelt, getrocknet und in kaltem Wasser aufgelöst werden, um eine schöne gelbe Farbe zu liefern; verschiedene Kanap-Arten (Hanf) aus Indien, deren Fasern zu Tauen und Stricken Verwendung finden; der Sumbul (Siumbiulia), eine Knollenpflanze, deren Wurzelanschwellungen auf Grund des Moschusgeruchs in den Harems beliebt sind; der Schirisch, eine lilienartige Pflanze, deren große, runkelrübenförmige Wurzel gedörrt, zu Pulver gestoßen und in den Handel gebracht wird, da dies nicht nur zu Alabasterarbeiten, sondern auch zum Steifmachen der Baumwolle und Verdicken der Farben dient, die beim Baumwollendrucken in Betracht kommen. Am Ufer des Seraffchan, der ungemein reißend war und seine Tiefenverhältnisse fast jeden Tag ändert, wurde der Tarantaß (Reisewagen) verlassen, Gepäck

und Reisende auf einen hochrädrigen Karren geladen und unter Eskorte von Reitern übergesetzt. Der Tarantaß wurde dann auch glücklich hinübergeschleppt, und auf einer Allee ging es nun der Hauptstadt Samarkand zu, der einzigen altertümlichen und althistorischen Stadt im russischen Zentralasien. Soll doch hier Alexander der Große während der Kämpfe mit den Bergvölkern auf seinem Wege nach Indien sein Hauptquartier gehabt und seinen Lebensretter Klitos im Weinrausch durchbohrt haben!

Wie oft hat diese Stadt und ihre herrliche Umgebung wohl den Herrn gewechselt im Laufe der Jahrhunderte? Von den Chinesen erhielt sie den Namen (Sie-mu-se-kan), von den Griechen haben sich noch Münzen, von den Arabern der islamitische Glaube, die kunstvolle Berieselung und der Ruf der Wissenschaft, von Dschingis Chan (1221) und Tamerlan (1405), welch letzterer sie zu seiner Residenz machte, der märchenhafte Zauber erhalten, der ihren Namen umgiebt. 1499 ging sie dann in den Besitz der Usbegen über, die aus dem verwöhnten Wunderkinde des Morgenlandes eine Barbarenmagd machten, um Samarkand schließlich seinen jetzigen Herren zu überliefern.

Man würde enttäuscht sein, wollte man seine Hoffnung auf Altertümer in der mehr als 2000 Jahre alten Stadt gar zu hoch stellen; denn man muß sich ins Gedächtnis rufen, daß die Bewohner der frühesten Zeit in Zelten und der späteren in Lehmbauten wohnten. Ließ doch Tamerlan einst eine Moschee in zehn Tagen aufführen! Die ältesten Ruinen sind wohl diejenigen auf dem Hügel Kaleh-i-Afrasiab an der Nordgrenze der Stadt, eine ungeheure Menge „Kurgan“, d. h. Erd- und Lehmhügel, wahrscheinlich Reste alter Lehmbauten, bei deren Durchsuchung (1875) man Häuserruinen, eine alte Töpferei, Krüge, Glaswaren, Münzen und verglaste Ziegel — alles deutete auf chinesischen Ursprung — ausgrub. Was von den noch vorhandenen Altertümern unser Interesse fesseln kann, stammt aus der Zeit Tamerlans (Anfang des 15. Jahrhunderts): sein und seiner Gemahlin Grab und die prächtige Schah-Sindeh-Moschee, ferner vier Hochschulen und in der Citadelle der Krönungsstein Tamerlans; von seinem Enkel war das drei Stockwerke hohe Observatorium mit einem astronomischen Apparate erbaut worden auf dem im Nordosten der Stadt gelegenen Hügel „Kohik“; wohl besitzen wir noch die astronomischen Tafeln, die den Namen des Gründers Ulug-Beg tragen, vom Gebäude selbst fehlt jede Spur.

Als Lansdell in die Stadt einfuhr, begrüßte ihn zuerst der verglaste Dom vom Grabmal Tamerlans; da ein Hotel nicht vorhanden war, stieg er in dem hinter der Citadelle in einem Haine gelegenen russischen Regierungspalast ab, einem länglich viereckigen einstöckigen Gebäude mit massiver Einfahrt in der Längswand; durch die Hauptthür trat man in eine große Vorhalle, von welcher aus die Thüren rechts in den Speisesaal, den Empfangs- und Ballsaal in der Mitte und links in die Wohn- und Schlafzimmer führten. Nach der Vorstellung bei dem sehr gebildeten russischen General

Korolkow, welcher den Gouverneur vertrat, begann der Reisende seine Ausflüge in die Stadt.

Der erste derselben galt dem Mausoleum Tamerlans („Gur-Emir“ genannt), das einen melonenförmigen Dom von 60 bis 75 m Höhe besaß; an den Seiten standen früher zwei Minarets, wovon das eine in Trümmer gesunken war. Die Außenseite des Baues wies Mosaikbelag aus verglasten Steinen in seltsamen Farben auf und am Gesimse eine arabische Inschrift in gewaltigen Buchstaben. Durch ein Portal schreitet man über einen mit Aprikosen-, Pflaumen- und Maulbeerbäumen bestandenen Hof nach der eigentlichen Begräbnishalle mit verschiedenen Kammern. In einer derselben — sie war achteckig, hatte etwa 6 m Durchmesser und ihre Wände waren anderthalb Meter hoch mit Jaspis bekleidet — befanden sich auf dem Boden sieben Gräber; hier ruht neben seinem Lehrer und Freunde der große Emir Timur oder Tamerlan, sein Enkel Ulug-Beg u. a. Auf Timurs Grabe liegt ein Stein von grünlich-schwarzer Farbe: 1,80 m lang, 42 cm breit, 35 cm dick, der aus einem einzigen Nephrit geschnitten ist, dem größten, den man aus diesem Material kennt.

An der Taschkentstraße befand sich der Königin-Bibi-Platz, der seinen Namen der Lieblingsgemahlin Timurs verdankt, mit der von jener Königin gegründeten und nach ihr benannten Hochschule (Bibi-Chanum-* Hochschule). Trotz des Verfalles erkennt man noch heute, daß dieselbe die prächtigste in Zentralasien gewesen ist. Ihre Hauptmoschee hat eine riesenhafte Doppelkuppel; aber besonders herrlich ist noch heute der 15 m breite und mehr als 30 m hohe Bogen des Vordereinganges in seinen Umrissen und Linien. 9 m tief war dies schöne Portal, dessen Wände mit buntfarbiger Mosaik verkleidet waren. Malerei und Gold haben zum Teil ihre Frische bis heute bewahrt. Jede Seite des Haupteingangs ist mit einem schlanken sechseckigen Turme von 16 m Umfang geschmückt. In der Mitte des Gebäudes steht ein ungeheures Lesepult von 2,1 m Länge und 1,8 m Breite aus weißem Marmor, worauf noch 1770 ein in Pergament gebundenes, riesiges Exemplar des Koran lag. Königin Bibi soll sich dieses Lesepult bei ihren Andachten an ein hohes Fenster haben rücken lassen. Heute soll dasselbe den unten Durchkriechenden von ihrem Rückenmarksleiden loshelfen.

Um einen Überblick über die Stadt zu erhalten, ersteigt man am besten eines der 50 m hohen Minarets der Ulug-Beg-Hochschule am Rhigistan (Marktplatz). Im Norden zeigen sich die Ufer des Serafschan, die teils bewaldet, teils durch künstliche Bewässerung angebaut waren. Ganze Wälder von Sykomoren und Mandelbäumen, aber auch Gärten mit Kirschen, Pflaumen, Äpfeln, Pfirsischen und Aprikosen, Weinstöcken und Rosen wechselten

*) Chanum = Königin, Herrin.

mit Feldern ab. Gerste und Weizen in zweiter Ernte,*) Reis und Moorhirse, Sesam, Melonen, Gurken, Baumwolle deuteten hin auf die Fruchtbarkeit des Seraffschanthales. Im Nordosten blickten die Ruinen der Schah-Sindeh-Moschee und Bibi-Chanum-Hochschule herüber, im Osten die Straße nach Pendschakent, im Süden der Dom des Timurgrabmals, im Westen die Citadelle. Ringsum zog sich die hohe Stadtmauer mit einem Umfang von 14,4 km und deutlich bemerkte man in derselben die sechs Thore. Wie eine Stadt für sich lag die Citadelle mit den russischen Kasernen da, weil sie von einer besonderen 2,4 km langen, 2,3 m hohen und an der Basis 3 m dicken Mauer eingefriedigt war. Zahlreiche Gärten, von drei Flüssen bewässert, unterbrachen das Häusergewirr der großen Stadt, die gegenwärtig 36000 Einwohner zählen mag.**) Wohl sind die älteren Stadtteile mit ihren Lehmbauten, platten Dächern und engen Straßen noch echt morgenländisch, aber neben den kleinen gewundenen Gassen giebt es doch leidlich breite Hauptwege; einen auffälligen Gegensatz dazu bieten allerdings die breiten, fächerförmig verlaufenden Straßen des russischen Stadtviertels mit den bunten Dächern, dem Palaste des Gouverneurs, dem öffentlichen Parke und der Promenade.

Wir verlassen nun unsern hohen Standpunkt und widmen — an der Südseite des Rhigistan Posto fassend — den Hauptpunkten des mohammedanischen Lebens in der Gegenwart unsere Aufmerksamkeit. Da liegen drei Hochschulen vor uns, alle mit hübschen Fassaden und verglasten Ziegeln, und Minarets an den Seiten. In der kleinsten derselben, der Ulug-Beg-Hochschule vereinigte einst (1421) der Enkel Timurs die größten Astronomen seiner Zeit aus aller Herren Ländern und baute ihnen vor der Stadt das vorerwähnte Observatorium. Neben Astronomen fanden besonders bedeutende Mathematiker Gunst vor den Augen Ulug-Begs; die Schule ist in Verfall, hat aber noch 24 Zimmer und verfügt über Grund und Boden, Läden und Vorratsspeicher in der Stadt, die einen Teil der Unterhaltungskosten eintragen. Weit stattlicher nimmt sich die Schir-Dar-Hochschule aus, 1618 gebaut in einer Pracht, daß „der Mond vor Staunen die Finger an die Lippen gelegt" haben soll. Während Minarets die Ecken der Vorderfront zieren, sind die anderen Ecken von melonenförmigen Kuppeln gekrönt. Über dem hohen gewölbten Portal tritt das persische Wappen hervor: Löwe und Sonne, das in blauen und gelben Mosaiksteinen ausgeführt ist. Ihm verdankt die Schule den Namen Schir-Dar, d. h. die den Löwen tragende. Mosaik aus grünen, blauen, weißen, roten Steinen bildet die Verkleidung der Fassade. Tritt man in den großen Hof ein, so bemerkt man auf der nach Mekka gerichteten Seite die Moschee,

*) Die erste Aussaat geschieht im Herbst und reift im Mai, dann werden die Felder das zweite Mal bearbeitet.

**) Zur Zeit Timurs 150000 innerhalb derselben Mauerbegrenzung.

auf den drei anderen die zweistöckigen Gebäude mit den 64 Zimmern für Lehrer und Schüler; von den letzteren bewohnen je zwei ein Zimmer; in der Sommerhitze gehen sie nicht selten einer lohnenden Beschäftigung nach. Auch diese Hochschule ist reich dotiert mit Land, Läden u. s. w., desgleichen sämtliche 58 Moscheen und Hochschulen der Stadt.

Die Juden in Samarkand feierten zur Zeit von Lansdells Anwesenheit gerade ihr Laubhüttenfest. Sie schlugen im Hofe oder Garten ein baumwollenes Zelt auf; hier nahmen sie die Mahlzeiten ein, auf Teppichen an der Erde sitzend: gedörrte Erbsen, Pistazien, Weintrauben, Pfirsiche, Äpfel, Fleisch- und Möhrenpasteten, geröstete Aprikosen- und Pflaumenkerne. In Gestalt eines großen Kandelabers war zur Erinnerung an das Erntefest eine Art Baum aus Zweigen hergestellt worden, an welchem Äpfel, Quitten und Safranblüten hingen. Die Lage der Juden ist weder hier noch in Buchara eine beneidenswerte: Der Bau von Synagogen, die Erwerbung von Hausgrundstücken, das Erscheinen in den Straßen hoch zu Roß, das Tragen einer anderen Kopfbedeckung als der schwarzen Baumwollmütze und eines anderen Gürtels als des Strickes: alles bedarf besonderer Genehmigung der höchsten Provinzialbehörde. Eine Rechtlosigkeit des jüdischen Elements spricht sich auch darin aus, daß dasselbe die Streiche der Muhammedaner demütig hinnehmen und bei Prozessen mit den Koran-gläubigen nicht vor einem gemischten, sondern rein muhammedanischen Gerichtshofe erscheinen muß. Das weibliche Geschlecht, welches sich im Bereiche des Hauses mit unverhülltem Gesicht zeigt, darf ohne Schleier nicht wagen, die Straße zu betreten, wenn es vor Beleidigungen sicher sein will. Wie streng sich die jüdische Bevölkerung an ihre Ritualgesetze bindet, sollte der Reisende bei einem Besuch der von der russischen Regierung eingerichteten Schule erfahren; unter den 77 Schülern befanden sich 30 jüdischen Bekenntnisses, die zwar dem Zwange des Schulgesetzes Folge geleistet und erschienen waren, aber da sie Fasttag hatten, sich jeder Arbeit, auch des Lesens, enthielten.

Das regste Treiben in Samarkand herrscht an den beiden Markttagen: Donnerstags und Sonntags. Auf der Hauptstraße zum Bazar drängt sich Kopf an Kopf, fast nur Männer, eine dicht verschleierte Frau gehört zu den Seltenheiten. Was der Fleiß des Landmanns und die Kunstfertigkeit der Tadschiks hervorgebracht, das liegt im Bazar zum Kaufe aus: Baumwolle, Weizen, Reis, Melonen, Pfirsiche, Pflaumen, Granatäpfel, die Rinde des Granatapfelbaumes zur Gewinnung von rotem Farbstoff, Gewebe aus Seide und Baumwolle, besonders schöne seidene Taschentücher, Teppiche, Stiefelwaren, Sättel, — auch emaillierte von der Bauart der mexikanischen — Pferdegeschirre, olivengrüner Schnupftabak in kleinen Kürbisdosen, Kettenpanzer und Panzerhelme. Denn die Tadschiks sind in allen diesen Arbeiten: auf dem Webstuhl und in der Färberei, am Ambos und der Drechselbank, in der Herstellung wie in der Verarbeitung des Leders ausgezeichnet.

Übrigens wohnen die Glieder einer und derselben Zunft auch in demselben Stadtquartiere. Es sei hinzugefügt, daß für Pferde, Maultiere und Schafe ein besonderer Platz eingeräumt war; erstaunen wird man freilich über die Preise edler Reitpferde; denn Lansdell zahlte für zwei prächtige Hengste nicht mehr als 192 M.

Der russischen Eroberung ist so manche Einrichtung humanitärer Art zu danken, so zwei Spitäler für eingeborene Männer und Frauen; obwohl das Frauenhospital groß und luftig gebaut und mitten in einem schönen Garten gelegen ist, hält doch die orientalische Scheu vor ärztlicher Behandlung des weiblichen Geschlechts durch Männer von der Benutzung desselben ab. Ferner haben die Russen Knaben- und Mädchenschulen und ein Asyl zur Aufnahme eingeborener Waisenkinder errichtet. In der Mädchenschule bewirkt dieselbe Ursache, die an der Ingebrauchnahme des Hospitals hinderte, also die Scheu vor dem Hinaustreten des weiblichen Geschlechtes über die Grenze des Hauses, daß Sartenmädchen*) gar keine Vertreterin unter den Schülerinnen haben, obwohl der Unterricht unentgeltlich ist; in der Knabenschule dagegen saßen neben Russen und Juden auch Sartenknaben, die, wenn sie auch nicht durch besondere Intelligenz, so doch durch weißen Turban, gelbe Stiefeln, Beinkleider aus Druckkattun und teilweise auch durch Uhr mit Kette sich hervorthaten. Die Garnison von Samarkand kehrte Ende September aus dem Sommerlager unter Zelten und dem Manöver zurück; die Montur bestand aus leinener Bluse mit Achselklappen aus Tuch, rot gefärbten Lederhosen, leinenem Proviantbeutel, und weißer Mütze mit herabhängendem Nackenschleier, der besonders den Hinterkopf und Hals vor den brennenden Strahlen schützen soll. Das Offizierkorps machte auf den Reisenden einen durchaus günstigen Eindruck, und er konnte nirgends eine Bestätigung jener leeren Gerüchte finden, daß in Zentralasien außer avancementlustigen, besonders solche Offiziere zu finden seien, die vorher in Petersburg zu flott gelebt und sich nun hier — gleich Cäsar in Gallien — wieder arrangieren wollten.

Waren Landsdell früher in Kokan als besondere Krankheitserscheinungen endemischer Kropf und in der Nähe von Buchara in einem darnach benannten Dorfe der Aussatz aufgefallen, so im Militärhospitale von Samarkand und auch anderwärts der Rischta oder Hautwurm. Bei den rund 5000 Russen ist diese Erkrankung an Hautwurm — der entweder beim Waschen in verdorbenem Wasser in die Poren oder beim Trinken in den Organismus eindringt — selten, bei den Eingeborenen häufig. Der Hautwurm entwickelt sich vom kleinsten Anfange in Gestalt einer gummizähen, zusammengerollten gekochten Nudel bis zu 2 m Länge unter der Haut; da, wo sich der Kopf des Parasiten befindet, bildet sich ein Absceß, an dessen Öffnung man das Ende des Hautwurms faßt und — indem

*) Sarten nennt man die Eingeborenen von Samarkand schlechthin.

man die Haut ringsum abdrückt — behutsam herauszieht. Ist der Kopf des Parasiten mit herausgewunden, so geht die Heilung der Wunde rasch von statten, während im anderen Falle Erkrankung eintritt und die Reste durch schmerzhafte Eiterung nach und nach von selbst ausgestoßen werden.

---

7. Die Tschuktschen.

Die Tschuktschen wohnen im äußersten Nordosten des großen Kontinents. Wie alle die armen Bewohner des hohen Nordens, die Lappländer, Samojeden, Ostjaken, Tungusen 2c., teilt man auch sie nach ihrer Lebensweise ein in nomadisierende oder Renntier-Tschuktschen und seßhafte oder jagd- und fischereitreibende Tschuktschen. Doch wo der Ackerbau fehlt, darf man das „seßhaft" nicht streng nehmen. Wenn im Winter Fische und Seehunde an der Meeresküste selten werden und sich nach anderen entlegenen Punkten hinziehen, müssen auch die von ihnen abhängigen Menschen aufbrechen und andere Ansiedelungen aufsuchen.

Die „seßhaften Tschuktschen" wohnen am Ufer des Eismeeres vom Kap Schelag (tschuktschisch Erran oder Ertryn) bis zum Ostkap und weiter südwärts am Ufer des Beringsmeeres bis zum Anadyr-Busen. Doch scheinen die Beziehungen zwischen den Eismeer-Tschuktschen und den Beringsmeer-Tschuktschen sehr gering zu sein; auch die Sprache ist verschieden.

Das Leben aller dieser Volksstämme, die auf die rauhesten, kältesten, unfruchtbarsten Landstriche der bewohnbaren Erde verwiesen sind, ist nahezu das gleiche. Der bittere Kampf um die Befriedigung der dringenden leiblichen Bedürfnisse hindert alle Entwickelung des Seelenlebens. Nur der Handelsverkehr mit zivilisierten Nationen weckt einigermaßen den Verstand. Die Tschuktschen gehören zu den geistig gewecktesten Horden, wenn sie auch in Schmutz und Unreinlichkeit ihren westlichen Nachbarn keineswegs nachstehen.

Da wir das Nomadentum, wie es an das Renntier sich knüpft, schon eingehend geschildert haben, wollen wir hier nur einer eigentümlichen Sitte Erwähnung thun, von welcher ähnliche Züge sich früher auch bei den Lappen fanden und mitunter wohl noch finden.

Der russische Arzt Augustinowitsch, der längere Zeit im östlichen Sibirien gelebt hat, hat vor kurzem eine Schilderung der Bevölkerung des Kolymadistrikts veröffentlicht. In demselben wohnen außer den dort ansässigen Russen (Kosaken, Kleinhändlern, Bauern, Kaufleuten und Verbannten) als seßhafte Stämme die Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen, Omoken, als nomadisierende die Tungusen, Lamuten und Tschuktschen. Über die letzteren entnehmen wir seinem Berichte nachstehende interessante Einzelheiten. Die Tschuktschen verehren bloß die Sonne; sie beten niemals und erfüllen

keinerlei religiöse Gebräuche, wofern man nicht die Begräbnisfeierlichkeiten dazu rechnen will. Sie glauben an ein Fortleben nach dem Tode und geben deshalb dem Verstorbenen einige Renntiere mit auf den Weg. Die Körper ihrer Toten verbrennen sie oder sie bringen sie auf irgend einen entfernten Berg, damit sie hier eine Beute der wilden Tiere, besonders der Wölfe werden, vor welchen die Tschuktschen eine besondere Achtung haben. Verbrannt wird die Leiche nur, wenn es der Wunsch des Sterbenden gewesen war. Die Tschuktschen wünschen nicht eines natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise, welches des Lebens überdrüssig sind, und welche ihrer Familie nicht zur Last sein wollen, junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind, aber auch völlig gesunde, welche ihre vor ihnen verstorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich töten, und man tötet sie ohne Zögern! Das Töten muß einer der nächsten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermangelung von Verwandten ein naher Freund oder Bekannter. Wenn sich keiner dazu bereit findet, so sucht sich der Tschuktsche irgend einen Fremden, welchem er eine bestimmte Belohnung verspricht. Jeder Tschuktsche hat eine besondere Kleidung, welche zeitig für den Fall eines freiwilligen Todes hergerichtet wird; dieselbe unterscheidet sich von der Alltagskleidung nur dadurch, daß sie aus den besten Renntierfellen genäht, und daß das Obergewand, welches Niryn heißt, mit Wolfsfell eingefaßt ist und auf dasselbe Fetzen von Wolfsfell genäht sind. Vor dem Sterben ist der Tschuktsche in der besten Gemütsverfassung; er ist fröhlich und drückt seine Freude jedem aus, der sich bei ihm verabschiedet. Die ihn Besuchenden bitten ihn, ihre Freunde und Verwandten, welche er in der andern Welt treffen soll, zu grüßen. Der zum Tode bestimmte Tag ist ein Festtag für die ganze Familie; Verwandte, Freunde und Bekannte, alle verweilen vom frühen Morgen in der Nähe des Zeltes, wo sich der Todeskandidat aufhält. Er erwartet mit Ungeduld im Zelt denjenigen, welcher ihn töten soll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters ꝛc. abwarten. Sobald der entscheidende Augenblick eintritt, wird alles still in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelte befindliche Tschuktsche entledigt sich nun seines Obergewandes, setzt sich aufs Lager und drückt sich mit seiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollstrecker durchbohrt mittelst einer Lanze die Wand und richtet die Spitze der Lanze auf das Opfer, welches dieselbe so anfügt, daß sie die Rippenbogen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: akalpe-kalschel-magdle (d. h. töte schnell!). Der draußen stehende Mann schlägt mit voller Kraft der Hand auf das Ende des hölzernen Lanzenstils und die Lanze durchbohrt quer die Brusthöhle, um auf der anderen Seite blutig herauszukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei; der Außenstehende zieht mit einem Ruck die Lanze heraus. Der Tschuktsche ist infolge des heftigen Stoßes mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und die Ein-

tretenden finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder sehen ruhig und leidenschaftslos auf den entseelten Leichnam des Gatten und Vaters, in welchem sie auf immer ihren einstigen Beschützer verloren haben. Man trägt die Leiche aus dem Zelt und führt sie einige Werst weit auf einen hohen Berg. Zwei Renntiere werden an die Narte (Schlitten) gespannt, zwei andere werden hinterdrein geführt; alle vier werden dann am Ort des Begräbnisses geschlachtet. Hatte der Verstorbene eine Renntierherde, so wird auch diese nachgetrieben. An Ort und Stelle wird eine länglich viereckige Grube gemacht, die Leiche hineingelegt und ein Fell darauf gedeckt. Darauf werden die getöteten Renntiere so niedergelegt, daß an jeder Seite der Grube ein Tier liegt. Damit ist die Handlung vorüber und sowohl die Leiche als die getöteten Renntiere bleiben den wilden Tieren zur Speise. Alle bei der Bestattung Anwesenden bleiben bis zum Abend am Grabe. Hatte der Verstorbene eine Renntierherde, so werden einige Tiere geschlachtet und ein Mahl zugerichtet, das oft bis Mitternacht dauert, und an dem sich auch die nächsten Anverwandten des Toten beteiligen. Dann verlassen alle das Grab, nur die Renntierherde bleibt dort und wird während der nächsten drei Tage um das Grab geführt. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Herde weggetrieben und nun bekümmern sich Verwandte und Freunde nicht weiter um das Grab.

Siebzehnter Abschnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

II. China.

III. Japan.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.*)

1. Die Hochebene.

Die Mongolei bietet im allgemeinen einen traurigen und wilden Anblick dar, und vergeblich schaut das Auge nach einem Wechsel in der Landschaft aus. Die Einförmigkeit der Steppe wird nur unterbrochen durch Schluchten oder unfruchtbare Felsenhügel. Gegen Norden hin, im Lande der Khalkas, ist die Natur schon belebter; die Berge sind mit Hochwald bestanden und die Wiesengründe von Flüssen und Bächen durchzogen; aber im Winter ist alles Land weit und breit mit einer Schneedecke belegt. In der Nähe der großen Mauer schleicht die chinesische Zivilisation wie die Schlange

*) Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree. (Leipzig 1855.) Reisen in der Mongolei von N. v. Prschewalski. (Jena 1877.)

in der Wüste; dort erheben sich Städte, im „Graslande“*) gewinnt man schon Ernten, und der Hirt muß nach Norden hin zurückweichen. Der größte Teil der Mongolei besteht aus sandigen, vollkommen baumlosen Ebenen, kaum gedeiht auch nur spärlich kurzes, sprödes Gras; dazu gesellen sich dornige Kriechpflanzen, hin und wieder einige Strecken von magerem Heidekraut: dies ist der Pflanzenwuchs der wasserarmen Gobi. In weiten Abständen findet man Brunnen, zum Gebrauch der Karawanen gegraben. Die Mongolei hat nur zwei Jahreszeiten, nämlich neun Monate Winter und drei Monate Sommer. Manchmal wird die Hitze übermäßig, namentlich auf den Sandsteppen, doch hält sie nur einige Tage an. Die Nächte sind fast immer kalt. In jenen Landstrichen, wo die Chinesen Ackerbau treiben, fallen fast sämtliche Arbeiten in den Zeitraum von etwa hundert Tagen. Der Boden wird, nachdem er einigermaßen aufgetaut ist, in aller Eile umgepflügt und sogleich besät; alles wächst ungemein rasch, und gleich nach der Ernte tritt der scharfe Winter ein.

Die ungemein strenge Kälte rührt hauptsächlich von drei Ursachen her: von der hohen Lage des Landes, dem mit Salpeter geschwängerten Boden und der Abwesenheit all und jeden Ackerbaues mit Ausnahme der kleinen Strecken, welche die Chinesen unter den Pflug gebracht haben. In diesen letzteren ist die Temperatur merklich milder geworden, die Wärme nimmt zu, je weiter der Ackerbau vorrückt, und einige Getreidearten, welche anfangs der Kälte wegen nicht gedeihen wollten, geben jetzt guten Ertrag.

In der weiten Einöde schwärmen viele wilde Tiere umher: Hasen, Fasanen, Adler, Falken, Geier; der sogenannte Pfeifhase, ein kleiner Nager, der sich in die Erde gräbt; „gelbe Ziegen“, d. h. Antilopen; das Felsenschaf, wilde Esel, braune und schwarze Bären, Luchse, Unzen und Tiger. Die Mongolen reisen daher stets wohlbewaffnet mit Bogen, Lanze und Flinte.

---

2. Der Mongole.

Der Mongole hat ein plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine zurücktretende Stirn, kleine, schräg geschlitzte, gelbliche Augen, schwarzes, straffes Haar, dünnen, spärlichen Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs ist von mittlerer Größe. Er trägt hohe Lederstiefeln, im Sommer einen langen Rock aus blauem chinesischen Baumwollstoff, im Winter einen weiten Schafpelz, in der Mitte durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, an welchem Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerstahl hängen. Den Kopf bedeckt er mit einer warmen Mütze. Sein Gang ist langsam und schwerfällig (durch das

*) So nennt man in China die mongolische Steppe.

von Jugend auf geübte Sitzen zu Pferde hat er sogenannte Säbelbeine bekommen, deren Form nun stehend geworden ist); seine Sprache ist hart, scharf und mit abscheulichen Aspirationen überhäuft. Im Gegensatz zu dieser äußerlich unvorteilhaften Erscheinung hat der Mongole einen milden, äußerst gutmütigen Charakter; äußerste Fröhlichkeit wechselt bei ihm mit tiefem Trübsinn. Die geistige Energie des Europäers fehlt ihm ganz; unter der Herrschaft Chinas und der Priesterkaste hat er die kriegerische Tapferkeit eingebüßt und ist feig geworden. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes (vom schlauen Chinesen wird er oft genug betrogen und ausgebeutet); aber er ist heftig, stürmisch und mutig, sobald Fanatismus oder Rachsucht ihn in Wallung bringen. Er ist unbefangen und leichtgläubig wie ein Kind und liebt deshalb auch leidenschaftlich Erzählungen, Sagen und Märchen.

Im Nordwesten vermischen sich die Mongolen vielfach mit Muselmanen*) und im Süden mit den Si-fan**) oder Ost-Tibetanern. Das zahlreichste Mongolenvolk sind die Khalkas, welche den ganzen Norden der großen Region inne haben. An Berühmtheit und Wohlstand stehen sie oben an. Ihr Gebiet erstreckt sich von Westen nach Osten 500 Stunden weit, und von Norden nach Süden 200 Stunden. Es zerfällt in vier große Provinzen (deren jede unter einem besonderen Herrscher steht) mit 86 Bannern (Kobschunten), wovon jedes wieder seinen besonderen Fürsten hat. Der geistliche Oberherr über alle ist der Bogdo-Lama, ein Oberlama, der lebendige Buddha***) aller Khalkas-Mongolen, der seinen Sitz in der Hauptstadt Urga hat.

In der Mongolei bilden sämtliche Familien, welche mit dem Herrscher verwandt sind, den Adel, wenn man so sagen darf: die Patrizierkaste. Diesem Adel gehört aller Grund und Boden. Die Edelleute, „Taitsi", tragen einen blauen Knopf an ihrer Mütze; aus ihnen wählt der Herrscher seine Minister, gewöhnlich drei an der Zahl, die einen roten Knopf (Glaskugel) tragen und „Tutselaktßi" heißen. Die mongolischen Fürsten sind zwar von China abhängig; sie halten sich für verpflichtet, dem „Sohne des Himmels und Gebieter der Erde" alljährlich ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, doch steht ein für allemal fest, daß der Groß-Chan nicht das Recht hat, irgend eine dieser mongolischen Herrscherfamilien zu beseitigen, wenn er auch unter Umständen den Häuptling absetzen kann. Die mongolischen Fürsten bezahlen ihren Tribut in Vieh, erhalten dagegen vom Pekinger Hofe Geschenke in

*) Im Mittelalter nannte man sämtliche Mongolen und Türken, die erobernd nach Europa eindrangen, Ta(r)taren, obwohl dieser Name nur einem einzelnen mongolischen Stamme angehörte.

**) Wörtlich: Fremdlinge des Westens — wie sie die Chinesen nannten.

***) Buddha, der menschgewordene Gott, wandert von einem Oberpriester in den anderen, so daß er nie ausstirbt. Es giebt eine ziemlich große Anzahl solcher „Schaberons" oder lebendiger Buddhas; sie stehen jedesmal an der Spitze bedeutender Klöster.

seidenen Tüchern, Pelzkleidern und anderen Luxusartikeln. Die zahlreichen Klöster mit ihren Tausenden von Lamas werden von der chinesischen Regierung besonders begünstigt, weil sie recht wohl berechnet, daß, wenn die Geistlichkeit auf ihrer Seite ist, auch das Volk nicht murren darf.

Alle Mongolen, die nicht von fürstlichen (adligen) Familien sind oder zum geistlichen Stande gehören, sind Sklaven, von ihren Gebietern unbedingt abhängig. Sie müssen denselben Gefälle zahlen und das Vieh hüten; aber es steht ihnen frei, sich eigene Herden zu halten. Übrigens trägt die Sklaverei durchaus kein hartes Gepräge. Die Adelsfamilien sind in nichts von den Sklavenfamilien verschieden; beide hausen unter Zelten, beide sind nomadische Viehzüchter. Der Edelmann lebt nicht in Pracht und Üppigkeit, giebt also dem armen keinen Anstoß. Wenn der Sklave in des Herrn Zelt eintritt, bietet dieser ihm Thee und Milch; beide rauchen Tabak miteinander und wechseln gegenseitig ihre Pfeifen. Die jungen Sklaven und jungen Barone haben alle Spiele und Lustbarkeiten gemein; der Stärkere ringt den Schwächeren zu Boden, gleichviel, wer er sei. Sehr oft sind Sklavenfamilien reiche Herdenbesitzer und viel wohlhabender als ihre Herren, die denn auch an einem solchen Verhältnis nicht den geringsten Anstoß nehmen. Übrigens hat der mongolische Adel das Recht über Leben und Tod, und manche Häuptlinge wissen ihre Stellungen zu allerhand Erpressungen zu benutzen, indem sie z. B. ihren Untergebenen das schlechteste Vieh zum Hüten geben und sich später die besten Stücke zurücknehmen.

Das Verhältnis zum Vieh.

Hierüber äußert sich Prschewalski*) wie folgt:

Der Nomade, welcher seinen ganzen Unterhalt, Speise, Kleidung und Wohnung, seinen Herden verdankt und mit ihrer Hilfe auch hübsches Geld verdient, das teils aus dem Verkauf von Vieh, teils aus der Warenbeförderung mittelst desselben gewonnen wird, widmet seine ganze Sorge seinen Haustieren. Diese bestimmen auch den Ort seiner Ansiedelung. Der Mongole macht da Halt, wo er für sein Vieh reichlich Futter und Tränke findet. Seine Wissenschaft und Kunst dreht sich um seine Tiere. Das widerspenstige Kamel wird unter seinen Händen ein unterthäniger Lastträger und das halbwilde Steppenpferd ein gehorsames und ruhiges Reittier.

Der Nomade liebt seine Tiere und hat Mitleid mit ihnen. Er sattelt um keinen Preis ein Kamel oder Pferd vor einem bestimmten Alter und verkauft für keinen Preis ein Lamm oder ein Kalb, da er es für eine Sünde hält, sie in der Jugend zu schlachten.

*) Reisen in die Mongolei von N. v. Prschewalski. Aus dem Russischen von Albin Kohn. (Jena 1877.)

Die Industrie spielt bei den Mongolen eine sehr untergeordnete Rolle und beschränkt sich auf die Herstellung derjenigen Gegenstände, welche zum Hausgebrauch durchaus notwendig sind. Man gerbt also Leder, macht Filzdecken, Sättel, Zäume und Bogen; selten nur verfertigt man sich Messer und Stahl. Alle anderen Gegenstände des Bedarfs kauft der Mongole von den Chinesen und in sehr geringer Menge von den russischen Kaufleuten in Urga und Kiachta. Von Bergbau ist keine Rede. Der Binnenhandel in der Mongolei ist fast ausschließlich Tauschhandel; der Handel nach außen beschränkt sich auf Peking und die chinesischen Nachbarstädte. Dorthin bringen die Mongolen ihr Vieh, sowie Salz, Felle und Wolle zum Verkauf und nehmen Manufakturwaren als Bezahlung an.

Der größere Teil des Lebens dieser Nomaden vergeht im Nichtsthun. Die Pflege der Herden bildet ihre einzige Sorge und nimmt nicht ihre ganze Zeit in Anspruch. Pferde und Kamele gehen ohne jede Aufsicht in der Steppe umher und kommen nur im Sommer, einmal des Tages, zum Brunnen, um zu trinken. Das Hüten der Kühe und Schafe ist eine Obliegenheit der Frauen und Kinder. Bei den reichen Mongolen, deren Herden nach Tausenden zählen, werden gemietete Hirten gehalten, welche arm sind und keine Familie haben. Das Melken der Herde, das Sammeln der Sahne, das Buttern, Kochen gehört nebst andern häuslichen Arbeiten zur Beschäftigung der Hausfrau. Die Männer, wenn sie nicht auf der Jagd sind, reiten von einer Jurte zur andern, um Thee oder Kumys zu trinken und mit dem Nachbar zu plaudern. Mit seltenen Ausnahmen sind sie schlechte Schützen und haben keine guten Gewehre, oft behelfen sie sich mit Pfeil und Bogen.

Beim Herannahen des Herbstes erleidet das Faulenzerleben eine Änderung. Sie sammeln dann ihre Kamele und bringen sie nach Kalgan oder Kuku-Choto, um sie dort zur Warenbeförderung zu vermieten. In Kalgan nimmt man Thee, um ihn nach Kiachta zu bringen, in Kuku-Choto Proviant für die chinesische Armee in Uljasutaj und Kobdo. Der dritte kleinste Teil der Kamelherde wird zum Tragen von Salz, das man aus den Salzseen der Mongolei gewinnt, verwendet; es wird in die chinesischen Grenzstädte gebracht. So werden also während des Herbstes und Winters sämtliche Kamele beschäftigt und bringen ihren Eigentümern großen Gewinn. Im Anfang April hört diese Beschäftigung auf; die abgemagerten Kamele werden in die Steppe getrieben und ihre Eigentümer pflegen wieder der Ruhe.

Das Gehen ist für den Mongolen zu anstrengend. Sein Reitpferd steht gesattelt vor der Jurte und wird bestiegen, auch wo es sich nur um einen Besuch in nächster Nähe handelt. Auch seine Herde hütet der Nomade reitend, und während seiner Winterreise steigt er nur dann vom Kamele oder Pferde, wenn ihn der Frost dazu zwingt. Wenn der Mongole auf seinem Renner sitzt, ist er ganz in seinem Elemente; er reitet nie Schritt, selten Trab; er fliegt wie der Wind durch die Steppe. Ein guter Renner oder Paßgänger

ist sein größter Stolz, und er verkauft ein solches Pferd auch in der größten Not nicht.

Doch bleibt das Kamel das geschätzteste Tier des Mongolen. Er nennt es im allgemeinen „Tyme“, das männliche Tier „Burun“; das verschnittene Männchen „Atan“, das Weibchen „Inga“. Die Mongolei besitzt ausschließlich das Kamel mit zwei Höckern, das sogenannte Trampeltier (Camelus bactrianus); das einhöckerige Kamel (Camelus dromedarius), kurzweg „Dromedar“ genannt, das so gewöhnlich in den turkmenischen Steppen ist, wird nicht gezüchtet. Die äußeren Merkmale eines guten Kameles sind: ein gedrungener Körperbau, breite Füße, ein breites, nicht schroff abfallendes Hinterteil und hohe, gerade aufsteigende Höcker. Letztere zeigen, daß das Kamel fett ist, folglich lange alle Mühseligkeiten und Entbehrungen einer Wüstenreise zu ertragen vermag.

---

3. Einkehr in einem Mongolenzelte.

Soweit das Auge reicht, gewahrt man nur Wiesensteppe; manchmal ist sie durch Seen und Flüsse unterbrochen, oder gewaltige Berge ragen über sie empor; meist aber sieht man unendliche Ebenen. In diesen grünen Einöden, wo der Horizont so weit entfernt liegt, glaubt man sich auf einen Ozean versetzt. Der Anblick dieser mongolischen Wiesenfluren erregt in der menschlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wohl aber ein aus beiden gemischtes Gefühl, eine melancholische, religiöse Stimmung.

Zuweilen gelangt man in Landstriche, wo die Ebene sehr belebt erscheint, wenn nämlich Wasser und Weide der besten Art viele Menschen herbeigezogen haben. Dann erheben sich überall Zelte von verschiedener Größe; sie sehen aus wie Luftballons, die eben vom Gase angeschwellt sind und in die Höhe steigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und sammeln Argols*) ein, welche sie dann am Zelte in einen Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein, oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchspeisen; die Männer tummeln feurige Rosse und treiben die Herden von einem Weideplatz zum andern. Aber dieses belebte Bild verwandelt sich oft in allerkürzester Zeit, und wo eben noch das lauteste Treiben herrschte, wird alles plötzlich leer und öde; denn Zelte, Menschen und Herden sind auf einmal verschwunden. Man sieht in der Einöde nur noch Aschenhaufen, schwarze Stätten, auf welchen ein Herd stand, dann und wann Knochen, um welche die Raubvögel streiten. Das ist alles, woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort sein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Herden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer gab

*) Getrockneter Kuhdünger, der das Feuermaterial bildet. Bei Prschewalski „Argals“.

das Zeichen zum Aufbruch, die Hirten brachen die Zelte ab und legten sie zusammen, um sie an einer anderen futterreichen Stelle wieder aufzuschlagen.

Wir ritten abermals durch eine prächtige Wiesengegend, die noch zum roten Banner*) gehörte, und machten abends in einem Thalgrunde Rast. Er schien zur Zeit stark bewohnt zu sein; denn kaum waren wir abgestiegen, als auch schon viele Tataren uns umringten und hilfreich an die Hand gingen. Sie halfen beim Abladen des Gepäcks, beim Aufschlagen des Zeltes und luden uns ein, bei ihnen Thee zu trinken. Das lehnten wir für heute ab, weil es schon zu spät war, machten aber am nächsten Morgen unsern Gegenbesuch, denn die Einladungen waren so freundlich und dringend, daß wir uns entschlossen, einen Tag bei diesen guten Menschen zu verweilen; ohnehin mußten wir allerlei ausbessern, und Ort und Wetter waren günstig. Während Sandadschiamba (der Diener der beiden Missionäre) unser Leinwandhaus bewachte, gingen wir zu unsern Freunden. Dabei mußten wir wohl aufpassen, daß unsere Beine nicht zu Schaden kamen, denn Scharen großer Hunde liefen bellend gegen uns an. Dann genügte ein kleiner Stab, um sie abzuwehren. Diesen Beschützer mußten wir an der Thürschwelle ablegen, weil die Höflichkeit es erfordert. Denn wer mit einem Stock oder einer Peitsche ins Zelt träte, der würde der ganzen Familie eine schwere Beleidigung zufügen; es wäre das so viel, als wenn man sagte: Ihr seid Hunde!

Wer sich bei den Mongolen einführt, tritt ganz einfach und freimütig auf; von den vielen lästigen Umständlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chinesen ist auch nicht eine Spur vorhanden. Man geht ins Zelt und wünscht allen Anwesenden Glück und Frieden, indem man den Willkommengruß empfängt. Darauf setzt man sich zur Rechten des Familienvaters, der allemal seinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt jeder aus dem Gürtel seine kleine Schnupftabaksdose, die herumgereicht wird; dabei wechselt man einige höfliche Worte. Man fragt z. B. ob die Weide gut sei, die Herden sich wohlbefinden, die Mutterpferde gut fohlen, ob Frieden ringsum sei u. dergl. m., alles in ernster, würdiger Weise. Dann naht sich die Frau und reicht dem Fremden schweigend die Hand. Darauf zieht man aus der Busentasche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole stets bei sich führt, und reicht es der Frau. Sie bringt es sehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien stellt man den Gästen auch ein Tischchen hin mit Butter, Hafermehl, gerösteter Hirse und Käseschnitten, jedes in einem besonderen lackierten Kästchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem seinen Gästen eine noch größere Güte thun will, stellt auf den Herd in heiße Asche ein mit mongolischem Wein (Kumys) gefülltes Fläschchen aus gebranntem Thon. Dieser

*) Im Tschakar (wörtlich Grenzland), das in acht Banner zerfällt, das weiße, blaue, rote und gelbe, das weißliche, bläuliche, rötliche und gelbliche.

„Wein“ besteht aus Molken, die man hat gären lassen und dann unvollkommen destilliert. Man muß Mongole sein, um einem solchen Getränke Geschmack abzugewinnen; es schmeckt fade und hat einen abscheulichen Geruch.*)

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden bis zu halber Mannshöhe eine walzenförmige Gestalt. Auf diesem 2—3 m im Durchmesser haltenden Cylinder erhebt sich ein abgestumpfter Kegel. Das Gezimmer für ein solches Zelt besteht im unteren Teile aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die sich wie ein Netz verengen und erweitern lassen. Von dem kegelförmigen Umkreise laufen Stangen in die Höhe, die oben ebenso zusammenstoßen, wie das Fischbein am Gestell eines Regenschirmes. Dieses Gerüst wird mit grober Leinwand und zwar je nach Umständen mit einer Lage oder mit mehreren überspannt. Die Thür ist eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner, ziemlich hoher Querbalken bildet die Schwelle; wer ins Zelt hinein will, muß zu gleicher Zeit den Fuß hochheben und den Kopf bücken. Oben im Kegel ist gleichfalls eine Öffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann sie vermittelst eines Stückes Filz nach Belieben schließen, denn es ist ein Seil angebracht, dessen Zugende an der Thür befestigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abteilungen. Die Seite links vom Eingange ist den Männern vorbehalten und dorthin müssen sich auch die Fremden begeben; ein Mann, welcher auf die rechte Seite träte, würde eine große Unschicklichkeit begehen. Denn diese rechte Seite gehört den Frauen, und dort liegt und steht auch alles Zeltgerät, z. B. ein großes Gefäß von gebranntem Thon, in welchem Wasser aufbewahrt wird, ausgehöhlte Holzstämme von verschiedener Größe und Dicke, die als Gelten und Eimer benutzt werden; man bewahrt darin Milch und was daraus gewonnen wird auf. Mitten im Zelte steht ein großer Dreifuß und auf demselben ein großer eiserner Kessel, den man fortnehmen kann; er hat die Gestalt einer Glocke. Hinter dem Herde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee; es ist das seltsamste Gerät, das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden desselben sind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem

---

*) Auch die Zubereitung des Thees findet in wenig appetitlicher Weise statt. Der gußeiserne Kessel, worin der Nektar gebraut wird, erfährt selten eine Reinigung, höchstens reibt man ihn mitunter mit Argols oder trockenem Pferdemist aus. Zum Kochen wird gewöhnlich Salzwasser genommen oder das gewöhnliche Wasser während des Kochens gesalzen. Nun wird der Ziegelthee mit einem Messer zerkrümelt oder in einem Mörser zerstoßen, eine Handvoll dieses Pulvers in das siedende Wasser geworfen und Milch dazu gegossen. Um den harten Ziegelthee vor dem Gebrauch besser zu erweichen, legt man ihn gern auf heiße Argols, deren Rauch ihm den Rest von Aroma nimmt. So zubereitet, dient der Thee nur als Getränk. Um ihn zum Nahrungsmittel zu machen, das zugleich sättigt, thut man geröstete Hirse, ein Stück Butter oder auch Hammeltalg hinein, namentlich von der Fettdrüse, welche das mongolische Schaf an der Schwanzwurzel hat. Im Laufe des Tages werden von jedem wohl zehn bis fünfzehn Schüsselchen solchen Thees verzehrt.

Kupfer geziert. Ein derartiges kleines Bett findet man fast in jedem Zelte; es scheint ein unumgänglich notwendiges Stück Möbel zu sein. Aber es ist uns aufgefallen, daß wir auf unserer ganzen Reise keins fanden, das in neuerer Zeit gemacht worden wäre. Es erbt von einem Geschlecht auf das andere.

Neben dem Kanapee, nach der Abteilung für die Männer hin, steht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Form; in demselben werden die vielen Siebensachen aufbewahrt, mit welchem dies einfache kindliche Volk sich herauszuputzen pflegt. Er dient zugleich als Altar für ein kleines Götzenbild, das den Buddha darstellt. Der Gott ist aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in sitzender Figur, mit übereinander geschlagenen Beinen und bis an den Hals mit einer gelbseidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Gestalt unserer kleinen Likörgläser sind der Reihe nach vor dem Buddha aufgestellt; in diesen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Wasser, Butter, Mehl. Den Schmuck dieser kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte tibetanische Bücher. Diese Gebetbücher darf nur ein Lama, ein Mann mit geschorenem Haupte, der in ehelosem Stande lebt, berühren; ein „schwarzer" Mann, der sie mit seinen unreinen weltlichen Händen aufschlagen wollte, beginge gleichsam eine Tempelschändung. — An den verschiedenen Pfählen und Stangen sind Bockshörner angebracht und damit ist die Möblierung eines Mongolenzeltes vollendet. An diesen Hörnern hängt man Rind- und Schöpsenfleisch auf, Blasen mit Butter gefüllt, Pfeile, Bogen und Luntengewehre; fast jede mongolische Familie besitzt eine Feuerwaffe.

Die Gerüche, welche man in einem Mongolenzelte einatmet, sind abscheulich und für jeden, der noch nicht daran gewöhnt ist, beinahe unerträglich. Die scharfe Ausdünstung will einem das Herz aus dem Leibe drücken; sie rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenstände, deren sich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichsam durchtränkt sind. Wegen ihrer Unsauberkeit heißen diese Leute bei den Chinesen „Stink-Tataren" (Tsao-Ta-Dze) und alle Welt weiß, daß auch die Chinesen nicht vom besten riechen und es mit der Sauberkeit nicht genau nehmen.

Das Hauswesen und die Sorge für die Familie ist Obliegenheit der Frau. Sie melkt die Kühe und besorgt die Milch, holt Wasser, das oft sehr weit ab vom Zelte ist, sammelt Argols, trocknet sie und stapelt sie auf; auch verfertigt sie Kleider, gerbt Felle, kämmt und spinnt Wolle, und die Kinder helfen ihr nur, solange sie klein sind. Der Mann dagegen hat nur wenig Beschäftigung, er treibt die Herden auf gute Weideplätze und setzt den entlaufenen Tieren nach. Um seinem Fürsten ein Geschenk zu machen, reitet er auch wohl auf die Jagd, um Rehe, Hirsche oder Fasanen zu bekommen; aber zum Vergnügen thut er es niemals. Wenn sie nicht reiten, verbringen die Mongolen ihre Tage im Müßiggang, liegen im Zelte umher, rauchen, schlafen oder trinken Thee mit Milch. Wird es dem Manne zu langweilig, so nimmt er seine Peitsche vom Bockshorn über der Zeltthür, besteigt ein

Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem ersten besten, dessen er ansichtig wird, entgegen und spricht in den Zelten vor — lediglich zur Unterhaltung.

Seine Neugier ist unbegrenzt. Begegnet der Reisende einer Mongolen-Karawane, so stürzen die Führer derselben auf ihn zu, um ihn nach dem üblichen „Mendu“ (Willkommen, Herr) zu fragen, wohin er reist und was er mit sich führt, ob er verkäufliche Ware hat und was seine Kamele gekostet haben. Alle Sachen des Fremden werden betastet, in die Hand genommen, probiert. Der Fremdling wird völlig belagert.

---

4. Der Kuku-nor,

bereist vom russischen Oberstleutnant Prschewalski.

1.

Zur selben Zeit, wo uns das Innere Afrikas erschlossen und das Rätsel der Nilquellen gelöst wurde, sind kühne und gewandte Reisende teils von Süden und Südosten in das bisher fast hermetisch verschlossene Tibet und zu den Quellen des Brahmaputra, teils von Nordosten zum oberen Hoangho (Gelber Fluß) und zu den Quellen des Blauen Flusses (Jang-tse-kiang), zum Kuku-nor, bis zum Küen-lün-Gebirge vorgedrungen. Der russische Offizier, dessen Werk wir schon wiederholt angeführt haben, hat von 1871—73 im nördlichen China, in der Mongolei und Tibet Entdeckungsreisen ausgeführt, deren Länge nahezu 11000 Werst = 11700 km beträgt. Dieser Erfolg ist um so ruhmvoller, als der Forscher von seiten des russischen Kriegsministeriums und der St. Petersburger geogr. Gesellschaft nur spärlich mit Geldmitteln unterstützt wurde, so daß es nicht selten vorkam, daß er unterwegs mit seinen drei Begleitern fasten mußte, wenn der geforderte Preis für ein Schaf zu hoch war und sich keine Gelegenheit bot, auf der Jagd ein wildes Schaf oder einen Jak (Grunzochsen) zu erbeuten.

Die erste Reise ging von Kiachta über Kalgan nach Peking; von dort aus ward der Südostrand der mongolischen Hochebene bis zum See Dalai-nor besucht. Ein Steppenbrand und wütender Sandsturm gaben dem Anfang der Wüstenreise die rechte Weihe; der Pfeifhase (Lagomys Ogotona) oder wie die Mongolen ihn nennen, der Ogotono, d. i. Kurzschwänzige, von der Größe einer Ratte, auf der wiesenartigen Steppe in Höhlen lebend — und die Dseren-Antilope (Antilope gutturosa) sind die charakteristischen Säugetiere dieses Teiles der Gobi. Von ihren gefiederten Bewohnern ward der Einsiedler (Syrrhaptes paradoxus) — von den Mongolen „Boldurn“ genannt — und die mongolische Lerche Melanocorypha mongolica) gesehen.

In der Stadt Dolon-nor verweilte P. einige Tage. Sie liegt in weiter sandiger Ebene, ist ohne Umfassungsmauern, hat wie die meisten Städte dieser Gegenden eine chinesische und eine mongolische Hälfte. Sie ist einer der wichtigsten Handelsplätze zwischen China und der Mongolei und wird im Sommer von Tausenden mongolischer Wallfahrer besucht. Am 6. April 1871 erreichte er den See Dalai-nor, in den sich vier kleine Steppenflüsse ergießen. Sein Wasser ist stark salzig; sein Umfang beträgt neun Meilen. Im Norden und Osten umgiebt ihn Salzsteppe, im Westen hügeliges Sandland; im Süden beginnen die Höhenzüge des Gutschin-Gurbu. Wegen seiner Lage mitten auf dem mongolischen Wüstenplateau bildet der See eine von den Zugvögeln mit Vorliebe benutzte Station; zur Zeit ihrer Wanderschaft wimmelt seine Fläche von Enten, Gänsen und Schwänen, denen auch Taucher, Möwen, Seeraben, Kraniche, Reiher, Löffelreiher und andere Strandbewohner sich zugesellen.

Dem Kuku-nor kam P. bis auf sechzehn Tagereisen nahe; der Geldmangel zwang ihn zur Umkehr. Anfangs Mai war er wieder in Kalgan, wo er Vorbereitungen zur größeren Reise traf, die ihn nach dem Gelben Flusse, nach der Wüste Ordos und an den Alaschan führen sollte. Von der russischen Gesandtschaft in Peking erhielt er zwei neue Kosaken, wogegen seine bisherigen Begleiter auf ihre Posten zurückkehrten.

Am 15. Mai erfolgte der Abmarsch, zunächst auf der Poststraße, welche durch die Wüste Gobi nach Sibirien führt, von welcher man jedoch bald links abbog, um den Weg nach der Stadt Kuku-Choto, westlich von Kalgan, zwischen diesem und dem nördlichsten Bogen des Hoangho gelegen, einzuschlagen. Die Reisenden gelangten durch hügeliges Steppenland, von nomadisierenden Mongolen bewohnt, unter denen wie auf dem ganzen Grenzgebiete sich Chinesen angesiedelt haben. Diese erwerben von den Mongolen solche Ländereien, die zum Feldbau tauglich erscheinen, sei es durch Kauf oder Pacht, und rücken auf diese Weise immer weiter vor. In einem der dortigen Chinesendörfer traf P. auch eine von belgischen und französischen Jesuiten verwaltete katholische Mission, die aber schlechte Geschäfte machte. Die Mongolen sind eifrige Buddhisten, und die mehr religiös gleichgiltigen, aber sehr schlauen Chinesen verstehen sich wohl hier und da zum Übertritt, doch meist um irgend eines Vorteils willen.

Infolge der auf der Missionsstation eingezogenen Nachrichten beschloß P., den geraden Weg durch die Stadt Kuku-Choto zu meiden und in einem nach Norden ausgreifenden Bogen die Wanderung nach dem Gelben Flusse fortzusetzen. Er hatte in dieser Richtung zwei bedeutende Bergrücken zu überschreiten, Ausläufer der großen Bergkette, welche das mongolische Steppenplateau begrenzt. In diesen Bergen sah er zum erstenmal das Argali oder Bergschaf; es lebt in kleinen Rudeln von 5—15 Stück, ist sehr flüchtig und, da es die steilsten Berghänge liebt, schwer zu jagen. Die mit der Führung von Feuerwaffen wenig vertrauten Mongolen erlegen deshalb auch niemals

ein Argali, stellen ihm auch nicht nach und so ist es so wenig scheu, daß es sich unter die Viehherden mischt und gemeinsam mit ihnen grast.

Nachdem der ansehnliche Strom Chuan-che, uns unter dem Namen Hoangho bekannt, glücklich überschritten war, ging es am rechten Ufer desselben durch die Landschaft Ordos, eine ebene Steppe, die nur am Rande von Gebirgen durchschnitten ist, nach Alaschan, dem südlichen Teile der großen Gobi, den P. ebenso wie das Land Ordos für den Boden eines ehemaligen großen Binnensees hält. In Dyn-juan-in, der Residenzstadt des mongolischen Fürsten des Alaschan-Gebiets, fand er freundliche Aufnahme und erhielt die Erlaubnis, ins Alaschan-Gebirge vorzudringen, das von Süden nach Norden den Lauf des Gelben Flusses im Westen begleitet. Weiter nach Westen vorzudringen verbot der Mangel am Nötigsten. Der Oktober ist auf den Hochsteppen schon rauh, und dem Winter durfte man nicht Trotz bieten, wenn die Geldmittel fehlten. Auf dem Rückmarsch machte sich im November der herannahende Winter sehr fühlbar und das Thermometer sank des Nachts auf 26° C. unter Null. Am 11. Januar 1872 erreichte P. mit seinen drei Begleitern Kalgan, und während eines zweimonatlichen Aufenthaltes daselbst wurden die Vorbereitungen zur neuen Reise getroffen, neue Kosaken in Dienst genommen, Kamele und Reisevorräte angekauft. P. begab sich nach Peking, um dort Schnellfeuergewehre und Revolver zu kaufen, und seitens der russischen Gesandtschaft neue — leider zu spärliche — Geldmittel in Empfang zu nehmen.

Am 17. März war alles zum Aufbruch bereit und abermals ging der Marsch nach Westen. Am 7. Juni befand sich die kleine Expedition wieder in Dyn-juan-in. Die Frühjahrswitterung, welche häufige Schneegestöber und heftige, oft drei Tage lang ununterbrochen tobende Stürme brachte, zeichnete sich durch besondere Trockenheit der Luft aus, die Haut an Lippen und Händen sprang auf, die aufbewahrten Pflanzen zerfielen wie Pulver. Im Mai kamen zwar starke Regengüsse mit Gewittern; doch hielt auch da noch die Trockenheit der Luft an.

Es war ein sehr glücklicher Zufall, daß in der Residenz des mongolischen Fürsten gerade eine siebenunddreißig Mann starke Karawane von Tanguten und Mongolen, ausgerüstet von einem reichen mongolischen Heiligen (Kutuchta) in Peking, eingetroffen war, um weiter nach dem Kloster Tscheïbsen, einem Wallfahrtsorte, nur etwa fünf Tagereisen vom Kuku-nor entfernt, zu reisen. Dort war der Kutuchta geboren. Die Leute waren freilich schlecht bewaffnet und hatten große Furcht vor den (mohammedanischen) Dunganen, die schon seit Jahren durch ihre Raubzüge die Gegend beunruhigten. Um so lieber war es ihnen, daß die mit Schnellfeuergewehren bewaffneten Russen sich ihnen anschlossen. Aber der „Amban“, wie der Fürst genannt wird, war nun mißtrauisch geworden und schwer zu bewegen, seine Gäste zu entlassen. Wahrscheinlich hatte man ihm von Peking aus Vorwürfe über seine Freundlichkeit gegen die Fremdlinge gemacht. Doch endlich ließ er sie ziehen.

Der Weg führte von Dyn=juan=in anfangs gerade gegen Süden, in einiger Entfernung längs des Alaschan=Gebirges hin, dann aber gerade gegen Westen nach der Stadt Dadschin zu, die schon jenseits der Grenze von der Provinz Kan=su liegt. Der südliche Teil des Alaschan=Landes, der auf diesem Marsch durchzogen wurde, ist gleich dem nördlichen eine endlose Wüste, mit Dünen und Sandhügeln von 12—16 m Höhe besetzt. Pfade giebt es nicht, nur der liegen gebliebene Kamelmist und hier und da das Skelett eines Tieres bezeichnen den Weg der Karawanen. An den Grenzen der gelben Sandwüste zieht sich ein Gürtel salzigen Lehmbodens hin, auf welchem nur zwei Arten von Pflanzen gedeihen. Längs dieses Saumes bewegte sich die Karawane gegen Westen fort, — unter brennender Sonne, auf dem glühenden Wüstenboden, der die Hitze verdoppelte — bis sie, an den Grenzen von Kan=su angekommen, die Gebirge dieses Landstriches mauergleich über die Steppen von Alaschan emporragen sah; weit am Horizont schimmerten die schneeglänzenden Kämme des Kulian und Liantschu. Noch einen Tagemarsch, und die Karawane zog zwischen Ackerfeldern und blühenden, mit zahlreichen chinesischen Landhäusern besetzten Wiesen an der Stadt Dadschin, fast unmittelbar an der Fümönnpassage gelegen, welche das eigentliche China mit der kleinen Dsungarei verbindet, vorüber. Hier näherte sie sich wieder der großen chinesischen Mauer. Indessen stellt sich dieselbe in diesen entfernten Teilen des himmlischen Reiches keineswegs als das gewaltige Bauwerk dar, wie in der Nähe der Hauptstadt, denn sie ist hier nichts weiter als eine schon ziemlich schadhaft gewordene Lehmmauer, die in Abständen von je 5 km mit 6 m hohen und breiten Türmen versehen ist.

Von Dadschin aus, das bereits eine Meereshöhe von 1800 m hat, begann die tangutische Karawane und mit ihr die russische Expedition am 2. Juni 1872 die Übersteigung der Gebirge von Kan=su. Jenseits des ersten Passes trafen sie auf die 2620 m ü. M. gelegene, von den Dunganen zerstörte Stadt Da=i=fu, stiegen dann wieder ins breite weidereiche Thal des Flusses Tschgryn=goll hinab und gelangten dann an die südlichen Gebirgsketten, die durch das Thal des Tatungho getrennt sind. Sie gehören dem Gebirgssystem des nordöstlichen Tibet an und erstrecken sich vom Oberlauf des Gelben Flusses gegen Nordwesten, indem sie den Kuku=nor von beiden Seiten umfassen. Auf ihrer nördlichen und nordöstlichen Seite stürzen sie wie Mauern zur Hochsteppe der Provinzen Kuku=nor und Zaïdam ab. Die Chinesen nennen alle diese Gebirge „Sün=schan“ oder „Nan=schan“. Sie führen Gold und Steinkohlen, die Südhänge sind von Wäldern bedeckt. Unter der Alpenflora ist vor allem die Rhabarberstaude (Rheum palmatum) bemerkenswert, die früher kein Europäer in ihrem Vaterlande beobachtet hat. Sie wird bis über 3 m hoch, hat große, dunkelgrüne, lappig gespaltene Blätter, nach Art unserer Ampfer hoch aufschießende Blütenstände mit ähnlich geformten Blüten und büschelige Wurzeln. Diese werden von der einheimischen Bevölkerung eifrig gesammelt und nach den

chinesischen Binnenstädten, namentlich nach Si-ning, gebracht, von wo sie im Sommer zu Schiff auf dem Hoangho, im Winter aber auf dem Karawanenwege nach Peking, Tiëntsin und anderen chinesischen Häfen abgehen und in den europäischen Handel kommen.

Die Waldzone hat außer europäischen Bäumen wie Zitterpappel, Vogelbeere, weiße Birke auch manche besondere Arten, so die rotrindige Birke, die schneeweiße Vogelbeere, eine eigene Fichten- und Tannenart, den baumartigen Wachholder. Über die Waldzone erstreckt sich der Gürtel des Buschwerks, unter welchem die Alpenrose (Rhododendron) die hervorragendste Stelle einnimmt, und der grasreichen üppigen Alpenwiesen, die im Anfange des Monats Juli in voller Blüte stehen, Mitte August aber bereits abzusterben beginnen. Sie gehen bis zur Höhe von 3700 m hinauf. Weiter hinauf erscheint kahler, von Moosen und Flechten überzogener Fels.

Zu den bemerkenswerten Tieren zählt das Moschustier, der Steinbock (von den Mongolen Kuku Jeman, d. i. „der blaue Bock“, genannt), besonders auf dem Alaschaner Gebirgsrücken massenhaft, das Bergschaf (Felsenschaf, Ovis argali), der Hirsch in besonderen Arten; Bär, Dachs, Fuchs, Wolf und die Wildkatze. Der Reichtum an Vögeln ist bedeutend. Als eigentümlichste Tierform für diese ganze tibetanische und südmongolische Bergwelt ist der Grunzochs zu nennen, der zum Haustier geworden, tief in das Leben der Nomaden und Steppenvölker eingreift. Er ist wie das nordische Renntier an kalte Luft gewöhnt und flieht die Wärme. Doch ziehen sich der Weide und des Wassers halber die Jaks auch in tieferen Thälern weit in das offene Land hinaus.

Das Klima der Kansu-Gebirge ist durch reiche Feuchtigkeitsniederschläge im Sommer, häufig auch im Frühling und Herbst gekennzeichnet. Während des Winters ist meist heiteres Wetter; es ist sehr kalt, wenn der Wind weht, dagegen warm an windstillen Tagen. P. beobachtete im Juli 22, im August 27, im September 23 Regentage. — Es kommen häufig Erdbeben vor, die nach Aussage der Bewohner mitunter so stark sind, daß die leicht gebauten Fansen (Wohnhäuser) einstürzen.

2.

Im Anfang Juli langte die Karawane an ihrem Ziele, dem Kloster Tscheïbsen, an. Es liegt unter 37° 3′ nördl. Br. und 70° 38′ östl. L. von Pulkowo (101° 2′ östl. L. von Greenwich), 8½ Meilen nordöstlich von der chinesischen Stadt Si-ning, in einer Meereshöhe von 2810 m. Es besteht aus dem Haupttempel, der von einer Lehmmauer umgeben ist und einigen kleineren Gebäuden, neben welchen 100 Fansen stehen. Diese waren drei Jahre zuvor durch die räuberischen Dunganen zerstört worden; nur der Haupttempel, durch seine Lehmmauer geschützt, war unverletzt geblieben.

Der Tempel ist in Quadratform wie alle Buddhatempel aus Ziegeln gebaut; die Seiten sind nach den Weltgegenden gerichtet. Das Dach ist mit

vergoldetem Kupferblech gedeckt und hat an den Enden phantastische Drachen als Verzierung. In der Mitte des Tempels befindet sich die Bildsäule des Hauptgottes, Schakjamuni (Buddha); sie ist aus vergoldetem Kupfer und stellt einen ruhigsitzenden Menschen dar. Ihre Höhe beträgt 6 m. Vor derselben brennt beständig die symbolische ewige Lampe. Ringsum stehen Gefäße mit Weihwasser, Branntwein, Reis und Gerstenmehl. Rechts und links hat der Hauptgott Bildsäulen eines Untergottes, vor denen gleichfalls Gefäße mit Speisen und Getränken stehen. Die übrigen drei Wände des Tempels sind mit kleinen kupfernen Göttern, mitunter in schamlosen Stellungen, versehen, die in Spinden aufbewahrt werden.

Der Hof des Tempels ist mit einer quadratischen Galerie umgeben, die sich an die Hauptmauer anschließt, jede Seite etwa 100 Schritt lang und mit Bildern bemalt, welche die Großthaten der Götter und Helden darstellen. An Schlangen, Teufeln und sonstigen Schreckgestalten fehlt es nicht.

Auf dem Geländer dieser Galerie stehen, 2 m von einander entfernt, eiserne Urnen, in welche die Frommen auf Papier geschriebene Gebete legen, die sie dann durch Umdrehen der Urnen tüchtig durcheinander schütteln. Das bloße Hersagen von Gebeten genügt nicht; durch diese Gebetmaschinen wird das Gebet verhundertfacht.

Vor der Ankunft der Karawane befanden sich in dem Kloster 300 Lamas (Geistliche); augenblicklich zählte man aber nur 150. P. fand mit seinen drei Gefährten die freundlichste Aufnahme, ward in einer leeren Fanse untergebracht und konnte nun seine Vorräte und Sammlungen trocknen. Von den neugierigen Pilgern und Einwohnern stets belagert, war es ihm lieb, sein überflüssiges Gepäck zurücklassen und seine Ausflüge ins Gebirge unangefochten unternehmen zu können. In der südlichen Kansu-Kette bestieg er zweimal den 4145 m hohen Sodi-Sorukstum, der ihm eine prachtvolle Aussicht in das weitgestreckte Thal des Tatungho gewährte. Mitte August verlegte er sein Lager jenseits desselben auf die nördliche Kette, an den Fuß des gewaltigen Gadschur-Gipfels und schlug in einer Höhe von 3700 m sein Zelt auf. Auf der Höhe des Berges liegt, 4060 m hoch, von riesigen Steilwänden umschlossen (Thonschiefer, Felsit und Kalkstein), ein kleiner See, 210 m lang, 75 m breit, zu dem man nur durch eine enge Schlucht gelangen kann.

Am 1. September kehrte P. mit seinen drei Begleitern ins Kloster zurück, wo man sich schon lange wie nach einem Heiland nach seiner Rückkunft gesehnt hatte. Eine Dunganen-Bande war wieder vor dem Kloster erschienen und wohl wissend, daß die Russen abgezogen seien, waren die Räuber bis an die Mauern von Tscheïbsen herangeritten. Die unberittene und schlecht bewaffnete Miliz, die das Kloster verteidigen sollte, belief sich auf 2000 Mann, konnte aber gegen die Angreifenden nichts ausrichten. Höhnend riefen diese: „Wo sind eure russischen Helfer mit ihren guten Waffen? Wir sind gekommen, uns mit ihnen zu schlagen!“ Als Antwort

sendeten ihnen die Milizen einige Schüsse aus ihren Luntenflinten, die aber nicht trafen.

Als nun P. mit seinen Kamelen zurückkehrte, fand er das Kloster so voll besetzt, daß er sein Zelt in der Nähe desselben auf einer offenen, ebenen Wiese aufschlug. Alle Kisten und Kasten, sowie die Kamelsättel wurden in ein Quadrat zusammengelegt, so daß sie ein Karree bildeten, in dessen Mitte zur Nachtzeit die Kamele gebracht wurden. Dort standen die Büchsen mit aufgepflanztem Bajonnett, und die Revolver lagen zur Verteidigung bereit. Die erste Nacht verging, die zweite und dritte, — kein Dungane ließ sich blicken. „So groß ist der Zauber des europäischen Namens unter den moralisch versumpften asiatischen Völkern", bemerkt P. sehr bezeichnend.

Am 23. September nachmittags verließ er das Kloster, von einigen Mongolen, die ihm als Führer dienten, begleitet, um nach dem nahen Kuku-nor vorzudringen. Sie kamen in einen Engpaß, an dessen Ende eine Schar von Dunganen hielt. Zitternd und bleich vor Schreck sagten die Führer P.s ihre Gebete her. Wir müssen umkehren! sagten sie. Der russische Offizier nahm sein Gewehr in die Hand, seine Kosaken mit ihm, so gingen sie auf die Dunganen los und diese — sprengten davon, nachdem sie einige Schüsse abgefeuert hatten, die wegen der Entfernung nicht treffen konnten.

Die fünf weiteren Tagereisen vergingen ohne alle Abenteuer. Die Gebirgspfade waren sehr holprig, die kleine Karawane ward durch ein Schneetreiben überrascht, am linken Ufer des Tatung hinziehend, kamen sie an ein Tanguten-Lager, und ein niedriger Bergpaß führte sie in das Wassergebiet des Kuku-nor. Die Berge wurden niedriger, die Abhänge gelinder, und waren häufig mit buschigen Sümpfen bedeckt. Die Sträucher verschwanden ganz, und nur der gelbe kurilische Theestrauch machte eine Ausnahme, da er größere Flächen dicht bedeckte; alles verkündete die Nähe der Steppe von Kuku-nor. Am 12. Oktober gelangte die kleine Karawane in die Ebene. Tags darauf schlug sie am Ufer des Sees ihr Lager auf. Das lang ersehnte Ziel war glücklich erreicht.

3.

Der See, den die Mongolen Kuku-nor, d. i. „Blauer See", die Chinesen Zin-chai, d. i. „Hellblaues Meer", die Tanguten „Zackgumbum" nennen, liegt in einer Höhe von 3315 m. Seine Form ist die einer gestreckten Ellipse, deren Längenachse von Ost nach West streicht. Sein Umfang mag 3—400 km betragen; eine genauere Messung war nicht möglich. Die Anwohner versicherten, daß man 14 Tage brauche, um zu Fuß um den See zu kommen, während man ihn zu Pferde in 7—8 Tagen umreiten könne.

Die Ufer sind nicht gebuchtet und sehr flach, das Wasser ist salzig, daher zum Trinken nicht geeignet. Aber dieser Salzgehalt teilt dem See

eine ausgezeichnet schöne tiefblaue Färbung mit, die selbst den Mongolen aufgefallen ist, so daß sie ihn sehr glücklich mit einem Stück blauen Seidenzeugs vergleichen. Im Spätherbst, wenn die Höhen ringsum schon im weißen Schneekleide schimmern, ist der Kontrast mit der Bläue des Seespiegels besonders eindrucksvoll.

Selten ist die Wasserfläche ruhig und glatt, sie wird oft von starken Winden aufgewühlt. Von Mitte November friert dieselbe zu, das Auftauen beginnt Ende März.

Unter den kleinen Flüssen, die sich in den Kuku-nor ergießen, ist der Puhaingol der größte; er fällt in den Südwestwinkel des Sees.

Im westlichen Teile des Sees liegt, nach Angabe der Bewohner, die einzige Insel, ein Felseneiland von 8—10 km Umfang. Dort ist ein kleines Kloster erbaut, in welchem zehn Lamas leben. Im Sommer ist die Verbindung dieser Geistlichen mit dem Ufer unterbrochen, da auf dem ganzen See kein Kahn zu finden ist. Im Winter pilgern Fromme zu den Einsiedler-Lamas über das Eis und bringen als Opfergaben Butter und Dsamba (geröstetes Gerstenmehl). In dieser Jahreszeit begeben sich auch die Lamas ans Ufer, um Almosen zu sammeln.

Der Kuku-nor ist sehr fischreich; doch mit dem Fischfange befassen sich kaum einige Dutzend Mongolen, die ihre Beute zum Verkauf nach der Stadt Dankyr bringen.

Über die Entstehung des Sees hat sich unter den Anwohnern eine merkwürdige Legende erhalten, welche erzählt, daß der Kuku-nor einst unter der Erde in Tibet, dort wo jetzt Lhassa steht, gewesen und von dort hierher gekommen sei.

Das Nord- und Südufer sind von nahen Gebirgen umsäumt, während sich diese vom östlichen und westlichen Ufer ferner halten. In dem engen Strich, der sich zwischen diesen Saumgebirgen hinzieht, befinden sich ausgezeichnete Steppen, die mit den besten der Gobi wetteifern. Auch die Bewohner der mongolischen Steppe aus dem Tierreich sind am Kuku-nor zu finden. Unter den Vögeln fällt besonders eine riesige Lerche auf (Melanocorypha maxima), welche größer als ein Star ist und vortrefflich singt. Gänse, Enten, Seeraben und Möwen waren noch auf dem See zu finden, obschon der Hauptzug der Wandervögel vorüber war. Als das größte und merkwürdigste Tier der Steppen des Kuku-nor ist der wilde Esel oder Chulan (Equus Kiang) zu betrachten, von den Tanguten Dschan genannt. Er ist nach Größe und Körperform dem Maultier sehr ähnlich. Das Haar seines Oberkörpers ist hellbraun, das am unteren Körper weiß. Die Ohren sind groß, gerade stehend, der Hals mäßig lang, die Mähne schwärzlich. P. fand den Chulan zuerst am oberen Tatungho, wo das Gebirge von Kansu waldlos wird und einen Wiesencharakter annimmt. So gern er die weite flache Steppe hat, so meidet er doch das Gebirge nicht

und ist in Nord-Tibet weit verbreitet. Man findet Herden von zehn bis fünfzig Stück, angeführt von einem mutigen Hengst.

Was die menschlichen Anwohner des Kuku-nor betrifft, so sind diese teils Mongolen, welche zum Stamme der Olüthen (Eleuthen) gehören, teils Kara-Tanguten (d. i. schwarze Tanguten). Letztere haben viel Ähnlichkeit mit den Zigeunern und verstehen sich gut aufs Rauben, Stehlen und Betrügen, so daß die furchtsamen und matteren Mongolen viel von ihnen zu leiden haben.

In Beziehung auf die Verwaltung umfaßt die Provinz Kuku-nor ein weit größeres Gebiet, als das Becken des Sees; sie erstreckt sich gegen Norden bis zum Oberlauf des Tatungho, im Süden bis an die Grenzen Tibets, im Westen gehören zu ihr die flachen sumpfigen Landstriche des Tsaidam, über die sie sich noch weit gegen Nordwesten erstreckt.

Der Tangute.

Die Kara-Tanguten begnügen sich nicht mit ihren Räubereien in der nächsten Umgebung; sie machen weite Ausflüge nach West-Tsaidam und zwar in kleinen Abteilungen von zehn Mann, die zu Pferde sind. Wie die Mongolen angeben, haben diese Räubereien vor etwa achtzig Jahren begonnen und dauern seitdem ununterbrochen fort. Die chinesischen Statthalter von Kansu sehen diesem Treiben ruhig zu, da sie von den Räubern einen Tribut erhalten.

Übrigens sind die Tanguten ein Nomadenvolk wie die Mongolen, haben mitunter reiche Viehzucht und leben in Zelten. Nur in waldreichen Gegenden von Kansu bauen sie sich Fansen (Holzhäuser), die an die Rauchhütten der Weißrussen in Mohilew, Minsk &c. erinnern. Dies geschieht aber nur dann, wenn sie sich dem Ackerbau hingeben und unter Chinesen wohnen.

Die Universalwohnung des Tanguten ist das schwarze Zelt, das mit grobem Tuch aus Jakhaaren überdeckt ist. Die Tuchdecke ist mit Pflöcken und Schleifen am Erdboden befestigt. Im fast wagerechten Dache ist eine Öffnung gelassen, die als Schornstein dient. Das beständig unterhaltene Feuer im Innern dient zugleich zur Erwärmung, wie zur Zubereitung der ärmlichen Nahrung. Für die Nacht und wenn Regen droht, wird die Öffnung geschlossen. Dem Eingange gegenüber steht wie im Zelte der Mongolen eine Art Altar mit verschiedenen Heiligenbildern (Burchany), die wahrscheinlich die Aufgabe haben, die neben ihnen auf dem Boden liegende Habe zu beschützen und zu bewahren.

An den Seitenwänden des Zeltes befindet sich die Lagerstätte der Bewohner, sehr einfach aus hingestreuten Baumzweigen gebildet, welche hin und wieder mit halbverfaulten Filzdecken belegt sind und die darauf Liegenden kaum vor der Bodennässe schützen. Es ist gewiß, daß der Bau des Hamsters viel reinlicher und wohnlicher ist, als ein solches Zigeunerzelt, und daß der Pfeifhase in der Steppe viel wärmer und bequemer wohnt, als der

Tangute; denn seine Schatra schützt ihn im Sommer nicht vor Regen, im Winter nicht vor Kälte.

Trägheit und Gewohnheit lassen den Tanguten in seiner Roheit beharren. Die reichen Weiden in den Gebirgen von Kansu und in den Steppen am Kuku-nor ermöglichen das Ernähren großer Herden. Der russische Offizier sah hin und wieder Herden zahmer Jaks von einigen hundert, Schafherden von tausend Stück, die einem Eigentümer gehörten. Trotzdem ist selbst in der Kleidung der Reiche von dem Armen kaum zu unterscheiden. Sie wird aus Tuch oder Schaffellen gefertigt. Da das Klima im Sommer sehr feucht, im Winter sehr kalt ist, ist das dicke, grobe Material notwendig. Ein Rock aus grauem Tuch, der nur bis ans Knie reicht, bildet die Kleidung der Männer und Frauen im Sommer; im Winter ein Pelz, beide auf bloßer Haut getragen. Hemden und Hosen sind unbekannt. Es gilt schon als Luxus, wenn die Reichen einen Sommerrock aus blauem chinesischen Baumwollenzeug tragen. Die Lamas tragen wie bei den Mongolen gelbe, seltener rote Kleider.

Bei den Mongolen ist das Kamel das wichtigste Haustier, bei dem Tanguten der langhaarige Jak. Er liefert nicht nur seine Haare zum Weben, seine fette, wohlschmeckende Milch und sein Fleisch zur Nahrung, sondern wird gleich dem Kamel auch zum Tragen von Lasten benutzt. Es bedarf zwar vieler Geduld und großer Geschicklichkeit, um ihm die Last aufzulegen, aber dafür geht er auch mit einem Gepäck von 90—120 kg ausgezeichnet sicher über hohe und steile Berge, selbst über gefährliche Felsvorsprünge. Im Gebiete der Tanguten, wo nur wenige Kamele vorhanden sind, dient der Jak ausschließlich als Lasttier, und es gehen große Jak-Karawanen vom Kuku-nor nach Lhassa. In den Bergen von Kansu weiden die Jakherden fast ohne jegliche Aufsicht; sie laufen den Tag über frei auf ihren Weideplätzen umher und werden des Abends zu den Zelten ihrer Herren zurückgetrieben.

---

5. Tibet und Tibetaner.*)

Mit den Tanguten sind wir bereits in das merkwürdige Hochland Tibet gelangt, jene mächtigste Bodenanschwellung des Erdballs, die sich zwischen dem Kuenlün im Norden und dem Himalaya im Süden als ein mannigfach von Bergen durchzogenes, von Fluß- und Seeniederungen durch-

*) Herm. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien. III. Band. Markham: Bogle and Manning. Dr. Ganzenmüller: Tibet (Stuttgart 1878). Gustav Kreitner: Das tibetanische Hochland (Ausl. 1881, 40 und 41). Joh. Dalton Hooker's Himalayan Journals (Leipzig, Dykische Buchhandlung). Wanderungen durch die Mongolei und Tibet von Huc und Gabet, deutsch von K. Andree (Leipzig, Lorck).

schnittenes Alpenland hinzieht, dessen durchschnittliche Höhe noch über die Mehrzahl unserer höchsten Alpenspitzen hinausgeht. Sie liegt zwischen 3660 und 5180 m (12—17000 Fuß).

Über Namen, Grenze und Ausdehnung dieses Hochlandes ist man aber noch so wenig im Reinen, wie über die Landesbeschaffenheit und Volksstämme des Inneren. Man hat drei „Tibete" unterschieden: 1) Klein-Tibet oder Baltistan, das Land im Norden von Kaschmir. 2) Ladak mit der Hauptstadt Leh; beide bilden zusammen die kleinere, westliche Hälfte und wären richtiger West-Tibet genannt worden. 3) Ost-Tibet (Bodyul) mit dem Quellgebiet des Brahmaputra und der Hauptstadt Lhassa — das eigentliche Tibet. West-Tibet, das Quellgebiet des Indus und Satledsch, wird jetzt zum Königreich Kaschmir gerechnet.

Mit dem dritten, östlichen Tibet, das sich weit nach Osten hin bis zu den Schneegebirgen am Kuku-nor und den chinesischen Grenzprovinzen Setschuen und Jünnan hinzieht, haben wir es hier zu thun. Es grenzt im Norden an die Bergwüsten und Steppen, die unter chinesischer Oberhoheit stehen und das chinesische Turkestan heißen, aber von 1869—78 von Jakub Beg als besonderes Reich, Ost-Turkestan beherrscht wurden; im Osten an China, im Südosten an Assam und einige noch wenig bekannte Gebiete wilder Bergvölker; im Süden an Bhutan, Sikkim und Nepal; im Südwesten und Westen an die britischen Himalay-Landschaften und an Ladak.

Obwohl China tributpflichtig — in Lhassa residiert ein chinesischer Statthalter — ist Tibet doch recht eigentlich der buddhistische Kirchenstaat zu nennen, in welchem die Priester (Lamas) die herrschende Kaste sind. Zum ehelosen Leben verpflichtet, leben sie größtenteils beisammen in Klöstern. Mit dem Namen „Lama" bezeichnete man ursprünglich die Vorsteher (Oberen) der Klöster, dann ging dieser Ehrenname auf alle Priester über. Die drei Hauptgelübde der Keuschheit, Armut und des Gehorsams gegen die Oberen gelten für Mönche und Nonnen in gleicher Weise; doch hindert das nicht, daß in den Klöstern großer Reichtum sich sammelt. Die Mönche können zur Verrichtung der gottesdienstlichen Handlungen und um den Laien geistlichen Beistand zu leisten, auch außerhalb der Klöster leben. Außer den vielen größeren und kleineren Mönchsklöstern giebt es auch Nonnenklöster. Die Nonnen tragen kurz geschnittene Haare, eine Kopfbedeckung und Kleider (die vorherrschende Farbe ist gelb) wie die Mönche; ihre Zahl ist jedoch gering im Verhältnis zu den Scharen der Mönche.

Der Abt des Klosters wird wie sämtliche Würdenträger der „Kirche" von den Mönchen alle sechs Jahre neu gewählt. Das Oberhaupt aller ist der Dalai-Lama, der in der heiligen Stadt Lhassa seinen Sitz hat. Er gilt den Buddha-Gläubigen als die Verkörperung Buddhas selber, also als fleischgewordener Gott. Als solcher ist er unsterblich. Sobald der Dalai-Lama des natürlichen Todes stirbt, geht der göttliche Geist Buddhas sogleich

in einen anderen Menschenleib über, zumeist in einen noch ganz jungen Knaben, der als armer Leute Kind möglicherweise in irgend einem entfernten Winkel des Reichs verborgen sein kann, durchs Los aber ausfindig gemacht und dann feierlichst eingeholt wird. Außer diesem Hauptvertreter Buddhas in Menschengestalt erkennen die Gläubigen noch drei andere zweiten Ranges an, die den Namen „Kutuchtu" führen. Zwei derselben sitzen an der tibetanisch-chinesischen Grenze; der dritte in Urga, der Hauptstadt der Mongolei.

Der Stifter des Buddhismus (im Sanskrit bedeutet Buddha „der Erleuchtete") ist der Königssohn Siddhartha aus dem Geschlecht der Sakja (auch Sakja-Muni, d. h. Einsiedler der Sakja, genannt), der im Jahr 543 v. Chr. starb. Seine Hauptlehre gipfelte in dem Satze, daß dies Erdenleben des Menschen nur trügerischer Schein, aller Schmerz und alle Unruhe des Menschenlebens nur eine Folge des Triebes oder Willens zum Leben, und daß nur in der Ertötung dieses begehrlichen Verlangens die wahre Erlösung, d. h. Befreiung von allem Übel des zeitlichen Daseins und damit von den nach dem Tode sich endlos erneuernden Wiedergeburten zu finden sei. Dem Tugendhaften, der alle Begierden auslöscht, steht als höchster Lohn das Nirwana in Aussicht, das als Befreiung vom irdischen Sein zugleich ewige Seligkeit und Wiedervereinigung mit der Gottheit ist. Für diesen hört die Notwendigkeit auf, wiedergeboren zu werden und eine Reihe von Leibern durchwandern zu müssen, behufs der inneren Reinigung.

Um zu diesem erhabenen Ziel zu gelangen, bedarf es nicht einer Menge von religiösen Gesetzen und Vorschriften, von Opfern, wie sie das Brahmanentum forderte, — auch nicht des für das arme Volk so drückenden Kastenwesens. Voll Mitleid mit den Armen und Elenden verkündete Sakjamuni ganz besonders diesen die frohe Botschaft, daß sie zur Erlösung von allem Erdenleid berufen seien. Seine Lehre fand darum in Indien aufmerksame Ohren und willige Herzen, war sie doch gegen das herrschsüchtige, dem krassesten Götzendienst huldigende Brahmanentum gerichtet und legte sie doch den Hauptton auf Veredlung des gesellschaftlichen und sittlichen Lebens, indem sie Achtung des Eigentums, eheliche Treue, Wahrhaftigkeit, Unterdrückung der Leidenschaft, des Zornes, Neides, der Habsucht, Rachsucht ꝛc. einschärfte, und vor allem das Mitleid mit den Armen und Unglücklichen empfahl. Doch um den bunten phantastischen Götzendienst aus dem Felde zu schlagen, fehlte ihr die Hauptsache: das Gottesbewußtsein, und in den heißen Ebenen Hindostans fehlte auch den Hinduvölkern die nötige Energie, um die Reform durchzuführen; das Brahmanentum blieb mächtig und nur in den Bergländern im Norden des Himalaya und in den Hochsteppen der Mongolei, ferner in Hinterindien, in China und Japan fand die Lehre des frommen Königssohnes weite Verbreitung, freilich nicht ohne Einbuße, da sie sich manchen heidnischen Vorstellungen der für den jungen Glauben gewonnenen Völker anbequemte. Der Religionsstifter ward zum Gott erhoben und angebetet, sein Bild prangte dann als Buddha neben anderen Bildern

heiliger Schutzpatrone in den Tempeln. Er wird immer in sitzender Stellung dargestellt, die linke Hand — auf dem Schoß — hält den Padni (Lotus und Juwel) oder auch nur das Almosenbecken, die rechte ruht auf dem Knie. Der Körper ist, falls die Mittel vorhanden sind, von Kupfer und vergoldet oder auch nur von Holz und gelb bemalt, das kurze gekräuselte Haar blau. Auch die kleineren Bildwerke sind oft vergoldet und mit Edelsteinen geschmückt. Von der Decke läßt man gern Fahnen herabhängen, die mit Götzenbildern bemalt sind. Man betrachtet sie als Schutz gegen die Dämonen. Der heidnische Glaube an böse Geister, die unaufhörlich bemüht sind, den Menschen zu schaden, ward von den Lamas gepflegt, da er ihre Macht beförderte; denn nur die Priester sind imstande, dem Einfluß jener Geister wirksam zu steuern.

So bildet sich allmählich aus der ursprünglich einfachen, zwar einseitigen, doch sittlich-praktischen Lehre des edlen Religionsstifters ein höchst sinnlicher und sehr zusammengesetzter äußerlicher Formendienst heraus, mit Opfergefäßen und Opfergewändern, Reliquienverehrung und Prozessionen, Weihrauchduft und Rosenkranzbeten — das in seiner Art mit dem Brahmanentum Hindostans wetteifern konnte, wenn es auch die blutigen Opfer desselben in löblicher Weise verbannt hatte. Das Herplappern von Gebetsformeln ward so gesteigert, daß man sogar zu Gebetsmaschinen seine Zuflucht nahm.

„Om ma-ni pad-me hum!“ — so lautet die beliebteste und verbreitetste unter den Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen, war vielleicht eine Anrufung des Gottes Padmani, deren Sinn sich aber mit der Zeit verdunkelte. Nach Klaproth bedeutet sie: O, das Kleinod im Lotos, Amen!, nach anderen: Heil dir, köstlich blühende Seerose! Für die Tibetaner hat diese Formel den tiefsten mystischen Sinn. Wie sich die Lotosblume aus dem Schlamme der Seen und Flüsse, aus dunklem Grunde, mit ihren grünen Blättern und weißen Blumen zum Sonnenlicht emporringt, so wird auch die Seele des Menschen durch ihr beharrliches Streben emporgehoben, um vom Sündenschlamm gereinigt in das selige Nirwana einzugehen. — Man läßt die buddhistischen Götzenbilder gern auf dem geöffneten Lotoskelche ruhen.

Von dem in Rede stehenden Gebet glaubt man, daß es der Gottheit besonders angenehm sei und sie für den Betenden günstig stimme. Viel hilft viel! — und so wiederholt man die Formel, indem man einen Rosenkranz von 120 Kügelchen herbetet. Man macht dieselben aus hartem Holz, getrockneten Früchten, Kernen, — bisweilen aus Fischgräten oder selbst aus kleinen Menschenknochen. Alle Anhänger Buddhas, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Lamas (Geistliche) und schwarze Menschen (Laien) tragen diesen Rosenkranz am Halse als Halsband oder um den Arm geschlungen in Form eines Armbandes.

Überall in der ganzen Tatarei, noch mehr aber in Tibet, findet man

diese mystische Formel als Inschrift auf Denkmälern, an den Giebeln der Häuser und den Thüren der Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten und anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen; manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß. In unendlicher Wiederholung tragen jene Ketten die bekannten Gebetsworte. In den Einöden werden einzeln stehende Bäume ihrer Rinde beraubt, um darauf die Formel zu schreiben. Man trifft sogar Steinhaufen, eigens errichtet, um die Inschrift anbringen zu können. Man graviert sie in Horn auf die Geweihe von Hirschen, auf die Hörner des Grunzochsen und Steinbocks, selbst auf präparierte Menschenschädel. Vor allem aber auf die Walze des Gebetsrades. Die Drehung, welche die Gebetsformel macht, ist so gut als das gesprochene Gebet, aber immer nur für den, der das Rad in Bewegung setzt. Tritt einer zu einem schon sich drehenden Gebetsrade und hat er große Eile, so hält er das Rad an und setzt es dann wieder in Bewegung; fortan betet es nur für ihn. Fast jedes Haus hat sein Gebetsrad, das im Vorhof steht und kein Gast unterläßt es bei seinem Eintritt, dasselbe in Drehung zu versetzen. Man hat kleine tragbare Gebetsräder, die man in der Hand sich drehen läßt, so daß der Fromme zugleich gehen, mit seinem Gefährten sich unterhalten und dabei immerfort beten kann. Es giebt aber auch größere, die auf einer Achse ruhen und nur mittelst einer Kurbel zu drehen sind oder auch am Rande eines Flusses durch das Wasser in Bewegung gesetzt werden.

Neben den oben erwähnten Bandketten, die zwischen Bäumen oder Felsen ausgespannt werden, hat man noch Gebetsflaggen, an hohen Stangen befestigte Stücke Zeug, die auch oft mit allerlei Gebeten bedruckt sind und gern auf Paß-Übergängen errichtet werden.*) Und außer den Gebetsrädern giebt es noch Gebets-Cylinder, größere und kleinere Metallröhren, in welchen eine Achse steckt, die mit einem langen Papierstreifen umwickelt ist, der mit „Om ma-ni pad-me hum“ über und über beschrieben worden ist. Auch andere geschriebene Gebete werden hineingelegt. Eine Schnur, die an der gekrümmten Achse angebracht ist, setzt ihn in Bewegung und jedesmal, wenn er sich einmal umdreht, schlägt ein hervorragender eiserner Stift an eine kleine Glocke. Man hat auch lederne Cylinder, die gleichfalls aufrecht auf einem Rahmen stehen.

Der tägliche Gottesdienst besteht im Absingen von Gebeten und Lobliedern auf Buddha und die Heiligen, denen auch dreimal des Tages, bei Sonnenaufgang, Sonnenuntergang und bei Aufgang des Mondes geopfert wird, indem man Schalen mit Mehl, Butter, Getreide, Blumen auf dem Altare vor den einzelnen Götzenbildern aufstellt. Der Gesang wird mit

*) Als der englische Botaniker und Reiseforscher Hooker den hohen Donkia-Paß überschritt, fand er einige plumpe Steinhaufen errichtet, die mit Ruten, roten Fähnchen und als Weihopfer dargebrachten Kleiderfetzen bedeckt waren. Auf einer großen Schiefertafel war in tibetanischen Schriftzeichen zu lesen: Om Mani Padme Om.

laut- und scharftönenden Blasinstrumenten begleitet. Indes lauten neuere Berichte dahin, daß die tibetanische Kirchenmusik für europäische Ohren wenig angenehm sei und zum volltönenden feierlichen Chorgesang einen schneidenden Gegensatz bilde. Selbstverständlich ist in großen, reich beschenkten Klöstern der Gottesdienst prachtvoller, in abgelegenen armen Dorfschaften kürzer und dürftiger. Für kleinere und ärmere Tempel mag das Bild, das uns Hooker von einer buddhistischen „Frühmesse", der er an der Grenze Tibets beiwohnte, gezeichnet hat, das richtige sein. „Bei Tagesanbruch wurden wir von den lauten mißtönenden Gebeten der Lamas aufgeweckt. Diese fingen damit an, daß die Knaben das große Tamburin schlugen, sodann die Muscheln und endlich die Trompeten und das große Schenkelbein*) bliesen. Bald darauf trat der Lama ein. Seine Gebete murmelnd ging er bis an das Ende der Halle, wo er eine messingene Glocke und den Dordsche**) nahm, sich dann mit gekreuzten Beinen niedersetzte und das Morgenlied anstimmte. Mit dem Glöckchen klingelnd sprach er dann mehrere Gebetsformeln und setzte die Opferschalen vor die Götzenbilder; darauf wurde eine größere Glocke ein paar Minuten geläutet, wobei er mit den Fingern schnalzte und gräßliche Töne von sich gab. Endlich wurde das Räucherwerk gebracht: Kohlen mit Wachholderschößlingen. Dies wurde geschwenkt und damit war der Morgengottesdienst beendigt, zu unserer großen Zufriedenheit, denn der Lärm war unerträglich."

In den Klöstern findet monatlich dreimal ein vielbesuchter feierlicher Gottesdienst statt, welcher mehrere Stunden dauert, auch werden an gewissen Festtagen öffentliche Umzüge gehalten. Das Begräbnis hoher Lamas wird gleichfalls mit Prozessionen gefeiert. Alljährlich wird auch ein Fest zu Ehren der Toten („Allerseelen") gefeiert. Die Leichname der Laien werden nicht beerdigt, sondern verbrannt und dann die Aschen- und Knochenreste beigesetzt. Nach den Berichten der älteren Reisenden, des Missionars Oragio de la Penna und des englischen Abgesandten Turner wäre in Tibet die Sitte herrschend gewesen, die Leichname zu zerstücken und ihr Fleisch den wilden Tieren preiszugeben. Nach Schlagintweit soll das nur noch selten vorkommen, wenn es nämlich an Brennmaterial fehlt. Der österreichische Oberleutnant Kreitner, der als Geograph an der Expedition des Grafen Szechenyi teilnahm (die leider, im Begriff nach Lhassa vorzudringen, wieder zurückgetrieben wurde), berichtet dagegen aus dem östlichen Teil des tibetanischen Hochlandes:

„Die Bestattung der Toten geschieht auf dreierlei Art. Die Armen

---

*) Der betreffende Menschenknochen wird am geschlossenen Ende durchlöchert und so zum Blasen eingerichtet.

**) Der doppelte Donnerkeil, den der Lama während des Gottesdienstes in der Hand hält. Das Kloster von Serro, eine halbe Stunde nördlich von Lhassa gelegen, besitzt das Original, das nach buddhistischer Überlieferung aus Indien durch die Luft geflogen kam und am Haupttempel niederfiel.

werfen ihre Verstorbenen, nachdem sie den Leichnam mit einem Stein beschwert haben, in die Gebirgsflüsse. Ich sah zu wiederholten Malen an klarem Wassergrunde die Überreste der Leichname bald noch in unversehrtem Zustande, bald wieder einen gliederlosen Leib, dann wieder einen von den Raubvögeln an das Ufer gezerrten Kopf oder Hals, verweste Arme und Beine. Verstorbene Tibetaner der vermögenden Klasse werden mittelst eines um den Hals geschlungenen Strickes auf den nächstbesten Baum gehängt und von den Raben und Raubvögeln aufgezehrt; die Gebeine werden hierauf in den Fluß geworfen, dessen Wasser wie auch im ersten Falle zum Kochen und Trinken benutzt wird. — Sehr reiche Tote werden in kleine Stücke zerschnitten, die Knochen zerstampft und mit Dsamba (geröstetes Gerstenmehl mit Ziegeltheebrühe in einen Teig verwandelt) vermengt. Hierauf werden die Überreste auf die höchsten Berge gebracht und dort als Futter für die Raubvögel zerstreut. Es ist dies eine uralte Sitte und steht mit der jetzigen Religion nicht im Zusammenhang.*)

Die Lebensdauer der Tibetaner ist trotz der Rauheit des Klimas und der Kost, die bei den Ärmsten oft sehr unverdaulich ist, nicht ungünstig; es kommen sogar Fälle von hohem Alter vor. Dennoch ist die Bevölkerung auch in den besseren Lagen, welche Bewässerung und Ackerbau gestatten, eine dünne und das Zunehmen sehr gering. Der Hauptgrund mag in der Polyandrie liegen, welche die Entwickelung des Familienlebens hemmt. Die Scharen von Mönchen, denen Ehelosigkeit zum Gesetz gemacht ist, ja auch die höheren Staatsbeamten, die das Heiraten als eine Last betrachten, der man sich am liebsten entzieht, sind da auch in Anschlag zu bringen. Der Buddhismus mit seiner Lehre von der Notwendigkeit, die Lust am Leben zu ertöten, begünstigt diese Richtung. Doch mögen auch Sparsamkeitsrücksichten obgewaltet haben und nach Schlagintweit soll es nur bei Unbemittelten vorkommen, daß mehrere Männer zusammen nur eine Frau haben. Turner dagegen behauptet, daß dies auch in den reichsten Familien vorkäme.

Das tibetanische Volk gehört mit wenigen Ausnahmen dem großen mongolischen Menschenstamme an. Kreitner (a. a. O.) hebt hervor, daß sie größer und kräftiger seien, als ihre Rassenbrüder, die eigentlichen Mongolen und Chinesen. „Ihre Gestalt ist, wie bei allen Gebirgsbewohnern, größer und kräftiger. Als ich das erste Mal, und zwar in Ta-tsien-lu, Tibetaner sah, war ich von ihnen entzückt. Sie waren eigens aus den

*) Sie beruht jedenfalls auf einem alten religiösen Volksglauben. In Baktrien (nach Herodot auch bei den Persern) wurden die Toten auf einem hohen Gerüst auf den Dakhmas oder Totenfeldern den Raubvögeln ausgesetzt, weil nach Zoroaster jeder tote Körper, der sich im Zustande der Fäulnis befindet, im Besitz der bösen Geister bleibt. (Vergl. Bastian, Psychologie und Mythologie, [Leipzig 1860] S. 329.) Bei vielen asiatischen Völkern, z. B. Kalmücken, Tungusen, finden wir ähnliche Bestattung wie in Tibet. Die Tungusen legen die Toten in ihren Staatskleidern in große Kisten, die sie zwischen zwei Bäumen aufhängen.

hohen Gebirgen und wilden Schluchten herabgekommen, um uns Europäer anzusehen. Nicht allein durch ihre stattliche Erscheinung, sondern auch durch ihre ernste Ruhe und die Einhaltung einer musterhaften Ordnung in dem Schwarm der schreienden und schwärmenden chinesischen Stadtbevölkerung wurde der Gegensatz zwischen diesen und jenen zur schärfsten Abgrenzung erhoben. Diese kräftigen Gestalten voller Muskulatur, mit den wettergebräunten, durchfurchten, mageren, ernsten Gesichtern: das also waren die „Wilden", wie sie die Chinesen nennen. Und die schwarzen tiefliegenden Augen, wie blitzte darinnen — umflattert von einem wirren Wald verwahrloster Haare — das unheimliche Feuer eines religiösen Fanatismus."

Natürlich kommen in einem so weitgedehnten Lande in der Bevölkerung manche Eigentümlichkeiten vor, die den Norden vom Süden, den Osten vom Westen unterscheiden. So z. B. ist in den südlichen Gehängen des Himalaya-Gebirges, die noch wärmere feuchte Luft empfangen, die Haut glatter und weicher, während im eigentlichen Tibet, das durchaus trockenes und durchschnittlich kälteres Klima hat, die Epidermis (Oberhaut) gleichfalls trockener und rauher ist.

Die Hautfarbe des arbeitenden und nomadisierenden Volkes ist gelb, an den Händen und im Gesicht oft dunkel, da beide selten gewaschen werden und der Schmutz wie es scheint den Tibetanern ein Bedürfnis ist. Dagegen trifft man in den höheren Klassen oft eine ebenso weiße Haut wie diejenige der Europäer. Sie setzen sich weniger dem Wetter und auch weniger dem Rauch aus, während das gemeine Volk, auch das Häuser bewohnende der Städte, in dem meist engen Wohnraum zusammengedrängt, am qualmenden, schlecht brennenden Feuer des getrockneten Kuhdüngers — Holz ist zu kostspielig und muß oft weit hergeholt werden — seine Speisen kocht und im Winter sich sogar des dicken Rauches bedient, um die Kälte weniger empfindlich zu machen. Öfen und Schornsteine kennt man nicht. Wie in dem Nomadenzelte ist auch im Wohnzimmer in der Mitte eine Vertiefung, in die man ein weites Gefäß aus gebranntem Thon gestellt hat oder ein hohler Stein als Herd für das Feuer. Die Dächer sind glatt und wie der Fußboden unten mit Steinen gepflastert. Dort breitet man geerntete Früchte zum Trocknen aus, sonnt sich auch an kalten Wintertagen im Sonnenstrahl, der in der dünnen reinen Luft sofort kräftig ist. Diese Dachterrassen sind mit einer zwei bis drei Fuß hohen Brustwehr versehen und haben in der Mitte eine Öffnung, die dem Rauch einen Abzug gewährt, der auch aus den Fensteröffnungen, die nur durch Bretter verschlossen werden, entweichen kann. Die Häuser der Ärmeren sind gewöhnlich nur einstöckig, und haben Mauern, deren Steine nur aufeinandergelegt, nicht durch Mörtel verbunden sind oder auch nur aus gehärtetem Lehm bestehen. Da liegt das „Wohnzimmer" in einer Linie mit den Stallungen für das Rindvieh, die Schafe und Pferde und ist von diesen nur durch eine Bretterwand getrennt. Ist das Haus mehrstöckig, so verlegt man die Wohnräume nach oben, muß aber,

da man auch Treppen für einen überflüssigen Luxus hält, auf einer meist sehr einfachen Leiter hinaufklettern.

Nur die Reicheren gestatten sich den Genuß eines Holz- oder Kohlenfeuers in einem Metallbecken. Sie bedienen sich zum Nachtlager auch eines Holzgestelles, auf welchem einige Bretter liegen; die Armen schlafen auf platter Erde, auf rauhen Sitzdecken oder auch, wenn es recht kalt wird, in Stroh gehüllt.

Die Hauptmahlzeit wird des Abends gehalten. Sie besteht bei den höheren Ständen aus Reis, der aus Bhutan bezogen wird, aus Weizen- oder Gerstenbrot in dünnen, mit Butter zubereiteten Kuchen, aus Fleischbrühe und Hammelfleisch, aus Zuckerwerk und Früchten, die aus China eingeführt werden. Unter den Milchsorten wird die Ziegenmilch am meisten geschätzt. Um das Fleisch länger haltbar zu machen, schneidet man es in Streifen, die an der Luft getrocknet werden. Zwar verbietet die Religion Buddhas, Tiere zu töten. Da jedoch der oft bittere Nahrungsmangel bei spärlichem Acker- und Gartenbau dazu nötigt, zu der ungenügenden Pflanzenkost dann und wann nahrhafte Fleischspeisen zu nehmen: so haben die Tibetaner sich so geholfen, daß sie das Schlachten einer bestimmten Volksklasse, die gewissermaßen eine Kaste bildet, in der das Handwerk vom Vater auf den Sohn forterbt, übertragen haben.

Der Weingenuß ist streng verboten; dagegen bereitet man aus Gerste oder Weizen einen Branntwein, der jedoch keineswegs übermäßig genossen wird. Die feine scharfe Luft macht Spirituosen viel weniger zum Bedürfnis, als ein erwärmendes und zugleich nährendes Getränk, wie es der Ziegelthee bietet, der wie eine Suppe mit Wasser, Gerstenmehl, Salz, Schmelzbutter und Milch zubereitet genossen wird. Nur die Vornehmeren trinken den Thee auf europäische Art.

Wie wir unseren Freunden und Bekannten eine Tasse Kaffee oder Thee reichen, falls sie zur bestimmten Zeit uns mit ihrem Besuch erfreuen, so ermangelt die tibetanische Hausfrau nicht, dem eintretenden Gastfreund, gleichviel ob er Einheimischer oder Fremder ist, mit dem heißen Thee sein Holzschälchen zu füllen, das jederman unter seinem Oberkleide auf der Brust mit sich trägt. Der Hausherr tritt mit einem Säckchen gerösteter Gerstenkleie oder wenn er mehr vermag, mit Weizenmehl herzu. Der Gast holt sich eine Handvoll heraus, wirft das Mehl in die Theesuppe und falls er sich schon tibetanische Kochkunst zu eigen gemacht hat, knetet er die Kleie zu einem runden Klößchen, das dann viel leichter in den Magen herabrollt, als wenn der Mehlkleister geschlürft werden muß. Das Schälchen wird wieder und wiederum gefüllt, sobald es geleert ist, bis der befriedigte Gast es ableckt und wieder auf seinem Herzen ruhen läßt.

Das lange Jakhaar und vor allem die treffliche Wolle des Bergschafes bieten dem Tibetaner willkommenen Stoff zum Weben von groben und feinen Tuchen, Filzen, auch zur Anfertigung gestrickter Kleidungsstücke. Auf

das Stricken verstehen sich in Tibet Männer und Weiber. Aus dem feinen Wollpelz der tibetanischen Ziegen, der unter dem langen Ziegenhaar liegt, werden die kostbaren Shawls gewoben, die in den Handel kommen. Im Winter wird das Wollgewand mit Schaf- und Fuchspelz vertauscht. Die Vornehmeren tragen nach chinesischer Art seidene Tunikas mit Pelzwerk verbrämt. Auch ihre Kappen sind mit Pelz umsäumt, während sich der Bauer mit einer flachen gelben Kappe aus Schafwolle begnügt. Die Fußbekleidung besteht in langen Stiefeln aus bulgarischem Leder, das aus Rußland durch kalmückische Tataren nach Tibet gebracht wird. Diese Stiefeln, mit Tuch und Pelzwerk gefüttert und mit starken Sohlen versehen, widerstehen ebenso den scharfen Felsspitzen als dem auftauenden Schnee. Im Westen ist die Beschuhung viel dürftiger, man begnügt sich dort mit Tuchstiefeln und Filzsohlen, ja die Ärmeren tragen noch aus Stroh geflochtene Sandalen.

Die Frauen tragen tatarische, mit Ledersohlen versehene, unter dem Knie festgebundene Strümpfe, Röcke von weißem Wollenzeug oder chinesischem Atlas, darunter oder darüber eine kürzere Jacke. Bei festlichen Gelegenheiten werfen sie noch ein Stück feines Tuch mantelartig über die Schultern. Ihr dunkles Haar wird in zwei längere oder unzählige kleinere Zöpfe geflochten, mit Silberplättchen, womöglich auch mit Edelsteinen geschmückt; auch der Hals wird mit Bernstein, Korallen, Perlen, auch mit Kränzen von Rupien (indischen Silbermünzen im Werte von zwei Mark) geziert. Ihr Gesicht ist aber noch schmutziger als das der Männer, da sie noch eine Salbe von Fett, das mit Katechu und anderen Zuthaten schwarz gefärbt wird, als Schutz gegen den scharfen Wind aufzulegen pflegen. Übrigens wird solche Verunzierung des weiblichen Antlitzes als ein Zeichen wenn nicht der Frömmigkeit, so doch der Wohlanständigkeit betrachtet, um dem Verdachte zu entgehen, als wolle die Frau bei ihrem öffentlichen Erscheinen ihre Reize bloßstellen. Es mag also diese uralte Sitte in Hochasien dasselbe bedeuten, als in der mohammedanischen Welt Vorderasiens die Verschleierung des Angesichts, wenn die Damen sich öffentlich zeigen.

In Haupthandelsplätzen wie Gaitik, wo im Sommer Markt gehalten wird, und in den Hauptstädten mit den großen Klöstern, wie Lhassa, Schigatse, Taschilumba ꝛc., wo sich viel Kaufleute angesiedelt haben, kann man Trachten aller Nationen, chinesische, mongolische, indische, persische u. s. w. in buntem Wechsel sehen. Die Katschi in Lhassa, aus Kaschmir eingewanderte Mohammedaner, sind leicht kenntlich am Turban, langen Bart, würdevollen, feierlichen Gange. Ihnen ist die Ansiedelung in Tibet gestattet worden. Den Europäern gegenüber ist China und die tibetanische Regierung sehr mißtrauisch und man hat Russen, Engländer, Franzosen, sobald sie sich im Lande sehen ließen, alsbald wieder über die Grenze „auf den Schub“ gebracht. Selbst die Handelskarawanen, ohne welche das tibetanische Volk nicht leben könnte, da sie ihm Getreide, Mehl, Obst, Thee zu-

führen müssen, werden auf den hohen Alpenpässen an der tibetanischen Grenze streng überwacht. Am willkommensten sind die Scharen frommer Pilger, die aus allen Weltgegenden herzuströmen und ihre Gaben dem Großlama und den Heiligen zu Füßen legen. Sie erhalten und mehren den Reichtum der Klöster.

Je armseliger und dürftiger die Häuser und Hütten der Laien, desto prächtiger und großartiger erscheinen die Klöster als Wohnstätten der Geistlichen und Beamten.

Die „Gonpas“ (Klöster) sind mitunter so ausgedehnt, daß sie eine Stadt für sich bilden. Mit einer Mauer umgeben, die gegen räuberische Überfälle schützt, oft auch auf Hügeln und felsigen Anhöhen, welche die Gegend beherrschen, angelegt, gleichen sie Festungen und sind auch imstande, zu ihrem Schutz inländische Miliz und chinesische Besatzung aufzunehmen. Die Mauer des Klosters von Taschilumba hat $1^3/_5$ km im Umfang und schließt 300 bis 400 Gebäude ein, unter denen der Palast des Hohenpriesters (Taschi Lama), des weltlichen Regenten und seiner Beamten, die Tempel und Mausoleen einen großen Raum einnehmen. Die Zahl der Priester, welche das Kloster bewohnen, beträgt 3300. Die Tempel strotzen von Edelsteinen, Gold und Silber, die vier größten prangen mit vergoldeter Turmspitze.

Das Thal von Lhassa ist besonders reich an Klöstern. Das Sara-Kloster (sar, das tibetanische Wort für „Gold“) hat zahlreiche Tempel mit vergoldeten Turmspitzen und die Götzenbilder sind alle mit Gold, Silber und Edelsteinen bedeckt. Es wird von 5500 Mönchen bewohnt. Noch bevölkerter ist das Debang-Kloster, sechs Kilometer von der Hauptstadt entfernt; es beherbergt 7700 Priester!

In Lhassa*) (wörtlich: Stätte Gottes), dem buddhistischen Rom, ist die Zahl der Geistlichen größer als die der Laien, denn die Zahl der Mönche in und bei der Stadt wird auf 18000 geschätzt, während man gegenwärtig die Gesamtbevölkerung nur mit 25000 angiebt. Die Militärgarnison besteht aus 500 chinesischen und 1500 tibetanischen Soldaten. In der Mitte der Stadt befindet sich der große Buddha-Tempel mit reich geschmückten Götzenbildern, rings von Kaufläden und Warenhallen umgeben, in denen die Kaufleute mit den Pilgern gute Geschäfte machen. Am Nordende der Stadt, mit dieser durch einen hübschen Baumgang verbunden, liegt auf einem Hügel, Buddha-La (Gottesberg), in der Nähe des Klosters Ramatsch, die Residenz des Dalai-Lama, in der Mitte von Tempeln mit den Wohnungen der Großwürdenträger, namentlich auch des chinesischen Gesandten, der die Schritte der geistlichen Regierung genau überwacht. Sein Palast hat vier Geschosse und ragt über alle anderen empor. Die Kuppel und Säulen des Peristyls sind vergoldet. Von diesem erhabenen Wohnsitze überschaut der fleischgewordene

*) Der Name ward früher in Tibet und Bengalen La Hassa gesprochen und geschrieben; auf älteren Karten findet sich auch Hlassa. Schlagintweit schreibt Lasa.

Gott das ganze Thal und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Scharen der Gläubigen herab, die aus der Ebene heranziehen und sich am Fuße des heiligen Berges zu Boden werfen.

Im Jahre 1865 war es einem Panditen (indischen Gelehrten), Nain Singh, der vom englischen Kapitän Montgomery für die Reise eigens vorgebildet war, gelungen, unerkannt die Grenze von Tibet zu überschreiten. Er hatte sich einem vom Maharadscha von Kaschmir an den Dalai-Lama mit vielen Gütern abgesandten Kaufmann angeschlossen, kam mit diesem nach Schigatse, nachdem er den breiten, dort schon schiffbaren Brahmaputra überschritten hatte, besuchte das Kloster von Taschilumba und konnte nicht umhin, dem dortigen, als zweite Buddha-Verkörperung hochgefeierten Oberpriester, dem Taschi-Lama, seine Huldigung darzubringen. Seine Heiligkeit waren damals erst ein elfjähriges Knäblein. Je unmündiger der Oberpriester, desto unumschränkter regiert seine Umgebung.

Am 10. Januar des folgenden Jahres langte Nain Singh in Lhassa an, hatte große Sorge, seine Instrumente zu verbergen und unerkannt zu bleiben und machte gerade deshalb mit seinem Reisegefährten seinen Gang zum Palast des Großlama, um sich demselben zu Füßen zu werfen. Sie erhielten die erbetene Audienz, aber mit Herzklopfen stieg der Pandit die Treppe zum Empfangssaale hinan, denn seine Vorfahren waren Buddhisten gewesen und er hatte von diesen den Aberglauben geerbt, der Dalai-Lama wisse die geheimsten Gedanken der Anwesenden zu erraten. Von einem Priester geführt, betrat er den Saal und erblickte zu seiner Erleichterung einen frischen dreizehnjährigen Knaben auf dem Thron. Zwei Priester mit einem Bündel Pfauenfedern in der Hand standen demselben zur Seite, ihn zu bedienen. Die Besucher brachten ihre Verehrung dar, opferten etwas Seidenzeug, Süßigkeiten und Geld, worauf sich der Lama die drei üblichen Fragen von ihnen beantworten ließ: Ist euer König wohl? gedeihet euer Land? wie steht es mit eurem Befinden? Dann wurde den Wallern Thee gereicht und zum Abschiede band ihnen ein Priester ein seidenes Band um den Hals, das er mit einem Knoten befestigte.

Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß in Tibet als Höflichkeitsbezeigung, wenn Personen gleichen Ranges sich zum erstenmal begegnen, weiße seidene oder auch karmesinrote seidene Schärpen ausgewechselt werden. Hat eine Person niederen Standes dem Höhergestellten ihre Aufwartung gemacht, so wird ihr beim Abschiede die Schärpe von einem Bedienten umgehängt. Auf beiden Seiten sind meistens die heiligen Worte: Om mani padme hum! deren Zauber den Sinn aller Tibetaner gefangen hält, eingewebt.

Obwohl Lhassa eine Meereshöhe von 3630 m hat — eine Höhe, welche die Schneelinie in den Schweizer Alpen schon weit überragt — baut man in der Umgegend doch Gerste, Weizen, Erbsen, Senf, Rettige, Möhren, Zwiebeln, Kartoffeln und Bohnen. Viele Orte sind aber auch

für das Gedeihen der Gerste zu hoch gelegen und das hohe Tafelland zwischen dem Tengri-nor (Himmelssee) und Kuenlün ist völlige Wüste. Bei der schnellen Verdunstung des Wassers in der verdünnten Luft sind manche Seen, die wohl ursprünglich süßes Wasser hatten, zu Salzseen geworden und stellenweise ist der Boden salpeterhaltig. Doch giebt es auch einige fruchtbare Landstriche, wie in dem Bezirk Ombi, westlich vom Tengri-nor, wo Gerste gebaut wird und Wiesen für die Herden reichliche Nahrung bieten. Wälder sind den Grenzgebieten des Landes eigen und kommen auch in der Provinz Kham, östlich und nordöstlich von Lhassa, vor. Der Holzmangel wirkt sehr nachteilig auf den Ackerbau zurück, da er die Bewohner nötigt, den Dünger ihrer Haustiere zu trocknen und als Brennmaterial zu verwenden.

Für die Kargheit des Pflanzenreichs entschädigt jedoch der ausgezeichnete Reichtum des Landes an Metallen, an Kupfer, Eisen, Schwefel, Zinnober (welcher viel Quecksilber enthält), ferner an Steinsalz, Borax*), Kobalt; es fehlt auch nicht an Türkisen, Bergkristall und Alabaster.

Der oben erwähnte Pandit fand auf dem Wege von Lhassa nach Rudok im ganzen nördlichen Ufergebiet des Brahmaputra ein Goldfeld bei dem andern. Die Beamten, welche die Ausgrabung überwachen und leiten, sorgen jedoch dafür, daß so wenig wie möglich von diesen Schätzen in die Taschen des armen Mannes wandert, — und wenn derselbe auch sich einen kleinen Schatz erworben hat, so wandert derselbe alsbald wieder in die Klöster und Tempel. „Diese — bemerkt freimütig und treffend der französische Lazaristenmönch Huc — sind ungeheure Aufnahmebecken, in welche alle Reichtümer der großen mittelasiatischen Länder aus tausend Kanälen einmünden. Die Lamas ziehen den größten Teil des vorhandenen Geldes in freiwilligen Gaben der Andächtigen an sich und wuchern damit in einer so abscheulichen Weise, daß sogar Chinesen Anstoß daran nehmen.“ Doch dies thut dem frommen Glauben des Volkes keinen Abbruch; je größer die Opfer, die es seinen Priestern, als Stellvertretern Buddhas bringt, um so sicherer der Segen von oben und das Nirwana nach dem Tode.

Die geistigen Anlagen der Tibetaner sind keineswegs gering, allein die Lässigkeit und Trägheit, die der ganzen mongolischen Rasse eigentümlich ist, läßt es zu keiner frischen Entwickelung kommen. Sie haben ihre eigene Schrift und Litteratur. Den Bücherdruck haben sie jedenfalls durch die Chinesen kennen gelernt und sich schnell denselben angeeignet. Sie verstehen es, ganze Buchseiten in Holztafeln zierlich auszuschneiden und dann abzudrucken. Ihre Litteratur ist umfangreich, da die meisten buddhistischen Schriften aus dem Sanskrit ins Tibetanische übersetzt wurden und es ferner auch nicht an geschichtlichen Urkunden fehlt. Daß die Schreib- und Lesekunst in allen Volksklassen verbreitet ist, hilft jedoch wenig oder nichts zum

*) Zweifach borsaures Natron.

geistigen Fortschritt, da das, was gelesen und geschrieben wird, wissenschaftlich wertlos ist. Das ganze geistige Leben liegt im Banne der Geistlichkeit und es gereicht nur zu deren Vorteil, daß es so bleibt.

II. China.

1. Peking.*)

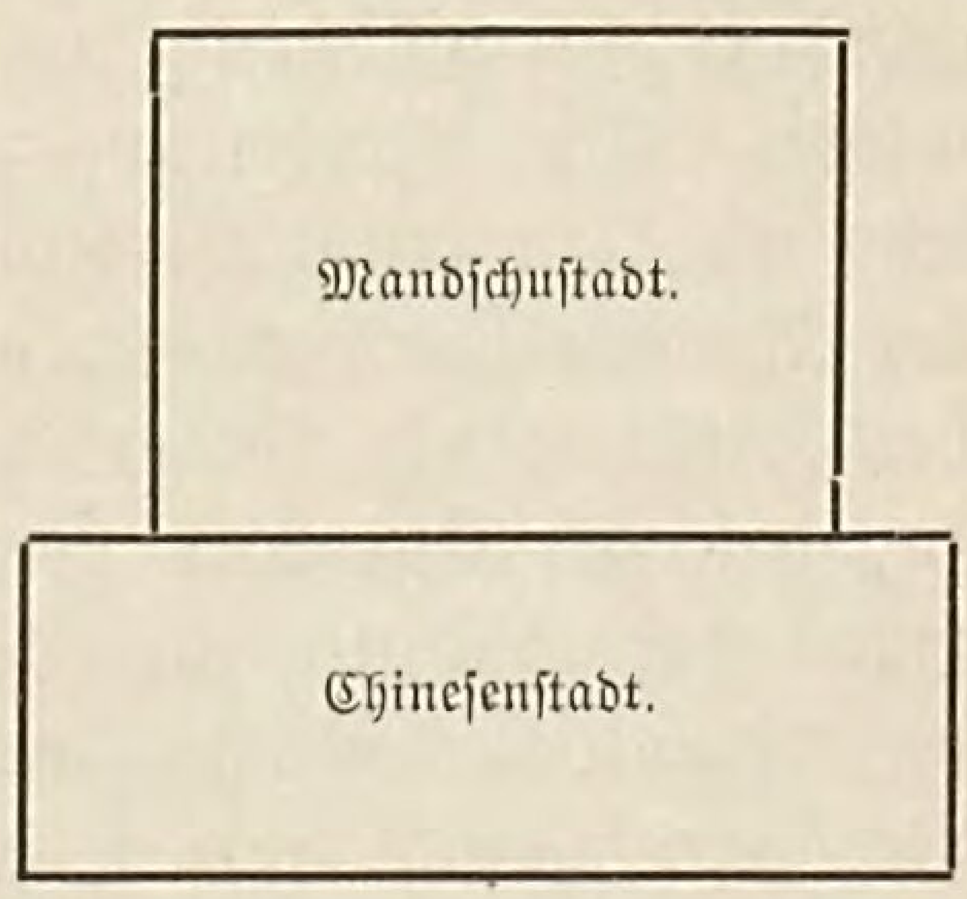
Wenn man vom theoretischen Standpunkte aus als die günstigste Lage für eine Reichshauptstadt die Lage derselben im Durchschnittspunkt der Diagonalen oder der Durchmesser des Kreises bezeichnet, so scheint die Lage für Peking am Nordende des chinesischen Reichs nicht besonders glücklich gewählt zu sein. Die Stadt verdankt ihre Entstehung dem gewaltigen Mongolenherrscher Kublai-Chan (1267), dem Karakorum südlich vom Baikal als Residenz nicht mehr genügte. Und doch liegt in dieser Gründung mindestens ebenso viel politischer Scharfblick als despotische Willkür. Denn seine neue Residenz erhob sich an der Pforte, die ihn aus der mongolischen Heimat in das unterworfene China führte. In Form eines mächtigen Rechtecks von 8 und $5^2/_3$ km Seitenlänge wurde die Stadt mit großartigen Umfassungsmauern angelegt; ein Netz rechtwinklig sich schneidender, breiter Straßen durchzog dieselbe; Kublais Palast entsprach an Größe und Pracht der Macht des Großchans. Acht Jahre nach der Gründung (1275) erschien Marco Polo an seinem Hofe, und der Blick des verwöhnten Venetianers ruhte bewundernd auf der Stadt, die wie ein Schachbrett geteilt, dessen Felder so musterhaft ausgelegt waren, daß die Beschreibung hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Von dem Glanze jener Vergangenheit ist der heutigen Stadt nichts geblieben. Wie kommt es aber, daß man Peking, die Stadt an der nördlichen Grenze des chinesischen Reiches, ihrer Würde als Hauptstadt nicht entkleidet? Dagegen sprechen verschiedene, sehr gewichtige Gründe:

Die große chinesische Ebene steht in Form eines gleichschenkligen Dreiecks auf der Basis des Jangtsekiang; ihre Spitze liegt bei Peking. Von hier, von diesem Scheitel aus, beherrscht man am besten die Straßenzüge, zu denen auch der Kaiserkanal zählt, die nach der Basis führen. Wer Peking besitzt, hat auch den Unterlauf der beiden Hauptströme der Ebene. — Ferner: die Hauptstadt Chinas würde mitten in der Ebene mehr am Platze sein; denn hier wären die Bedingungen für eine industrielle und Verkehrsentwickelung günstiger; hier läge sie so recht im Herzen der neun Provinzen, von deren politischer Haltung allein das Geschick Chinas abhängt; denn alle

*) Vergl. F. v. Richthofen: China, II, p. 269 ff. Berlin 1882. E. Bretschneider: Die Pekinger Ebene; 46. Ergänzungsheft zu Petermanns Mitteilungen 1876. Gotha.

anderen orographisch getrennten, dünnbevölkerten Provinzen im Westen und Süden der Ebene vermögen keine die Existenz des Reiches bedrohenden Stöße zu führen. Und doch liegt die Hauptstadt im nördlichsten Winkel jener Ebene? Ihre zukünftige Lage wird vielleicht einmal inmitten der „Großen Ebene" sein; die Gegenwart läßt diese Veränderung noch nicht zu; denn von Norden her droht China die Gefahr. — Kublai legte auf die natürliche Wasserverbindung der Reichshauptstadt mit dem Meere wenig Wert; denn nicht am Peiho, sondern zehn Meilen westlich dieses Flusses liegt die Hauptstadt. Er bedurfte jener Wasserader nicht, weil der von ihm vervollständigte Kaiserkanal (etwa 150 Meilen lang) die Verbindung mit den Südprovinzen vermittelte und die Produkte des Südens herzutrug. Er sorgte auch dafür, daß das Zucken seiner Wimpern so schnell als möglich an den Enden seines Reiches bekannt wurde, indem er von seiner Residenz aus Straßen nach den Endpunkten der großen Ebene, insbesondere nach den Seeplätzen anlegte, andere nach den nordwestlichen Provinzen bis Zentral-Asien und einzelne direkt nach der Mongolei führte. Die meisten derselben haben neben ihrer großen Bedeutung auch ihren guten Zustand eingebüßt, aber ihrem Zwecke haben sie bis zur Gegenwart entsprochen. Der Kaiserkanal ist zufolge der Bettverlegung des Hoangho keineswegs mehr von der alten Bedeutung; dafür aber hat Peking in der Stadt Tiëntsin einen wichtigen Hafenplatz erlangt.

Wenn uns der Dampfer hier aussetzt, so benutzen wir das Boot, um uns stromaufwärts bis Tungtschóu tragen zu lassen. Es steht uns frei, in einem Kanal bis Peking die Wasserfahrt fortzusetzen oder auf dem in Nordchina als Verkehrsmittel üblichen zweirädrigen Karren, wohl auch reitend mit Maulesel oder Pferd die Hauptstadt zu erreichen. Wir durchschreiten endlich die zu beiden Seiten der Straße sich ausbreitende schmale Vorstadt und stehen vor den riesigen Umfassungsmauern von Peking. Wenn wir es nicht wüßten — die Umgebung würde uns den Charakter der großen Weltstadt kaum offenbart haben. Die Mauern Pekings machen zufolge ihrer Maßverhältnisse einen gewaltigen Eindruck; denn sie sind 12 m hoch, unten 18 m und oben 10 m breit. Wir treten durch eins der wenig zahlreichen Thore ein und benutzen einen Spaziergang auf den von Europäern gern besuchten Mauern, um einen Überblick zu gewinnen. Zwei mächtige, mauerumschlossene Rechtecke sind aneinander geschoben, das nördliche die Mandschu-Stadt bildend, an dessen Südseite sich die Chinesen-Stadt anschließt; sie ist ebenfalls rechteckig, aber noch stärker von Ost nach West gestreckt und ein wenig über die Breite der nördlichen Stadt übergreifend. Wählt man nun seinen Standpunkt auf der Südmauer der Mandschu-Stadt,



so erblickt man nach beiden Seiten hin ein Gewirr von Straßen und ein Häusermeer. Die meist einstöckigen Häuser sind von den Bäumen der zahlreichen Gärten überragt. Hoch erheben sich über die Mandschu-Stadt die mächtigen, durch besondere Mauer festungsartig abgeschlossenen, eine Stadt innerhalb der Stadt bildenden Gebäude des kaiserlichen Schlosses, durch ihre gelben Ziegel weithin kenntlich. Wir erblicken die Moschee der Mohammedaner, die griechisch-katholische Kathedrale, während in der Chinesenstadt besonders die Tempel der Sonne und Erde mit ihren grünen Dächern und ihrem strengchinesischen Baustil auffallen. Setzt man die Wanderung auf den Mauern fort, so stößt man über den mächtigen Thoren auf die hochaufragenden Wachtgebäude; ferner trifft man in Zwischenräumen von je 200 m auf vorspringende, viereckige Verteidigungstürme, welche etwas Abwechselung in die genau den Kompaßrichtungen folgenden Mauern bringen. In der südöstlichen Ecke der Mandschu-Stadt bemerkt man das nahe der Mauer gelegene Observatorium, das schon durch Kublai errichtet, zuerst mit arabischen Astronomen, im Anfange des 17. Jahrhunderts aber mit mathematisch gebildeten katholischen Missionären von der Gesellschaft Jesu besetzt wurde, deren herrliche Bronze-Instrumente sich bis heute erhalten haben. Jener Blick aus der Höhe verhilft zum günstigsten Bilde der Riesenstadt. Steigt man herab auf die ungepflasterten, staubigen Straßen, so bieten zwar der Konfuciustempel, die Marmorbrücke, die in grünem Gehölz versteckten Paläste, das Schnitzwerk der Häuser noch viel des Interessanten; aber der Gedanke, daß Peking nicht mehr die Herrlichkeit aus der Zeit Kublais darstellt, sondern dem Verfall entgegengeht, drängt sich unwiderstehlich auf. Das Phantom der Zweimillionenstadt zerfließt, wenn man die Menschenleere mancher Stadtteile, die Herrenlosigkeit vieler fürstlichen Paläste sieht. Der erste günstige Eindruck verfliegt, wenn man die geringe Sauberkeit der Straßen, die Vernachlässigung des Schleusensystems, den Mangel an Nettigkeit in den Haushaltungen, die 70000 Bettler bemerkt, die — zunftartig geordnet — notdürftig in Lumpen gehüllt mehr Abscheu als Mitleid erwecken. Die Bevölkerungszahl würde von seiten der chinesischen Behörden sehr leicht zu ermitteln sein; die Einrichtung, daß alle Leichen außerhalb der Mauern beerdigt und an den Thoren Sterbelisten geführt werden, würde der Zählung sehr förderlich sein. Aber der Stolz der Chinesen läßt nicht zu, daß der Europäer von der Ahnung der Bevölkerungsabnahme an der Hand der Statistik zur Gewißheit gelange. Nur mögen dann die Söhne des himmlischen Reiches nicht zürnen, wenn neuere zuverlässige Reisende die Bevölkerungszahl auf $^1/_2$ Million*) schätzen.

Die Metropole hat seit alter Zeit ihren jetzigen Platz — wenigstens hat sie denselben nur wenig geändert —, nicht aber den jetzigen Namen gehabt. Die Bezeichnung Peking (d. i. nördliches Hoflager) erhielt die

*) Die statistischen Tabellen für 1894 geben allerdings 1600000 an.

Stadt erst, als im 15. Jahrhundert die einheimische Ming-Dynastie ihre Residenz aus dem südlicheren Nanking aus dringenden Gründen dahin verlegte. Die 1644 als Eroberer über die chinesische Mauer dringenden Mandschukaiser behielten aus früher angedeuteten Ursachen ebenfalls die nördliche Residenz bei. Ihr mit gewaltigen Backsteinmauern befestigter Palast sollte die mißtrauischen Einwanderer ebenso sehr schützen, als dies die zahlreich mitgeführten tatarischen Landsleute thun mußten. Die so entvölkerte Mandschurei wurde anfangs als chinesischer Verbannungsort, später als wertvolle Kolonie von den Chinesen benutzt. Das nördliche Rechteck, die Mandschu-Stadt, zeigt noch heute mit seinen breiten, senkrecht sich schneidenden Straßen das schachbrettartige Aussehen wie zu Marco Polos Zeiten. Die Chinesenstadt ist enger und winkliger gebaut, hat mit zwei Ausnahmen krumme Straßen im nördlichen Teil, während im südlichen der Raum freier wird. Dort stehen dann die Tempel des Ackerbaues und des Himmels mit ausgedehnten Gärten; dort finden sich Seen, Fichtenhaine, ja auch wüste Strecken.

Die Mandschusieger verlangten von den Chinesen die Rasierung des Vorderkopfes und das Tragen des Zopfes und gaben so dem Sohne des himmlischen Reiches das Merkmal, das ihm noch mehr als uns zum Begriff des Chinesen gehört. Ebenso gab aber auch der Mandschu dem neuen Nachbar zu Liebe manche Sitte auf, die er als Nomad geübt, so daß gegenwärtig nur der geschärfte Blick des Kenners ihn vom Chinesen sofort unterscheidet. Auch die schroffe Absonderung der beiden Stadtteile, welche so weit ging, daß dem Mandschu nicht einmal das Wohnen in der Chinesenstadt gestattet war, ist gewichen. Nur hinsichtlich der öffentlichen Moral hat die nördliche Stadthälfte den Vorzug, sofern sie nämlich Schenken, Theater, Freudenhäuser u. dgl. ohne Eifersucht der südlichen Nachbarin überläßt.

Daß an Schulen in Peking kein Mangel, ist nicht auffällig in einem Lande, wo vielleicht am frühesten in der Welt der Unterricht allgemein und öffentlich war. Eine neuere wissenschaftliche Anstalt ist die polytechnische Hochschule, an welcher auch europäische Gelehrte wirken. —

Die chinesische Hauptstadt, unter 39° 56′ n. Br. und 116° 28′ ö. L. v. Gr. gelegen, erhebt sich nur $37^1/_2$ m über den Meeresspiegel. Das Mittel der Jahrestemperatur ist 11,8° C., während das absolute Sommermaximum 36,3° und das des Winters — 15,3° erreicht. Hinsichtlich der Winde und Niederschläge gehört Peking zum ostasiatischen Monsungebiet; die kalte, trockene Zeit währt demnach vom November bis März; das Wetter ist meist schön und klar; ein leichter Schneefall findet durchschnittlich nur an 11 Tagen statt. April und Mai, sowie September und Oktober sind in jeder Hinsicht Übergangsmonate. Die heiße, feuchte Zeit dauert vom Juni bis August.

Wählen wir endlich den Weg durch eines der Thore, um uns in der Umgebung der Stadt umzusehen. Ein Kranz herrlich geformter Berge zieht sich in weitem Halbkreis von W. über N. nach O. um die Stadt; bis zum

Fuß dieser Berge ist die Umgebung ebenes Land. Nur selten bemerkt man Kunststraßen; dafür sind sie aber auch da, wo man sie trifft, mit gewaltigen, regelmäßig zugehauenen Quadern gepflastert. In den kaiserlichen Gärten sind nur solche Wege zu finden. Gewöhnlich bedient man sich zu Ausflügen in die Umgebung entweder des Maulesels zum Reiten oder des landesüblichen zweirädrigen Karrens, den die Maultiere auf den nie ausgebesserten, tief in die Lößschichten eingeschnittenen Wegen nur mühsam weiter bewegen. Durchfährt man die Vorstädte, so fällt der rege Handelsverkehr auf, der aber erklärlich wird, wenn man erwägt, daß derselbe hier noch nicht durch die hohen, an den Thoren geforderten Zölle gelähmt wird. Kaum hat man die Mauern hinter sich, so kündigen sich hier und da dem Geruchsinn die Poudrette-Fabriken an, die bei der Achtung der Chinesen vor dem Ackerbau leicht erklärlich sind. Jene zahllosen Leute, die auf den Straßen von Peking jeden Tag den Dünger aus den Häusern entfernen, aber auch auf den Wegen jede Kleinigkeit von Dünger sammeln, ja auch die Abfälle des Barbierladens nicht verschmähen, sind keineswegs verachtet.

Der schönste Teil des Weichbildes von Peking ist jedenfalls auf den Bergen im Westen der Stadt zu suchen. Überall unzählige alte Klöster, Paläste, kaiserliche Gärten, schattige Haine und Schluchten, aus denen silberklare Bäche in die Ebene herabrieseln! Die chinesischen Kaiser haben bei diesen Anlagen einen Luxus angewandt, der selbst dem verwöhnten Auge des Europäers noch Bewunderung abnötigt. Südwestlich der Stadt befinden sich die ausgedehnten Gemüse-, Frucht- und Blumengärtnereien, welche Peking versorgen. Die zahlreichen Dörfer der Umgebung pflegen namentlich Garten- und Feldbau. Der Boden ist nur an wenig Strecken öde, zum guten Teil aus Lößschichten bestehend, die hier und dort ausgeblühte Soda in Form des Schnees aufweisen; derselbe Umstand bewirkt wohl auch, daß die gelbe Erde an manchen Orten ohne weitere Zubereitung als „Seifenerde“ zum Waschen geeignet ist. Weizen, Hirse, Mais, welcher in Peking das billigste Brot liefert, Sorgho-Korn, Bohnen, Bataten mit faustgroßen Knollen, Gurken, Kürbisse, Melonen, die starkkonsumierten Artikel Zwiebel und Knoblauch, ferner Kohl, Rübe, Rettig, Radies, Spinat, die Speiseöl gebende Sesampflanze, die Ricinusstaude, welche Lampenöl liefert, Birne, Apfel, Pflaume, Kirsche, Aprikose, Pfirsich, Wal-, Hasel-, Erdnuß, herrliche Weintrauben: dies ungefähr sind die Erzeugnisse, die für die Ernährung des großen Magens, der Metropole, in Betracht kommen. Treten wir zuletzt ein in einen Friedhof! Ein Zaun von Juniperus schließt ihn ein, während unter dem Schatten der ernsten Fichten die schweigenden Hügel geschüttet sind. Die Marmordenkmäler haben gewöhnlich die Form einer Schildkröte, welche auf ihrem Rücken eine aufrechte Tafel mit Inschriften zeigt.

2. Ein Aufenthalt in Peking.*)

Im Sommer ist's in der nordchinesischen Hauptstadt sehr warm, im Herbst aber oft rauh und im Winter kalt.

In den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Peking fühlten wir die Unbequemlichkeit unserer europäischen Kleidung bei den kalten chinesischen Wohnhäusern sehr und eilten darum, uns in chinesische Gewänder zu stecken; mit Hilfe unserer Bekannten kauften wir die Stoffe und Pelze für die Hauskleider wie für die Paradekleider zum Ausgehen ein, was keine geringe Summe, nämlich über 1500 Mk. ausmachte; und doch waren wir nur zur Notdurft anständig gekleidet und standen hinsichtlich der Kostspieligkeit des Anzuges jedem bemittelten Chinesen nach. Und dabei war unsere Garderobe noch sehr unvollständig. Man macht sich gar keine Vorstellung, wie viel Ober- und Unterabteilungen in der chinesischen Garderobe stattfinden; jede Jahreszeit führt einen Wechsel des Kleides mit sich, und diese durch die Gewohnheit befestigten Wechsel werden von anständigen Chinesen so heilig beobachtet, als die Gesetze der Mode von unsern Damen und Stutzern, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mode keinen Einfluß hat und der Schnitt am Kleide des Großvaters kein anderer ist, als der am Kleide des Enkels. Nur die Form der Mützen und Schuhe wechselt fast jährlich. Man darf indes nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei ist, bei dem Wechsel der Jahreszeit auch die Kleider zu wechseln; die bestimmte Zeit tritt ein, und ein kaiserlicher Befehl verkündet dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen, oder die Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden sollen; wer kann nun noch sagen, daß sich die weise chinesische Regierung nicht um die Köpfe ihrer Unterthanen bekümmert?

Die chinesische Kleidung hatte ihre nicht geringen Unbequemlichkeiten; was man anfaßte, alles war teuer, und die Notwendigkeit, anständige Bekanntschaften zu unterhalten, um auch mit der Wissenschaft und dem Leben der Chinesen bekannt zu werden, nötigte zu einer anständigen Kleidung. Dabei muß ich bemerken, daß mein Wuchs im Vergleich zu dem der Chinesen ziemlich groß war, und es ganz besondere Mühe kostete, Kleider für meine Größe zu erhalten. In China wird der Stoff für jedes Kleidungsstück besonders gewebt, und so viel man nun auch Stücke herbeibrachte, der Schneider besah sie, maß, sprach sein Verwerfungsurteil "bugoi" (es reicht nicht) und legte sie beiseite. Endlich ist der Stoff ausgesucht, der Schneider mißt die Größe vom Kopf bis zur Ferse und merkt sich das Maß. Nach drei Tagen bringt er die Kleider; wir bezahlen ihm eine

*) Aus den Mitteilungen eines Russen. Otet. Sap. Chamber's Journal (1873). Ausl. (1873, 27).

Kleinigkeit für seine Mühe, sowie das Dreifache für seine Zuthat, und unsere Verwandlung beginnt. Zuerst wurde mit dem Kopfe angefangen; ein schmieriger, zerlumpter, nach Knoblauch duftender Bader erschien mit einer ungeheuren Tasse heißen Wassers und begann ohne alle Umstände uns den Kopf einzureiben. Dann zog er aus einem leinenen Säckchen ein kurzes Schermesser und fing nun an, uns im Kreise umher die Haare abzuscheren, so daß sie nur am Wirbel für den Zopf stehen blieben. Als ich von seinem etwas stumpfen Instrument befreit war und mich im Spiegel betrachtete, wußte ich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte; ich kam mir so einfältig vor, und mich übermannte eine solche Trübseligkeit, daß ich mich unwillkürlich von dem Spiegel abwandte und große Lust hatte, mich in einen finstern Winkel zu verstecken.

Unsere Hauskleidung bestand aus leinenen genähten Strümpfen mit gestopften Sohlen, aus schwarzen Schuhen von chinesischem Atlas mit weißer Sohle von mehr als 9 cm Dicke, aus seidenen Kniestücken, die am Knieband befestigt waren, aus einem Überrock von Hammelpelz mit seidenem Überzug und mit einem grauen Kreppgürtel zugebunden, einem Biberkragen, der besonders umgelegt wird, aus einer runden, kleinen schwarzen Atlasmütze, mit einem roten seidenen Knopf und einer dicken nach hinten hinabhängenden Troddel. Die chinesischen Hammelpelze sind, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, ausgezeichnet leicht und zart, und die Wolle manchmal gegen 10 cm lang; sie sind dabei so vortrefflich gegerbt, daß die innere Seite fein ist wie Papier und durchaus keinen Geruch hat. Ein solcher Pelz kostet aber auch ohne allen Überzug 160 Mark.

Zum Ausgehen zogen wir an: erstens ein Winterkleid, d. h. einen blauen Kreppock mit seidenem Futter von derselben Farbe, einen Rock von Eichhornfellen mit Schlitzen hinten und vorn und bedeckt mit einem blauseidenen, mit Biber besetzten Stoff; dazu kam noch ein besonderer Biberkragen, ein kurzes Oberkleid mit breiten kleinen Ärmeln; über den mit einem violetten Seitenstoff bedeckten Eichhornpelz kam ein seidener Gürtel, der an den Enden mit schwarzem Atlas besetzt war, und womit man den Rock zusammenband. An diesem Gürtel hängen unmittelbar 7 — 8 seidene Beutelchen mit verschiedenen Gegenständen; in dem einen befindet sich eine europäische Uhr, in dem anderen eine steinerne chinesische Dose mit einem beinernen Löffelchen und ganz zu Staub gestoßenem Schnupftabak; in dem dritten sind die beißenden Sachen, an denen die Chinesen nach dem Essen kauen; im vierten Geld u. s. w. Unter diesen Beutelchen hängt auch ein Futteral mit einem Messer und zwei beinernen Stäbchen, welche die Stelle der Gabel vertreten. Zu dem Winterkostüm gehören endlich noch Mützen von violettem Atlas mit ponceauroter seidener Quaste und einer ganz schwarz gefärbten Zobelverbrämung, Schuhe aus schwarzem Atlas mit 5 cm dicken und mit weißer Leinwand besetzten Filzsohlen, die nicht, wie man bei uns glaubt, an den Zehen aufwärts gebogen sind. Dies ist das vollständige

Winterkostüm eines anständigen Chinesen für die ersten Wintermonate; sowie aber die Kälte stärker eintritt, wird der Eichhornpelz mit einem Fuchspelz vertauscht, und der Oberrock besteht aus Zobel oder Biberpelz und wird mit dem Fell auswärts getragen. — Außer der Winterkleidung ließen wir uns auch Kleider für die übrigen Jahreszeiten machen; ich will aber die Leser nicht mit einer genaueren Aufzählung aller einzelnen Teile ermüden, um so weniger, als Schnitt und Farbe fast immer dieselben sind, und die Kleider sich nur dadurch unterscheiden, daß die einen aus kurzwolligem, die andern aus langwolligem Pelz bestehen; die einen wattiert sind, die andern aus einfachem Tuch oder aus Seide mit Unterfutter von Kamelott, oder Seide ohne Unterfutter, Flor u. dgl. bestehen.

So kleidete ich mich also wie ein echter Chinese. Die erste Zeit meines Aufenthaltes war sehr langweilig. Stellt euch einen Menschen vor, der auf einmal in eine volkreiche Stadt, in einen Schwarm von Menschen geschleudert wird, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise ihm ganz fremd sind, deren Sprache ihm ganz unverständlich ist, — und ihr werdet meine trübselige Lage erkennen. So allein mitten unter dieser Menschenmenge sollte ich zehn meiner besten Lebensjahre in Peking zubringen? Ich fragte mich oft, welchen Nutzen für meine Kenntnisse ich aus dieser meiner Reise ziehen könne, und ob der Erfolg auch das gebrachte Opfer aufwiege? Doch ich war einmal da und mußte aushalten. Um inzwischen soviel als möglich aus meiner unangenehmen Lage herauszukommen und bei der mir verliehenen Gabe der Sprache nicht stumm zu bleiben, suchte ich mir vor allen Dingen einen Lehrer des Chinesischen auf und fand denselben auch bald in der Person eines entlassenen chinesischen Beamten, Tun-sjan-scheu. Er war ein Mann von sechzig Jahren, übrigens munter und frisch, und sehr belesen. Er erschien mit aller Würde eines chinesischen Pädagogen, setzte sich ohne Ziererei auf den Ehrenplatz, rauchte seine Pfeife und sah mich und seine anderen Schüler mit einem durchdringenden Blicke an, ob wir auch wohl tauglich sein möchten. Nachdem wir seinen inspizierenden Blick ruhig ausgehalten hatten, baten wir ihn, mit uns zu speisen. Dies ist nicht als ein Zeichen besonderer Höflichkeit anzusehen, sondern eine unerläßliche Bedingung der Bekanntschaft mit einem chinesischen Lehrer: ohne Mittagsmahl kann hier keine Lektion beginnen. Erst am folgenden Tage nach dem Mittagsmahl fingen die Lektionen an; unser Lehrer begann sie damit, daß er eine ziemliche Menge Tusche einrieb, dann nahm er einen kleinen, in ein Rohr gesteckten Pinsel, tauchte ihn in die zubereitete Tusche und begann nun mit unnachahmlicher Leichtigkeit und erstaunlicher Reinheit Chinesisch zu schreiben. Als er die erste Zeile beendigt hatte, las er das Geschriebene laut vor und forderte uns dann auf, jedes Wort ihm nachzusprechen. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie schwer das ungewohnte Ohr die Klänge dieser Sprache auffaßt, und wie wir alles, was unser geduldiger Lehrmeister uns wiederholte, unter gewaltigen Gesichtsverzerrungen ihm nachsprachen.

Das Interessanteste aber war, daß wir unsere Lektionen anfingen, ohne ein einziges chinesisches Wort zu verstehen, und daß unser Lehrer kein Wort Russisch verstand, so daß er uns die Bedeutung der chinesischen Worte in chinesischer Sprache erklärte. Mit allem Eifer und im Schweiße seines Angesichts arbeitete unser Chinese, wir hörten ihm mit nicht minderem Eifer zu, schlugen jeden Augenblick das französisch-chinesische Lexikon nach, überzeugten uns aber endlich, daß wir für den Anfang notwendig zu einem Manne unsere Zuflucht nehmen müßten, der Russisch verstände. Das Haupthindernis für uns war die für einen Europäer außerordentlich mühsame Aussprache, indem ein und derselbe Laut, je nachdem er einfach, hoch oder tief, oder abgestoßen ausgesprochen wird, eine eigene Bedeutung hat. In dem ersten Halbjahre machten wir kaum einen Fortschritt, und erst nach zwei Jahren fingen wir an, in die Geheimnisse dieses Labyrinths, das man die chinesische Sprache nennt, einzudringen, aber erst nach vier Jahren konnten wir uns frei mit Chinesen unterreden. — Wir hatten indes große Lust, Peking zu sehen, und sobald wir in vollkommen chinesische Kleidung gehüllt waren, fuhren wir alsbald in gemieteten Karriolen durch die Straßen der Hauptstadt. Zuerst lenkten wir die Fahrt nach dem kaiserlichen Palaste, wo der Kaiser in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbst in seinem Sommerpalaste drei Stunden von Peking zubringt. Der Winterpalast nimmt einen außerordentlichen Raum ein und besteht aus einer Menge besonderer, einstöckiger, aus Backsteinen ausgeführter Häuser, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. In dem einen wohnt der Kaiser, in dem andern macht er seine Geschäfte ab, in einem dritten ist die Kaiserin, in einem vierten sind die anderen dem Kaiser gehörenden Frauen, in anderen seine Kinder, die verwitwete Kaiserin, die Frauen des verstorbenen Kaisers, die Eunuchen und das weibliche Hofgesinde. Jede dieser Abteilungen ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, deren Grenzen nur die Hofleute überschreiten dürfen. Im Kreise zieht sich um diese Mauer eine Einfriedigung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden, und wo jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst konnten wir nicht sehen, und nur die Dächer aus glasierten Ziegeln blickten über die Mauer herüber. Die Straßen in der Nähe des Palastes sind ebensowenig wie in ganz Peking gepflastert.

Ohne auch nur im geringsten unsere Neugier befriedigt zu haben, fuhren wir vom Palast aus durch die Straße Sy-vi-lu, welche, wie alle Hauptstraßen, durch ihre Breite und Regelmäßigkeit sich auszeichnet. Mitten in jeder Hauptstraße von Peking ist ein etwa 1 m hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; schwer beladene oder mit fünf oder sieben Maultieren bespannte Wagen müssen auf der schmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit starker Regen, durch welche die Straße zwischen der Erhöhung und den Häusern mit einem undurchdringlichen Kot sich füllt, dürfen auch schwere Wagen auf dem Damme

fahren. Dieser ist ziemlich breit und würde für die Equipagen sehr bequem sein, wären nicht an den Seiten fortlaufende Zelte und Buden aufgeschlagen, welche die Straßen dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen nebeneinander fahren können. Wenn aber der Kaiser ausfährt, was einigemal im Jahre geschieht, so werden alle diese Zelte und Buden abgebrochen, der hohe Weg wird geebnet und mit gelbem Sande überschüttet, so daß der Beherrscher des chinesischen Reiches nie etwas von den Unannehmlichkeiten schlechter Wege in den Straßen seiner Hauptstadt erfährt.

Bei der ungeheuren Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag hindurch mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Not, wenn ein zu Fuß gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet; der letztere muß nach den mit der strengsten Pünktlichkeit einzuhaltenden Gesetzen chinesischer Höflichkeit anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz sagen: Wie steht es mit deiner Gesundheit? — und ihn dann einladen, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verpflichtet ist, diese Fragen zurückzugeben und seinen Bekannten zu bitten, den Weg fortzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis jener sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Begrüßung dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser ganzen Zeit müssen die hinteren Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit da ist, den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wenn der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt wird, so warten die Chinesen geduldig, aber zuweilen reißt auch den Gutmütigen die Geduld, wie wir das gleich bei unserer ersten Ausfahrt erfuhren. Ein zerlumpter, gemeiner Mensch in einem schmierigen leinenen Kittel fuhr auf einem halbzerbrochenen Wagen daher, an den ein magerer Esel gespannt war; er machte halt, als er einem ähnlich gekleideten Bekannten begegnete, und hielt alle hinter ihm Fahrenden fünfzehn Minuten lang auf. Da verloren die Chinesen doch die Geduld und forderten ihn mit lautem Geschrei auf, den Höflichkeitsbezeigungen ein Ende zu machen.

Nachdem wir drei Stunden lang durch die Straßen von Peking gefahren waren, hatten wir einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Äußern der Stadt bekommen. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit, die Seitengassen aber so eng, daß zwei sich begegnende Karriolen einander nicht ausweichen können, weshalb ein Kutscher erst immer in die Straße hineinrufen muß, ob ihm nicht jemand entgegenkomme. Jede Seitenstraße hatte vormals bei der Kreuzung mit anderen Seitenstraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten sind; diese Thore wurden damals von Wächtern, die in der Nähe in kleinen Wachthäusern wohnten, des Nachts geschlossen, und es bedurfte einer besonderen Erlaubnis, um das Thor passieren zu können. Jetzt hatte diese Strenge aufgehört; die Wächter rufen

nur noch die bei Nacht Hindurchgehenden an, und selbst dies geschieht jetzt selten. Bei der Gewohnheit der Chinesen, sich mit hohen Mauern zu umgeben, sind die Straßen Pekings äußerst einförmig; allenthalben dehnen sich hohe, aus halbgebrannten, grauen Backsteinen aufgeführte Einschließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter diesen Mauern spitzige, ausgeschweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder ganz eintönig sind. Nur der kaiserliche Palast ist mit verglasten gelben, die Mandarinenpaläste sind mit grünen, die Tempel mit blauen Ziegeln gedeckt. Dieser Farbenwechsel bringt etwas Leben in das matte Grau, denn die übrigen Wohnungen sind sämtlich mit grauen, halbgebrannten Ziegeln gedeckt. Außer dem kaiserlichen Palaste finden sich noch etwa sieben bis acht fürstliche Paläste, viele Mandarinenhäuser mit Balkonen und Kiosks in der Stadt. Doch alles ermüdet durch die stetige Wiederholung derselben Formen und Verzierungen, und das Auge könnte durchaus auf nichts ruhen, wenn nicht die auf den Straßen befindlichen Kaufläden die ertötende Einförmigkeit belebten. Vor dem Eingang in eine jede Bude hängen schwarz lackierte Tafeln, die oft mit dicken goldenen Buchstaben beschrieben sind. Unter den Buden ist indes durchaus kein äußerer Unterschied, und nur diejenigen, in denen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen sich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieser Buden ist fast ohne Ausnahme bis zum Dach vergoldet und mit Drachen und verschiedenen andern Bildern geziert. Die Pracht dieser Läden ist um so auffallender, als daneben eine halb eingestürzte Ringmauer oder ein den Einsturz drohendes Häuschen steht.

Die belebtesten Straßen in allen großen Städten Chinas bieten allezeit bunte Jahrmarktszenen. Da sind Musikanten, die einen Höllenlärm machen, Bänkelsänger, Guckkastenmänner und Dioramen, in denen man Bilder aus europäischen Mode- und illustrierten Zeitungen durch ein Vergrößerungsglas zu schauen bekommt. Vor den meisten Verkaufsständen ist ein riesiger viereckiger Sonnenschirm ausgespannt, entweder von weißer Leinwand oder aus vielen zusammengenähten Lappen zusammengesetzt.

Auch vor den Tempeln wird Jahrmarkt gehalten. Man hätte in der That unrecht, den Chinesen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel stehen fortdauernd leer, und nur hie und da hält es ein Beamter, der eine neue einträglichere Stelle bekommen hat, für seine Pflicht, die Gotteshäuser der Stadt zu besuchen. Dabei benimmt er sich folgendermaßen: beim Eintritt in den Tempel trägt er ein Bündel Kerzen, die aus Baumrinde von wohlriechendem Holze gemacht sind, zündet diese vor dem Götzenbild an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde; während dieser Zeit schlägt der Priester mit einem hölzernen Schlegel auf eine metallne Schale. Hat der Pilger auf solche Weise seine Andacht verrichtet, so wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. s. f. Selbst die gemeinen Leute gehen nur bei besonderen Veranlassungen in den Tempel; wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, sammeln sich alsbald Scharen

von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht bloß Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen vor dem Götzenbilde, sondern sie bringen auch Opfer dar, die aus verschiedenen Broten bestehen. Ein wahres, nicht aus Eigennutz hervorgehendes, die Seele des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chinese gar nicht. Allerdings sind in jedem Monate einige bestimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke besucht werden, aber dann strömt man nicht des Gebetes, sondern des Handelns wegen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waren ausgestellt, namentlich Galanteriewaren, und die Besuchenden spazieren vom Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich unmäßige Preise fordern. Für einen Nephrit z. B., einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chinesen geachtet ist, und den man zu Ringen, Tabaksdosen, Armbändern u. s. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann 250 Lan (der Lan etwas über 8 Mark) und überließ ihn mir zu 26! Hier zeigen auch die Gaukler ihre Künste; der eine geht auf den Händen, der andere wirft Messer u. dgl. Gegen abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder still bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Priester brennen dreimal am Tage eine Kerze vor jedem größeren Götzenbilde an, wobei sie sich jedesmal auf die Erde werfen. Wenn es dem Priester nicht zu Sinne steht, diese beschwerliche Pflicht zu erfüllen, so schickt er einen seiner Schüler, der die Kerzen anzündet und sich verbeugt; und hat der Schüler nicht Lust, so thut es auch wohl ein gewöhnlicher Tagelöhner.

Wenn auch die Tempel fast immer leer stehen, so sind dagegen die Gasthäuser vom Morgen bis zum Abend mit Menschen angefüllt, obgleich in jeder Straße sich deren einige finden. Im Äußeren zeichnen sie sich durch nichts von den Kaufläden aus, auch bei ihnen geht eine Thür auf die Straße hinaus, und an der Seite der Thür sind Tafeln mit goldenen Inschriften aufgehängt. Das Innere dieser Anstalten ist nach dem Range der Besucher eingerichtet, für welche das Gasthaus bestimmt ist. Für das gemeine Volk sind in einem ungeheuern Raum Tische und Schemel aufgestellt, für reiche Besucher sind besondere Zimmer bestimmt, die gewöhnlich von einer ganzen Gesellschaft gemietet werden, die sich darin einquartiert. Die reiche chinesische Jugend namentlich verschwendet ungeheure Summen in Wirtshäusern, und hält es für eine Ehre, an eine Mahlzeit 400 Mark zu wenden. Das „Verzehren“ muß man hier ganz wörtlich nehmen, da das Weintrinken ganz wegfällt, und der Hauptgenuß im Essen besteht. Aber was essen sie denn? Allerlei teure Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man einen kleinen Teller mit 6 Lan (48 Mark) bezahlt. Es wird in folgender Weise bereitet: der Koch nimmt kleine Stücken Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefette gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst des

Kochens besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das Eis in den Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis der Schüssel kommt daher, daß sehr wenig Köche sie gehörig zu bereiten verstehen. Im ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für den Europäer unangenehm, denn die Chinesen bereiten alles ohne Salz und schwemmen es in einem Überfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch; nur die Braten sind sehr schmackhaft.

Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen, einander nicht zu Hause, sondern in den öffentlichen Anstalten zu bewirten; nur Verwandte und genaue Bekannte laden zum Mittags- und Abendessen im Hause ein. Bei den Traiteurs sammelt sich die Jugend, und die Alten speisen da nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören zu den Vergnügungen, welche unmittelbar aufeinander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr morgens und dauern bis 6 Uhr abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rolle von Weibern spielen, in die Logen der Reichen und bestimmen ihnen einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus, verlangen gewöhnlich die teuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung verhandelt haben. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Klasse gehen zu Fuß, wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Karriolen; Frauen und Töchter von Fürsten lassen sich in Sänften tragen. Doch werden die beliebten zweirädrigen Karren, die an beiden Seiten des großen Rades einen Sitz für eine Person haben und von einem Manne geschoben werden, auch von Frauen benutzt. Diese Schubkarren sind die chinesischen Omnibusse. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thüre geht, um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine, womöglich rote Blume in ihrem grauen Haare stecken. Die Kleidung der Frauen zeichnet sich durch helle Farben aus und besteht bei den Mandschufrauen hauptsächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuern, weiten Ärmeln. Dieser Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chinesen kümmern sich wenig um diesen Nachteil, da sie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Brust suchen, weshalb die Frauen auch die Brust mit einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unserer euro-

päischen Korsette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chinesinnen besteht aus roten oder grünen Hosen, die mit verschiedenfarbiger Seide gestickt sind, aus einigen gleichfalls gestickten Jacken und einem reichgestickten Überrock. Noch mehr unterscheiden sich die Chinesinnen von den Mandschufrauen durch die Füße; letztere verderben ihre Füße nicht durch starkes Einwickeln und tragen Pantoffeln wie die Männer, nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen Stoffen gemacht mit Fußsohlen, die nicht weniger denn 8 cm dick sind. Die Chinesinnen dagegen binden vom fünften Jahre an ihre Füße mit breiten Bändern ein, so daß vier Zehen hinabgebogen werden, und die große Zehe darüber liegt. Die Nägel dringen dadurch in das Fleisch ein und verursachen fast immer Wunden. Die unglücklichen Frauen leiden fast ihr ganzes Leben lang an dieser barbarischen Sitte, nicht eine kann auf dem ganzen Fuße stehen, und alle gehen bloß auf den Fersen. Ihr Gang ist deshalb sehr unschön, und sie schwanken immer von einer Seite zur andern. Man stelle sich einen Fuß mit abgehauenen Zehen, mit unmäßig hohem Oberbein, einem Pferdefuß nicht unähnlich, vor, in ein farbiges, mit Seide ausgenähtes Pantöffelchen mit einer ganz dünnen Sohle gesteckt, so hat man einen Begriff von dem Fuß einer chinesischen Schönen. Versucht aber einmal, einem Chinesen die Dummheit dieser Sitte zu beweisen, er lacht euch gerade ins Gesicht und ist fest überzeugt, daß die Schönheit dieses kleinen Füßchens mit nichts zu vergleichen ist. Vergebens wandte der kluge Kaiser Kan-si alle Kräfte an, China aus seinem tausendjährigen Schlafe zu wecken, und wollte auch diese barbarische Gewohnheit ausrotten, indem er den mit dem Tode bedrohte, der die Füße seiner Töchter durch Einschnüren verunstalten würde. Die furchtbare Maßregel konnte die Kraft der Gewohnheit nicht brechen, und der Kaiser war genötigt, sein Gesetz unausgeführt zu lassen, und bloß zu verordnen, daß die Frauen und Nebenweiber des Kaisers und selbst der Fürsten nur aus den Töchtern der Mandschu*) genommen werden sollten.

Das Ausgehen einer reichen Mandschudame oder Chinesin geschieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran zieht ein Reiter; hinter ihm führt ein Kutscher das an einen zweirädrigen Karren gespannte Maultier am Zügel; Dach und Seiten des Wagens sind mit blauem Tuch verhängt, in welchem auf jeder Seite Stücke von schwarzem Sammet und Glas eingenäht sind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche denselben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man steigt von vorn ein und aus, wobei jedesmal der Kutscher das Maultier ausspannt; die an den Seiten gehenden Leute führen das Karriol bis hart an die Treppe, lassen die Stangen auf die Stufen

*) Bei einem innern Regentenkriege Chinas wurden die mongolischen Mandschu im Amurlande zu Hilfe gerufen, die ihr eigenes Oberhaupt Kang-hi zum Kaiser machten, 1644, und seitdem über China herrschen.

der Treppe nieder und wenden dann sogleich der Equipage den Rücken, indem sie nach chinesischer Sitte der Herrin nicht ins Gesicht schauen dürfen. Dann steigt die gewöhnlich vorn sitzende Dienerin auf den Boden herab, stellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin aussteigen. Bei der Abfahrt wiederholt sich dies, d. h. zuerst setzt sich die Frau und die Dienerin hinein, dann spannt der Kutscher das Maultier vor, und der Zug folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt des Mannes besteht in der großen Anzahl Reiter, welche das Karriol begleiten. Diese Anzahl steigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin besteht das Gefolge? Die zwei oder drei vordersten Reiter sind noch ziemlich gekleidet, die andern aber haben Lumpen an und schleppen sich auf dürren, lahmen Maultieren fort, der Hochmut gestattet aber dem Chinesen nie, beim Ausfahren die Zahl seiner Diener zu beschränken, obwohl die Unterhaltung dieser müßigen Schar sehr hoch zu stehen kommt.

Die Straßenbewegung in Peking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr des Morgens. Zuerst erscheinen in den Straßen die Beamten, die mit Akten in den Palast gehen, und dann die Kleinhändler mit Eßwaren. Der Lärm und die Bewegung nimmt allmählich zu, und gegen 7 Uhr morgens sind alle Straßen mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt. Der Chinese, wenn er morgens aufsteht, wäscht sich auf besondere Weise: er taucht ein ganz kleines Handtuch in warmes Wasser, das man ihm in einer kupfernen Schale bringt, und reibt sich Kopf und Hände damit. Nach dem Waschen trinkt er Thee, ohne vorher irgend welche religiösen Gebräuche vorzunehmen; nach einer oder anderthalb Stunden, nämlich um 9 Uhr, setzt er sich zum Mittagsmahl nieder und geht dann seinen Geschäften nach. Um 2 Uhr kommen die Beamten aus dem Büreau und gehen dann ins Theater oder machen Besuche. Um 5 Uhr kommen sie nach Hause zurück, um zu Abend zu speisen, und gegen 9 oder 10 Uhr legt man sich schlafen. Um diese Zeit herrscht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille; nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die an niederen Säulen befestigt sind. Bei Nacht finden keine Aufsichten und Patrouillen statt; die Wächter schlafen ruhig in ihren Wachtstuben, und nur zuweilen, wenn sie gerade einmal aufwachen, rufen sie einem verspäteten Fußgänger zu: Na-erl? (Wohin gehst du?) — Der Wanderer antwortet: Zjä-ka! (Nach Hause!) und setzt ruhig seinen Weg fort. Räubereien und Gewaltthaten kommen nie auf der Straße vor; aber Diebe schlüpfen nicht selten in die Fenster der reichen Häuser hinein und bestehlen die Unvorsichtigen auf eine sehr geschickte Weise.

Bekanntlich sind die Chinesen die ärgsten Memmen auf der Welt und entschließen sich nie, mit den Waffen jemanden anzufallen, oder auch nur sich zu verteidigen, solange noch irgend eine Möglichkeit da ist, sich davonzumachen. Aber es kommt doch auch vor, daß selbst diese Schafsnaturen in eine rasende Stimmung geraten und dann sind sie zu allem fähig. So

waren wir in den ersten Zeiten unseres Aufenthalts in Peking Zeugen eines Straßenauftritts. Zwei gemeine Chinesen, die auf einen dritten aus irgend einem Grunde erbittert waren, gerieten in eine unbeschreibliche Wut und begannen auf den Unglücklichen mit dicken Prügeln loszudreschen. Der arme Mensch, welcher einige harte Schläge auf den Kopf erhalten hatte, fiel besinnungslos zu Boden, aber seine erbitterten Feinde fuhren nur um so mehr fort, ihre Bosheit an ihm auszulassen. In einem Augenblicke sammelte sich eine ungeheure Menge Zuschauer um ihn und war bemüht, dem unmenschlichen Dreinschlagen durch Schreien ein Ende zu machen; aber keiner entschloß sich, die Leute mit Gewalt zu trennen. Nach einigen Minuten erschienen die „Wächter der guten Ordnung", d. h. die Polizeidiener, aber auch diese scheuten sich vor dem furchtbaren Anblick, den funkelnden Blicken und wohl noch mehr vor den dicken Prügeln der Erbitterten, und warteten, bis diese ihre Wut gesättigt hatten und mit dem Schlagen aufhörten. Dann erst wagten sie einzuschreiten, banden den beiden Übelthätern, ohne den geringsten Widerstand zu erfahren, die Hände und führten sie vor die Behörde.

3. Zu einem chinesischen Diner geladen.*)

In Gemeinschaft mit einigen deutschen Herren in Tientsin war ich von dem Agenten der Hamburger Firma Meyer u. Co., einem feisten chinesischen Kaufmann, zum Diner in den Hong, d. h. in das europäische Kontor desselben, geladen. Am Eingange begrüßte uns der Gastgeber durch freundliches Lächeln, Neigen des Kopfes, durch Wiederholung der Begrüßungsworte „Tschin-Tschin" und Händedruck nach europäischer Art. Wir schritten über den großen Vorhof nach der Wohnung, wurden von Herrn Fischer — dem Tientsiner Chef der Firma Meyer u. Co. — den chinesischen Bankiers und Agenten unter endlosen Verbeugungen und „Tschin-Tschin's" vorgestellt. Wir konnten durch die großen Glasfenster den Hof und die einschließenden Kontor- und Lagerräume übersehen, während uns ein nach innen geworfener Blick überzeugte, daß sich die Festlichkeit in zwei zusammenhängenden Speisezimmern abwickeln würde, das dritte Zimmer aber als stilles Plätzchen für Opiumraucher gedacht war. Es enthielt aber außer bequemen Lagern auch — ein von einem Europäer in Ruhestand versetztes Klavier, auf dem der Herr vom Hause mit dem Zeigefinger der rechten Hand seine Kunst im Vortrag einiger deutscher Melodien bewies; doch war er für die Befallsbezeigungen insofern erkenntlich, als er nach dem glücklich überstandenen Kunstgenuß den Gästen ein Glas Heidsieck kredenzte.

*) Quelle: China, Skizzen von Land und Leuten von A. H. Exner. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1889.

Um 6 Uhr waren wir bei unserem Herrendiner bis zu den ersten Versuchen einer Unterhaltung vorgeschritten, wobei freilich die Gestikulation und die Dolmetschkunst des liebenswürdigen Herrn Fischer meinerseits zu Hilfe genommen werden mußten.

In Rücksicht auf die wohlgenährten, von Gesundheit strotzenden Gestalten der chinesischen Herren bemerkte ich scherzend, daß das Bankgeschäft seinen Mann zu nähren scheine in Tientsin, welches Kompliment sie mit Verbeugung aufnahmen und mich nach meinem „verehrungswürdigen Alter“ fragten. Ich bat dasselbe taxieren zu wollen. Um mir wegen der soeben bekundeten Weisheit eine Höflichkeit zu sagen, wurde ich auf weit über 60 Jahre geschätzt. Ich lehnte dankend ab, ebenso als sie auf 50 und als letzte Möglichkeit auf 40 rieten. „Bald 30,“ erwiderte ich, und um ihr Staunen über die Größe meines Bartes bei solcher Jugend auszudrücken, fuhren sämtliche Hände nach dem Kinn. Als ich ihnen durch eine Geste andeutete, daß mir dagegen ihr prachtvoller Zopf am Hinterhaupt fehle, amüsierte sie dies höchlich. Daß die Sänftenträger, die uns hergebracht, ohne Unterbrechung mit plattgedrückten Nasen an den Fensterscheiben anlagen, jede unserer Bewegungen beobachtend, konnte die Herren nicht stören.

Die Tischordnung zeigte bunte Reihe, so daß also Europäer und Bezopfte abwechselten. Tischtücher waren nicht landesüblich, wohl aber lag bei jedem Gedeck eine Papierserviette von der Größe eines Briefbogens in Oktav, woran man die Lippen oder auch die Eßstäbchen zwischen den einzelnen Gängen trocknen konnte. Außerdem bemerkte ich bei jedem Kouvert die Eßstäbchen, welche die Stelle von Messer und Gabel vertreten und bedingen, daß alle Braten in würfelförmigen Stückchen serviert werden, sowie einen großen Löffel und eine kleine Blechschale, nicht größer wie ein Dessertellerchen; aus diesem Schälchen, das nie gewechselt wurde, aß man alle 30—40 Gänge und warf etwaige Reste eines früheren Ganges einfach unter oder gar auf den Tisch. Nur die delikate Haifischflossen-Suppe wurde jedem Gaste in besonderem Näpfchen serviert, sonst langte man sich aus der gemeinsamen Schüssel zu mit den Eßstäbchen; besondere Artigkeit bewies man dem Nachbar, wenn man einen besonders guten Bissen aus der Schüssel oder vom eigenen Teller auf den seinigen legte.

Die Vorspeisen sollten ohne Zweifel den Appetit erregen: Melonenkerne, Rosinen, verzuckerte Nüsse, Ingwer, Krabben und Schnecken, kleine rot und weiß überzuckerte Kuchen; sie würden auf unserer Speisekarte noch vor der Suppe stehen müssen. Nachdem der Gaumen gereizt, folgte dieselbe: Haifischflossen-Suppe, eine Delikatesse. Nun aber wechselten die Gerichte, so daß man Mühe hatte, alle im Gedächtnis zu behalten: Schnecken, Enteneier — die infolge längeren Eingrabens einen senfartigen Geschmack und widerliches Aussehen hatten — Kochfisch, Croquets aus Fischfleisch, ein gemeinsamer Napf mit einer durch Seetang oder andere Gallerttiere verdickten Suppe, Quallen, Fischgekröse, Taubeneier mit geschmorten Pilzen, Bambus-

sprossen, Seeschnecken in Hühnerbrühe mit Schinken, geschmorte Lilienwurzeln, wilde Enten mit Schantung-Kohl, fettes knusprig gebratenes Ferkelfleisch und Entenbraten. Und dazu keine Kartoffel, kein Brot! Zwischen den einzelnen Gängen trank man einander zu und zwar außer mit dem bekannten heißen branntweinartigen „Samschu" (Reisbranntwein) mit echtem deutschen Pschorr, das sich in Tientsin zahlreiche Verehrer erworben.

Während wir noch tafelten, trat eine Gruppe nationaler Sängerinnen herein: alle in Seide gekleidet, hochrot geschminkt, klein- und klumpffüßig, à la Theetopf frisiert, bewehrt mit einer Art Guitarre, dem Papierfächer, welcher die Stelle des Souffleurs vertrat, dem Taschentuch für die besonders rührseligen Stellen und dem kleinen Taschenspiegel zur Kontrolle des Kopfputzes und der Schminke. Diese chinesischen Schönheiten haben bereits ihren Dichter gefunden, der an ihnen Wangen wie die Mandelblüte, Lippen wie die Pfirsichblüte, Augen so glänzend wie die im Sonnenstrahle glänzende Welle des Baches und Fußstapfen wie die Lotosblumen" zu rühmen weiß. Ungeniert wandten sie sich an die Gäste und baten um einen Schluck aus den Gläsern derselben. Herr Fischer wählte aus dem Repertoir dieser Sängerinnen das nach seiner Meinung schönste Lied — das übrigens auch nach dem Grade der musikalischen Schönheit bezahlt wird — mir ist jedoch von diesem in näselndem Tone vorgetragenen Gesange nur ein I-A, eine Art Ziegenmeckern und ein darauf folgendes Rrrr im Gedächtnis geblieben; das letztere begleiteten die jugendlichen Sängerinnen mit einem Betupfen der Augen mittels des Taschentuches.

Nach Einbruch der Dunkelheit brannte unser Gastgeber zur Ehre des Tages im Hofe des Hong ein großartiges Feuerwerk ab, das der chinesischen Pyrotechnik das beste Zeugnis ausstellte; nicht bloß, daß die üblichen Feuerräder, brennende Sterne und Blumen trefflich glückten, sondern auch Pagoden, Theehäuser, auf den Wellen schaukelnde Dschunken (Flachboote), Bambusbouquets sahen wir in unübertrefflicher Schönheit. Nach der Rückkehr in das Speisezimmer folgten neue Gerichte in schier endloser Reihe, doch interessanter als diese waren mir die Kunststückchen der vom Gastgeber engagierten Taschenspieler, welche mit entblößtem Oberkörper arbeiteten und sich ihre Aufgabe dadurch wesentlich erschwerten. Der eine derselben vermochte nach einem tiefen Atemzuge alle seine Eingeweide bis unter die Brustrippen heraufzuziehen und ebenso sich aufzublasen wie ein Luftballon. Der andere verschluckte allem Anschein nach acht bis zehn Nähnadeln, nahm das Ende eines 1 m langen Zwirnfadens in den Mund und ließ den Faden in sein Inneres hinabgleiten. Einige der Anwesenden überzeugten sich, daß die Mundhöhle leer war. Nach einigen Grimassen, die Magenbeschwerden andeuten sollten, spie er das Ende des Fadens wieder aus, und als er den Faden weiter herauszog, hingen daran alle Nadeln eingefädelt. Um 11 Uhr nahmen wir Abschied von dem Gastgeber und den chinesischen Herren, die noch verharrten und den Magenschluß abwarteten: die Reisschüssel.

4. Züge aus dem chinesischen Leben in Canton.*)

Am Kai der Stadt Viktoria auf Hongkong lag der Dampfer „Honam“, der „Canton & Macao Steam Boat. Co.“ gehörig, der unsern Reisenden nach der Zweimillionenstadt**) Canton führen sollte. Sobald er die üblichen Abschiedsgrüße nach dem Ufer gewinkt, sah er sich in dem für europäische Reisende reservierten Salon um und war nicht wenig erstaunt über die in offenen Holzgestellen stehenden Repetiergewehre, Revolver und Säbelbajonette. Zu seiner Überraschung erfuhr er, daß dieser kriegerische Schmuck veranlaßt ist durch die Piratenangriffe, die sich jetzt freilich seltener und dann mehr auf kleinen Fahrzeugen ereignen. Die chinesischen Korsaren pflegen, um leichtere Arbeit zu haben, einen Teil ihrer Helfershelfer als Zwischendeckspassagiere auf dem Dampfer einzuschmuggeln, dem sie ihren Besuch zugedacht, weshalb auch auf dem „Honam“ die Ausgänge des betreffenden Schiffsraumes mit Eisengittern verwahrt und durch bewaffnete Posten bewacht wurden.

Als man eine Menge kleiner abgeholzter Inseln durchfahren und in die Mündung des Canton- oder Perlflusses eingebogen war, fielen nicht nur die beiderseitig aufgeführten, mit Krupp- und Armstrongkanonen armierten Forts auf, sondern auch die zur leichteren Absperrung der Wasserstraße versenkten, mit Steinen gefüllten Dschunken, die nur ein schmales Fahrwasser übrig ließen. Freilich konnten auch die besten Geschütze unserm Reisenden wenig imponieren; kannte er doch aus Freundes Mund, durch einen Vertreter Krupps, den heillosen Respekt, den die Gußstahlkanonen den bezopften Generalen einflößten. Als besagter Herr Ausstellungen an dem gelieferten Kriegsmaterial als nichtig zurückweisen wollte, begab er sich selbst an den Standort desselben, die Insel Formosa, wurde aber inständig gebeten, sein Leben nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzen, veranlaßte aber den gesamten Stab, ihn auf den Schießplatz zu begleiten, lud selbst eins der Geschütze, sah sich aber beim Abfeuern ganz allein; die Herren von der chinesischen Artillerie kauerten hinter den Sandsäcken der Verschanzung, und der kommandierende General ließ einen dritten Schuß nicht abgeben, weil doch Pulver eine sehr teure Sache sei. Hätte unser Reisender bei der Einfahrt in den Cantonfluß schon die Erfahrung gemacht gehabt, die sich ihm später bei einem Spaziergang auf der Mauer von Canton aufdrängte: daß nämlich die Geschütze fingerdick innen und außen mit Rost überzogen waren, so wäre seine Achtung vor der chinesischen Armierung des Einfallsthores in Südchina noch wesentlich geringer gewesen. War man bisher mit vollem Dampf gefahren, so wurde die Geschwindigkeit, je mehr man sich der Hauptstadt

*) Quelle: A. H. Exner, China, Skizzen von Land und Leuten. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1889.

**) Nach letzter Zählung 1800000 Einw.

Südchinas näherte, geringer; die Schiffsglocke kam nicht mehr zur Ruhe, Hunderte von Dschunken, Segel- und Ruderbooten kreuzten in der gelben Flut des Perlflusses, man mußte vorsichtig ausweichen und zwar besonders jenen vorweltlichen Ruderschiffen gegenüber, deren Schaufelräder durch halbnackte Kulis wie Tretmühlen bewegt wurden.

Das Panorama, das sich vor dem staunenden Europäer ausbreitet, nahm immer mehr eine echt chinesische Färbung an. Wie die Häuser einer Straße lagen dem Ufer entlang die Logier- und Blumenboote: die ersteren schwimmende Herbergen, in denen die nachts den Fluß herabkommenden Reisenden Nachtlager und Beköstigung suchen, die letzteren — feinere ambulante Hotels, innen reich mit Schnitzwerk, Malerei und Vergoldung versehen; sobald sich die Nacht herabsenkt, sind ihre beiden Salons durch kristallene Armleuchter und bunte Lampions erhellt, mit Guirlanden geschmückt und erwarten die wohlsituierten Bürger der Stadt, die hier ihren Gästen ein Abendessen*) ausrichten und an Stelle der Tafelmusik die öffentlichen Sängerinnen engagieren, deren wir bei der Schilderung eines chinesischen Diners gedachten. Was aber die Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselt, sind nicht diese Bootsrestaurants, auch nicht die Fährboote mit Menschen-, Möbel- und Marktwarenladung, sondern die die Flußarme und Kanäle bedeckenden Flöße, Kähne und Boote, welche etwa 80—100000 Bewohnern Cantons zur steten Wohnung dienen, sie gewissermaßen zu Wassernomaden machend. Oft sind diese Fahrzeuge von Frauen gelenkt, welche trotz des Säuglings auf dem Rücken hantieren; die größeren Kinder kriechen umher und sind entweder durch Stricke an die Bootsthür festgehängt, damit sie nicht über Bord stürzen, oder sie haben Schwimmblasen an der Seite — ausgehöhlte Kürbisse — die sie wenigstens so lange über Wasser halten, bis die Eltern zugreifen können. Weiter sind am Ufer zahlreiche Pfahlbauten aneinander gereiht, durch schlanke Bambusbalken über das Wasser herausgehoben, das sie bei Hochstand sicher erreicht; die ausgespannten Netze sind die Wahrzeichen dafür, daß wir am Quartier der Fischer vorübergleiten. Jenseits aber hinter der hohen Mauer breitet sich das Häusermeer von Canton aus, überragt von wunderlichen Pagoden, die aber im Verhältnis zur doppeltürmigen Kathedrale der Katholiken zusammengedrückt erscheinen.

Endlich legt der „Honam" an der Landungsbrücke an. Der Reisende bedient sich des landesüblichen Verkehrsmittels: des Tragsessels, den vier Kulis durch die dichtgedrängten, kaum 2—3 m breiten Straßen nach dem europäischen Viertel „Schamin" befördern. Schamin ist eine alte Insel, ein Kanal trennt sie von der Chinesenstadt. Mit großen Kosten wurde sie seitens der Regierung für Wohnzwecke hergerichtet und 1862 zur größeren Hälfte den Engländern, zur kleineren den Franzosen zugewiesen. Im englischen

*) Von Orgien, die auf solchen Blumenbooten gefeiert werden, ist dem Reisenden absolut nichts bekannt geworden; er verweist Berichte davon in das Reich der Fabel.

Quartier haben sich auch Deutsche, Amerikaner und Holländer niedergelassen. Die Lage der Ausländer ist trotz des Kanals — der übrigens Wasserwohnungen in bedeutender Zahl trägt — in erregten Zeiten nicht gefahrlos, weshalb die Brücken von starken Militärposten gedeckt sind und ein Kriegsschiff immer in der Nähe stationiert sein muß.

Begleitet von seinen europäischen Gastfreunden, begann unser Gewährsmann seine Forschungsreisen in Canton und zwar in der Chinesenstadt; der chinesische Führer, der ein wenig Englisch verstand, kommandierte die Kulis, die die Tragsessel im Gänsemarsch durch die Straßen beförderten. Die Sonne wirkte sengend, obschon die Straßen von Dach zu Dach durch Matten zu Laubengängen gemacht worden waren; unaufhörlich schrieen die Kulis, um sich Platz zu schaffen, so daß man die Ohren hätte verstopfen mögen, doch fast nötiger wäre es gewesen, die Nase zuzuhalten, denn aus Haupt- und Nebengassen strömten echt chinesische Düfte: hier im Volksspeisehaus befand sich die Küche im Entree; Hunde- und Katzenleiber in der Auslage, andere — in Würfel geschnitten — schmorten in Öl und Knoblauch; ein paar Schritt weiter folgen Fisch-, Gemüse- und Delikatessenhändler, von denen letztere Quallen, Krabben, auf Stäbchen ausgespannte Ratten und eingesalzene, längere Zeit vergrabene Enteneier feilbieten. Ein Glück, daß man nicht in der Morgenfrühe sich hier durcharbeiten mußte, da hätte man auch noch den Duft der vor die Thüren gestellten Hauskübel einatmen müssen, die in Ermangelung eines Schleusensystems jeden Morgen abgefahren werden. In diesen rein chinesischen Straßen gab es fast keine Vorderwände in den Häusern, alles war offener Laden, und welcher Farbenkontrast in dem Anstrich des Hauses, der Ladeneinrichtung und der Firmen! Während bei uns die Firmen wagrecht über der Ladenthür angebracht sind und den Inhaber nennen, hängen sie dort meterlang senkrecht herab und kennzeichnen geschäftliche Grundsätze: „Zehntausend Vorteile dem Eintretenden!“ oder: „Reelle Güter, feste Preise; der hilflose Greis und der unerfahrene Knabe werden hier nicht übervorteilt.“

Wir winden uns hindurch durch die Gassen der Schuhmacher, der Mützenmacher, der Papierschirmfabrikanten — sie wohnen zunftweise beisammen und die Ausstaffierung der Läden zeigt eine gewisse Gleichmäßigkeit — um die von den Europäern mit der Bezeichnung Great New Street belegte Straße zu erreichen, wo die charakteristischen Erzeugnisse chinesischer Kunstfertigkeit am reichhaltigsten zu sehen sind: mächtige Porzellanvasen, Fächer, künstliche Blumen, Bronzefiguren, Schnitzereien aus Elfenbein, aus Bambus und Seifenstein, Wandschränkchen, echt chinesische Tische und Stühle mit Einlegearbeit, Seidenstickereien zu unvermutet billigen Preisen. Wir treten ein in einen der Läden; an der Thür steht der dem Gotte der Reichtümer geweihte Altar, an den Wänden sind rote Streifen mit Segenswünschen aufgeklebt: „Bei deinem Aus- und Eingange möge dein Gemüt stets heiter sein“ u. a. m. Der Ladenbesitzer, sehr sauber gekleidet

und uns mit unzähligen „Tschin Tschin“ bewillkommnend, zeigt zuvorkommend alle seine Schätze und läßt uns eine Schale Thee und Süßigkeiten präsentieren, und damit sich das Nationalgetränk während des Hin- und Herredens nicht zu sehr abkühle, so ist es mit Watte eingehüllt und mit einem Rohrgeflecht umgeben. Beim weiteren Vordringen in den kaum 4 m breiten Straßen kommen wir öfters an wahre Engpässe; denn da hat sich an der Seite der Gasse ein Barbier niedergelassen, der einen Bezopften auf offener Straße einseift und ihm mit seinem langen, meißelartigen Rasiermesser den Schädel glatt schabt; dann schultert er einen langen Stab auf, an dem vorn das Wassergefäß, hinten die Bank hängt, und der ambulante Friseurladen zieht weiter. Ein paar Schritte weiterhin hat ein Bankier auf offener Straße sein Geschäft aufgeschlagen; Schnüre mit aufgereihten chinesischen Münzen (casch = $^1/_3$ bis $^1/_4$ Pfennig, die einzigen Münzen übrigens, die China prägt) und ein Körbchen mit mexikanischen Dollars bilden seinen Tresor. Die Dollars faßt er zwischen Daumen und Zeigefinger, wirft sie in die Höhe und hört am Klange, ob sie vollwichtig sind oder nicht; im Falle der Echtheit schlägt er seinen Stempel darauf. Übrigens kann man auch Stücken, Bruchteile dieser Münze haben, deren Kaufwert durch das Gewicht bestimmt wird. Plötzlich läßt uns ein Grunzen den Kopf zur Seite wenden: wie einst die Kundschafter die große Traube vom Bache Escol, so tragen zwei Kulis an einem geschulterten Stabe einen großen Bambuskorb, in dessen zwei Abteilungen je ein Borstenträger dem Fleischhauer zugetragen wird.

Der chinesische Führer bringt uns bei einem weiteren Ausfluge durch das chinesische und tatarische Quartier bis zum Fuße der großen Stadtmauer, die in einer Länge von fast 10 km, in einer Höhe von 8 und einer Dicke von 5—8 m Canton ein festungsähnliches Aussehen verleiht; wer jedoch eine Stunde darauf hingewandelt, die grasenden Ponies und die dünngesäeten tatarischen Krieger gesehen, dem können auch die gänzlich verrosteten Batterieen die wankend gewordene Überzeugung von der militärischen Ordnung des himmlischen Reiches wahrlich nicht wieder festigen.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit, an der Seite unseres Reisenden fortschreitend, nunmehr gewissen Erscheinungen des sozialen Lebens zu! Zwar hat die christliche Mission in Canton ein Krankenhaus, eine „Medizinhalle“, ins Leben gerufen, wo Kranken unentgeltlich ärztlicher Rat und Arznei zu teil werden, aber die entsetzliche Krankheit ist überhaupt unheilbar: der Aussatz. Die damit Behafteten sind in ein Asyl in der Nähe der Stadt gewiesen; da aber kaum 500 daselbst Aufnahme finden, so hat man die übrigen auf die Flußwohnungen verbannt. Sie fertigen Stricke aus Kokosnußfaser, und die am wenigsten Entstellten erscheinen damit auf dem Seilermarkt, während die andern die Friedhöfe belagern und um Almosen betteln. Das Traurigste aber an der Sache ist, daß die Regierung Eheschließungen zwischen den Unglücklichen nicht verhindert und dadurch die Krankheit auf

ganze Generationen erblich übertragen läßt. Gleichen Abscheu, jedoch ohne Beimischung von Mitleid, flößen uns jene verlorenen Existenzen ein, die in den Opium-Rauchlokalen Stammgäste sind. Wir haben not, uns in dem von keinem Sonnenstrahl, sondern nur von einigen schmauchenden Öllampen erhellten Loche zurechtzufinden; da liegen sie in den Nischen ausgestreckt; ein Kissen ist ihnen unter den Kopf geschoben worden; sie halten die Pfeife mit dem Opiumkügelchen über die Flamme eines Lichtes, saugen den berauschenden Rauch ein, sehen und hören nicht, was um sie her vorgeht, starren ins Leere und schwelgen in den wollüstigen Bildern, die ihnen ihre überreizte Phantasie vorgaukelt. Wie lange werden sie es treiben, diese schmutzigen Gesellen in den qualmigen Höhlen des Lasters!

Wie uns ein Trinkgeld die Wege ebnete in die Opiumlöcher, so auch in das Staatsgefängnis von Canton. Das Strafgesetz (Ta-sching) des himmlischen Reiches übertrifft durch die barbarische Rohheit seiner Strafen selbst die berüchtigte hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung seligen Angedenkens. Die Tortur gehört zum ordnungsmäßigen Verfahren, sei es um ein Geständnis zu erpressen oder um Mitschuldige zu erfahren. Man peitscht dem Untersuchungsgefangenen die Schultern mit Bambus, schlägt ihn mit dickem Lederriemen auf den Mund, daß die Zähne sich lockern, die blutenden Lippen schwellen und jede Nahrungsaufnahme unmöglich wird, umwindet seine nackten Arme mit hohlen Kupferschlangen, die mit heißem Wasser gefüllt werden u. s. w. Obwohl das Staatsgefängnis, ein Backsteinbau mit Erdgeschoß und mehreren Höfen, nicht einen festungsartigen Eindruck macht, so sind doch Fluchtversuche kaum zu befürchten, einmal wegen der Fesselung der Gefangenen und sodann wegen der scharfen Bewachung der Gefängnisgasse. Der Thorwächter schreitet uns voran nach einer Art Stall, wo die Diebe hausen. Sie tragen sämtlich den „Cangue“, den viereckigen Halskragen aus Holz, der ihnen jedes Liegen ebenso unmöglich macht, als das Zum-Mundeführen der Speisen, weil die Hände über den Cangue nicht hinwegreichen. Wer sich nicht durch kleine Geldspenden jemand dienstbar machen kann, kommt in Gefahr zu verhungern. Um zu ruhen, müssen sich die Gefangenen in die Erde einwühlen, bis der Halskragen auf dem Rande des Loches aufsitzt. Freilich war dieser Halskragen noch ein Kinderspiel gegenüber dem Rahmen-Cangue, welcher den Kopf, eine Hand und einen Fuß fesselt und das ganze Körpergewicht auf den einen Fuß verlegt. Wir lassen uns weiter führen zu dem Gelaß der Todeskandidaten. Pesthauch weht uns entgegen, und vom Boden erheben sich von Schmutz starrende, stumpfsinnige Gestalten mit Verbrecherphysiognomieen, die an schweren Ketten ein Steingewicht nachschleppen. Sie drängen sich an uns heran, die unheimlichen Gesellen, versperren die Thür und heischen Almosen. Wir werfen eine Handvoll casch in die Mördergrube und suchen das Freie. Draußen liegt zwischen einer Mauer und den Lagerhäusern der Töpfer der Richtplatz, wo Menschenschädel dörren, wo eine eingetrocknete Blutlache den Ort kennzeichnet,

an welchem der Scharfrichter unter sprungartigem Anlauf mit dem schweren Beil den Todesstreich führt.

Eine besonders auffällige Erscheinung im sozialen Leben von Canton ist für den Fremden auch die große Zahl von Pfand-Leihanstalten, die entweder staatlich genehmigt (die tai-tong) oder nur still geduldet sind. Die erstere Art ragt weit über die Wohnhäuser empor, besitzt im Erdgeschoß keine Fenster und an denjenigen des ersten Stockwerks eiserne Rollläden. Ein starker Pallisadenzaun schützt den Eingang; tagsüber entfernt man einige Balken daraus, um einen Thüreingang zu schaffen. Das heimliche Wesen, welches den Pfandleihgeschäften bei uns anhaftet, ist den Bewohnern Cantons fremd; auch vermögende Leute tragen bei Frühlingsanfang Pelze und Winterkleider ins Leihhaus, und Arme nehmen daselbst eine kleine Anleihe auf gegen mäßigen Zinsfuß. Der Pallisadenschutz dient zur Sicherung gegen etwaige Überfälle. In den staatlich konzessionierten Anstalten, die in der Regel reichen Kaufleuten gehören, einen Garantiefond besitzen müssen und besteuert sind, verfällt das Pfandobjekt nach 16, in den bloß geduldeten nach drei Monaten. Bei betrügerischem Bankerott des Pfandleihers letzterer Art ist eine Klage gegen denselben naturgemäß ausgeschlossen.

Ehe wir den Äußerungen des religiösen Lebens näher treten, möge noch ein Wort über die Bildungsbestrebungen höherer Art eingeflochten sein. Wir kommandieren unsere Sesselträger nach der großen Examinationshalle, wo alle drei Jahre die Prüfung für den zweiten litterarischen Grad (Kü-yan) stattfindet. Wir durchschreiten das Thor der Gerechtigkeit und das Drachenthor, und befinden uns in einer langen Straße, zu deren beiden Seiten die 11616 — sage elftausendsechshundertsechzehn — Prüfungszellen aus Stein und Lehm liegen; sie sehen unseren Schilderhäusern ähnlich, in der Mitte derselben erhebt sich der Wachtturm mit dem Bilde des Gottes der Litteratur im Innern. Am achten Tage des achten Mondes nehmen die Prüfungen ihren Anfang, indem bei Tagesanbruch allen Kandidaten für ein Staatsamt ein- und dasselbe Thema in die Zelle gereicht wird. Binnen 24 Stunden sind die in Klausur gefertigten Arbeiten abzuliefern, worauf die Prüflinge einen Tag Freiheit genießen, ehe sie die nächste Aufgabe erhalten. Es sollen jedesmal einige 130 das Examen bestehen, die nach Ablegen der dritten Staatsprüfung in Peking als Mandarinen in den öffentlichen Dienst treten. Daß es weder bei der Erlangung des zweiten, noch derjenigen des dritten Grades an Durchstechereien in dem himmlischen Reich der Korruption fehlt, mag ein starkes Stückchen aus dem Jahre 1886 beweisen. Als der Sohn des Vizekönigs Tschang-dschih-tung, der bislang seine Studien fast ausschließlich der Kunst des Amüsierens zugewendet, seine letzte Prüfung in Peking ablegen sollte, sandte der gestrenge Herr Vater dem Chef der Oberexaminationskommission seine Visitenkarte. Der vielsagende Wink wurde verstanden, und unter denen, die das Prädikat

„vorzüglich“ erlangt, befand sich auch der flotte Herr Sohn des Vizekönigs; wie schade nur, daß er auf Anruf nicht glückstrahlend aus der Menge hervortreten konnte, weil er leider nicht Zeit gefunden — sich einzustellen zum Examen.

Das religiöse Leben wollen wir zuerst in einem Tao-isten-Kloster zu Canton kennen lernen. Die Tao-isten sind Skeptiker gröbster Art. Sie schwören auf die Lehre des altchinesischen Philosophen Lao-Tan (500 v. Chr.), der den Tao, den Lauf der Natur, die physische Weltordnung zum Hauptgegenstande seines Studiums gemacht, um zu dem Endergebnis zu gelangen, daß „das Thun der Menschen nichts nütze, sondern schade; man lasse daher die Dinge gehen, wie sie von selber gehen, nur die Verkehrtheiten lege man ab und sei stille.“ Die Priester dieses Glaubens verheiraten sich zwar, doch müssen die Frauen außerhalb des Klosters wohnen; im übrigen sollen sie alle Begierden ertöten, kein Fleisch essen, nichts mehr denken, fühlen und wollen, „bis sie bei lebendigem Leibe werden wie der Kalk an der Wand.“ Nur so können sie unmittelbar eingehen zur ewigen Ruhe, während sie andernfalls die Last einer Wiedergeburt (als Mensch oder Tier) auf sich nehmen müssen. Diese Tao-isten-Priester treten fast stets auf mit Haarwedel und Kurzschwert, den Waffen, womit sie die Luft von bösen Geistern reinigen. Im übrigen sind sie, wie alle Bonzen des chinesischen Reiches, in den heiligen Schriften nicht bewandert, rauchen Opium, verrichten das Handwerksmäßige ihres Berufes, schreiben gegen Krankheiten Zaubersprüche auf Zettelchen, die sie zu Asche verbrennen und den Kranken mit dem Tranke einflößen.

Beim Besuche des Tempels „Wa-Lam-Tsz“ (Tempel der 5000 Gottheiten, d. h. der Schüler Buddhas) sind wir nicht wenig erstaunt, unter den 500 Gottheiten auch die vergoldete Bildsäule des venetianischen Reisenden Marco Polo zu finden neben der des Konfucius, des Vertreters der Gelehrsamkeit. — Im Tempel des großen chinesischen Reformators Konfutse waren nicht Bilder desselben aufgestellt, — er gilt nicht als Gottheit, auch nicht als Fürsprecher — sondern nur Erinnerungstafeln, bestimmt, die Aussprüche des berühmten Tugendlehrers wieder ins Gedächtnis zu rufen. — Besonders interessant gestaltet sich ein Besuch des Kaisertempels am Neujahrstage*), den man durch Anzünden von großen Pulvermengen feiert, da Pulverdampf die bösen Geister ausräuchert. Während die Privatleute ihre Gratulationsbesuche machen, schreiten sämtliche Mandarinen in den Tempel und werfen sich vor dem (dem Kaiserthrone in Peking nachgebildeten) Throne nieder, auf dem ein Täfelchen ruht mit der Inschrift: „Möge der regierende Kaiser zehntausend Jahre und zehnmal zehntausend Jahre hindurch über das Land herrschen.“ Durch Berühren des Fußbodens mit der Stirn bringen sie dem

*) Er fällt auf den Tag, an dem der Mond dem 15.° des Wassermanns am nächsten steht.

Kaiser ihre Huldigung dar. Wir treten zuletzt ein in einen der umfangreichsten Buddhatempel, „Tempel der Schrecken“ genannt, der zahlreiche Hallen, Pavillons und angebaute Bonzenwohnungen umfaßt; nachdem wir mit Mühe uns durch die Bettler, Wahrsager, Wechsler und Ambulanzen mit Eßwaren durchgewunden, sehen wir im Innern Chinesen beider Geschlechter vor den Buddhabildern knieen; sie beugen die Stirn bis zur Erde, verbrennen Opferpapierstreifen, die sie von den Bonzen erkauften, oder nehmen das Orakel des Tempels in Anspruch. Sie ergreifen auf dem Altar den Becher mit den Schicksalsstäbchen, schütteln, bis einige herausfallen, ergreifen das ihnen am nächsten liegende, zeigen die darauf befindliche Nummer dem Priester, und dieser sucht nun im Schicksalsbuche den auf die betreffende Ziffer bezüglichen Spruch, welcher an Zweideutigkeit denen der griechischen Pythia nicht nachsteht. Von nicht geringem Reize sind für den fremden Besucher auch die an den Wänden der vergitterten Nischen angemalten Darstellungen der Hölle nach Buddhas Lehre; sie sehen den mittelalterlichen Folterkammern so ähnlich wie ein Ei dem andern: da kann man Sünder in Öl gesotten, gekocht, gebraten, enthauptet, zersägt und für die Bastonnade aufgeschnallt erblicken. Im ersten Stockwerke dieses Tempels befand sich neben einem Bilde Buddhas ein großes Ruhebett, Frau und Kind aus Holz geschnitzt, und ein Paar mächtiger Wasserstiefeln; alles war für den etwa vom Himmel herabsteigenden Buddha bestimmt, gewissermaßen sein Erdenlogis mit Bett, Weib, Kind und Schuhwerk für etwaige Umgänge in der Stadt.

5. Kindermord, Aussetzung, Findel- und Waisenhäuser.*)

Wenn am Ende des 19. Jahrhunderts, das die Humanität nicht selten übertreibt und am falschen Platze walten läßt, jemand von gewohnheitsmäßigem Kindermord in China erzählt, so muß er sich darauf gefaßt machen, daß man ihn nicht ernst nimmt. Doch folgen wir unserm Reisenden in die Umgebung Schanghais! Da liegt inmitten baumlosen, mit Reis angebauten Landes ein verfallener, sechseckiger, vielleicht drei Meter hoher Bau; ein Blick durch die kleine Öffnung überzeugt uns, daß er wie ein Hut auf einen Schacht gestellt ist. Hier unten haben im Grundwasser zahllose Kinderleichen ein nasses Grab gefunden. Denn wir haben einen jener „Kindertürme“ vor uns; ist er auch außer Thätigkeit gesetzt, so können wir doch gar nicht weit von Schanghai, in Ningpo, auch noch Kindertürme in Benutzung sehen, und es ist durchaus nichts Seltenes, auf dem Ningpo-Flusse Leichen kleiner Mädchen vorübertreiben zu sehen. In vielen Fällen

*) Quelle: A. H. Exner, China. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger 1889.

sind es ohne Zweifel tote Kinder, die man in die Kindertürme und die Flüsse wirft; aber ebenso sicher ist die Thatsache, daß lebende Kinder in die Mattenhüllen eingewickelt, getötet und nun jenen merkwürdigen Begräbnisplätzen übergeben werden Und die Gründe für solche Unmenschlichkeit? Sie liegen in der Armut und dem Kinderreichtum der niederen Volksklassen; in der Übervölkerung, die für Friedhöfe keinen Raum hat; in der physischen Not, die in Mißjahren ganze Provinzen heimsucht, zu welcher Zeit man Familienzuwachs als eine Steigerung des Elends ansieht; in der durch die Volksreligion gestützten Geringachtung des Mädchens, das nicht — wie der Knabe — dem Hause Ehren zubringen kann, sondern als eine üble Zugabe der Schöpfung gilt.

Die christliche Mission hat durch Errichtung von Findelhäusern in Hongkong, Schanghai, Hankau und an anderen Plätzen jene unmenschliche Barbarei insofern gemildert, als die Chinesen ihren Familiensegen nun aussetzten in der Nähe jener Anstalten oder denselben den Missionshäusern direkt übergaben. Herr Pfarrer Hartmann, der dem Findelhause „Bethesda“ in Hongkong vorsteht, läßt uns in seinen Jahresberichten recht tiefen Einblick thun in den chinesischen Familiengeist. Ein kleines Mädchen wurde ihm übergeben, weil der Vater ihm und seiner Mutter den ganzen Zorn fühlen ließ, da er einen männlichen Erben erhofft hatte; ein anderes, weil ein Wahrsager es als Unglückbringer für das elterliche Haus bezeichnet; ein drittes Kind hatten die Eltern in einen Kuhstall gesetzt; seine auffällige Lebenskraft — es schrie zwei Tage ununterbrochen — weckte in den Eltern große Hoffnungen, sie nahmen es wieder ins Haus. Als Kränklichkeit jene Zukunftspläne gefährdete, wurde es den Missionaren überlassen.

Ungefähr 8 km von Schanghai entfernt, liegt die Jesuitenanstalt Zi-ka-wei, welche 1842 bei Öffnung des Landes gegründet wurde. Sie interessiert uns weniger wegen ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Lehrkurse, ihrer stattlichen Bibliothek (die auch wertvolle chinesische Manuskripte enthält), ihres berühmten Observatoriums, sondern an dieser Stelle wegen ihres Waisenhauses. Ein deutschredender Pater führt uns in freundlichster Weise in diese Abteilung der Niederlassung, wo 200 Knaben untergebracht sind. Sie haben bis zum zwölften Lebensjahre die chinesische Elementarschule zu besuchen und lernen dann ein Handwerk unter der Leitung von vier Laienbrüdern; die beiden Europäer führen die Zöglinge je nach deren Anlage und Neigung ein in die Bildschnitzerei, die Zeichenkunst, Tischlerei, das Druckereigewerbe, die zwei Chinesen in Malerei, das Schuhmacher- und Schneiderhandwerk. Was die Bildschnitzer geleistet: Madonnen, Christusköpfe, Bilderrahmen — erregte das Staunen des Besuchers, besonders in anbetracht der raschen Art zu arbeiten bei den chinesischen Lehrlingen; die alte Thatsache, daß der Chinese nie künstlerisch produktiv und genial ist, bestätigte sich auch hier; aber in der Nachahmung sind diese Bildschnitzer kaum zu übertreffen. Die Tischler waren stark beschäftigt durch

Bestellungen von Kirchenausstattungen; von Altären, Bänken u. s. w., die in die christlichen Kirchen Nordchinas und der Mongolei gebracht werden. Die Druckerei läßt nicht bloß zweimal wöchentlich eine chinesische Zeitschrift „Yi wen lu“ vom Stapel, sondern auch Bücher in verschiedenen Sprachen und mit Holzschnitten illustriert, sodann sämtliche Traktate der Jesuitenmission. Höchst eigenartig war die bei letzteren zur Anwendung kommende chinesische Druckweise. Die chinesischen Schriftzeichen werden in Holzblöcke eingeschnitten, die Druckerschwärze trägt man mittels einer Bürste auf und legt das Papier auf den Block, um dann durch eine zweite Bürste das Abdrucken der Typen auf dem Papier zu bewirken.

Die Knaben, welche ihre Lehrzeit hinter sich haben, arbeiten teils als Gesellen gegen Lohn in der Anstalt, teils als selbständige Handwerker in Schanghai, wo sie eines guten Rufes sich erfreuen. Sie erscheinen jährlich drei- oder viermal in der Anstalt, um einige Tage hindurch den christlichen Religionsunterricht wieder aufzufrischen.

Das Findelhaus und die gleichfalls mit der Mission verbundene Erziehungsanstalt für Mädchen war leider unserm Forscher — wie jedem Manne — unzugänglich; nur soviel erfuhr er, daß die armen Findlinge von chinesischen Ammen groß gezogen und die Mädchen in den Haushaltungsgeschäften durch die frommen Schwestern geübt werden, um dann chinesische Christen zu heiraten oder als Dienstboten in christliche Häuser einzutreten.

---

6. Hankau, ein Mittelpunkt der Theekultur und des Theehandels.*)

Obschon wir Anfang Mai, wenn die Theesaison in Hankau beginnt, Gelegenheit hätten, mit dem europäischen Seedampfer direkt bis zu unserm Reiseziel zu gelangen, benutzen wir doch die eine der vier Flußdampferlinien, welche zwischen Schanghai und Hankau eingerichtet sind, die „China Merchants' Steam-Navigation Company“, um die Einrichtung chinesischer Dampfer, sowie den Betrieb kennen zu lernen und durch den mit der Wasserstraße des Gelben Flusses wohlvertrauten amerikanischen Kapitän Aufschlüsse über den Jangtsekiang und seine Uferlandschaften zu erlangen. Chinesen entrichten für die Strecke Schanghai—Hankau (150 Meilen) einschließlich der Beköstigung in dritter Klasse 25, in zweiter 38, in erster 75 Mark. Europäer, welche auf dem schönen Dampfer englischer Konstruktion eine besondere Abteilung mit allen Bequemlichkeiten besitzen, 190 Mark; doch ist in diesem Fahrpreis der Diener inbegriffen. Der alte Marco Polo über-

*) Quelle: A. H. Exner. China. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger 1889.

treibt nicht, wenn er den unteren Jangtsekiang einem Meere vergleicht; zwar haftet das Auge in der Ferne an den Rändern eines Festlandes, doch es sind die Umrisse zweier Flußinseln, welche in den mehr als 16 km breiten Strom eingelagert sind. Die Uferlandschaft ist entzückend: An den Fuß der Berge, welche das Thal zu beiden Seiten einrahmen und mit prächtigen Fichtenwäldern gekrönt sind, schmiegen sich zunächst die Mais-, Reis- und Zuckerrohrfelder, wobei gleich erwähnt sein mag, daß Zuckerrohr kaum über das Bedürfnis des Hauses hinaus angebaut wird; weiter schließen sich flußwärts an: die Beete mit Tapioka, Baumwolle, Hanf, Indigo, um zuletzt den Erbsen- und Bohnenfeldern direkt am Flusse Platz zu machen. Manche Orte sind von Aprikosen- und Pfirsichhainen fast verdeckt, Bauernhöfe sind über die Landschaft verstreut und die Bezopften regen allerorten tüchtig die Hände bei der Feldarbeit.

Wo wir uns einer Stadt nähern, bedecken Dschunken in solcher Anzahl die Wasserstraße, daß unser Dampfer sich nur mit Mühe hindurcharbeitet. Hinter Yang-tschau erfährt der — 15 Meilen von der Mündung — an Breite abnehmende Strom eine solche Einschnürung, daß er nur 800 m Spiegelbreite behält bei einer Durchschnittstiefe von 36 m. Durch Forts und schwimmende Batterieen ist dieser Engpaß strategisch ausgenutzt. Die Stadt Nanking entgeht uns, weil die Schatten der Nacht sie einhüllen; in der Nähe von Wuhu machen uns mehrere im Strome verankerte „Hulks" darauf aufmerksam, daß die Schanghaier Firmen hier ihren Agenten die Lagerräume für den Exportreis auf schwimmenden, abgetakelten Seedampfern eingerichtet haben.

Am vierten Tage haben wir unser Ziel erreicht, Hankau, einen Haupthafen für Thee. In ähnlicher Weise, wie sich an unser Hamburg Altona anschließt und Harburg die ihm gegenüberliegende Flußseite behauptet, hat sich auch Hankau mit Han-yang und Wuchang verschwistert, so daß an jener Erdstelle mehr als eine Million Menschen zusammenwohnen. Der Fluß ist bei Hankau noch 1800 m breit und bezüglich der Tiefe ungeheuren Schwankungen (bis 16 m) unterworfen, daher sind für die Dampfer Bojen ausgelegt. Die Theesaison ist im Mai auf ihrer Höhe, daher das ungeheuer rege Treiben auf dem Strome*), wie auch im europäischen Klub. Denn obschon das Hauptgeschäft in Thee seitens der russischen, in Hankau ansässigen Kaufleute gemacht wird, treffen doch seitens der englischen Häuser und Schanghaifirmen die Theeschmecker und Einkäufer in Menge ein. Sie gehen mit zahlreichen Agenten ins Innere des Landes, wo in kleinen Theegärten, auf meist hügeligem Sandboden der myrtenähnliche Theestrauch mit seinen lederartigen Blättern angepflanzt wird. An einem zur Abfuhr besonders günstigen Punkte errichtet der Einkäufer einen „Hong", sein Ge-

*) Das Zollhaus notiert im Durchschnitt jährlich 800 Dampfer, außer den zahllosen Dschunken.

schäftsbüreau und Lager; seine Unteragenten legen in gewisser Entfernung Nebenstationen an, erwarten hier die Theepflanzer mit den Ergebnissen der ersten und zweiten Ernte (erste Ernte Ende April, zweite Ernte Ende Mai), kaufen auf und senden den Thee in Säcken, welche durch Kulis befördert werden, nach dem Hong. Da dieser Theetransport Tag und Nacht ohne Unterbrechung erfolgt, so haben die Kulis keine leichte Arbeit.

Die Theepflanzer haben nicht bloß aus Samen immer neue Pflänzchen zu ziehen, dieselben im Alter von 3 Monaten auszupflanzen, leidlich zu pflegen — denn Düngung und Bewässerung braucht der bescheidene Strauch kaum, nur Schatten verträgt er nicht — vom dritten Jahre ab die Blätter zweimal zu pflücken, sondern auch die erste Zubereitung zu besorgen. Diese besteht darin, daß die zarten Blätter in flachen Bambusmulden zwei oder drei Stunden der Sonne ausgesetzt, vorsichtig gerieben und gerollt, in baumwollene Säckchen gepackt, so nun in Holzkisten mit zahlreichen Seitenlöchern gelegt und mit den Füßen gepreßt und geknetet werden; auf diese Weise soll ein Teil des Tannins, des Theegiftes, mit dem abfließenden grünlichen Safte entfernt werden. An diesen ersten Prozeß des Trocknens schließt sich derjenige der Gärung an, die sich in Körben vollzieht, welche man zur Erhaltung der Wärme mit Matten aus Baumwolle oder Filz bedeckt. Nach einigen Stunden werden die Blätter wieder in die Sonne gebracht. Sie haben jetzt bereits 75 Procent ihres Gewichts verloren, mit anderen Worten: vier Pfund grüne Blätter geben ein Pfund Trockenthee. Jetzt erst bringt ihn der Pflanzer in den Hong, wo die weitere Zubereitung und zwar die hauptsächlichste für den Export erfolgt: das Sortieren, Mischen, Rösten in heißen Pfannen; grüner und schwarzer Thee rühren nicht von verschiedenen Theestauden her, sondern nur von verschiedenen Zubereitungsmethoden.

In Hankau mag jährlich ein Theeumsatz in Höhe von 50 Millionen Mark gemacht werden. Interessant ist ein Besuch in einer der am Orte befindlichen Theefabriken mit Dampfbetrieb, die in russischen Händen sind. Sie arbeiten trotz der Maschinen mit je 1000 Kulis, verwenden geringe Theesorten und Theestaub, die sie mischen, befeuchten und in Holzformen pressen; die Theetafeln haben Ziegelform, werden an der Luft getrocknet, umhüllt, etikettiert und in Kisten verpackt, die nach dem Verlöten aufs Lager wandern. Bessere Sorten Ziegelthee erhalten die Form der Schokoladentafeln; doch wird es einigermaßen überraschen, zu hören, daß die besseren Sorten des Blätterthees in die Versandkisten eingestampft werden von Kulis, die nur mit einem Lendenschurz bekleidet sind und deren einstampfende Füße nicht gerade appetitlich aussehen. Die Bevorzugung dieses Karawanenthees, der mit dem Dampfer bis Tientsin und von da zu Kamel über Kiachta nach Rußland kommt, ist also unbegründet. Vielmehr nehmen die guten Sorten, die wir unter dem Namen des russischen Karawanenthees schätzen, direkt den Weg nach Odessa.

Der Theepflanzer erhält im Hong per Picul (= $60\frac{1}{2}$ kg) je nach der Güte seiner Blätter 25 bis 75 Mark. Es würde also das Pfund Thee geringster Sorte an Ort und Stelle 0,20 Mark kosten, während er sich in London auf 0,90 Mark stellt. Die Gründe dieses ungeheuren Aufschlags (450 Procent) liegen in folgenden darauf ruhenden Lasten: die „Schanli" (Steuer) beträgt per Picul = 3 Mk., Transito-Lekin = 7,50 Mk.*), Theekiste = 5 Mk., Arbeiterlohn = 12,50 Mk., Fracht aus dem Innern nach Hankau = 4,25, dazu Ausfuhrzoll, Fracht nach London, Kommission an den fremden Käufer (10%), Dock- und Speicherausgaben in London; so kostet in London das Picul 112,50 Mk., das Pfund = 0,90 Mk.; der chinesische Theemarkt befindet sich seit einigen Jahren in absteigender Bewegung, da in England der indische, in Amerika der japanische Thee dem chinesischen Abbruch thut. Hat auch China die von Natur besten Blätter, so doch jene Konkurrenten die besseren Zubereitungsmethoden. Welche Bedeutung ein stetiger Rückgang der Theeausfuhr für das himmlische Reich haben müßte, kann jeder leicht ermessen, indem er in Berechnung zieht, daß die Staatseinnahmen Chinas aus der Theesteuer jährlich 367650000 Mk. seither betrugen.

---

7. Kuldscha,**) eine chinesische Handelsstadt im äußersten Westen des Reiches.

Dort, wo den nach Westen geöffneten Längsthälern des Thianschan der in den Balkaschsee mündende Ili entströmt, liegt Kuldscha, ein Hauptsitz chinesischen Handels, dessen Bild durch Dr. Wilhelm Radloffs meisterhaft geführte Feder zu einem ungemein interessanten geworden ist. Die Stadt besteht aus der Festung, die von Mandschusoldaten und -beamten bewohnt, von zackiger Lehmmauer umgeben, unserem Reisenden aber unzugänglich war, ferner aus der nördlich davon gelegenen Chinesenstadt und endlich aus dem Weichbilde, d. h. den Gehöften der landbautreibenden Bevölkerung. Diese Gehöfte mit ihren Gärten bilden den Rahmen zu unserem Stadtbilde. Folgen wir Radloff zunächst in die Chinesenstadt!

Die Lebensader derselben ist die Marktstraße, die sich 1 km lang und 18—21 m breit mit verschiedenen Krümmungen und Ausweitungen hinzieht. In der Mitte derselben läuft der erhöhte, $5\frac{1}{2}$ m breite Lehmfahrweg hin. Im langsamen Schritt sieht man auf demselben eine ununterbrochene Reihe von Wagen und Reitern sich vorwärts bewegen; ein Ausweichen oder gar

---

*) Alles per Picul zu verstehen.

**) Quelle: Dr. Wilh. Radloff, Aus Sibirien. Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten. Leipzig, 1884. II. Band.

ein „Ausstechen" hat seine entschiedenen Schwierigkeiten, ja Gefahren, da das Herabstürzen von dem erhöhten Fahrdamm allzu leicht eintreten kann, zumal derselbe an seiner Oberfläche ein sehr bewegtes Relief zeigt. Die Fuhrwerke sind teils schwere zweiräderige Lastkarren, teils blaue Passagierkutschen, welche gleichfalls auf zwei Rädern ruhen, in der Mitte statt des Verdecks eine Art Bienenkorb zum Hineinkauern besitzen und Eigentum von Mietkutschern sind. Zwischen dieser Wagenburg bemerkt man Reiter, nämlich Soldaten, Beamte, aber auch umwohnende Nomaden, wie Kirgisen, Kalmücken u. a. in ihrer nationalen Tracht, endlich auch Karawanen, welche auf Kamelen Waren aus dem Innern Asiens herzutragen.

Die Marktstraße wird von zwei Häuserreihen echt chinesischer Bauart eingeschlossen: einstöckig sind alle, aber verschieden hoch; alle mit Holzschnitzwerk, aber ein jedes anders; sämtlich an der Straße, aber dies vorgerückt, jenes zurückgeschoben; alle Wände sind mit Buntpapier, Buntzeugfetzen, Buntlaternen, chinesischen Inschriften und Firmen ausstaffiert. Die Parterreräume dienen stets öffentlichen Zwecken, d. h. sie sind Kaufläden, Werkstätten, Schenken. Man hat die Außenwand im Parterre einfach weggelassen, nur einzelne Träger sind zu bemerken, und die leeren Flächen zwischen denselben werden nachts mit Brettern zugesetzt. Die Kaufleute in den Läden besorgen die Reklame vom Ladentische aus selbst, die Handwerksmeister hämmern und feilen; Hunderte von umherziehenden Händlern bieten schreiend Fleisch, Früchte, Gesundheitstränkchen u. s. w. feil; in den Schenken gewahrt man von außen einen Überfluß an Ruß und Schmutz, ebenso aber auch eine Überfüllung mit Gaunern und Diebsgesindel, welches sich in Schreien, Singen und Fluchen gütlich thut. Fast kein Tag vergeht hier ohne Mord und Totschlag; der Leichnam wandert auf die Straße, der Mörder mit größter Seelenruhe ins Gefängnis, einen Ort, der ihn anheimelt, mit dem er streng genommen schon im eigentlichen China Bekanntschaft machen sollte; doch um das Mutterland zu entlasten, beglückte man die Nebenländer mit diesen Kulturträgern aus dem himmlischen Reich. Auf den beiden Seiten des Marktes wälzt sich stets eine Menschenwoge auf und ab, bestehend aus Beamten und Soldaten, reichen Privatleuten in dunklem Gewand mit dem Sonnenschirm und der mächtigen Brille, Kalmücken, Tataren, geputzten Frauen, alten Weibern, — mit Lumpen auf dem Leibe, aber köstlicher Frisur und Blumenschmuck im Haar, — ekelerregenden Bettlergestalten, die mehr herausfordernd als bittend den Vorübergehenden anschreien. Wenn man weiter erwägt, daß Kehricht und Küchenabfälle auf der Straße ihren gesetzlich angewiesenen Platz finden, wo sie bei Sommerhitze sehr bald in Verwesung übergehen; daß unter den faulenden Pflanzenresten besonders das chinesische Nationalgericht, die Zwiebel, reiche Abfälle liefert, so bekommt man von der chinesischen Polizeiverwaltung einen schlechten Begriff, und er kann in der That nicht schlecht genug sein. Soll doch die Polizei gewisse Strecken der Marktstraße an gewisse Diebe als Domäne abgeben,

natürlich nicht ohne Gegenleistung; denn der privilegierte Gauner gönnt ihr an jedem Diebstahl, den er anzuzeigen geruht, einen Anteil und sorgt durch seine Mithelfer dafür, daß ihm in seinem Sprengel kein Mitbewerber erwächst.

Im glänzenden Lichte zeigt sich die Rührigkeit der chinesischen Polizei auch, sobald in einer der Spelunken ein Totschlag geschehen ist. Man schleppt den Toten sofort auf die Straße. Nach Ortsrecht fällt die Beerdigung demjenigen Hauswirt zu, vor dessen Thür die Leiche gefunden wurde. Um die Begräbniskosten zu sparen, macht der Hauswirt den Totengräber selbst, d. h. er schultert bei Nacht die Leiche auf und trägt sie vor die Thür eines Nachbars; dieser, über den Fund am nächsten Morgen sehr wenig erbaut, ahmt dem Vorgänger nach, und so kann es kommen, daß die Leiche eine volle Woche auf der Straße liegt, verwest, der sämtlichen „Kleider" beraubt wird, ehe sich eine mitleidige Seele findet, die sie auf das erste beste Feld befördert und den Hunden zum Fraße vorwirft. Verendete Tiere haben ein weniger schreckliches Schicksal, da nach der Versicherung des Gewährsmannes Radloffs jener Bande von Bettlern und Gaunern kein Aas zu stinkend, kein Fetzen an einem menschlichen Kadaver zu verabscheuungswürdig ist, um ihn zu verschmähen. Die Bettler sind in Kuldscha zunftmäßig geordnet; sie haben ihre Statuten, Zunftmeister und Bezirke, wo sie von den Hauswirten ihr Gewisses verlangen. Eine Weigerung könnte dem Hausherrn nur fatale Belästigungen zuziehen, indem man ihm verstorbene Bettler oder verendete Tiere zur Beerdigung vor die Hausthüre legt. Ja man sagte Radloff sogar von einem Gesetz, daß jeder Bettler etwas empfangen müsse. Der schlaue chinesische Hausvater weiß sich diesem Zwange dadurch zu entziehen, daß er dem Lästigen — einen Strohhalm, einen Holzsplitter oder einer anderen Wertgegenstand überreicht.

Unser Reisender besuchte einige der größeren Gasthäuser; sie bestanden aus mehreren Sälen, deren Decken auf geschnitzten Säulen ruhten. Die Wände waren mit bunten Bildern beklebt, von der Decke hingen Papierlaternen herab. Zur Bequemlichkeit der Gäste waren Tische, Bänke, Sessel von poliertem Holze, jedoch ohne jede Polsterung vorhanden. Ein übler Geruch durchzog das ganze Haus. Erst abends pflegte sich dasselbe zu füllen, wenn die leichtfertigen Tänzerinnen das Zeichen zum Beginn der Vergnügungen gaben, die meist bis an den Morgen währten.

Als unser Reisender eines Tages seine chinesischen Freunde, um sich zu revanchieren für die gastfreundliche Aufnahme, in eins dieser Gasthäuser lud und den Wirt um gute Bewirtung ersucht hatte, war er überrascht zunächst von der pünktlichen Bedienung; denn sobald ein Gang vorüber war, wurde einfach die Tischplatte abgehoben und eine neue mit neuen Speisen und frischem Tafelgerät für dieselbe eingesetzt; sodann erstaunte er auch über die gastronomischen Leistungen der chinesischen Köche; denn er erhielt nicht weniger als acht kalte Gerichte mit Nachtisch und Saucen; sieb-

zehn warme Gerichte, worunter allein acht Arten von Braten, und endlich fünf verschieden gefüllte Gebäcke und zwar in solchen Mengen, daß nur die Hälfte des Gebotenen aufgegessen werden konnte; als Getränke wurden süßes Bier und Reisbranntwein verabreicht. Am meisten jedoch war er überrascht von den Preisen chinesischer Hotels; denn er bezahlte für alles Vorstehende etwa 17 Mark.

Die großen chinesischen Handelshäuser werden nicht durch die Chefs, die das himmlische Reich nicht verlassen, sondern durch Kommis verwaltet, die aber — und dies ist jedenfalls ein schlauer Zug der chinesischen Handelsherren — Teilhaber am Geschäft sind. Diese großen Handelshäuser besitzen keinen nach der Straße geöffneten Laden, sondern die sauberen, hellen Verkaufsräume liegen auf einer Seite des schmalen Hofes. Aus- und Schaustellung der Waren ist hier nicht Sitte, sondern sie werden auf Verlangen des Käufers vom Lager geholt. Abweichend von unserer Art zu handeln, vollzieht sich die Einigung über den Preis der Ware hier in aller Stille. Käufer und Verkäufer reichen sich die Hände, die durch die langen Ärmel des Kleides verdeckt werden, und durch einen gewissen Druck der Finger stellt der Verkäufer den Preis und thut der Käufer sein Gebot. Nur an ihrem Gebärdenspiel kann man erkennen, wie weit die beiden Feilschenden noch von der Einigung entfernt sind. Ist man einig, so schlägt ein Dritter, ein Zeuge, die Hände der beiden durch, und der Vertrag hat Giltigkeit, ohne daß der Zeuge eine Ahnung von der Höhe des Kaufpreises hat. Der Handschlag hat im Handelsverkehr von Kuldscha noch eine hohe Geltung und erspart jeden schriftlichen Vertrag. Das einzige gangbare Zahlungsmittel war der durchlöcherte Jarmak ($= 1/_7$ eines russ. Kopeken, $= 1/_2$ Pfg.); die Unbequemlichkeit dieses Zahlungsmodus liegt auf der Hand, da beispielsweise ein Kaufmann zum Fortschaffen von 32 Mark in jener Münze ein Lastpferd nötig haben würde. Die in den Magazinen der chinesischen Großhändler aufgestapelten Waren sind meist Seiden- und Baumwollenzeuge, Papier, Porzellanwaren, Tusche und Schmucksachen, der Hauptartikel ist jedoch der Thee, der in geringeren Sorten, besonders als Fu- und Ziegelthee zum Verkauf kommt. So wie die Großhändler chinesischer Abkunft das Ilithal mit den Waren des himmlischen Reiches versorgen, nehmen sie auch die Produkte jener fruchtbaren Thallandschaft in Kauf, nämlich Horn, Opium, Eier (zerschlagen in Kesseln) und Pferde. Doch auch Ostturkestan (Kaschgar) und Westturkestan (Buchara) legen hier ihre Waren aus, namentlich Baumwollenzeuge, Teppiche und Seidenstoffe.

Zu Pferde machte Radloff auch zahlreiche Ausflüge in das Weichbild Kuldschas, und mit Bewunderung spricht er von den Leistungen der Chinesen auf dem Gebiete des Landbaues. Die quadratischen oder rechteckigen Felder lagen in verschiedener Höhe, ein jedes von einem durchaus sauber gehaltenen, tiefen Graben umgeben. Diese Gräben stehen untereinander in Verbindung und zwar so, daß das Wasser aus einem Hauptkanal

durch Öffnung des Schützen zu jeder Zeit und in jeder beliebigen Menge in den Nebenkanal geleitet werden kann. Nur so ist in der regenarmen Gegend ein lohnender Landbau möglich. Wie Radloff bemerkte, rührten die hohen Stoppeln auf den Feldern davon her, daß man Mais und Weizen mit der Sichel geerntet. Gemüse-, Tabaks- und Mohnfelder lagen zwischen den gelben Stoppeln, alle aufs sauberste gehalten, da die Frauen und Kinder das Geschäft des Jätens aufs peinlichste besorgen. Nach westfälischer Art lagen die Gehöfte mitten im Feldeigentum; obwohl nur aus Lehmsteinen aufgeführt, verriet doch auch ihr Aussehen wie das der Schutzmauer die größte Sorgfalt. Lieblich sind die Wohnhäuser umrahmt von den Fruchthainen, gebildet aus üppigen Äpfel-, Pfirsich- und Aprikosenbäumen. Außerdem fehlt keinem dieser Gehöfte ein schattiges Pappelwäldchen, das den Bewohnern Schutz vor der Sonne und den Kindern einen Tummelplatz gewährt. Bezüglich der Obstkultur sind die Chinesen weniger Meister als im Landbau. Mochten auch die Pfirsichen saftig sein und der Schaptalastrauch in seinen pflaumenartigen Früchten etwas sehr Schmackhaftes bieten, so waren doch die Aprikosen trocken und die Äpfel nicht nur in zu wenig Sorten vorhanden, sondern auch durchweg süßlich. Feld- wie Verkehrswege waren in einem Zustande, der der chinesischen Verwaltungsbehörde zwar entsprechend, aber keineswegs erträglich war.

III. Japan.

1. Tokio (Jeddo), die Haupt- und Residenzstadt Japans.*)

O-Jeddo, „das große Jeddo“ und seitdem es der Mikado zu seiner Residenzstadt erwählt hat, amtlich „Tokio“, die östliche Hauptstadt, genannt, liegt an der Ostküste von Nipon, am nordwestlichen Ende der seichten Jeddo-Bucht unter 35° 40′ n. Br. Es bedeckt einen größeren Flächenraum als London. Doch die Zahl der Einwohner bleibt weit hinter der der englischen Hauptstadt zurück; sie beträgt 1181000 Seelen.

Ein ansehnlicher Fluß, Sumida-Gava (Gava-Fluß), von Nordwesten nach Südosten strömend und in die Jeddo-Bucht einmündend, teilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Die nördliche ist ganz flach; die andere weit größere Hälfte ist nur am Sumida-Gava eben, sonst aber mit niederen Hügelreihen durchsetzt, so daß die Straßen und Plätze ein malerisches Ansehen gewinnen.

*) Die preußische Expedition nach Ost-Asien (unter Graf Eulenburg) I. (Berlin, 1864.) Japan, nach Reisen und Studien im Auftrag der k. preuß. Regierung, dargestellt von J. J. Rein I. (Leipzig, 1881.)

Den ebenen Stadtteil nordöstlich vom Sumida-Gava bewässert ein Netz von zahlreichen Kanälen; doch ist auch das südöstliche Jeddo nicht arm an Wasserläufen, natürlichen und künstlichen.

Etwa eine Viertelstunde vom Strom und parallel mit demselben zieht sich die erste, ziemlich flache Hügelkette hin, auf deren höchster Erhebung das Siro (Schloß) des Siogun (Taikun) lag, allseits mit Festungswerken, Ringmauern, Wallgräben und wohlverwahrten Thoren umgeben. In ausgedehnten Park- und Gartenanlagen bequem sich ausbreitend, bildete das innere und äußere Schloß (Siro-Siro) mit Tempel und Beamtenwohnungen einen Stadtteil für sich, ein abgeschlossenes Ganzes. In den blutigen Kämpfen, die nach der Wiedereinsetzung des Mikado in seine kaiserlichen Rechte ausbrachen, ging es, wie so manches Bauwerk der Feudalherrschaft, in Flammen auf. Die vielen Jasikes oder Daimiowohnungen, welche mit ihren Nebengebäuden rings um das Schloß die Straßen einrahmten, sind teils in Ministerien und andere Regierungsgebäude verwandelt worden, teils haben sie modernen Gebäuden weichen müssen.

Dieser Stadtteil, man könnte ihn das „Schloßviertel“ nennen, bildet den Kern der großen Stadt. Er enthält ein paar Schuto-Tempel, das Polytechnikum, das Museum, die deutschen und englischen Gesandtschaftsgebäude.

Im Osten der Schloßstadt, nördlich und südlich durch zwei Kanalarme, östlich durch den Sumida-Gava begrenzt, dehnt sich die Handelsstadt, das Zentrum des Verkehrs. Da ist fast jedes Haus ein Laden, die meisten Häuser sind zweistöckig, doch ist das obere Stockwerk nur niedrig, da es zumeist nur der Aufbewahrung der Kaufmannsgüter und Fabrikate dient.

Mit Rücksicht auf die sich oft wiederholenden Erdbeben baut man nicht höher als zweistöckig. Das während der größeren Hälfte des Jahres sehr milde Klima erlaubt den leichten Holzbau, der freilich wieder die häufigen Feuersbrünste zur Folge hat. Die Kaufleute haben deshalb längs des Stromes und der in denselben mündenden Kanäle eine Reihe feuerfester Pack- und Lagerhäuser erbaut.

Über einen der vielen Kanäle wölbt sich die Nihon-Baschi, d. i. die Sonnenaufgangsbrücke, das amtliche Zentrum der Residenz, von welchem alle Entfernungen bemessen werden. Dort mündet der „Tokaido“, die Reichsstraße, und bildet die einzige breite Straße in dem engen, stark bevölkerten Kaufmannsviertel. Shimbaschi-Dori, der erste Teil jener großen Verkehrsader vom Bahnhof aus, ist ein ansehnlicher Boulevard von 30 m Breite mit gefälligen Backsteinhäusern zu beiden Seiten. Diese „Neustadt“ ist ein Kind der neuesten Zeit, nach dem großen Brande von 1872 nach einem neuen Plane aufgebaut. Die hohen roten Backsteinhäuser wollen freilich zur landesüblichen Bauart wenig stimmen.

In diesem Viertel liegt auch das Fremdenquartier Tsukiji mit dem berühmten Tempel der Schin-Sekte, „Nischi-Honguwanji“ und anstoßend

daran die Militärschule. Die Schin-Sekte hat unter den Buddhisten Japans das größte Ansehen. Sie verwirft die Ehelosigkeit der Priester, die Wallfahrten, Klöster und Amulette — ist somit die buddhistische Reformation.

Jenseits der Sonnenaufgangsbrücke (Nihon-Baschi) nach Nordwest dehnt sich das Kanda-Viertel, in welchem das Universitätsgebäude befindlich; östlich bis an das rechte Ufer des Stromes das Nihonbaschi-Viertel. Von diesem kommt man in südlicher Richtung ins Kiobaschi-Ku (=Viertel), das schon von der Bai bespült wird.

Vom Bahnhof zieht sich die von Yokohama heraufkommende, im Jahre 1872 vollendete Eisenbahn*), parallel mit dem Tokaido, hart an der Meeresküste hin, durch das Viertel Shiba-Ku. Der Park und Tempelgrund von Shiba sind bemerkenswert durch die Schiogungräber; er bildet einen von den fünf großen öffentlichen Plätzen. Hier stand der berühmte Buddha-Tempel der Stadt, Zozoji genannt, welcher in der Neujahrsnacht 1874 abbrannte.

Die Eisenbahn und der Tokaido führen dem Meere entlang zur Vorstadt Shinagava.

Die Vorstädte dehnen sich nach allen Richtungen weit in das Land hinaus und haben schon manches Dorf verschlungen. Man kann, den Hauptverkehrsadern folgend, noch meilenweit zwischen zusammenhängenden Häuserreihen wandern, gelangt aber durch die Nebenstraße bald in die lachende Landschaft. Acker- und Gartenbau ziehen sich selbst bis in die volkreicheren Quartiere, so daß die Grenzen der Stadt schwer zu bestimmen sind.

Die Uferlinie von Tokio gegen das Meer zu ist unregelmäßig halbkreisförmig, das Wasser so seicht, daß Schiffe von 6 m Tiefgang mindestens fünf Seemeilen von der Küste ankern müssen. Bis zwei Meilen vom Ufer beträgt die Tiefe nur etwa 1 m; zur Zeit der Ebbe liegen ganze Strecken trocken und selbst für Boote von geringer Größe ist das Fahrwasser schwer zu finden. Der Boden ist ein lehmiger, unergründlicher Schlamm, durch den Wechsel von Ebbe und Flut beständig aufgerührt, daher auch das Wasser immer schmutzig und trübe erscheint, doch ist es sehr fischreich. Die Seeseite der Stadt hat etwas Ödes; sie wird nur durch einige Fischerboote belebt; auf einzelnen verwitterten Pfählen sitzen gierige Komorane und lauern auf ihre Beute.

Das seichte Wasser gewährt der Hauptstadt die größte Sicherheit wider einen Angriff zur See; zum Überfluß hat aber die Regierung noch fünf mächtige Forts hineingebaut, und zwar auf eingerammten Pfählen massiv aus Quadern. Sie verteidigen die Seeseite der Stadt; die Westseite hat eine Reihe von Strandbatterieen.

Bei Annäherung von der Reede ahnt man die große Stadt nicht; die

*) Ihre Länge beträgt 28 km, die Gesamtlänge der japan. Linien 3027 km.

Häuserreihen am Ufer sind unbedeutend und vielfach von Gärten und Rasenterrassen unterbrochen; die wenigen Höhen sind grün bewachsen und mit zerstreuten Gebäuden besät — man empfängt den Eindruck des ländlichen Stilllebens. Der Vulkanberg Fusijama im westlichen Hintergrunde schließt das freundliche Landschaftsbild prächtig ab. Die Hauptstädter haben wenig Verkehr mit der Reede, ihre Dschonken laufen in den Sumida-Gava ein. Für die Fremden, nämlich für die Bewohner der Gesandtschaftsgebäude und die Marine-Offiziere, hat man einen besonderen Landungsplatz gebaut, mit massiven Bollwerken und Treppen und einem geräumigen Hof. Hier harren ihrer in einem Wachthause beständig Dolmetscher und Beamte, welche sie an die Gesandtschaften abzuliefern haben; auch Boote für die Schiffe liegen zu mäßigen Preisen bereit.

Von diesem Fremdenhofe öffnet sich ein breiter schwarzer Thorweg auf die große Heerstraße, den Tokaido, der hier das Meeresufer berührt und eine Strecke weit am Strande, dann durch die zwei Vorstädte Shinadava und Oradava hinläuft; dann wendet sich der Tokaido nördlich in das gewerbliche Viertel zum Mittelpunkte der Stadt hin. Alle 600 Schritte kommt man in ein Thor, das in der Nacht, bei Feuersbrünsten und in aufgeregten Zeiten geschlossen wird. Bei jedem dieser Thorwege steht ein Wachthaus, wo die Straßenpolizei ihren Sitz hat. Aus dem Dache dieses Hauses ragt ein großes Leitergerüst empor, von welchem besonders bei Nacht nach Feuersbrünsten gespäht und das Zeichen mit der Glocke gegeben wird. Die Anzahl und das Tempo der Schläge zeigen den Bewohnern die Entfernung und Größe des Brandes an.

Wir haben oben der „feuerfesten“ Häuser Erwähnung gethan. Diese haben dicke, um Bambuspfosten gefügte Lehmwände und einen Überzug von feinem Stuck. Ihre Farbe ist gewöhnlich schwarz, zuweilen auch weiß, der Stuck von so glänzender Oberfläche, alle Kanten und Ecken so scharf, daß man polierten Marmor zu sehen glaubt. Die dicken Fensterläden haben einen Überzug von derselben feuerfesten Masse und schließen luftdicht. Das Dach besteht aus dichtgefügten schweren Ziegeln. Die Häuser sind teils das Privateigentum einzelner, teils gehören sie einer Anzahl von Hauswirten, die bei ausbrechendem Feuer ihre besten Habseligkeiten dahin flüchten; sie werden geschlossen und dann noch mit nassen Strohmatten belegt.

Alle Wohnhäuser sind nach unseren Begriffen klein, immer nur für eine Familie berechnet. Sie stehen zwar in einer Reihe, kehren aber bald den Giebel, bald die Seitenfläche der Straße zu. Einige haben Ziegel-, andere Schindeldächer. Die Ziegel sind sorgfältig gebrannt und mannigfach geformt, dunkelgrau und mit gleichfarbigem Mörtel fest verkittet. Die nicht feuerfesten Häuser bestehen aus bloßem Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Abtönungen des Roten und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Dunkelgrau geht.

Vor den meisten Kaufläden hängen dunkelbraune oder indigoblaue

Gardinen; die vielgestaltigen Aushängeschilder glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein riesengroßer Fächer; von langen Bambusstangen wehen bunte Fahnen. Größere Kaufläden haben vor dem Eingang ein hohes Balkengerüst mit zierlichem Dach, unter welchem ein langes Schild mit goldener oder roter Inschrift hängt. Hier und da thront auf dem Balken des Dachfirstes ein phantastisch geschnittener Drache mit geringeltem Schuppenschweif.

Zu den umfangreichsten Häusern des Tokaido gehören die Seidenhandlungen. Die ganze Front des unteren Stockwerks ist nach der Straße hin offen und nur gegen die Sonne durch blaue Gardinen verhängt, auf denen die Firma in großen weißen Schriftzügen prangt. Den Estrich bedecken überall feine Matten, auf denen die jugendlichen Kommis kauern, einige mit den Büchern beschäftigt, andere den vor ihnen sitzenden Kunden die Ware vorlegend. Vornehme Käufer werden in das obere Stockwerk geführt.

Interessant sind die Waffenläden, in denen Helme, Kriegsmasken und ganze Rüstungen feilgeboten werden. Letztere sind gewöhnlich aus starkem Leder und Bambus, mit lackiertem Metall überzogen und aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt. In anderen Läden werden Bogen und Pfeile verkauft und gewöhnlich auch verfertigt. Bei den Waffenschmieden findet man lange und kurze Schwerter aller Art. Das japanische Schwert ist vielleicht die schönste Hiebwaffe; die wuchtige Klinge ist leicht gekrümmt und höchst fein und kunstreich mit Gold-, Silber- oder bunten Legierungen eingelegt, oder mit charaktervollen Zeichnungen graviert.

Bei den Sattlern findet man statt des Leders fast nur Holz und Papier; die Japaner wissen dem letzteren eine solche Festigkeit zu geben, daß es das Leder in den meisten Fällen ersetzt und dem Wasser fast noch besser widersteht. Die Sättel freilich sind für Europäer höchst unbequem — ein schmaler Bock aus lackiertem Holz, auf welchem ein hartes Kissen liegt. Unter dem Sattel hängt auf jeder Seite eine breite Decke aus Lederpapier herab, so daß man mit den Schenkeln das Pferd nicht berühren kann. Die Steigbügel hängen an wulstigen Riemen und sind sehr plump — schwere bronzene Schuhe mit einer senkrechten Verlängerung nach oben, die an die Schienbeine drückt. Die Japaner sitzen mit den Knieen weit nach vorn und halten sich mit ausgebreiteten Armen an den Zügeln fest.

In den Hutläden sieht man die sonderbarsten Kopfbedeckungen; sie sind meist tellerartig, aus dünnem Holz, außen schwarz, inwendig rot lackiert mit phantastischen Zeichnungen von Vögeln, Fischen, Drachen, Wolken und Meereswogen. Andere Hüte sind aus gepreßtem und lackiertem Lederpapier, ebenfalls rund, oben zum Zusammenklappen eingerichtet. Noch andere bestehen aus feinem Korbgeflecht. Die Landleute, Bergpriester und Nonnen, sowie die Reisenden aus dem Volk tragen einen breiten, muldenförmigen Hut mit niedergebeugter Krempe, der gegen Sonne und Regen vollständigen Schutz

bietet und fast das ganze Gesicht versteckt. Meistens geht aber der Japaner mit bloßem Kopf. Um den wohlgeglätteten Haarschopf nicht aus der Ordnung zu bringen, liegen unter dem Teller des Hutes zwei Wülste, zwischen welchen der Schopf unberührt bleibt.

Sehr unterhaltend sind die Trödelläden, deren es in Tokio unzählige giebt; von den kostbarsten Altertümern und Kunstsachen bis zum Alt-Eisen-Kram ist da alles mögliche zu finden und sehr einladend aufgestellt oder aufgehängt. In den Bronzeläden findet man neben dem einfachen, unverzierten Hausrat große, kunstvoll gearbeitete Vasen und Kannen, Feuerbecken und Aschengefäße, Theekessel, Leuchter, Lampen, Glocken in unendlicher Mannigfaltigkeit. In manchen Straßen findet man Tuschläden; da sind Schreibepinsel von jeder Größe und Reibnäpfe aus Schiefer, Marmor oder sonst von hartem Stein zu haben, manche auch verziert und kostbar. Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von köstlichem Humor, und die Fremden liefern manchen Stoff für solche Darstellungen. Daneben sieht man Landschaften, Tiere, Mordgeschichten, Genre-Bilder, auch schöne Damen in prächtigem Schmuck. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Schon ihre Schrift übt die Hand und das Auge, und da es Erfordernis ist, nicht bloß zu schreiben, sondern schön zu schreiben: so wird von Jugend an viel Zeit und Sorgfalt auf diese Thätigkeit verwendet. Die Darstellung der chinesischen Schriftbilder*) in schönem Schwung und Verhältnis ist eine Hauptbedingung der japanischen und chinesischen Bildung, und in ihren Gedichten sollen nicht bloß Sinn und Form, sondern auch der schöne Fluß der Schriftzüge wirken; sie verlangen für das Auge, was wir in Klang und Silbenfall für das Ohr fordern, und begeistern sich für Schönheit der Schriftzüge etwa wie der Europäer für wohltönende Deklamation oder Kunstgesang. Die Bildung des Auges und der Hand ist ein wesentlicher Teil der Erziehung und trägt gewiß nicht wenig neben der natürlichen Lebhaftigkeit der Japaner zu ihrer Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Man findet in allen Buchläden illustrierte Werke in überwiegender Zahl und Hunderte von Bilderbüchern. Illustriert sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen, taktischen**) Bücher, sowohl original-einheimische, wie die aus dem

*) Den chinesischen Zeichen legt man japanische Worte unter, ähnlich wie Franzosen und Deutsche dieselben arabischen Ziffern haben, sie aber in ihrer Sprache ausdrücken. Die gebildeten Japaner verstehen jedoch gut die chinesische Schrift- und Konversationssprache.

**) „Bei der Übergabe der Geschenke, welche der König von Preußen dem Taikun sandte, stellte Graf Eulenburg den kaiserlichen Kommissären seine Attachés und unter ihnen den Leutnant von Brandt vor. Bei Nennung des Namens fragte einer der Kommissäre, ob dies vielleicht der Herr von Brandt sei, der „die Taktik der drei Waffen" geschrieben. Als ihm die Antwort wurde, daß der Vater der Autor sei, schickte der Kommissär am andern Tage dem Sohne die japanische Übersetzung des Buches mit der Bitte, dieselbe als Zeichen der Anerkennung für die Verdienste seines Vaters anzunehmen." (Werner.)

Holländischen übersetzten; ferner die Werke über Waffen, Jagd, Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht 2c. 2c., die Werke über Astronomie, Meteorologie, Erdbeben, Baukunst, aus der Geschichte und Biographie, Altertumskunde und Götterlehre; ferner die Roman-, Staatskalender u. s. w. Meisterhaft sind die Abbildungen von Vögeln, Fischen, Insekten. Auch an Zeichenschulen fehlt es nicht.

Die erwähnten Drucksachen sind in breitem Holzschnitt mit grauen und rötlichen Tonplatten, vielfach auch in Farbendruck ausgeführt; es sind Linearzeichnungen in ungezwungener Pinseltechnik, markig und derb, durchaus malerisch, doch ohne Rücksicht auf die Regeln der Beleuchtung. Die Japaner drucken auch kleine Gemälde auf Seide. Der Krepp giebt den Farben eine außerordentliche Leuchtkraft und Tiefe, und die Genauigkeit des Druckes ist bewundernswert.

Man findet in allen Buchhandlungen Landkarten und Atlanten, teils einheimische über alle Teile des Reichs, teils Nachbildungen europäischer Werke in Holzschnitt und Tondruck mit japanischer Schrift; ferner sehr ausführliche Stadtpläne, unter denen der von Tokio über ein Meter im Quadrat mißt.

In den Straßen von Tokio fehlt es auch nicht an Konditoreien; die Kuchen und Konfekts sehen zierlich und appetitlich aus, wollen jedoch nicht immer dem europäischen Gaumen behagen. Die japanischen Zuckerbäcker machen in Zuckerguß sehr zierliche Vögel, Blumen, Schmetterlinge, und bei Vornehmeren wird sogar das Wappen auf dem Kuchen angebracht.

Unter den Märkten für Lebensmittel ist der Fischmarkt besonders interessant. Jeden Morgen landen die Fischerböte bei Nihon-Baschi und in der Nähe des Bahnhofes mit ihrem Ertrage von Seefischen, Seekrebsen, Muscheln und Schnecken; dort nimmt die Schar der Herumträger die Ware in Empfang, um sie an den Mann zu bringen und die Fischläden zu versorgen, die in jeder Straße zu finden sind. Der Japanese ist ein großer Fischliebhaber. Von den Abfällen der Fische nähren sich die vielen Hunde.

Größeren Hausrat besitzen die Japaner nicht; in den Läden findet man viel Hübsches von Schränkchen, Kästchen, Schachteln, Büchsen, Präsentierbrettern und Untersätzen von Bambus, Korbgeflechte aus gespaltenem Rotang und Binsen. Hier findet man auch die vierkantigen Kopfkissen aus Holz oder festem Rohrgeflecht, auf denen alle Japaner schlafen. Es sind fußlange viereckige Kästchen mit einer leicht ausgerundeten Höhlung in der Mitte, wo der Nacken ruht; der Hinterkopf ist ganz frei. Wie man auf solchem Gestell schlafen und sich ausruhen kann, gehört zum Unbegreiflichen der japanischen Kultur; es enthält gewöhnlich eine kleine Schublade für den Kamm, die Zahnbürste, Zahnpulver, Schminke, Pomade und dergleichen unentbehrliche Gegenstände der Toilette und bildet eigentlich das ganze Bett des Japaners, der in seinen Kleidern auf dem Fußboden schläft und sich gegen Kälte nur mit stärkeren Röcken, selten mit einer Steppdecke schützt.

In den letztgenannten Läden finden sich auch die größeren Lackfabrikate. Der Hauptsitz der Lack-Industrie ist Kioto, die Fabrikanten haben jedoch ihre Niederlagen in allen größeren Städten; man kauft da kleine Schränke, Zugtische, Präsentierteller, Eßkästen (Sätze übereinander stehender Holzschüsseln, worin man Speisen trägt), Schreibzeuge, Spiegelhalter u. dgl. m. Eine in Europa besonders beliebte Art der japanischen Lackarbeit, die mit Perlmutter eingelegte, wird im Lande selbst wenig geschätzt.

Die Straßen sind bei trockener Witterung sehr staubig, bei Regenwetter schmutzig, sind nicht gepflastert und nur zum kleineren Teile makadamisiert. In den Häusern herrscht jedoch fast durchgängig die größte Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierscheiben, das Gerät und die Matten waren fast in allen Läden appetitlich und sauber, und man scheute sich, mit schmutzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner läßt seine Sandalen draußen. Scherz und Lachen würzten jede Unterhaltung; die Eingeborenen sind von Natur dazu aufgelegt, und die drolligen Mißverständnisse der beiderseitigen Mienen und Gebärden gaben immer neue Veranlassung. Unsere begleitenden Jakonins (Beamte mit zwei Schwertern, — die damaligen Polizeisoldaten), die anfangs zurückhaltend und ängstlich waren und uns mehrfach am Ankauf von Waffen, Büchern u. dgl. hinderten, überzeugten sich bald von der Harmlosigkeit dieses Verkehrs und verschafften uns später sogar vieles, was wir ohne sie wegen Unkenntnis nicht erhalten hätten. Auf weiteren Ausflügen kehrten wir in einem Theehause ein und ließen die Jakonins mit einem Imbiß und Saki (Reiswein) bewirten, was ihren guten Humor sehr zu erhöhen pflegte. Häufig wurden wir von dichten Volkshaufen begleitet, doch kamen selten Belästigungen vor: nur zuweilen riefen einige helle Kinderstimmen ihr todzin bakka („toller Fremder"). Gewöhnlich fanden sich beim Eintritt in das Straßenthor zwei Polizeidiener ein, die uns Fremden voranschritten, um die Menge auseinanderzutreiben; sie stießen ihre langen, mit vielen Ringen behangenen eisernen Amtsstäbe taktmäßig auf die Erde und machten einen großen Lärm. Doch war diese Bedeckung kaum nötig, denn mit Absicht trat uns niemand in den Weg. Das Volk zeigte uns fast nur freundliche Gesichter.

Die Straßen der Handelsquartiere sind zu allen Zeiten sehr belebt, besonders abends, wo viele Arbeiter in die Vorstädte zurückkehren, und der breite Tokaido ist um diese Zeit voller Menschen, wie an einem Jahrmarkt. Dort in der Nähe der Nihonbrücke und in anderen vielbesuchten Straßen hat man bereits Gasbeleuchtung; sonst verbreiten aber auch große Lampions vor den Theehäusern und größeren Läden erwünschte Helligkeit, auch erblickt man lange Reihen qualmender Fackeln, die dem abendlichen Straßenleben ein phantastisches Aussehen geben. Buntfarbige Anzüge sieht man nur bei Kindern und jungen Mädchen; letztere werden leider ganz verunstaltet durch die Schminke (von weißem Reismehl). Züge von Lastträgern bewegen sich in taktmäßigem Schritt und einförmigem Rufen. Auch auf Handwagen und

Büffelkarren werden die Waren fortgeschafft. Was zur Stadt hinausgeht, wird auf Packpferde verladen, deren langen Zügen man in den Vorstädten begegnet; jedem Pferde läuft immer ein Stallknecht voraus. Zu reiten war früher nur dem adeligen Kriegerstande erlaubt. Höhere Beamte lassen ihre Pferde am Zügel führen und haben gewöhnlich noch mehrere Begleiter bei sich, die ihnen Piken und Hellebarden, die Zeichen ihrer Würde, vorantragen. Die höchsten Staatsbeamten und die Daimios erscheinen nur bei Feuersbrünsten zu Pferde; sonst lassen sie sich in einer Sänfte tragen, die bei hohem Rang von zahlreichem Gefolge, mitunter von 1000 Mann, begleitet ist. Erst kommen die Herolde, dann folgt eine Abteilung Soldaten, dann die Pikenträger mit langen Lanzen und Hellebarden, deren Spitzen in lederne Futterale gesteckt sind. Der Sänfte zunächst gehen auf beiden Seiten die Leibdiener, dahinter das Leibpferd, prächtig gesattelt und aufgezäumt und von zwei Stallknechten geführt, dann wieder Bewaffnete und eine Menge Diener mit lackierten Körben und Kasten und Kisten, welche die Rüstung, das Sterbekleid und andere Anzüge, ein Theeservice, Küchen- und Reisegeräte, kurz alles enthalten sollten, dessen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann, um standesgemäß aufzutreten. Solchen Zügen begegnete man früher in den Straßen von Tokio täglich. Seitdem jedoch die Fürstenmacht gesunken ist, sind auch diese glänzenden Aufzüge geschwunden.

Seit dem Jahre 1871 sind die Sänften in Abnahme gekommen durch die Dschinrikas (wörtlich „Handkraftstuhl"); das sind leichte zweiräderige Karren (Fahrstühle), welche von Kulis gezogen werden, die mit erstaunlicher Ausdauer im Trabe laufen. Jetzt giebt es Hunderttausende solcher Fahrzeuge im Lande, die um so beliebter bei Einheimischen und Fremden sind, als das Fahrgeld ein sehr geringes ist. Auf einzelnen Hauptstraßen fahren auch Omnibusse.

An Festtagen sind die Straßen ganz besonders lebhaft. Jede Örtlichkeit hat ihren besonderen Schutzpatron, zu dessen Ehre die Feste gefeiert werden mit theatralischen Vorstellungen, Aufzügen und buntem Mummenscherze. Komische Masken durchziehen dann die Straßen und treiben bettelnd und musizierend ihre Possen; auch Bänkelsänger kommen herbei und wandernde Mönche und Nonnen, die immer reichliche Spenden erhalten; Quacksalber, Jongleurs und Athleten schlagen auf freien Plätzen ihre Zelte auf, man findet Tier- und Schaubuden aller Art. Das Volk jubelt und lärmt bis spät abends, und aus den hellerleuchteten Theehäusern schallt lustige Musik.

2. Japanische Religion und Tempel.*)

Diejenigen Gebäude, welche in japanischen Städten durch ihre romantische Lage stets die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, sind die Tempel. Nach einer japanischen Karte des ganzen Reiches giebt es deren nicht weniger als 149280, von denen 27000 auf die ursprüngliche Landesreligion, das Sinto, und die übrigen auf den aus China eingeführten Buddhismus kommen. Jene werden „Mias", diese „Tiras" genannt, und von letzteren sind wieder nach den vier buddhistischen Sekten vier verschiedene Arten vorhanden.

Alle haben das miteinander gemein, daß ihre Erbauer die schönsten Plätze aussuchten, welche die Gegend bot, und daß jedem Mangel in der Harmonie der Umgebung durch Kunst abgeholfen wurde. In hübschen Anlagen sind die Japaner Meister. Eine Anhöhe mit einer schönen Aussicht auf das niedriger liegende Land oder das Meer, Gebüsche und Alleen von prachtvollen Ziersträuchern, welche durch Kunst zur üppigsten Blütenfülle gebracht sind, Dickichte von Bäumen mit verschieden gefärbten Blättern, Bambusgehölze, Gruppen von Fichten mit weithin gestreckten horizontalen Zweigen, abwechselnd mit hoch emporstrebenden Zedern — ein rieselnder Bach, sauber mit einfarbigen Kieseln belegte Pfade, fruchtbare Äcker, ländliche Einsamkeit und Stille: das alles findet man, wenn man einen Tempel besucht. Die buddhistischen zeichnen sich dabei besonders durch ihre stattliche Bauart, ihre Höhe und Geräumigkeit, ihre Verzierungen mit kunstvollen Schnitzereien und Vergoldungen aus.

Obwohl der Buddhadienst von China nach Japan verpflanzt wurde und die japanischen Tempel den chinesischen sehr ähnlich sind, so haben sie doch die größere Freundlichkeit und Sauberkeit vor diesen voraus. Die Fußböden sind mit weißen Binsenmatten belegt, Altäre, Götzenbilder auf das brillanteste geschnitzt und vergoldet und die Ähnlichkeit mit katholischen Einrichtungen tritt hier noch mehr zu Tage als in den chinesischen Buddhistentempeln. Man denke sich statt der Götzen Heiligenbilder und setze ein Kruzifix hinein: so hat man das Innere einer katholischen Kirche.

Der Buddhismus wurde 552 n. Chr. in Japan eingeführt und verbreitete sich so rasch, daß er in wenigen Jahrhunderten nicht bloß ein geduldeter, sondern ein anerkannter Kultus und Staatsreligion wurde. Das geistliche Haupt des Buddhismus ist der Sakia Hako. Er residiert in Kioto und hat eine ähnliche Gewalt wie der Papst, nur daß er keine Heiligen kanonisiert. Der Hako ernennt die Tundie oder Äbte der Klöster, in denen alle buddhistischen Priester vereinigt sind, jedoch müssen die Tundie von der

*) G. Werner, Reisebriefe (Leipzig 1863).

Regierung bestätigt werden, die dafür sorgt, daß sie, wie der Hako, ihren Einfluß lediglich auf geistliche Dinge beschränken.

Die Mias- oder Sinto-Tempel haben nur die schönen Umgebungen mit den buddhistischen gemein; sonst sind sie weit unansehnlicher, kleiner, schmuckloser, meist bloße Hallen mit einem Galgenthor oder Portal, aus zwei hohen Pfosten bestehend, die oben durch einen runden Querbalken verbunden sind, unter welchem sich noch ein zweiter ähnlicher befindet. Götzenbilder enthalten sie gar nicht; man findet nur über oder hinter dem Altare einen Spiegel, als Symbol des Kami oder Gottes, welchem der Tempel geweihet ist, und daneben einige Streifen weißes Papier, die sogen. gokei. „Wer in diesen Spiegel sehen kann, ohne zu erröten", so lehrt die Sintoreligion, „der allein ist würdig, vor die Gottheit hinzutreten und ihr seine Verehrung zu weihen."

„Sinto" heißt Götterlehre. Sin, das chinesische Wort für „Geist", und das japanische Wort „Kami" bedeuten das Gleiche, nämlich „Bewohner des Himmels" und bezeichnen die beiden mythologischen Götter- und Halbgötterdynastieen, welche dem ersten weltlichen Herrscher und Zivilisator Japans, Sin Mu, vorhergingen, von dem die Dairi, die legitimen Herrscher des Reiches, die früher in ihrer Macht sehr beschränkten, nun aber wieder zu voller Macht gelangten, zugleich geistlichen und weltlichen Kaiser abstammen.

Die Sinto-Götter sind keine Heiligen im buddhistischen Sinne, die sich durch Ertötung der sinnlichen Leidenschaften hervorgethan haben, sondern mächtige Naturgeister, die in verschiedenen Regionen herrschen. So residiert einer in der Luft, der andere auf dem Meeresgrunde, der dritte in der Sonne, ein vierter im Monde, andere in den Sternen 2c. und jeder Gläubige sucht sich denjenigen aus, der ihm am meisten zusagt. Daher rührt auch die große Menge der Tempel, die sonst gar nicht erklärlich wäre.

Der Gottesdienst besteht in Gebeten und im Niederwerfen mit dem Gesicht auf die Erde. Beides ist aber sehr schnell abgethan. Der Gläubige hält eine große Waschung in einem großen Wasserbecken, das sich bei jedem Tempel befindet, tritt vor den Tempel und schlägt dreimal an eine Glocke, um die Aufmerksamkeit des Gottes zu erregen, dann klatscht er dreimal in die Hände, wirft sich auf das Gesicht nieder, betet in dieser Stellung einige Sekunden, steht auf, wirft einige Kupfermünzen in den Opferkasten und ist nun fertig. Überhaupt ist die Sintoreligion heiterer und fröhlicher Art und betrachtet alles von der Lichtseite. Sie erstrebt Glückseligkeit des irdischen Lebens und lehrt, daß dazu die Geister der Abgeschiedenen wesentlich mitwirken. Sie macht aus ihren religiösen Feiertagen Freudenfeste und betrachtet Menschen in Sorge und Not als ungeeignet zur Verrichtung ihrer Andacht. Der Buddhismus hingegen wendet sich mehr an die bekümmerten Seelen, und der Trostbedürftigen giebt es ja so viele. Er verweist auf die Seligkeit nach dem Erdenleben.

Die Sintopriester leben nicht, wie die buddhistischen, in Klöstern und ehelos. Sie sind verheiratet und wohnen mit ihren Familien neben den Tempeln. Das Haar lassen sie lang wachsen und binden es zu einem Schopfe zusammen. Ihre Kleidung weicht von der der übrigen Japaner nur bei Festlichkeiten oder religiösen Handlungen ab; dann tragen sie eine Art Talar mit gesticktem Kragen und Ärmeln, und im Haar verschiedene Zieraten. Sie leben teils von den Gaben, welche die Andächtigen in den Tempeln opfern, teils von den Almosen, die sie durch Wahrsagen und Betteln gewinnen. Auf ihren Bettelzügen tragen sie ein Gewand von grobem weißen Baumwollenzeug und setzen einen Hut von Bambusflechtwerk mit sehr breitem Rande auf. Ein offenes Schränkchen, das sie auf dem Rücken tragen, zeigt das Modell eines Tempels oder das Bild eines Gottes; an dem Leibgurte tragen sie eine Glocke, mit welcher sie vor den Thüren ihre Anwesenheit kund thun, indem sie zugleich Gebete absingen. Oft betteln sie familienweise, und an gewissen Festen, wo ihnen wahrscheinlich besondere Freiheit gestattet ist, wimmeln die Straßen vollständig von ihnen.

Der in Japan wie anderwärts entartete Buddhismus hat es zu einer Unzahl von Göttern gebracht, bei denen der Begriff der Heiligkeit ganz wegfällt und nur die Zaubermacht, die allen Schäden des Menschenlebens abhelfen kann, falls sie dazu geneigt ist, festgehalten wird. Da hat man die sieben Glücksgötter, deren Gunst Ruhm, Liebe, Talent, Reichtum, Nahrung, Zufriedenheit und hohes Alter — also die vielbegehrten Güter des Erdenlebens — gewährt. Zwei derselben, den Gott des Reichtums (Daikoku) und den Gott der Nahrung, insbesondere der Fischmärkte (Ebisu), findet man in vielen Häusern. Jener wird mit einem Reissack unter dem Arm, dieser mit Fisch und Angel dargestellt. — Eine andere beliebte Götzengruppe sind die sechs Nothelfer (Jizo-sama). Sie sind ursprünglich berufen, den sechs Klassen der Vernunftwesen, welche die buddhistische Lehre von der Seelenwanderung unterscheidet, nämlich den Göttern, Menschen, Asuren, Tieren, hungernden Dämonen und zur Hölle Verdammten beizustehen, verrichten dabei aber noch besondere Dienste. So findet man z. B. bei einem Tempel in Kioto einen sitzenden Jizo, der eine Kinderserviette vorgebunden und den Schoß mit Kieselsteinen gefüllt hat. Dieser versteht es, den Kindern über das schmerzhafte Zahnen schnell hinwegzuhelfen. Ein viel in Anspruch genommener Doctor medicinae, dem man in Tokio und anderwärts begegnet, ist der in Holz geschnitzte Binzuru-sama, der in der gewöhnlichen Stellung Buddhas, auf untergeschlagenen Füßen, sitzt mit der Opferschale vor sich. Hat der Hilfesuchende seine Kupfermünze geopfert, so schlägt er seine Handflächen gegeneinander, macht dem Götzen eine Verbeugung und tritt ganz nahe an ihn heran. Mit der rechten Hand überfährt er dessen Gesicht, Ohren, Kniee und andere Körperteile und reibt darauf dieselben Stellen seines eigenen Körpers, die nun von der Krankheit befreit werden. Das

Gesicht und andere Teile des Götzenbildes sind infolge der vielen Berührungen schon ganz abgegriffen.

Eine sehr beliebte Gottheit ist Kuwanon (spr. Kannon), die Göttin der Gnaden, die sie freigebig aus tausend Händen spendet. Sie erhört die Gebete, gleichviel ob sie mündlich oder schriftlich vorgetragen werden. Der Hilfesuchende schreibt wohl auch seine Bitte auf einen Papierstreifen, kaut diesen im Munde zusammen und spuckt ihn auf das Bild. Bleibt der Ballen hängen, so ist das ein gutes Zeichen und er geht beruhigt von dannen. Zahlreiche Dankschreiben für die Errettung aus verschiedenen Nöten laufen bei der Gnadenmutter ein und werden als Zeugnisse für ihre Wunderkraft draußen am Gitter des Altars befestigt.

Wie in der katholischen Kirche feiert man auch an bestimmten Tagen zu Ehren dieses oder jenes Gottes, der für diesen oder jenen Tempel der Patron ist, die Matsuri oder Tempelfeste, an unsere Kirchweih erinnernd. Eine Prozession mit lärmender Musik zieht nach dem Tempel und die Häuser, an denen sie vorbeikommt, sind mit Papierlaternen geschmückt, die man an Pfähle vor die Hausthür hängt.

Oft genug begegnet man solchen Prozessionen, wobei Götterbilder unter Musik umhergetragen werden. Dieselben haben jedoch nichts Feierliches und, wie es mir schien, machten sie auch auf den Japaner durchaus keinen feierlichen Eindruck. Das Orchester bestand aus einer großen Trommel, die in regelmäßiger Pause dreimal hintereinander angeschlagen wurde, und drei Klarinetten, die in schrecklicher Disharmonie spielten. Jeder dieser Klarinettenbläser hatte einen cylinderförmigen Korb über den Kopf gestülpt, der bis an das Kinn reichte und sein Gesicht verdeckte, während er selbst durch das Geflechte alles sehen konnte. Diese Menschen hatte ich schon mehrmals bemerkt, wie sie bettelnd umherzogen, und mir ihre sonderbare Kopfbedeckung nicht erklären können. Auch gingen sie in Seide gekleidet, was durchaus nicht zu ihrer Beschäftigung paßt. Nun erfuhr ich, daß es heruntergekommene Jakonins*) seien, die vom Dairi die Erlaubnis zum Betteln erhalten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und jenen Korb tragen, um nicht erkannt zu werden. Sie werden vorzugsweise zu solchen Prozessionen, sowie zu Hochzeiten und Begräbnissen genommen, und wie man bei uns verschämten Armen gewöhnlich am reichlichsten Almosen spendet, so scheint auch für diese Bettler das Mitgefühl am größten zu sein.

Es fehlt in Japan nicht an Rationalisten, denen fast alle hohen und gebildeten Klassen angehören, und die auf den Götzendienst mit Verachtung herabblicken. Da sie jedoch gesetzmäßig einer der beiden anerkannten Staatsreligionen angehören müssen, beobachten sie äußerlich die Form des Sintokultus.

Sowohl die Priester des Sinto wie die des Buddha stehen beim Volk

*) Zur Adelskaste gehörig, die im niederen Beamtenstande verwendet werden.

in keiner höheren Achtung als in China, und in Bezug auf wissenschaftliche Bildung nehmen sie auch keinen höheren Rang ein. Ihre ganze Beschäftigung besteht in dem Ableiern von Gebeten zu bestimmten Tageszeiten oder bei bestimmten Gelegenheiten, und derselbe blödsinnige Gesichtsausdruck und das geistlose Auge ist mir hier wie dort aufgefallen, bei den Buddhisten jedoch weit mehr als bei den Sintopriestern, die wenigstens doch ein Familienleben kennen, und somit einen Lebenszweck haben, der einigermaßen ihre Geisteskräfte noch wach hält. Doch sind die Versuche der Regierung, den Sintodienst zu heben und den Buddhismus mit seinem übergreifenden Götzendienst niederzuhalten, vergeblich gewesen — was nicht zu verwundern, da der Sintoismus viel ideenärmer und innerlich hohl ist.

Unter den buddhistischen Sekten stehen die Shin oder Monto noch am achtungswertesten da. Man hat sie nicht mit Unrecht die Protestanten des Buddhismus genannt. Sie verwarfen das Cölibat der Priester, das Klosterleben, die Enthaltung von gewissen Speisen, den Glauben an Amulette. Hauptsache ist ihnen der Glaube an Buddha, ernstes Gebet, edles Denken und Handeln.

---

3. Fortschrittslust seit dem Regierungsantritt des neuen Mikado.*)

Wie es zur Zeit des Mittelalters in unserem Deutschland geschah, daß die Macht des Kaisers immer mehr schwand, je mehr die Lehnsfürsten desselben sich zu unabhängigen Landesfürsten machten: so ist es bis auf die neueste Zeit im Inselreich Japan der Fall gewesen. Der Mikado (Kaiser) ward von den Daimios, den Lehnsfürsten der Krone, in Schatten gestellt, indem diese in ihren Provinzen eine unumschränkte Herrschaft an sich rissen und sich von ihren Pflichten gegen die Krone lossagten. Sie feindeten sich aber auch untereinander an, und es herrschte im Reich oft blutiger Bürgerkrieg. Im Jahre 1185 gelang es einem tapferen Prinzen des kaiserlichen Hauses, sich ein stehendes Heer zu bilden und mit diesem die Daimios wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Sie mußten ihm als dem Stellvertreter des Mikado huldigen und den Eid der Treue leisten, und er zwang selbst die Mikados zur Thronentsagung, wenn sie seinem Willen sich nicht fügen wollten. Er erhielt amtlich den Titel Siogun (Schiogun), d. h. Reichsgeneral, hielt einen eigenen Hof und residierte in Kamakura, während der Mikado in Kioto**) blieb.

Der Siogun wurde der eigentliche Regent des Reiches, während der Mikado durch das Alter des Herrschergeschlechts wohl eine geheiligte Person

*) Von A. W. Grube.

**) Das frühere Miako.

blieb und den Gesetzen und Verträgen erst die Weihe und Gesetzeskraft zu geben hatte, aber zuletzt nur auf die Einkünfte seines Stadtgebietes beschränkt wurde. Die Etikette zwang ihn, seinen Palast nicht zu verlassen, und so blieb er für das Volk ein mystisches Wesen, dem man als Abkömmling der Götter eine Art religiöser Verehrung zollte. Seine Residenz bildete aber den geistigen Mittelpunkt des Landes, und zu seinem Daïri (Hof) gehörten die Gelehrten und Schriftsteller.

Der Siogun, der später seine Residenz nach Tokio verlegte, hatte das weltliche Regiment, schloß mit den fremden Nationen Verträge (so daß dieselben ihn für den eigentlichen Kaiser hielten), wurde zuletzt aber auch durch ein Hofzeremoniell beschränkt und durch Ränke seiner eigenen Verwandten nicht nur in Durchführung seiner Pläne gehindert, sondern mit Absetzung und Ermordung bedroht.

Bekanntlich waren es zuerst die Portugiesen, welche 1537 das Land entdeckten und mit ihm in Verbindung traten. Die Jesuiten (Franz Xaver) gründeten Missionen und stifteten Gemeinden. Als man aber dem Siogun berichtete, diese Christen huldigten einem ausländischen Herrscher mit dreifacher Krone, der nach Belieben Länder verschenke oder auch Fürsten absetze: da begannen die Christenverfolgungen, und das Land ward den Fremden verschlossen. Nur die Holländer behaupteten sich, indem sie sagten, sie wären keine Christen, sondern Holländer. Es wurde ihnen aber nur das Inselchen Desima eingeräumt.

Erst das Jahr 1854 brachte einen Umschwung aller japanischen Verhältnisse, indem es den Nordamerikanern gelang, die japanische Sprödigkeit zu brechen. Seit diesem Jahre kam auch der chinesische Ausdruck Taï-kun (großer Oberherr) als Titel für den Siogun in Gebrauch, dessen sich der nordamerikanische Kommodore (Vize-Admiral) Perry in den Vertragsunterhandlungen bediente, obwohl derselbe vom Mikado nicht gutgeheißen ward. Die Altkonservativen, mit dem Fürsten Mito an der Spitze, hatten sich dem Handelsvertrage mit Nordamerika widersetzt, wollten überhaupt allen Verkehr mit den Fremden hintertreiben und alle Reformen vereiteln. Ihrer Rache fiel der Siogun Ijejosi zum Opfer, dessen unmündiger Sohn Ijesada (1854 bis 1858) in der Herrschaft folgte. Aber dieser starb eines plötzlichen Todes. Fürst Mito wurde aus Tokio verbannt, hörte jedoch nicht auf, die fremdenfreundliche und fortschrittslustige Regierung des Siogun zu hassen und zu verfolgen.

Unterdessen hatten die Holländer bereits am 8. August 1858 einen dem amerikanischen völlig gleichlautenden Handelsvertrag mit dem Mikado selber (in Kioto) zustande gebracht. Nun erschienen die Engländer und schlossen mit dem Siogun am 26. August desselben Jahres durch Lord Elgin ihren Vertrag; dann die Russen unter ihrem Admiral Putiatin, und im September ward auch von den Franzosen durch Baron Gros ein Handelsvertrag abgeschlossen. Am 1. Juli wurden die Häfen



Nagasaki.

Nagasaki, Kanagawa und Hakodate den Handelsschiffen der Fremden geöffnet. An die Stelle von Kanagawa trat später Yokohama, und am 1. Januar 1868 kamen noch die Häfen von Tokio, Hiogo, Osaka und Niagata hinzu.

Die altadelige Partei der Daimios, die ihr Ansehen und ihre Vorrechte bei dem Eindringen der Fremden ins Land gefährdet sah, war empört über diese Verträge und hetzte auch das Volk auf zur Ermordung der Eindringlinge. Viele russische, französische, englische, holländische Opfer fielen durch Meuchelmord, und selbst der bei Hofe angesehene und einflußreiche, dem Fürsten Mito aber verhaßte Gotaïro (erblicher erster Minister) ward, als er von seiner Wache begleitet sich nach dem Palaste des Siogun begab, niedergemacht.

Die Wohnungen der fremden Gesandten mußten sofort durch starke Wachen geschützt werden, der Verkehr mit dem japanischen Volke stockte, die feudale Rückschrittspartei sah ihren Zweck fast erreicht. Gleichwohl schloß der Siogun im Jahre 1860 und 61 weitere Handelsverträge ab mit Portugal, Preußen, der Schweiz, Italien, Belgien und Österreich, und neue Angriffe auf die Wohnungen der Gesandten und neue Meuchelmorde waren die Folge.

Der Fürst von Nagato, dessen Besitzungen an der Westseite der Insel Nipon liegen, verweigerte nicht nur den Fremden den Zutritt, sondern wehrte auch den Schiffen die Einfahrt durch die Straße Van der Capellen ins innere Japanische Meer, indem er zahlreiche Batterieen aufführen ließ und von diesen jedes vorüberfahrende europäische Schiff beschoß. Die Gesandten forderten vom Siogun Abhilfe, welche derselbe nicht leisten konnte, da er die Handelsverträge nur für sich und sein Gebiet abgeschlossen hatte. Da vereinigten sich die nordamerikanischen, englischen, französischen, holländischen Schiffe zu einer vom englischen Admiral Cooper befehligten Flotte, welche des Fürsten Hauptstadt Simonosaki bombardierte, mit ihren Landungstruppen die Batterieen erstürmte und sämtliche Geschütze eroberte. Der Fürst mußte mehrere Millionen Kriegsentschädigung zahlen und die Straße Van der Capellen frei geben.

Manches Blutvergießen wäre erspart worden, wenn die Europäer, und besonders die Engländer, sich mehr nach den Sitten der Japaner gerichtet hätten. Am 14. September 1862 ritt der Engländer Richardson mit mehreren seiner Landsleute auf der Straße zwischen Kanagawa und Kawasaki (bei Yokoham), als ihnen ein langer Zug eines von Soldatentrupps begleiteten großen Herrn entgegenkam. In dem großen Norimon (einer Art Sänfte) saß der Daimio Schimadsu, der nächste Verwandte des Fürsten Satsuma (Vizekönigs der Liu-kiu-Inseln), in einer heiligen Sendung an den Mikado begriffen. Die Etikette verlangt, daß beim Nahen eines Daimio die Straße sogleich geräumt wird und die am Wege sind, sich tief zur Erde beugen. Die Engländer ritten aber gerade in den Zug

hinein. Ein Soldat — der dem Zuge voranschreitende Herold — springt auf Richardson ein, ihn zurückzuweisen. Aus dem Norimon ertönt eine zornige Stimme: Hau' ihn nieder! und Richardson, von einem Schwerthieb tödlich getroffen, sinkt vom Pferde. Die anderen ergreifen die Flucht. Der englische Gesandte berichtet nach London; das englische Ministerium setzte den Siogun zur Rede, der abermals sich außer stande erklärte, den Fürsten Satsuma zur Sühne zu zwingen. Der englische Admiral bemächtigte sich zuerst dreier Dampfer, welche der Fürst vor kurzem den Engländern abgekauft hatte, dann der Handelsschiffe desselben, und da nun der Fürst auch seinerseits feuern ließ, schossen sie dessen Docks, Gießereien und Pulvermagazine in Brand, und jener mußte schließlich die geforderte Entschädigung zahlen.

Abermals entbrannte ein heftiger, blutiger Kampf zwischen dem mächtigsten Fürsten und dem Siogun, welcher sich an den Mikado wendete, der nun aber, nach Jahrhunderte langer Verborgenheit, selber wieder auf den Schauplatz des Kampfes trat und von den Daimios sich huldigen ließ. Das Siogunat (die Regentschaft des Kronfeldherrn) wurde ganz abgeschafft, und der Mikado trat an die Spitze der Verwaltung, ließ am 8. Februar 1868 allen Gesandten der fremden Mächte melden, daß er die vom Siogun mit ihnen geschlossenen Verträge anerkenne und empfing Ende März persönlich die Gesandten Frankreichs und Englands. Er, der geheiligte Herrscher, dessen Antlitz bis dahin kein profanes Auge schauen durfte, besuchte sogar die europäischen Kriegsschiffe und hielt 1868 seinen feierlichen Einzug in Tokio, das zur zweiten Hauptstadt des Reiches erhoben wurde und darum eben diesen Namen erhielt.*) Während sein Pfauenwagen, umringt von einer Schar Bewaffneter, voranzog und alles sich vor diesem in den Staub warf, saß er selbst in einem einfachen Palankin, aus welchem er nach Bequemlichkeit sich nach allen Seiten umsah.

Nun jagte eine Neuerung und Verbesserung die andere, und es geschah das Unglaubliche, daß die Daimios ihm nicht nur keinen Widerstand mehr entgegensetzten, sondern selbst mit Hand an die Reformen legten; ins Ausland reisten, um die Fortschritte der Völker zu studieren, ihre Kinder nach Amerika und in die europäischen Hauptstädte schickten, um dort Erziehung und Unterricht zu empfangen.

An die Stelle der Fürsten sind nun Provinzialgouverneure getreten, welche von der Zentralregierung in Tokio ernannt werden: die früheren Daimios haben ihren Wohnsitz in Tokio genommen und manche von ihnen leben in sehr bescheidener Weise, da ihre Einkünfte sehr beschränkt worden sind. Aber auch die Priester haben an ihrer Unabhängigkeit und Wohlhabenheit viel verloren, namentlich die Buddha-Priester. Die Zahl der Sinto-Priester ist auch verringert worden, doch hat ein Regierungserlaß allen Geistlichen

---

*) „Tokio“ (östl. Hauptstadt).

erlaubt, alle Arten Fleisch zu essen, sich nach Belieben ihr Haar wachsen zu lassen, sich zu verheiraten und zu kleiden, wie sie wollen. Die Verfolgung der Christen hat nachgelassen. Wenn es durch einen Regierungsbefehl zu ermöglichen wäre, möchte der aufgeklärte, höchst strebsame und unternehmende Mikado auch eine neue und vernünftigere Religion in seinem Lande einführen. Um den Unterricht zu heben, müssen Schulmänner die ins Ausland reisenden Gesandten begleiten. Die jungen japanischen Studenten müssen ein Staatsexamen machen, und selbst die Mädchenschulen werden nach europäischem Muster organisiert. In Tokio allein sind fünf Kollegien, jedes für 1500—3000 Schüler eingerichtet, und außerdem noch eine neue Kadettenschule gebaut und eingerichtet worden.*)

Auch die Kastenunterschiede fallen. Im Jahre 1872 wurden die Jetas (Lohgerber und alle, die mit totem Vieh zu thun haben), welche früher als Paria außer und unter der bürgerlichen Gesellschaft standen, in die Handwerkerklasse aufgenommen — wahrscheinlich infolge der neuen Fußbekleidung der Soldaten, welche jetzt Schuhe und Stiefel nach unserer Weise bekommen. Früher hatten nur die Adeligen das Recht, zu reiten und sich die Kopfhaare wachsen zu lassen — der gewöhnliche Mann mußte mit halbgeschorenem Schädel einhergehen. Jetzt ist auch diese Beschränkung gefallen.

Japan hat bereits seine Telegraphen und Eisenbahnen; Dampfschiffe werden im Inlande gebaut, Kanonen in einheimischen Werken gegossen.**) Japanische Studenten, die in deutschen Universitätsstädten das deutsche Lagerbier trinken gelernt, haben den kostbaren Trank auch in ihrer Heimat gerühmt, und die japanische Regierung hat nicht verfehlt, ihren Gesandten in Wien nach Pilsen in die dortige Aktienbrauerei zu schicken und sich von dort einige Faß Bier nach Tokio kommen zu lassen. Kleine Industrieausstellungen werden veranstaltet und vom Mikado besucht. Dieser fährt in europäischer Kleidung und in offenem Wagen zur Parade, auf die Schiffswerften, zur Eisenbahn. Im Oktober 1872 wurde die erste Eisenbahn, von Yokohama nach Tokio führend, eröffnet und feierlichst unter Anwesenheit

*) Die Medizinschule hatte schon im Jahre 1877 19 Lehrer, worunter acht deutsche und 242 Studenten; die technische Hochschule elf Lehrer (Engländer) und 250 Schüler; die Rechtsschule zwei Lehrer (Franzosen) und 20 Schüler. Im Jahre 1880 war die Zahl der Rechtswissenschaft Studierenden auf 48 gestiegen. Im Rechtswesen geht es am langsamsten vorwärts.

**) Von 1867—76 ist in Jokoska (Yokosuka) unter französischer Leitung ein See-Arsenal mit einem Kostenaufwand von 1400000 Piaster hergestellt worden, es zählte 30 französische, 56 japanische Beamte und 1200 Arbeiter, hat Docks für Schiffe ersten Ranges und erbaut Fahrzeuge aller Art. Dann — von 1872—78 — ging man auch an die Errichtung eines Land-Arsenals, das mit Ausnahme der Bronzegeschütze, die in Osaka gegossen werden, das ganze Artillerie-Material herstellt, mit Eisengießerei, Waffenfabrik, Feuerwerkerei (Pyrotechnik), Ingenieurschule und Pulvermühlen, mit 7 Dampfmaschinen und einer Wasserkraft.

Japan besaß 1893: 58 Kriegsschiffe, worunter 1 Panzerfahrzeug, mit 392 Kanonen und 18193 Handelsfahrzeuge.

Sr. kaiserlichen Majestät eingeweiht. Im Juli desselben Jahres hatte der Mikado eine Reise durch seine Staaten unternommen; teils zu Wasser, begleitet von seinen Kriegsdampfern, teils zu Lande auf einem prächtig angeschirrten Rosse, in Begleitung der höchsten Beamten und einer Leibwache französisch uniformierter Lanciers. Als er nach Osaka kam, beleuchteten Tausende von Lämpchen seinen Weg nach der Stadt, und die Niederlassung der Fremden hatte ein Freudenfeuer angezündet.

Der Eisenbahn von Yokohama nach Tokio folgte nach zwei Jahren die von Hiogo nach Osaka; gegenwärtig beträgt die Länge sämtlicher Schienenstränge 3027 km.

Auch der Postdienst ist gut geregelt, und auf den Landstraßen kann der Fremde sicher reisen.

Wohl ist mit Sicherheit zu erwarten, daß auf einen so plötzlichen Umschwung der Dinge wieder manche Reaktion, namentlich von den Altgläubigen, folgen wird. Dennoch aber darf man sagen, daß auch für Japan das Mittelalter mit der ganzen Zersplitterung des Reiches in viele Adelsherrschaften vorüber und daß ein neues einheitliches Reich im Entstehen ist, in dem die alte Hörigkeit und Sklaverei der niederen Kasten ebenso ein Ende gefunden hat, wie die Unbotmäßigkeit der Fürsten. Für uns Europäer ist es ein erhebendes Schauspiel, ein asiatisches Reich aus eigener Kraft sich emporraffen und den Weg des Fortschritts betreten zu sehen, auf welchem es mit den europäischen Kulturvölkern wetteifern wird. Doch hat die gegenwärtige Übergangsepoche auch viel Unerfreuliches. Der Kaiser überstürzt die Reformen, das Volk wird an seiner Sitte, Kleidung und ganzen Einrichtung irre, die frühere Harmlosigkeit und Fröhlichkeit schwindet. Auch die Ausgabe des Papiergeldes, dessen Wert mit seiner Vermehrung gesunken ist, hat in bedenklicher Weise zugenommen.

Eine mächtige Gärung und Klärung in den Geistern wird der Aufschwung der Presse und des Buchhandels erzeugen. Wir entnehmen einem in der „Bibliographie de Belgique" abgedruckten Berichte des belgischen Gesandtschafts-Sekretärs Baron d'Anethan vom 8. Februar 1876 folgende interessante Daten über den Zustand der Presse in Japan. Er sagt: „Es giebt in Japan etwa fünfzig Zeitungen, in Tokio allein zählt man mehr als zwanzig. Wir finden da ernste, unterhaltende, illustrierte, satirische Blätter, Revuen, Zeitungen, die bloß für Frauen bestimmt sind, kurz alle Formen, wie in Europa. Das Entstehen dieser Journale datiert sich erst auf vier bis fünf Jahre zurück. Vor dieser Zeit gab es nur kleine Broschüren von wenigen Seiten, welche unregelmäßig erschienen und nur unbedeutende Dinge enthielten. Heute ist alles verändert; man hat täglich und wöchentlich erscheinende Zeitungen. Unter den täglichen sind die wichtigsten „Nichinichi Shimbun", „Hochi Shimbun", „Choya-Shimbun", „Akebono Shimbun" und „Nishin-Shimbun". Der Abonnementspreis wechselt zwischen 6 und 8 Rios (30—40 Francs); die tägliche Auflage

beträgt 9500, 3000, 3500, 2000 und 4300 Exemplare. Der bloß von Frauen gelesene „Jomeouri Shimbun“ hat 12000 Abonnenten und kostet nur 2 Rios (10 Francs) jährlich. Die anderen Journale sind gleichfalls im Verhältnis billig gestellt und sehr verbreitet. Diese Blätter werden auf europäischem, großenteils belgischem Papier von Maschinen gedruckt, wie sie in Europa üblich sind. Nur für einige wenige Publikationen werden japanisches Papier und hölzerne Lettern genommen.“

Nach den Berichten des Reisenden Bousquet (vgl. Ausl. 1878, 24 und 25) gab es 1877 in Tokio zehn höhere Schulen mit 105 Lehrern, von denen 58 Japaner und 6 Japanerinnen; in den Provinzen: 6261 Mittelschulen mit 5856 Lehrern, ungerechnet die Elementar-(Volks-)schulen, die im ganzen Reich nirgends fehlen. Der im Jahre 1882 veröffentlichte sechste Bericht vom Jahre 1881 meldet, daß 25395 öffentliche und 1190 Privatschulen vorhanden waren. Zahl der Lehrer 65612. Die öffentlichen Schulen wurden von 2208633, die privaten von 64541 Schülern besucht. Die Zahl der Schüler hatte seit 1880 um 110262 zugenommen.

Der japanische Schüler ist ein Muster von Fleiß, Gehorsam und Artigkeit. Strafen sind niemals nötig. Er hat ein besseres Gedächtnis, als der Europäer, viel Fassungsgabe, aber ein schweres Verständnis für abstrakte Begriffe. Diese Schwäche liegt zum Teil in der japanischen Sprache, der fast alle Worte für Allgemeinbegriffe fehlen und die deshalb eine Menge chinesischer Wörter entlehnt hat. Diese wurden auch chinesisch geschrieben, weil die Vieldeutigkeit der japanischen Silben sonst eine zu große Verwirrung angerichtet hätte. Von dieser Vieldeutigkeit kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die eine Silbe „to“ je nach Umständen bedeuten kann: und, dieser, Linie, Tier, Pagode, Schleifstein, Rohr, Kampf, Zehen, Maß, Trank!

Die gewöhnliche Umgangssprache ist leichter zu erlernen, schwieriger aber die Beamten- und Gelehrtensprache, für welche man seit langer Zeit besondere Schulen eingerichtet hat.

Achtzehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon. — 2. Bombay. — 3. Auf der Eisenbahn nach Benares. — 4. Die Satis (Witwenverbrennungen). — 5. Charakter und Lebensweise der Hindu. — 6. Das Kastenwesen in Hindostan. — 7. Ein Ausflug von Kalkutta nach dem Sanatorium Dardschiling im Himalaya. — 8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malaien. — 2. Der Siamese und sein Fluß Menam. — 3. Ein Aufenthalt in Bangkok. — 4. Dr. Bastians Reisen in Birma. — 5. Aus F. Jagors Reiseskizzen: Singapur.

III. Bilder von der Inselwelt.

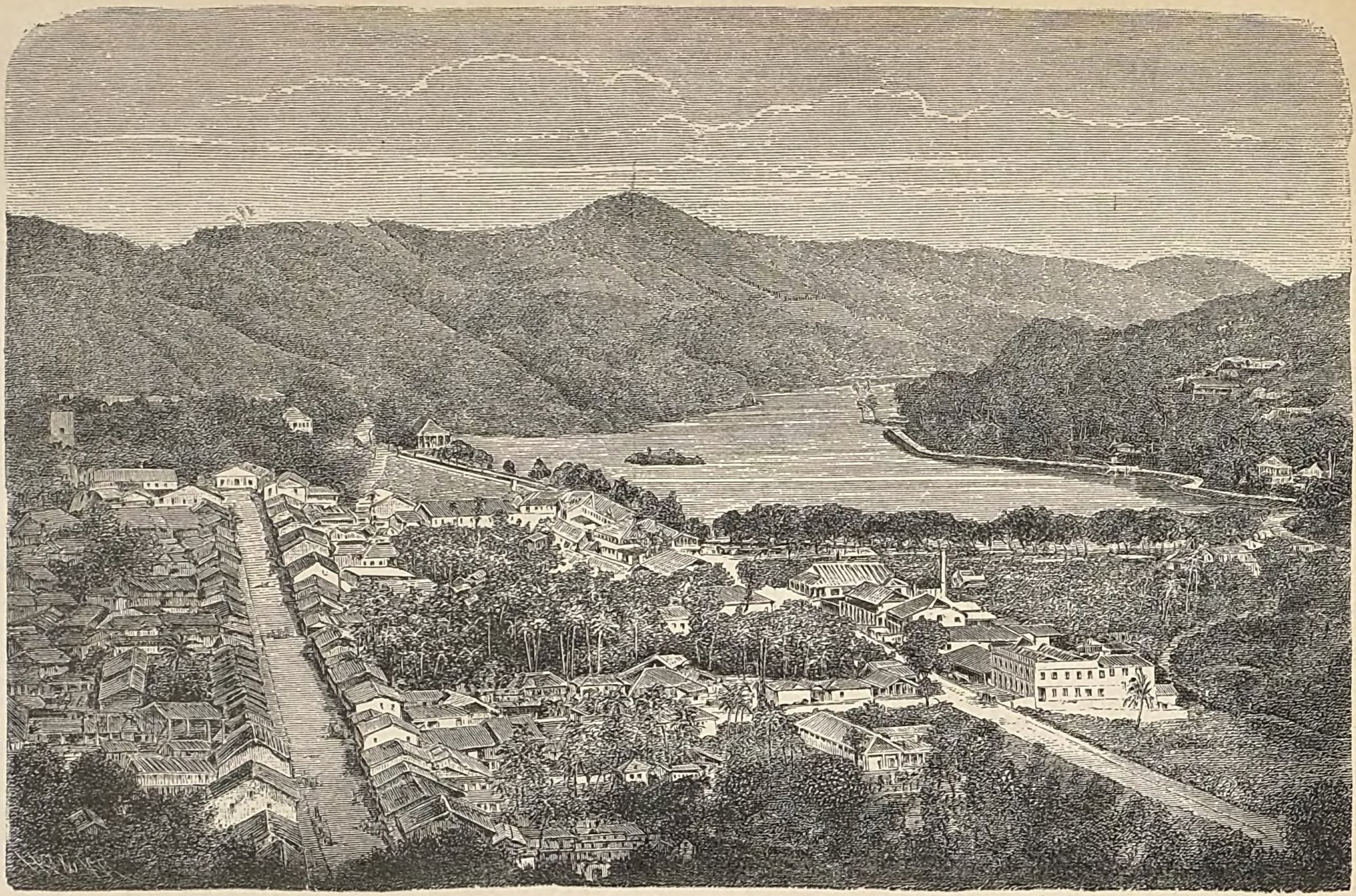
1. Auf Java. — 2. Leben und Treiben auf den Tabakplantagen Sumatras.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon.*)

Am 13. November gelangten wir nach einer glücklichen Fahrt über Aden im Hafen von Point de Galle an und sahen das paradiesische Eiland vor unserm Blick entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingebornen in allen möglichen Trachten empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Musselintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über den Leib unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. Die Leute der höheren Kaste zeichneten sich durch ein kurzes holländisches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock aussehendes, um die Beine geschlungenes ostindisches Taschentuch aus. Der große Kamm vom feinsten Schildpatt hielt die über den Kopf sauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf zusammengeflochten waren. Von Natur klein und schwach gebaut, sahen sie

*) Dr. Wilh. Hoffmeisters Briefe aus Griechenland, Ägypten, Ceylon und Indien nebst einem Vorwort von Karl Ritter. Herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister.



Kandy. (Hauptstadt von Ceylon.)

etwas weibisch aus. An ihre glänzende, kaffeebraune Hautfarbe gewöhnt man sich bald und findet zuletzt sogar die zarten Gesichter und die großen schwarzen Augen der eigentlichen Singhalesen ganz hübsch. Von ihnen unterscheiden sich wesentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Hautfarbe, stärkeren Knochenbau, platte Nase und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geschoren und nie in einen Zopf geflochten wird. Sie sind meist sehr häßlich. Es waren unter der bunten Menge auch einige Vornehme uralter portugiesischer und holländischer Abkunft. Die altertümlichen Trachten, in denen sie einhergingen, waren höchst sonderbar; denn sie bestanden aus einer barettähnlichen Kopfbedeckung, reichlich bis zum Ellenbogen aufgeschlagenen, goldbesetzten Jacken mit ungeheuren Knöpfen, und den einfachen, die Beinkleider ersetzenden ostindischen Taschentüchern; große Ohrringe und eine Menge Fingerringe verrieten Wohlstand. Der größte Teil dieser Bevölkerung, wenn auch die meisten, namentlich die Jüngeren, deren ganze Bekleidung aus einem um die Hüften geschlungenen Bindfaden bestand, nackt gingen, war mit Sonnenschirmen chinesischer Fabrikation von lackiertem Papier mit Bambus versehen. Wir drängten uns, von allen Seiten angestaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländische, vom Moose grün gewordene Thor und diesem gegenüber den Ort unserer Bestimmung, ein offenes einstöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude altertümlichen Aussehens, mit einem Hahn und der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es war das Königshaus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große mit Steinen gepflasterte Räume, von denen drei für uns bestimmt waren. Sie waren von beiden Seiten nach der inneren und äußeren Galerie mit Thüren versehen, die zugleich die Stelle der Fenster vertraten, und enthielten nichts als große mit Musselinvorhängen umgebene Bettstellen von 2 m im Quadrat.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem offenen luftigen Quartier ins Freie. Welche Pracht von rotem und gelbem Hibiskus, welcher dichte, schöne Sammetrasen, wie ich ihn seit England nirgends sah! Hier die prächtige Plumiera mit dem durchdringend süßen Geruch, dort ragten Bananen von riesiger Höhe, Papay- und Brotfruchtbäume über die Mauer. Wir stiegen eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 6 m tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Tieren belebte Wildnis, hinab. Zwischen dem hohen Grase, das von langschwänzigen Eidechsen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rotblühender Balsaminen. Dort standen Brotfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten glänzenden Blättern, weißem Stamme und zentnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten; der zierliche Papay mit dem regelmäßig kegelförmigen, karrierten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm und dicke Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden sich Pisangbäume (Musa paradisiaca), überall in Indien Bananen

genannt; ihr rohrartiger, dicker, saftiger Stamm trägt die $2^1/_2$ m langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann sich denken, daß dieser fußdicke Stamm von 6 m Höhe mit seinem üppigen Wuchse eine einjährige Pflanze ist! Die Früchte stehen in dicken, regelmäßigen Trauben an den Blattachseln; jeder Fruchtstiel enthält etwa zehn Reihen solcher Früchte und deren wohl 20—30 in einer Reihe. Diese schönen gelben und grünen Früchte sehen äußerst reizend aus zwischen dem frischen, großen Laube; auch sind sie hier viel köstlicher als die, welche wir in Kairo jeden Mittag hatten. Die Bananen sind wohl 10 cm lang und enthalten unter einer weichen, lederartigen Haut ein sehr mildes, fast schleimig süßes Fleisch, ganz ohne Kern und Samen. Der Brotfruchtbaum aber trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volke, ebenfalls gekocht, gegessen werden; bei völliger Reife enthalten sie zwischen vielen Kernen eine äußerst scharfe Milch. Wir haben nie davon gegessen; aber gewiß sind die Lobeserhebungen vieler Reisenden, als ob nichts der Brotfrucht gleichkomme, unwahr. Die Papayfrucht gleicht einer Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei völliger Reife rötliches Fleisch, nur macht ein eigentümlicher, nicht allen angenehmer Beigeschmack von Kapuzinerkressen-Samen, daß sie gegen die Menge der anderen ausgezeichneten Früchte zurücksteht. Nach der Quelle eines süßen, fast betäubenden Wohlgeruchs spähte ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig ästigen, fast 4 m hohen Baum, mit langen, schmalen Blättern und weißen, großen Oleanderblüten für die Ursache erkannte; es war die Plumiera, ein heilig gehaltener Baum, der gewöhnlich durch eine steinerne Einfriedigung geehrt wird. Daneben fand ich einen Baum, der braune Blütentrauben und grüne, gurkenähnliche Früchte dicht am Stamme trug. Ich biß hinein und fand konzentrierte Säure. Es war der Bilimbing.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende schwere Luft, die feenartige Beleuchtung, streifig, aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, rot und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche, nach holländischem altertümlichen Stile mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Kolombo einfassen, ohne einen besonderen Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halbverwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Eindruck des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um so niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin, und verfolgt verkriechen sie sich mit eiligen Seitensprüngen unter die dicken Ranken der schönen, rotblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint,

von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust, sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brotfrucht-, Mango und Palmenbäumen zu zeichnen! Oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen, oder den 1 m langen Eidechsen auf dem schwarzbemoosten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Skorpion unter dem Stein hervorholen oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen?

Ich verfolgte einen kleinen Bach in seinem Laufe, einen Hügel hinansteigend, den wir am Morgen hatten links liegen lassen. Ein rotgelber, mit härteren roten Brocken vermischter Thon, wahrscheinlich aus Verwitterung entstanden, bildete den Boden ringsumher. Neugierige Eingeborene gesellten sich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als sie meine Absicht merkten, und freuten sich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot sich sogar, mich über das Wasser zu tragen, als er meine Verlegenheit sah, auf zwei dünnen Bambusstäben, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten. Obwohl unsere Unterhaltung meist auf Zeichen beschränkt war, so bemerkte ich doch, daß sie „bondey“ riefen, um etwas Gutes, Wohlriechendes oder Wohlschmeckendes anzudeuten; war die Frucht giftig, oder roch die Blume unangenehm, so hieß es: „nodderkey!“ mit einer abwehrenden Bewegung. Meinen Bemühungen, Insekten zu fangen oder Eidechsen tot zu schlagen, sahen sie mitleidig zu, denn die Bevölkerung ist, die Malabaren-Eindringlinge und die persischen Mohammedaner (Moormen genannt) ausgenommen, sämtlich buddhistisch.*)

Mit reicher Beute beladen kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang nach Haus; es wetterleuchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Überschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des $1^1/_2$ m hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieser Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendkonzert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Cikaden, 10 bis 12 verschiedene Sorten, Laubfrösche, Geckos, kleine Eulen u. s. w. Das Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt, quakt und quiekt, pfeift und prustet und klippert und klappert wie im Märchen vom „bezauberten Schlosse“. Es giebt sehr große Cikaden von wunderhübschen Farben; diese sind die Hauptruhestörer; denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfrösche,

*) Der indische Fürstensohn Gautama, später Buddha, d. i. Erlöser, genannt, begründete im Gegensatz zum Kastenwesen der Brahmanen eine neue Religion, die sich besonders des armen Volkes annahm und Mitleid mit aller lebenden Kreatur in die Herzen pflanzte.

welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquaken, gewöhnt man sich bald.

Ein weiterer Ausflug galt der jetzigen Hauptstadt Colombo (127000 Einwohner). Der Hafen, in dem sich die Ozeanfahrer von Australien und Ostasien mit denen des Abendlandes begegnen, ist durch den 1600 m weit in die See hineinreichenden Wellenbrecher aus Granitquadern zu einem der besten Häfen der Welt geworden, sofern jener gewaltige Damm die Gewalt des Monsuns bricht. Höchst interessant ist das Treiben der einheimischen Bevölkerung, sobald sich ein Dampfer nähert. Auf ihren kleinen Booten eilen ihm Singhalesen, dunkelfarbige, fast nackte Tamil, Parsen, Mohammedaner, Hindu, Chinesen und alle die sonstigen Völkertypen, die Colombo beherbergt, entgegen, erklettern mit erstaunlicher Keckheit das Deck und breiten vor den Ankömmlingen Natur- und Kunsterzeugnisse ihrer paradiesischen Insel aus: die in glühenden Farben prangenden Edelsteine Indiens, die besonders in Radnapura auf Ceylon gefunden werden (sie sind leider nur für den Kenner von den Stückchen böhmischen Glases zu unterscheiden, die man daruntermengt), schöne Schnitzereien aus Sandelholz, die Mosaikarbeiten, Ebenholzkästen (mit den Borsten des Stachelschweines besetzt), geschnitzte Elefanten aus Ebenholz und Elfenbein, Messergriffe aus demselben Stoffe, Spazierstöcke, Seidenspitzen, Gewebe, Tropenanzüge, indische Gold- und Silberwaren von feinstem Geschmack und billig für den, der den zwanzigsten Teil des verlangten Preises bietet und hartnäckig auf seinem Gebote stehen bleibt. Auf kleinen Flößen aus zwei Stücken Holz (2 bis 3 Fuß lang und 1 bis 2 Fuß breit) rudern nackte Kinder heran, die Taucher, die tausendfach ihre stereotype Bitte wiederholen: „Six pence, master — monsieur — signor — Landsmann." Wirft ein Passagier eine Münze ins Wasser, so springt die ganze Schar kopfüber in die Flut, um im Wasser um das Geldstück zu kämpfen oder auch 6 bis 8 m tief unter dem Rumpf des Schiffes hinwegzuschwimmen. An der Landungsbrücke postieren sich die Wagen, die zweiräderigen Karren, worauf der Kuli den Reisenden in die Stadt befördert, die Blumenhändler mit den Sträußen glühender Tropenblumen. Nur wer die nötigen Kraftausdrücke und einen handfesten Stock zur Verfügung hat, arbeitet sich durch dies Gewirr hindurch, um sich in dem von einem Deutschen musterhaft eingerichteten Grand Oriental Hotel unter den Veranden oder den von eigens dazu angestellten singhalesischen Dienern bewegten großen Punkas im Speisesaale gütlich zu thun. In der Geschäftsstadt mit europäischer Bauart arbeiten die Weißen, die sich vom Kopf bis zum Fuß in weiße Leinwand hüllen; den Kopf deckt der indische Helm, den Fuß der Leinwandschuh; die Punkaboys setzen von außen durch eine Schnur die Punkas in Bewegung, da ohne den künstlichen Luftzug ein Arbeiten unmöglich sein würde. Die übrigen Stadtteile gleichen einem prächtigen Parke, die Straßen sind herrliche Kieswege; an einem klaren See verrichten die Hindu ihre Waschungen und Bäder; aus Palmengebüsch lugen die Hütten

der Eingeborenen, bestehend aus Bambusgestell und Wänden aus Binsengeflecht; ein Zebu dreht am Göpelwerk die Ölpresse, worin die Kopra ausgequetscht wird; die Zimtgärten — obschon ein Teil derselben zu Baugrund Verwendung gefunden — dehnen sich noch meilenweit vor der Stadt, und die niedrigen Zimtbüsche mit den hellgrünen Blättchen entsenden berauschenden Duft.*)

Nach einem kurzen Aufenthalte in Colombo brachen wir zur Elefantenjagd im Innern der Insel auf. Am zweiten Tage, als wir das Dorf Bobola verlassen hatten, gelangten wir an die Grenze des menschlichen Anbaues. Wir traten nun in einen dichten, massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterschiedes zwischen diesem und allem, was wir bisher gesehen hatten. Die mächtigen Baumstämme standen dicht aneinander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft 3 bis 4 der stärksten, die zum Teil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren, zusammen. Oft sah man bloß einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, nämlich den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert, und jene allein ohne Stütze übriggeblieben. Diese riesenhaften Korkzieherbäume setzten mich anfangs in nicht geringes Erstaunen, bis ich ihre Entstehungsart erkannte. Von Blumen sah man hier nicht gar viele; es fehlte an Luft und Licht; desto größer aber und schöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk 1 bis $1^1/_2$ m tief bloßgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu schaffen; oft mußten sie auch über dicke unverwüstliche Stämme und Blöcke gestürzter Bäume hinwegsetzen. Nur wenn die Abhänge gar zu schroff und das Wurzelwerk gar zu schlüpfrig war, stiegen wir ab und führten die Pferde. Zuweilen kam man auf offene Plätze mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfaltete sich eine Menge schöner Blüten, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter knorriger Wurzeln und dunkle Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Tiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß wir immer dicht hintereinander reiten mußten, um uns nicht zu verlieren. Sechs lange mühevolle Stunden ritten wir so in angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren. Die Wände dieser Hütten waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmenblättern und Gras und die Dachrinnen von Baumrinde hergestellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit 6 bis 7 quer darüber befestigten Stöcken bildeten die Tische; Stühle gab es nicht; dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeug behängt, und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft und füllte sich bei fortdauerndem Regen mit Wasser. Dies

*) Vergl. Dr. Neubauer im Univ. 1893/94.

waren die Bequemlichkeiten unseres achttägigen Aufenthaltes in Galbocka — so nannte man den Platz.

Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und gingen den Elefanten nach, die hier in großen Herden anzutreffen sind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir in der Regel schon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingeborenen die Nähe der Elefanten witterten, was sie mit einem besonderen Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Halteplatz blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elefanten hört man schon auf eine halbe englische Meile; eine ganze Herde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über den Wald hinstürzte. Das verhängnisvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zersprungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elefant in dem Augenblicke ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wenn der Augenblick der Gefahr da war.

Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem sehr bewegten felsigen Terrain, wo es von Elefanten wimmelte, größere Gefahr lief, als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetenton, und vor uns wühlte sich schon der Kopf eines mächtigen Tieres durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elefantenschütze, Major Rogers, bei uns war! Er sprang mitten zwischen die Elefanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, ins Ohr, ebenso rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn wie umgeblasen; die anderen eilten davon, als sie ihre riesigen Gefährten krachend im Gebüsch versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenschüsse.

2. Bombay.*)

Bombay (spr. Bombé) ist seit Einrichtung eines europäisch-indischen Post- und Passagierdienstes und dem mit Eröffnung des Suez-Kanals ermöglichten Schiffsverkehr zwischen dem Mittel- und Roten Meere thatsächlich der Ort, an welchem Europäer den Boden des alten Kulturlandes Indien zuerst betraten. Die Stadt ist auf einem Küsteneiland, 18 km

*) Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreichs von Emil v. Schlagintweit. (Leipzig 1880.)

lang und 5 km breit, erbaut. Gegen Süden streckt die Insel zwei der Schere eines Hummers zu vergleichende Spitzen vor. Der kürzere Fortsatz ist felsig und trägt den 58 m hohen Malabarhügel, den höchsten Punkt des Eilandes; der östliche Ausläufer ist flach und endete früher in einem niedrigen, bei Flut unter Wasser gesetzten Riffe. Auf dieser felsigen Unterlage wurde ein fester Erddamm aufgeführt, der die kleine eirunde Altweiber-Insel samt der dahinter liegenden Kolaba-Insel mit der Hauptinsel verband. Auf Kolaba steht seit langem ein Leuchtturm, jetzt ist ein zweiter auf dem vorgestreckten Pongriffe angelegt.

Die Öffnung zwischen beiden Scheren ist die Back-Bai, eine seichte Bucht mit vielen Riffen, auf der sich nur kleinere Boote tummeln können.

Der Flächeninhalt der Insel beträgt 55 qkm; durch den Sion-Damm ist sie mit der Insel Salsette in Verbindung gebracht, von der wieder zwei Eisenbahndämme auf das Festland führen.

Ihre Größe als Handelsstadt und ihren Ruhm als eine der schönstgelegenen Städte der Erde verdankt Bombay der Größe des Hafens und der Pracht seiner Umgebung. Der Hafen liegt auf der Ostseite der Insel und dehnt sich in seiner größten Breite, 16 km spannend, bis zum gegenüberliegenden Festlande aus. Am Hafeneingange erschwert ein Netzwerk von Stangen, zum Zwecke des Fischfangs in den Schlamm getrieben, den Schiffen den Kurs. Nahe dem Ufer lagert jederzeit eine Flotille von Fischerbarken mit kurzem Mast und langer Querstange, daran ein viereckiges lateinisches Segel; das hohe Hinterteil ist mit hellen und grellen Farben bemalt. Die für Fahrten der Europäer bestimmten sogenannten Bandas-Boote haben eine Kabine mit Jalousieen. Gegen 5 Uhr abends erscheinen die europäischen Lustfahrer; vorher wagt man der Hitze halber sich nicht ins Freie. Eine sanfte Brise schwellt die Segel und bringt den auf der Plattform der Kabine hingestreckten Fahrgästen Kühlung. Im schönsten Glanze strahlt die Landschaft, wenn bei sinkender Sonne im Westen kleine Wölkchen aufsteigen. Auf der einen Seite das langgestreckte, immergrüne Eiland mit seinen weißen Häusermassen, auf dem Festlande im Hintergrunde die Berglinien der West-Ghats, deren Gipfel aus der Ferne Festen, Schlössern und Türmen gleichen. Den Horizont schließen im Westen Wolken als goldige Streifen und Flocken ab; landwärts nimmt der tiefrote Himmel allmählich schwächere Farben an und geht schließlich in tiefes Blau über. Das Wasser des Meeres schimmert rot und gelb, goldfarben erscheinen die Raaen und Masten; die Dämmerung ist kurz, dem leuchtenden Golde folgt tiefes Dunkel. Ebenso erstaunlich rasch, in wenig Minuten, vollzieht sich bei Vollmond der Übergang von der grellen Beleuchtung des Sonnenuntergangs zum Silberlicht des Mondes. Die Wirkung des schnellen Wechsels und die Schönheiten einer indischen Mondnacht haben bei uns nichts Ähnliches; die verschwommenen Linien der in helles Sonnenlicht getauchten Landschaft werden im Mondlicht scharf bestimmt mit langen tiefen Schlagschatten. Die Natur hat

gleichsam ein kräftigeres Antlitz gewonnen, auch der Mensch fühlt sich gehobener und kernhafter.

Im Mittelpunkt des Hafens ankern bis hinauf gen Mazagon die europäischen Schiffe — Dampfer, große und kleine Segelschiffe —, die durch den Suez-Kanal, um das Kap der guten Hoffnung, aus Afrika, China oder Australien sich hier zusammenfinden. Zwischen diesen und dem Ufer segeln zahlreiche Lokal-Dampfer und indische Barken, um die Schiffe zu entladen oder zu befrachten, denn wenn auch unter Sir Bartle-Freres Gouverneurschaft (1862—67) vom Apollodamm bis hinauf nach Mazagon dem Ankergrunde der Post- und Passagierschiffe der Peninsular- und Oriental-Dampfschiffahrtsgesellschaft (P. & O.-Co.) zahlreiche Bandar oder Steindämme errichtet wurden mit Treppen, die zum Meere hinabführen, so fehlt es noch an Docks, in welche die großen Schiffe zur Löschung anfahren könnten.

Die durchschnittliche Schiffsbevölkerung am Hafen beträgt 32000 Seelen. Fast jeder Tag bringt Personendampfer der verschiedenen mit Europa, den asiatischen und australischen Kolonieen verkehrenden Linien. Das wöchentlich einmal stattfindende Eintreffen des P. & O. Postschiffes mit dem englischen Felleisen wird der Bevölkerung durch zwei Kanonenschüsse angezeigt und bewirkt unter der europäischen Bevölkerung jedesmal eine kleine Aufregung.

Von den Landungsplätzen führen jetzt breite Straßen zu der nahen Stadt mit ihren Hotels; praktische Droschken, Fuhrwerk und Träger aller Art harren der Landenden. Restaurationen bieten Unterstand. Nachts erleuchten zahlreiche Gasflammen die Anfahrten. Warenhallen lassen die Reiseausrüstung noch im Moment der Abfahrt ergänzen.

Die Stadt Bombay ist eine portugiesische Gründung; die Dänen trachteten nach ihrem Besitz, doch der Angriff verunglückte, und 1632 setzten sich die Portugiesen in aller Stille dort fest. Im Jahre 1662 bemächtigten sich die Engländer der Insel, die englische Besatzung fand aber das Klima so ungesund, daß die Krone um ein Billiges, nämlich um die Jahresrente von 200 Mark, das ganze Eiland an die ostindische Kompanie abtrat (1668). Diese hatte um das erlangte Gebiet mancherlei Kämpfe zu bestehen, der Großmogul Auringzeb beschoß das Fort im Jahre 1690, die Belagerung ward jedoch durch schweres Lösegeld abgekauft. Die Wälle und Bastionen waren auf dem südöstlichen Gipfel des Eilandes angelegt. Mit der Erhebung Bombays zur Hauptstadt der neugegründeten Präsidentschaft nahm die Bevölkerung rasch zu. Innerhalb der Wälle, $1^1/_2$ km von der Stadt der Eingeborenen entfernt, entstand eine neue europäische Stadt. Da sich dieselbe von den Wällen beengt sah, wurden diese rasiert und der Schutz der Insel starken Monitorschiffen und Küstenbatterieen anvertraut.

Die europäische Stadt, noch immer das Fort genannt, dehnt sich jetzt vom Hafen bis zur Back-Bai aus und wurde zu einem mit allen Annehmlichkeiten europäischer Großstädte ausgestatteten Welthandelsplatze. In Bevölkerung und Größe seiner Umsätze wird Bombay nur von der Reichs-

hauptstadt Kalkutta übertroffen. Man schätzt gegenwärtig die Gesamtzahl der Einwohner Bombays auf 822000.

Der schönste Stadtteil von Old Fort ist der Ephinston-Circle, ein großes Häuserviereck mit einem runden Park in der Mitte, worin die Marmorstatuen von Lord Cornwallis und Marquis Wellesley. In der nördlichen Ecke des Platzes steht die Kathedrale, als Garnisonkirche 1720 erbaut, 1855 erweitert. Dem Garten gegenüber erhebt sich das Stadthaus (die Town-Hall) mit großen Sälen für feierliche Auffahrten der Gouverneure, mit einem Konzertsaale und einer Riesenorgel, einem Museum und der kostbaren Bibliothek der asiatischen Gesellschaft. An der Citadelle hinter dem Stadthause am Meere sind die Spuren der Beschießung von 1690 durch die Mogul-Flotte noch sichtbar.

Die meisten Straßen sind enge. Die ältesten Häuser machen wegen ihrer Höhe, der vorspringenden oberen Stockwerke und ihres lebhaften Farbenanstriches einen eigentümlichen Eindruck; die neueren Häuser sind aber alle massiv und im modernen Stil erbaut mit Balkonen und vergitterten Veranden. Die Geschäftsthätigkeit in der europäischen Stadt, obwohl man am hellen, heißen Tage wenig davon merkt, ist überaus rege. Da haben die verschiedenen englischen und fremden Banken ihre Büreaus, die größten Zeitungen ihre Redaktionen, die ältesten Klubs ihren Sitz, die vornehmsten Hotels ihre Stelle. An der Esplanade ist in den letzten zwei Jahrzehnten ein neuer Stadtteil mit prachtvollen öffentlichen Gebäuden erstanden. Das alte Church-Gate Festungsthor hat einer Eisenbahnstation Platz gemacht. An der Kreuzung zweier Straßen erhebt sich ein Riesenstandbild der Königin Viktoria aus karrarischem Marmor, sie ist in sitzender Stellung, von einem Baldachin überdeckt, dargestellt, — ein Geschenk an die Stadt vom Fürsten des Vasallenstaates Baroda; ab und zu berührt ein Eingeborener davor ehrerbietig seine Stirn. Das Telegraphenamt, das Postamt in mittelalterlicher Bauart und das Bauamt in gotischem Stil sind sehr ansehnliche Gebäude; daran schließen sich in der Richtung gegen Kolaba das Justizamt und die umfangreichen Universitätsgebäulichkeiten, unter denen das merkwürdigste Kunstwerk die vom Parsi-Kaufherrn Kowadschi-Dschehangir gestiftete Aula ist, in gotischem Stil gehalten, mit wirksamer Verwendung von verschiedenfarbigem Gestein, mit Täfelung der Decke von dunklem Teak-Holze aus Hinterindien. Weiter gegen die Spitze des Inselhalses erhebt sich abermals ein prächtiger Palast — das neue Sekretariatsgebäude mit den Büreaus für die obersten Regierungsstellen. Das Gebäude mißt 134 m in der Länge, an die Front setzen sich zwei Flügel an mit 25 m Tiefe; die Bauart ist venetianische Gotik mit reicher Steinhauerarbeit. Gegen die Hafenseite zu steht das neue Seemanns-Asyl, ein Geschenk der indischen Fürsten zur Erinnerung an die im März 1870 erfolgte Landung des ersten Mitgliedes der königlichen Familie in der Person des Herzogs von Edinburgh. Eine große Zierde des Platzes vor diesem Asyl ist das am 26. Juni 1879

enthüllte lebensgroße Reiterstandbild des Prinzen von Wales in Bronzeguß — ein Geschenk des reichen Bürgers Sir Albert Sassoon, Chefs derselben Familie, welcher die Stadt eine höhere Schule für Maschinentechnik, die Orgel im Stadthause und zahlreiche kleinere Stiftungen dankt.

Die Anlagen vor diesen Gebäuden bis zum Ufer der Back=Bai sind der beliebteste Erholungsplatz der vornehmen Welt. An der Südwestspitze der Insel, hart an der Back=Bai ist für Musikkorps ein gedeckter Stand errichtet und am See=Ufer der Kennedy=Sea=Fail genannte Reitweg geebnet; nahezu täglich spielt abends die Hauskapelle des Gouverneurs oder ein Regiments=Musikkorps. Landseits ist die Promenade begrenzt durch die bis Kolaba fortgetriebene Bombay= und Baroda=Eisenbahn. Auf dem park=artigen Eirund vor dem Sekretariatsgebäude tummeln sich in der kühleren Jahreszeit die Reiter, Herren und Damen. Noch einige Schritte, und man steht am Ende der Insel auf einem breiten, ins Meer getriebenen Steindamme, der nur mehrere Restaurationen trägt, wo die zahlreichen Spaziergänger, Spazierreiter und Fahrer verkehren.

Höchst malerisch ist das Völkergemisch. Die Hindu in rotem Turban und weißem fliegenden Gewande; die Mohammedaner in kunstvoll geschlungenem Turban, grün mit Goldfäden durchwoben; die Parsi mit ihrem eigentümlichen Glanzhute und in weißem langen Oberkleide; die Hinduweiber im originellen Sari, einem Umschlagetuch aus feinem Battist oder Seide in grellen Farben, um Oberkörper und Kopf gelegt, so daß nur das Gesicht frei bleibt; ein Ring ist durch den Nasenflügel gezogen, der beim Essen zur Seite geschoben werden muß; Arme, Zehen und Fußknöchel sind mit Spangen verziert; die Kinder der Parsi=Kaufherren kleiden sich bunt in lose Jacken und in weite Hosen von Seide. Dazu die Klänge der Musik, die stattlichen Gebäude modernen Baustils und als Abschluß des landschaftlichen Bildes im Norden der von Palmen gekrönte Malabar=Hügel, im Süden die kleine flache Kolaba=Insel mit ihrer zur Erinnerung an die 1842 in Afghanistan gefallenen Waffengefährten erbauten Kirche, ihren Kasernen, Werkstätten und Leuchttürmen; zwischen beiden Endpunkten die glitzernden Wasser der Back=Bai, welche die Strahlen der untergehenden Sonne zurückwerfen: dies alles bildet ein Gesamtbild von seltener Mannigfaltigkeit Schönheit und Lebensfrische.

Kolaba, das an die Hauptinsel sich anschließende Inselchen, ist der Standort der europäischen Truppen; seine niedere Lage und der morastige Untergrund machen den Aufenthalt ungesund, trotz der guten Kasernen.

Großen Ruf genießt das Observatorium; durch eine elektrische Batterie wird mittags 1 Uhr auf dem Arsenalturm, nördlich der Feste, eine schwere Kugel gelöst, deren dumpfer Ton beim Niederfallen den Schiffern die Zeit zur Vergleichung ihrer Chronometer anzeigt.

Nun wenden wir uns zur anderen Stadthälfte, zur Stadt der Eingeborenen, native town, sonst auch black town (Stadt der Schwarzen!)

genannt. Sie liegt in nördlicher Richtung, vom Fort $1^1/_2$ km entfernt. Breite mit Bäumen bepflanzte Wege führen hinüber. Vor dem Eingange in die Stadt wurde von 1866—70 eine riesige Markthalle aus Eisen, von 193 m Länge erbaut, der crawfurd-market genannt. Es sind 511 Verkaufsläden eingerichtet, zur Erleuchtung der Räume werden mit Anbruch der Nacht 116 Gasflammen entzündet. Hierher hat sich der gesamte Kleinhandel in Obst, Gemüse, Spezereien, der Verschleiß von Fleisch und Fischen gezogen. Dem Baumwollenhandel dienen besondere Räume, näher dem Hafen.

Die „Eingeborenen-Stadt“ ist sehr eng gebaut. Auf dem kleinen Raum von $2^1/_2$ qkm sind 450000 Menschen zusammengedrängt, so daß auf die Person nur 6 qm Bodenraum kommen (in London 10!). Ganze Sippen, Großeltern, Eltern, Geschwister, Oheim und Vettern, leben in einem Hause zusammen. Die Straßen verlaufen in Krümmungen, und ihre Breite wechselt zwischen 2—15 m. Die Häuser sind nicht hoch, im Durchschnitt 7 m und haben über dem Erdgeschoß ein Stockwerk, doch findet man auch manche mit zwei und drei Stockwerken. Einige haben in jedem Stockwerk Veranden vorgebaut, andere haben ein weit vorspringendes Dach. Nahezu alle sind mit schiefen zur Erde reichenden Dachrinnen versehen. Jedes Haus ist farbig getüncht. Im Erdgeschoß ist der Laden, der während des Tages seiner ganzen Breite nach offen ist. Wenn sich Laden an Laden reiht, bildet sich von selber der „Bazar“.

Hier hat ein Kupferschmied seine Halle angefüllt mit schön geputztem kupfernen Eßgeschirr und Wassergefäßen, wie sie in den Haushaltungen der Eingeborenen oder der Europäer im Gebrauch sind. Daneben ist der Stand des Getreidehändlers voll von Büchsen und kleinen gefüllten Säcken; auf einem Brette sind zierlich gerollte grüne Blätter ausgestellt mit der Mischung von Betel und Gewürz, welche die Eingeborenen kauen oder gar essen. Ein anderer Laden nennt sich einen europäischen und hält neben Eßwaren und englischen Saucen Spielsachen, Hosen und Turbane feil. Durch Nachahmung der Ausstellungen europäischer Firmen hofft der Parsi-Kaufmann mehr Käufer anzuziehen. Etwas zurück von der Straße, meist auf einem Grasplatze, der mit großblättrigen Bäumen bepflanzt ist, steht ein Hindu-Tempel; eine rohbehauene Steintreppe führt zum Eingange empor, den schwerfällige Pfeiler stützen. Dach und Spitze sind kunstvoll ausgearbeitet. Die Wände sind rot, blau und gelb getüncht; am Eingange lagern fromme Bettler, das Haar phantastisch hoch aufgebunden und gekräuselt, das Gesicht häßlich weiß, mit farbigen Linien bemalt. Im Innern wird ein unschönes, rot angestrichenes Götzenbild sichtbar.

An einer anderen Stelle macht sich zwischen unbedeutenden Hindu-Häuschen ein großes Parsi-Kaufhaus breit, sechs und selbst sieben Stockwerke hoch, steif bemalt, um dem Hause eines Europäers zu gleichen. Prunklos dagegen nimmt sich die weiße, massive mohammedanische Moschee aus mit kleinen zierlichen Minarets.

Ein Stadtviertel gleicht dem anderen; nur zeichnet sich jede Straße durch ihren besonderen Geruch aus. Eine Straße mag reichere Bewohner haben, als die andere, das sieht man ihr jedoch nicht an, höchstens macht es sich in der geringeren Zahl baulicher Gebrechen merklich; denn der Begüterte lebt so unbeachtet wie der Arme.

Frühmorgens waschen sich die Männer in den Straßen in kleinen mit Wasser gefüllten Kupferkesseln und reinigen sich dann mit kurzen Hölzchen und dem Stück einer Arekanuß die Zähne. Die Mütter verabreichen ihren Kindern ein Bad durch Übergießen mit Wasser. Die Barbiere sind ebenfalls auf der Straße am Werk, der eingeborene Arzt geht umher und reibt seinen unter der Thür sitzenden Kunden Salben ein oder legt Verbände an. Am Tage sind die Straßen dicht mit Menschen und Wagen besetzt; Kinder beiderlei Geschlechts, den Unterleib stark aufgetrieben infolge der Reisnahrung, gehen ganz nackt oder haben nur einen Strick um die Lenden. Die Männer sind großenteils schlank und mager, manche Lastträger haben von der Gewohnheit des Tragens gekrümmte Rücken. Ein um die Hüfte geschlungenes Tuch, eine kurze Jacke und ein schmutziger, nachlässig gewundener Turban bilden ihre ganze Kleidung. Der gemeine Mann geht barfuß. Die Frauen sind klein von Gestalt, doch wohlgebaut. Hauptkleidungsstücke sind eine fest anschließende Jacke in lebhaften Farben, bei Wohlhabenderen mit Goldlitzen verbrämt, welche die Körperformen hervortreten läßt, und ein gleichfalls enger Rock, der von der Hüfte bis zum Knie herabreicht. Zwischen diesem und der Jacke bleibt ein Teil des dunkelgebräunten Körpers unbedeckt. Des Sari, das um die linke Schulter und den Kopf gelegt wird (weiß, von weißem dünnen Musselin), haben wir schon gedacht, Füße und Arme sind durch Spangen aus Kupfer, Messing oder Silber geziert. Diese Ringe klingen im Gehen. Durch die Ohrläppchen und den linken Nasenflügel sind kleine Ringe gezogen.

Die Straßen haben keinen Bürgersteig. Zwischen der dahinschreitenden Menge winden sich Wagen indischer und europäischer Form hindurch. Jeden Augenblick scheint ein Leben gefährdet, aber durch das fortwährende Schreien und ausgeteilte Peitschenhiebe machen die Kutscher den Weg noch rechtzeitig frei. Wird dennoch ein Fußgänger überfahren, so tritt das Überraschende ein, daß nicht gegen den Fuhrmann, sondern den vom Unglück Betroffenen Schmähungen laut werden, weil man annimmt, seine Unachtsamkeit sei schuld.

Wohl kaum eine Stadt des Orients entfaltet einen solchen Aufzug verschiedenster Völkerschaften, wie Bombay. Hindu aus allen Teilen der großen Halbinsel, Parsi, Marathen, Afghanen, Araber, Perser, Singhalesen, Malaien, Chinesen, Neger von der Ostküste Afrikas und daneben der Europäer in verschiedenen Nationalitäten und die Mischrassen zwischen diesen und den Eingeborenen, die sogenannten Portugiesen: alles wogt hier bunt durcheinander.

Der Religion nach sind von den Einwohnern Bombays über 600000 Hindu, 150000 Mohammedaner, 50000 Parsi, 30000 Christen. Die Parsi gehören nächst den Europäern zu den rührigsten und betriebsamsten Leuten, ohne welche Handel und Industrie von Bombay nicht solchen Aufschwung genommen hätten. Sie stammen von den Flüchtlingen ab, die im 7. Jahrhundert vor dem siegreichen Vordringen des Islam sich nach Indien retteten, wo sie ungestört der Lichtreligion Zoroasters sich hingeben konnten. Man unterscheidet sie auf den ersten Blick von den Hindu durch ihre hellere Gesichtsfarbe, höhere Statur, längeren Füße und Hände. Die Kinder sind munter und lebhaft, während die europäischen im ungewohnten Klima ermatten.

Zwei Eisenbahnen, eine Pferdebahn, zahlreiche Omnibusse, zweckmäßige Droschken und Ochsenkarren vermitteln den Verkehr zwischen dem Fort — gleich der City von London nur Geschäftsviertel — und dem weiten Raume, der sich hinter der Eingebornenstadt ausbreitet, mit seinen Fabriken, den Wohnungen der Kaufherren und Beamten, Europäer wie Inder, mit den Klubs und Hotels. Die Parate-Chausse durchschneidet diese Anlagen der Länge nach und ist zugleich die „Millionenstraße", denn in ihr haben die indischen Fürsten der Präsidentschaft ihre Absteigequartiere, große Paläste, und auch die reichen Kaufherren sehr stattliche und bequem eingerichtete Häuser.

Seitdem man gutes Quellwasser von der Insel Salsette herübergeleitet, hat sich der Gesundheitszustand in Bombay verbessert. Die Anlage von Teichen betrachtet der Hindu als ein gottgefälliges Werk, und er macht gern Schenkungen und Vermächtnisse für diesen Zweck. In Bombay ist der schönste der quadratische Mamba*)-Devi-Teich, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt.

3. Auf der Eisenbahn nach Benares.**)

Die bedeutendste Bahnlinie Indiens läuft zwischen Bombay und Kalkutta. Sobald man die Steinbrücken zwischen den beiden Inseln Salsette und Bombay und dem Festland hinter sich hat, durchschneidet die Bahn eine mit Salzkruste oder Sumpf bedeckte traurige Einöde, bis sie sich den Westghats nähert. Die Steigungen gleichen hier denen des Semmering, in Tunneln geht es aufwärts über Schluchten, Pässe und Gebirgskämme, die

*) Mamba (Mumbai): Name der Gemahlin des Gottes Siva, nach welchem auch die Stadt von den Marathen benannt wurde. Bombay ist (verderbt) aus Mumbai oder Mamba entstanden.

**) Quelle: G. Kreitner, Im fernen Osten. Reisen des Grafen Bela Széchenyi in Indien, Japan, China, Tibet und Birma 1877—80. Wien 1881.

leider nicht den Pflanzenschmuck der Steierischen Alpen tragen. Die englische Bahnverwaltung gestattet jedem Reisenden nach Zurücklegung von 25 deutschen Meilen einen Rasttag, eine Vergünstigung, die bei der tropischen Temperatur Indiens nicht zu unterschätzen ist. Übrigens sind die mehr als 29400 km betragenden indischen Bahnen breitspurig gleich den russischen und zu $^1/_7$ auf Staatskosten, zu $^6/_7$ unter staatlicher Garantie gebaut. Die Lokomotiven und sonstiges Betriebsmaterial stammen aus England oder Indien; bezüglich der Waggons ist das amerikanische System festgehalten, nur verfügt jeder derselben über ein Doppeldach, die Hitze zu dämpfen. Jalousieen wehren den Sonnenstrahlen den Eintritt; außerdem besitzt jedes Waggonfenster in I. und II. Klasse noch ein weißes und ein farbiges Schubfenster. Jeder Wagen ist in zwei Abteilungen zerlegt, in welchen sich vier Bänke und ein Toilettenzimmer befinden. Die Bänke aus Holz oder Rohrgeflecht sind in I. Klasse mit Matratzen bedeckt, so daß man sie nachts als Lager benutzen kann. Man sitzt sehr bequem, nie zusammengepfercht. Was das Personal anlangt, so sind nur die verantwortlichen Posten des Zug- und Lokomotivführers mit Engländern, alle übrigen mit Eingeborenen besetzt. Die körperliche Verpflegung ist auf allen Stationen möglich, in denen der Zug zu einer Zeit einläuft, wo Engländer zu speisen gewohnt sind. Alle Getränke — Flaschenbier, französische Weine, Champagner, Sodawasser mit Brandy — enthalten ein Stückchen Eis, sind gleich den Speisen vortrefflich, aber teuer. Von Gepäckstücken dürfen nur solche im Wagen untergebracht und unentgeltlich befördert werden, die unter den Bänken Platz finden. Alles aufgegebene Gepäck wird nur zu verhältnismäßig hohen Taxen befördert. Der Preis für ein Billet I. Klasse von Bombay bis Kalkutta betrug 130 österr. Gulden (etwa 220 Mark).

Von der ersten größeren Station, Nasik, jenseits der Ghats bis zu dem wichtigen Knotenpunkte Allahabad (in dem Winkel gelegen, wo Ganges und Dschamna sich vereinigen) ist die Fahrt ermüdend, der Boden ist ohne wechselndes Relief, eintönig eben, höchstens daß hier und da durch künstliche Bewässerung entstandene und unterhaltene Mais-, Weizen- und Reisfelder von dem Fleiße der Bevölkerung Zeugnis ablegen, oder daß mit Schilfdickicht bestandene Sümpfe (Dschungeln) den Tigern und Brillenschlangen ein erwünschtes Versteck bieten, hier ihren Menschenopfern aufzulauern; dies ist aber auch die einzige Abwechselung, die dem Bahnreisenden durch die Natur vors Auge geführt wird.

Nicht in Allahabad, sondern erst in Benares am Ganges, welches durch eine Zweigbahn zu erreichen ist, machten unsere Reisenden halt. Ein Wagen führte sie von der großen Halle des Bahnhofes auf der rechten Stromseite nach der heiligen Stadt auf dem linken Ufer; das Gefährt wurde jedoch nur benutzt bis zur Gangesbrücke, wo ein Brückenzoll von 2 Gulden (3.50 Mk.) erlegt werden sollte. Schon waren die Insassen entschlossen, auszusteigen und mit dem Gepäck auf dem Rücken zurückzuwandern,

als ein freundlicher Herr ihnen einen Ausweg zeigte. „Bitte,“ sagte er, „zahlen Sie hier an der Kasse $^1/_2$ Pay (etwa 1 Neukreuzer). So! Jetzt geben Sie Ihr Gepäck dem Burschen, welcher neben dem Kutscher sitzt. Und nun gehen wir!“ Der unbesetzte Wagen ist nämlich zollfrei.

Nur mit Vorsicht konnte man über die Gangesbrücke schreiten, weil dieselbe von reihenweise geordneten, zweirädrigen Achsenwagen, welche Frachten von und nach dem Bahnhofe beförderten, bedeckt war. Die Brücke hat die stattliche Länge von 770 Schritten; das 570 Schritt lange Mittelstück ist eine Schiffsbrücke, auf vierzig verankerten Schiffen ruhend. Die Aufgänge auf beiden Seiten sind durch Dämme gebildet, welche bei jedem Hochwasser hinweggeschwemmt werden. Als Geländer dient an beiden Seiten ein schlaff gespanntes Seil.

Während das Süduser des Ganges, wo der Bahnhof liegt, flach ist, erhebt sich das nördliche wohl 40 m über den Flußspiegel, so daß die steil ansteigende Straße in den Sandstein gesprengt werden mußte. Was der Stadt Benares das eigentümliche Gepräge verleiht, ist der Umstand, daß es die Hochburg des Brahmaismus, das hindostanische Rom ist, und der Brahmakultus hat sich trotz vorübergehender Herrschaft des Buddhismus und Islam doch siegreich zu behaupten gewußt. Die Stadt mit ihren 220000 Einwohnern erscheint so recht an den heiligen Strom angeschmiegt; ungeheure Steintreppen, die entweder in die Sandsteinufer eingemeißelt oder auch aufgemauert sind, führen vom Spiegel des Flusses hinauf und zwar die ganze Strecke entlang, auf der sich Benares ausdehnt; jene steinernen Aufstiege endigen in der Regel am Portale eines Palastes. Auf diesen Flußtreppen spielt ein guter Teil des beschaulichen Lebens: badend, betend, bettelnd, schwatzend, ihre Toten verbrennend, so findet man die Hindu hier in ganzen Scharen. Märchenhaft prächtig und dabei großartig durch ihre Maße erheben sich am oberen Ende der Treppen die Paläste, aus verwitternden Sandsteinblöcken aufgetürmt, und zwischen ihnen die Tempel des Weltschöpfers Brahma und des Zerstörers Siva; auch diese Steinkolosse sind aus Sandstein- oder Basaltquadern zusammengefügt; sie laufen in Türme aus, von denen bunte, mit Goldborten gesäumte Seidenflaggen herabwehen. Der Eindruck vom Ganges aus ist überwältigend und muß noch eine Steigerung erfahren, wenn sich Festfeuer in den heiligen Fluten spiegeln und zahlreiche Fahrzeuge dieselben durchschneiden.

Ein des Englischen mächtiger Hindu brachte unsere Reisenden vom Flußufer auf engen, nur 1—2 m breiten, aber gutgepflasterten Straßen nach dem indischen Observatorium, welches im Jahre 1693 von einem mathematisch durchaus gebildeten Rajah Dscheh-Sing errichtet wurde und zwar zu dem Zwecke einer Kalenderverbesserung. Merkwürdigerweise sind alle Instrumente (Quadranten, Kreise 2c.) in großartigen Maßstäben aus Stein hergestellt.

Auf einer Wendeltreppe stieg man von der Plattform der Sternwarte

herab zu den Steintreppen am Ganges; durch ein Fensterchen im Treppenturme sah man auf dem platten Dache eines gegenüberliegenden Hauses eine Gruppe von Mädchen; singend saßen die buntgekleideten im Kreise, in dessen Mitte sich eine derselben tanzend nach den langweiligen Rhythmen des Gesanges bewegte, dem Fremden unverständliche Pantomimen ausführend und in ein langes, schwarzes, durchsichtiges Gewebe, das mit Sternen besät war, gekleidet. Die Ufer der heiligen Ganga, an denen man nun stromauf pilgerte, waren dicht belebt. Auf allen Treppen lagerten Hindu, welche unter der Aufsicht der Brahmanen (Priester) in großen Bassins badeten. Bei dieser Wanderung, am Fuße der herrlichen Paläste entlang, machte man vor einem derselben Halt, der einem Agenten des entthronten Rajah von Benares gehörte. Er war aus gewaltigen Quadern zusammengefügt, welche prächtige Skulpturen erkennen ließen; die Portale waren groß und stilvoll; um jedes Stockwerk herum führte eine prächtige, von Säulen getragene Galerie. An jeder Ecke ragte ein Turm auf, oben ebenfalls mit rundem Holzbalkone umgürtet. Das Dach hatte die landesübliche Plattform und war durch eine kunstvolle, steinerne Brustwehr eingefriedigt. Ein anderer prachtvoller Steinpalast wurde den Reisenden deshalb gezeigt, weil sein Erbauer die Kapitalien dazu durch Betteln aufgebracht haben soll.

Mehr als 1000 Tempel zählt man in Benares; diese ungeheure Zahl findet ihre Erklärung dadurch, daß jeder derselben einem bestimmten Stamme, der hierher wallfahrtet, gehört. Das Äußere der Tempel, die teilweise auch in Holz ausgeführt sind, steht an baulicher Schönheit dem anderer großartiger Tempelbauten in Indien nach, obwohl es an Schnitzerei bei den hölzernen und an Bildhauerarbeit bei den steinernen keineswegs fehlt. Das Innere jedoch ist durch Skulpturen und sonstigen Schmuck prächtig ausgestattet. Götzenbilder aus Stein zieren oder verunzieren nicht selten den Eingang, und die Schnitzereien an den Holzwänden stellen zuweilen recht pikante, aber sittlich nicht gerade erhebende Szenen aus der Göttersage dar. Gegen 20000 Priester, die in Benares ihre Seminare oder Hochschulen besitzen, dienen dem Kultus.

An dem heiligen Flusse in der Nähe des nepalesischen Tempels (für die Pilger aus dem Reiche Nepal im Himalaya bestimmt) befindet sich auch der Platz für die Totenverbrennung. Fast ohne Unterbrechung werden hier die meterhohen Scheiterhaufen errichtet; nur leicht eingehüllt werden die Toten darauf gelegt, und nochmals wird eine Lage Holz aufgeschichtet. Nachdem man den Holzstoß mit Öl begossen, zündet man denselben an. Dicker Qualm steigt auf, bald hat das von oben herabbrennende Feuer den Leichnam erreicht, der nun auf den glühenden Kohlen bratet. Die Leidtragenden, die bis jetzt auf den Steinstufen sitzend, mit Entsagung zuschauten, kommen nun herbei und schlagen mit Bambusstöcken auf den Leichnam, so daß der Rauch einen geradezu unausstehlichen Geruch annimmt. Ist der Scheiterhaufen heruntergebrannt, so gießt man die noch glimmenden

Kohlen mit Wasser aus und sucht am anderen Morgen einzelne rußige Knochen, die man in einer Urne bestattet. Zahlreiche Stein- und Holzpflöcke auf diesem Verbrennungsplatze deuten die Stellen an, an denen früher Witwen beim Tode des Gatten freiwillig in die Flammen gesprungen sind. Ist auch durch englische Gesetze jene Witwenverbrennung beseitigt, so soll es doch gar nicht selten vorkommen, daß sich trauernde Witwen zur Zeit des Anschwellens der heiligen Ganga auf die untersten Steinstufen setzen und in Geduld ausharren, bis ihnen die Flut zunächst schmeichelnd die Füße kühlt und höher und höher steigend, sie schließlich hinwegschwemmt. — Auch das Sündenbad nahmen unsere Wanderer in Augenschein, ein mächtiges viereckiges Bassin, zu dem zwanzig Treppenstufen vom oberen Rande aus hinabführten. Unter der Aufsicht der Priester nehmen hier die Reuigen ein Bad sittlicher Wiedergeburt.

Ein anderer Ausflug galt dem Affentempel in Benares. Schon in der Nähe des Heiligtums zeigten sich die Vierhänder auf Bäumen und Häusergesimsen als kühne Jongleurs, denen eine Hindukapelle ihren musikalischen Morgengruß widmete. Zahlreiche Verkäufer von Bohnen, Mandeln und anderen Näschereien hielten am Eingange zum Heiligtum feil, damit die Besucher den dreihundert heiligen Tieren eine Freude bereiten können. In kleinen, kreisförmig geordneten Ställen hausen diese heiligen Vierhänder in einer unausstehlichen Atmosphäre; nur der König derselben, ein alter, zahnarmer Schimpanse, hatte eine seiner hohen Stellung entsprechende, bessere Bestallung; sein hoher Rang war ihm jedoch kein Hindernis, sich gleich seinen Unterthanen schreiend auf die hingeworfenen Leckereien zu stürzen. In der Mitte des Tempels ist eine kleine Kapelle errichtet, welche das Bild des Gottes Durga, des Schutzpatrons der Affen, enthält.

Eine der großartigsten Opferstätten für die Hindu ist der Sivatempel, dessen zwei vergoldete Steintürme sich hoch in die Luft strecken. In Begleitung eines indisch-englischen Polizeidieners betraten unsere Reisenden das Innere. Hunderte andächtiger Gläubiger wogten auf und ab, nach den Opferstellen drängend; mitten unter den frommen Wallern tauchte hier und da ein alter oder ein junger Stier auf, der gut gepflegt erschien und als Liebling des Gottes Siva einer gewissen Ehrerbietung überall begegnete; wenigstens wich man demselben aus, so gut man konnte. Ein bedeutender Anziehungspunkt für die wogenden Gläubigen war eine Statue aus schwarzem Marmor, einen heiligen Stier darstellend, der mit Blumen überschüttet und mit Wasser begossen wurde, das aus einem daneben befindlichen heiligen Brunnen geschöpft wurde. In adamitischer Tracht standen Priester und Laien um diesen Brunnen, die letzteren badend, während die ersteren auf die Stirne der Gereinigten weiße Kreidestriche zeichneten. Rings um den Brunnen waren die Steinbänke gefüllt mit Betenden und Singenden; ein großes Standbild aus Basalt, das den Siva auf einem Stiere reitend darstellt, gab der Andacht derselben die Richtung. — Eine kleine Quelle, welche

in einer Basaltkapelle rieselte, war gleichfalls ein vielumdrängter Ort; Rosenblüten und andere duftige Kinder der Pflanzenwelt schwammen darauf; aus der Mitte des Wassers ragte eine Linga, einer der unzähligen heiligen Steine von Cylinderform, welche einen Köperteil des Weltschöpfers Brahma darstellen. Jeder strebte die Linga zu berühren und sie mit Wasser und Blumen zu überschütten. Dazwischen ertönten die Rufe der entkleideten Priester, gemischt mit dem Brüllen der Stiere. Es sind Bilder, der Seele unvergeßlich eingeprägt, die sich hier darbieten.

Von den herrlich schlanken Minarets der Aurungsib-Moschee herab genießt man eines unvergleichlichen Überblicks über das Gewirr der engen Straßen, der platten gepflasterten Dächer, und lieblich gemischt mit den Steinbauten und Erdhütten, welche letztere oft nur mit Palmen- oder Rohrblättern gedeckt sind, ist die großartige Vegetation von Palmen, Orangen, Mandeln und Bananen, die das tote Steinmaterial der heiligen Stadt in tropischer Pracht umwuchert. Die zahllosen zweirädrigen, mit Pferden bespannten Karren, welche man in der Umgebung bemerkt, verursachen durch ihre Glocken und Schellen einen ungeheuren Lärm, welcher bestimmt ist, die wegelagernden Brillenschlangen zu verscheuchen. Ebenso sah man früher die den Postdienst besorgenden Läufer mit dem Ranzen auf dem Rücken und der Glocke in der Hand, welch letztere demselben Zwecke diente, wie die Schellen am Wagen. Da jedoch in Mysore der zu bestimmten Tagesstunden erschallende, täglich sich wiederholende Glockenton einen Tiger angelockt hatte, der die Postboten wiederholt angefallen und verzehrt hatte, so ist jetzt der Postdienst in der Umgegend von Benares ohne Glockengeläute zu besorgen.

4. Die Satis (Witwenverbrennungen).*)

Besonders häufig sind die Grabdenkmäler von Witwen, die sich auf dem Scheiterhaufen ihres verstorbenen Gatten verbrennen lassen, in Radschputana. Dies ist ein Landstrich von der Größe Preußens und besteht aus neunzehn Staaten unter einem Oberhaupt und selbständiger Verwaltung. England hat sich in Adschmir mit der Börsenstadt gleichen Namens nur einen Kreis von der Größe des Großherzogtums Oldenburg zur Selbstverwaltung vorbehalten. Sati ist weiblicher Eigenname der Tochter des Dakscha, eines Sohnes von Brahma, und die Gattin von Siva, des mit Brahma um den Vorrang sich streitenden Gottes. Nach dem Kasi Khanda, einem Werke der neueren Hindutheologie, verübte Sati Selbstmord an sich; sie stürzte sich beim Opfer ihres Vaters in das heilige Feuer aus Be-

*) Em. Schlagintweit, a. a. O.

kümmernis, daß ihr Gatte von Vater Brahma nicht zum Opfer eingeladen war. Seitdem heißt jede Ehefrau, die mit ihrem verstorbenen Manne den Holzstoß besteigt, auf welchem dessen Leiche zu Asche verbrannt wird, Sati und der Gebrauch selbst Sahagamana, das Mitgehen mit dem verstorbenen Gatten; an der Stelle, an welcher solche Selbstweihung zur Verbrennung stattfand, errichten die Hindu mindestens eine Denksäule aus Stein, Frauen hoher Hindu wird sogar ein tempelartiges Gebäude errichtet. Die Unsitte, daß Witwen mit ihren verstorbenen Ehegatten den Scheiterhaufen teilen, herrschte in Indien in ältester Zeit nicht, im Rigweda findet sich eine Andeutung, daß man von einer Witwe verlangte, dem Hauswesen auch nach dem Tode ihres Gatten mit Eifer vorzustehen; die Puranas, deren ältester nicht über das sechste christliche Jahrhundert zurückreicht, erklären dagegen nur jene Witwe für wahrhaft tugendhaft, welche den für ihren Ehemann errichteten Scheiterhaufen besteigt; nur dieser sei der Himmel sicher. Witwen, die sich über den Verlust trösten und sogar wieder heiraten, werden in den heiligen Schriften nicht als würdig erklärt, im Jenseits neben ihren Gebietern einen Platz einzunehmen; sie sollen von Früchten und Beeren leben und gelten im Volke als Schandfleck der Familie. An diesem Makel haben die modernen Vereine für Witwenverheiratung nur wenig geändert; eine Witwe schreitet noch immer schwer zu zweiter Ehe. Verschieden von europäischen Ländern sind in Indien Witwen von 17 und 20 Jahren keine Seltenheit, sondern geradezu häufig; selbst Witwen aus besserer Kaste werden bei der Unmöglichkeit anständiger Versorgung zu Geliebten von Mitgliedern der religiösen Orden, wenn nicht zu Prostituierten. Während bei uns uneheliche Geburten unter Mädchen vorkommen, sind sie in Indien die Regel unter Witwen; deswegen bestraft das indische Strafgesetzbuch Kindesmord mit Gefangenschaft bis zu zehn Jahren. Die englischen Leiter der indischen Verwaltung verhehlten ihren Abscheu gegen die Witwenverbrennung nicht; Ram Mohun Roy trat auf Seite der Engländer und schrieb seit 1819 gegen Sati in seiner Zeitung. Die Orthodoxen gründeten 1820 ein Blatt zur Verteidigung dieses wie sonstiger Gebräuche, aber der Erfolg blieb auf Seite von Ram Mohun Roy; unterm 4. Dezember 1829 erließ Lord William Bentinck, damals Generalgouverneur von Indien, ein Gesetz, betitelt: A regulation for declaring the practice of Sati abolished, welches das Verbrennen von Witwen für alle Zeiten verbietet. Dem Vollzuge dieses Verwaltungsgesetzes stellten sich ganz unerwartete Schwierigkeiten entgegen; Frauen, von Brahmanen aufgehetzt, verlangten so ungestüm mit der Leiche ihres Gatten verbrannt zu werden, daß die Verbrennung unter behördlicher Aufsicht gestattet werden mußte, da bei Weigerung bedenkliche Ausbrüche des Fanatismus zu befürchten waren. Die Ausstellung eines Reverses seitens der Angehörigen der Witwe, ihrerseits keiner ihrer Frauen seinerzeit die Selbstverbrennung aufzuerlegen, bewirkte scheinbar ein Aussterben der Unsitte im englischen Indien; aber 1860, nach Niederwerfung

des Spahi-Aufstandes, werden Satis in Audh so offen abgehalten, daß nur die Verurteilung der Veranstalter wegen Mordes Abnahme brachte; noch 1875 wurde bei Laknau eine Sati vollzogen, aber das Gericht verurteilte alle Teilnehmer, dreißig an der Zahl, wegen Mordes. Im englischen Reichsgebiet ist seither kein Fall von Sati mehr verzeichnet; in den Vasallenstaaten dagegen ist der Brauch noch nicht unterdrückt. Im Staate Gwalior wird in jeden Pachtvertrag die Bestimmung aufgenommen, daß Sati auf dem Pachtgute die sofortige Vertreibung des Pächters zur Folge habe; in Radschputana kostete es 1874 in Udaipur beim Tode des Fürsten die größte Mühe, zu verhindern, daß die vier Frauen des Verlebten nicht, wie es seit Jahrhunderten geschah, den Scheiterhaufen bestiegen. Im Staate Bamra (Zentralindien) duldete der Landesherr noch 1880 eine Sati; der Witwenverbrennung ist deshalb in Indien noch nicht vollständig gesteuert. Wo eine Sati nicht heimlich und in der Stille, sondern offen stattfindet, wird sie zum Feste, die Zuschauer aus Nah und Fern anzieht. Festlich geputzt und geschmückt wie eine Braut, gestützt auf die nächsten Verwandten, umgeben von Brahmanen und religiösen Fanatikern, begleitet von rauschender Musik, wird die Unglückliche, die sich dem Feuertode widmet, zum Scheiterhaufen geführt. Der Weg von ihrer Wohnung bis dahin ist gewöhnlich bestreut mit Betelblättern, mit Palmzweigen und Blumen. Die Frau teilt, sofern sie hierzu noch Kraft und Besinnung genug besitzt, Kupfermünzen unter die Anwesenden aus; doch wird das arme Geschöpf gewöhnlich in ganz unzurechnungsfähigem Zustande zu dem Scheiterhaufen gebracht. Nicht durch geistige Getränke sucht man sie zu betäuben, sondern durch schnelle und sicher wirkende narkotische Stoffe, wie Bhang, ein Hanfpräparat. In lautloser, unheimlicher Stille umgiebt eine zahllose Menschenmenge den Scheiterhaufen, um welchen die Witwe dreimal langsamen Schrittes geht. Hierauf besteigt sie ihr Todeslager, gestützt und begleitet von Brahmanen; nach wenigen Schritten schon findet sie sich bei dem Leichname ihres Mannes, der zu ihren Füßen ausgestreckt auf dem Scheiterhaufen liegt; zuweilen legt man ihr den Kopf in den Schoß. Mittelst eines Strickes wird die Witwe an einen hohen, hölzernen Pfahl gebunden, der sich in der Mitte des aufgetürmten Holzhaufens befindet. Leute begießen den Scheiterhaufen mit Öl, andere eilen mit Fackeln herbei, um ihn anzuzünden; ist dann der entsetzliche Augenblick gekommen, in welchem unter der fürchterlichen Todesangst auch der stärkste Geist anfängt, seine Fassung zu verlieren; verdüstert und umnachtet sich der Geist der Witwe, dann beginnen die Brahmanen laut Gebete herzusagen und Hymnen zu singen, die Religiösen erheben ein Geheul, Trompeten schmettern, von allen Seiten begleitet von Trommel- und Paukenschlägen. Diese lärmende Musik soll die Schmerzenslaute übertönen, welche die Unglückliche in ihrer Seelenangst ausstößt, dann aber auch ihre letzten Worte unhörbar verhallen lassen, welche meistenteils den Verwandten nur Unheil verkünden und als prophetische Aussprüche gelten. Wenn die

Flammen von allen Seiten hell auflodern, an den Füßen der unglücklichen Witwe hinanzüngeln und ihre Kleider erfassen, dann kommt es vor, und es geschah dies mehr als einmal, daß die betäubte Gequälte mit einem Male ernüchtert wird; sie erkennt und übersieht das Entsetzliche und Schreckliche ihrer qualvollen Lage, ein gellender, die lärmende Musik weit übertönender Schrei wird hörbar, mit fast übermenschlicher Kraft zersprengt sie ihre schmachvollen Bande, und mit einem kühnen, gewagten Sprunge sucht die Gepeinigte dem sie von allen Seiten umgebenden Flammenmeere zu entgehen. Die unmenschlichen Brahmanen, welche den Scheiterhaufen umringen, eilen ihr aber nach, ergreifen sie wieder und schleudern sie wutentbrannt in die Flammen zurück. Ein Sträuben einer Witwe, überhaupt irgend ein Widerstand von ihrer Seite gegen das gräßliche, ihr bevorstehende Los gilt den Brahmanen sowohl, als auch den Verwandten als schlimmes Zeichen; es wird dahin gedeutet, daß die Seele des verstorbenen Mannes nach seinem Tode keine Ruhe finden könne. Um jedem Widerstande vorzubeugen, wurden häufig der Unglücklichen, sowie sie den Scheiterhaufen bestiegen hatte, lange Bambusstöcke über die Schultern gelegt, mittelst welcher sie niedergestoßen wurde, wenn sie den Versuch machte, zu entkommen. Die Verbrennung ist stets eine sehr unvollkommene; ist der Scheiterhaufen abgebrannt, so werden die Überreste der Leichen gesammelt.

---

5. Charakter und Lebensweise der Hindu.*)

Schon das Äußere dieses indischen Stammes ist jetzt wie vor tausend Jahren von allen übrigen Asiaten entschieden ausgezeichnet und verschieden. Der Hindu ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Seine ganze Körperform ist wohlgestaltet, ja schön, aber mehr zierlich, schlank und geschmeidig, als stark und muskulös. Unter den höheren Kasten befinden sich vorzüglich ansehnliche, schön gebaute Männer. Ihre Hände sind von besonderer Zartheit, und man kann sie nur mit den schönsten Händen unserer Damen vergleichen. Daher wäre auch das Degengefäß ihrer Schwerter für unsere Kriegsmänner viel zu klein.

Von ganz vorzüglicher Schönheit bildete die Natur das andere Geschlecht, und ein Bildhauer brauchte hier nicht lange zu suchen, um das Muster zu einer Mediceischen Venus zu finden. Besonders schön gebildet ist der Busen, und man wendet alles an, um ihm diese reizende Form zu erhalten.

Auch der Schnitt und Ausdruck des Gesichts ist bei den Hindu aus-

*) Vgl. Zimmermanns „Taschenbuch der Reisen“, 12. Jahrgang. Wanderungen in Vorderindien von J. J. Hagmann (St. Galler Bl. 1877, 18 ff.).

gezeichnet. Ein schönes Oval zeichnet sie merklich vor den benachbarten Mongolen und allen anderen asiatischen Völkerschaften aus. Die Nase ist erhaben und fein, nähert sich der Adlernase und ist nie verflacht oder breit gedrückt wie bei jenen Völkern. Ebenso wenig findet man bei ihnen dicke, widrig aufgeworfene Lippen, wenngleich sie voller sind als beim Europäer. Das dunkle Auge ist schön, aber mehr matt und schmachtend als feurig. Das lange Haupthaar ist fein und glänzend schwarz.

Die Farbe ist bräunlichgelb, spielt aber oftmals ins Olivenfarbene; dabei ist die Haut von ausnehmender Sanftheit und seltenem Glanze.

So schön und ausgezeichnet der Hindu auch wirklich ist, so darf man doch nicht übersehen, daß sich die genannten Vorzüge nur auf die höheren Volksklassen (Kasten) beschränken. Wie sollten auch die der heißen Sonne stets ausgesetzten Geringeren — bei spärlicher Bedeckung, bei harter Arbeit und steter Anstrengung, und bei schlechter Kost — nicht die Einwirkung dieser Einflüsse, die überall Gestalt und Farbe verändern, fühlen.

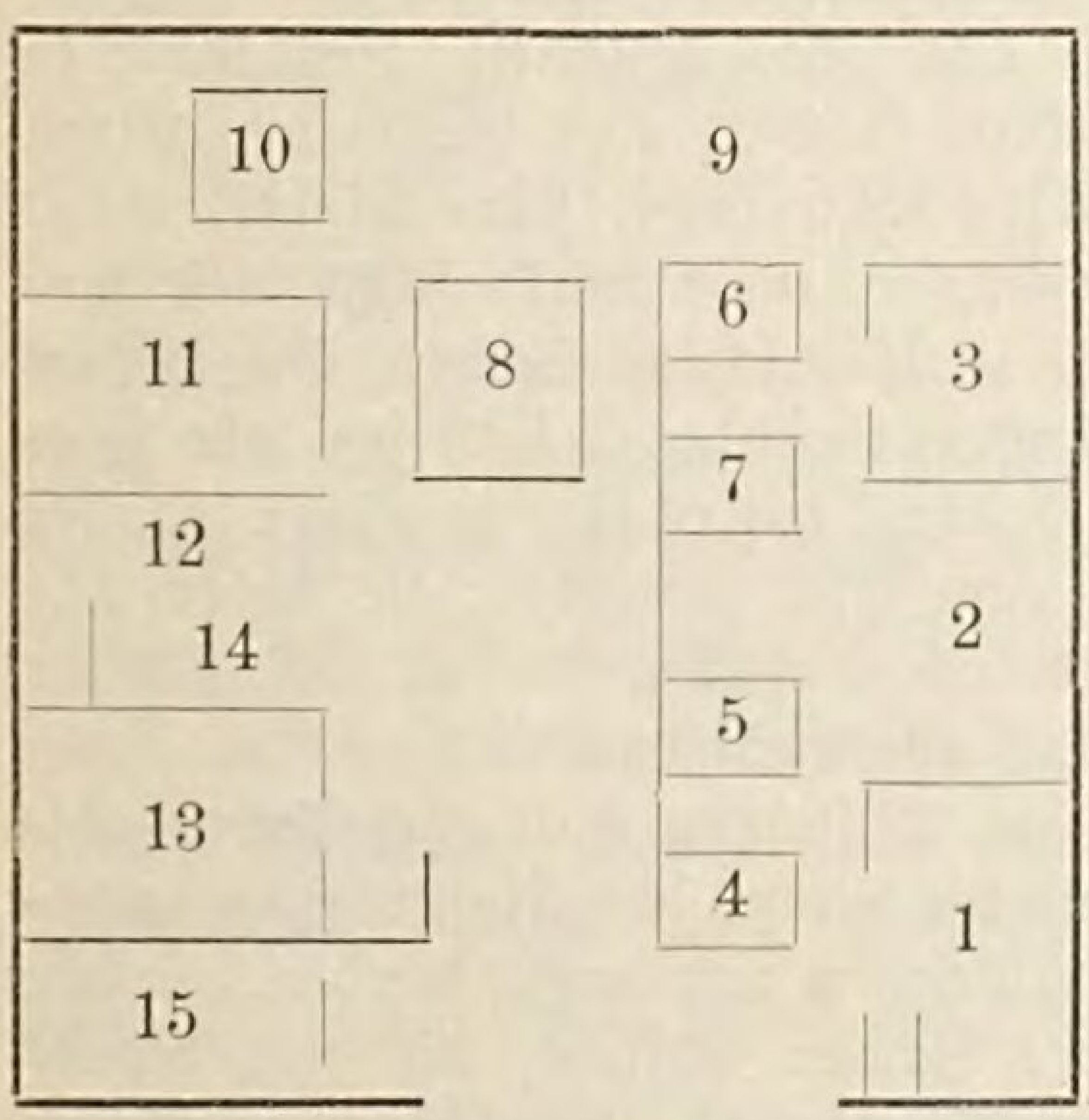
Die oberste Kaste der Brahmanen, welche sich ganz rein und unvermischt erhalten haben, enthält die hellsten Menschen; sie sind alle von einer hellgelben Gesichtsfarbe. In der zweiten Kaste, den Tschetries oder Kriegern, giebt es schon mehrere Familien mit dunklerem Farbenton, der jedoch im übrigen der schönen Körperbildung keinen Eintrag thut. Am dunkelsten gefärbt und zugleich am häßlichsten sind die nicht als Kaste betrachteten, verachteten Parias (Pulias). Diese sind fast ganz schwarz, in der Form des Gesichts und der übrigen Körperbildung halb dem Neger, halb dem Mongolen ähnlich, aber noch kleiner und häßlicher, höchst unreinlich und schmutzig. Sie sind die Nachkommen der dunkelfarbigen Ureinwohner, welche sich den eindringenden Ariern, d. h. den Hindu, nicht freiwillig unterwarfen, die nun durch den langen Druck herabgekommen sind, daß sie kein Bedenken tragen, sich mit anderen Menschenarten zu vermischen, auch oftmals die Religion zu wechseln, was bei allen übrigen Kasten niemals stattfindet.

Von Charakter ist der Hindu ernst zurückhaltend, nicht übereilt, genau überlegend, bevor er handelt oder ein Versprechen giebt — überhaupt ist bei ihm gewöhnlich die ruhige Vernunft Herr der Leidenschaften. Dabei ist diese Nation selbst gegen das Tier mitleidig und hat in Surate sogar ein Hospital für kranke Tiere errichtet.*) Wie sehr sie sich ihrer Mitbürger im

*) Das Hospital verdankt seine Entstehung mehreren gutherzigen Hindu-Kaufleuten, die sich anheischig machten, von ihrem großen Gewinne nicht bloß dasselbe zu erbauen, sondern auch fortwährend zu erhalten. Jetzt besteht es hauptsächlich durch eine Taxe, nach der von je 100 Rupien (165 Mark) Gewinn eine Ana ($^1/_{16}$ einer Rupie) erlegt werden muß, ferner durch Strafgelder, welche die Brahmanen auf jede gesagte Unwahrheit gelegt haben. Die Einkünfte betragen gegen 9000 holländ. Gulden; das Oberhaupt der Brahmanen führt die Oberaufsicht. Das ganze Gebäude nimmt einen Platz von etwa 400 □Ruten ein. Ein Reisender zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahm davon einen Grundriß. In Nr. 1 wohnt der Pförtner; in Nr. 2 leben kranke Kamele und Ochsen; in Nr. 3 kranke Affen; in Nr. 4 befand sich eine sehr alte Landschildkröte,

ganzen annimmt, beweist die Fürsorge für die Reisenden, die überall erbauten Tschoultries oder öffentlichen Herbergen und die zahlreichen schattigen Alleen in diesem Sonnenlande. Nirgends wird einem armen Reisenden so gutmütig fortgeholfen, als in Hindostan. Der Oberste oder Schulze (Kotwal) eines jeden Dorfes ist gebunden, ihm Reis und Feuerung darzureichen, und ihm nach einem guten Nachtlager im Tschoultrie einen Wegweiser zu geben, der seine Sachen trägt und ihn bis zum nächsten Dorfe führt. Auf diese Weise kann ein Pilger mehrere hundert Meilen hindurch, ohne Sorge um seine Nahrung und Wohnung, ruhig fortreisen. Auch die Europäer haben sich der Mildthätigkeit und Höflichkeit der Hindu mannigfach zu erfreuen gehabt, obschon letztere die Fremden nicht lieben, und wegen des Betragens derselben und der Gewaltthätigkeiten, die sie von ihnen zu erdulden hatten, nicht lieben konnten. Der Hindu läßt alsbald seinen Haß und seine Verachtung fahren, sobald er den Einzelnen als einen guten, rechtlichen Mann kennen lernt, der sein, des Hindu, Wesen ehrt und achtet.

Die Gutherzigkeit und Milde des Hindu artet oftmals in wirkliche Schwachheit aus. Er sucht überhaupt Ruhe und will nicht aus der süßen Gewohnheit seines Daseins herausgerissen werden. Sein Charakter macht ihn mehr zum beharrlichen Dulden, als zum thatkräftigen Handeln geschickt.



75 cm lang und 45 cm hoch, ein häßliches Tier, das kaum noch gehen konnte (starb einige Jahre nachher); in Nr. 5 lebten Tauben, und vor dem Taubenhause Hühner und Hähne; in Nr. 6 Kaninchen; Nr. 7 war ein Gitterwerk und Nr. 8 ein Haus von zwei Stockwerken. Auf dem Platze Nr. 9 weideten Ochsen und Pferde. Nr. 10 ist ein Trank- oder Wasserbehälter. In Nr. 11 und 12 leben auch kranke Pferde und Ochsen; die tödlich kranken sind aber in Nr. 13. Nr. 14 ist abermals ein Gitterwerk und Nr. 15 ist endlich das merkwürdige Zimmer für Insekten, Flöhe, Wanzen und Läuse. Es sollen arme Menschen eigens bezahlt werden, um sich von diesen Tieren saugen zu lassen.

Von dem Hauptspital für Tiere in Bombay sagt Emil v. Schlagintweit (Indien in Wort und Bild, Leipzig 1880): Ursprünglich durch Schenkungen reicher Parsi- und Hindu-Millionäre ins Leben gerufen, wird es durch freiwillige Steuer auf Handelsumsätze in Baumwolle, Zucker und Schmuck erhalten, die kein Hindu weigert. Die Anstalt verfügt im Herzen der Stadt über ein großes Areal, in dessen Gebäuden und Höfen mit einer Jahresausgabe von 180000 Mark durchschnittlich 2000 Rinder, 125 Pferde, 500 Schafe und Schweine, zahllose Katzen, Hühner, Tauben, Papageien, Affen, Ratten und alles mögliche Ungeziefer gepflegt und gespeist werden. Das Asyl sollte altersschwachen und kranken Tieren das Gnadenbrot verabreichen; der gläubige Hindu, dem das Schlachten von Rindern eine Verletzung seiner Religionsvorschriften ist, kauft aber auch ganz gesunde Tiere von den Metzgern und läßt sie hier sich ihres Daseins freuen.

Darum zieht er auch sitzende Arbeiten allen übrigen vor, und vor allem Krieg und Blutvergießen hat er einen Abscheu. Er ist ein weichlicher Mensch, das wahre Gegenteil von dem Mohammedaner, der ihn unterjochte. Wie dieser seine Religion in die Ferne trägt, mit Feuer und Schwert verbreitet, im höchsten Grade fanatisch ist, so ist umgekehrt der Hindu im höchsten Grade duldsam, jeden in seiner Weise belassend. Seine Geistlichen gehen nie darauf aus, Proselyten zu machen; jede Art von Sekte darf ruhig ihren Kultus beibehalten, kann sicher bei den Hindu wohnen, frei und öffentlich die Religion bekennen und lehren.*)

Man wirft den Hindostanern Geiz und Rachgier vor, allein welches Volk würde anders geworden sein bei dem ungeheuren Druck und der tausendjährigen Tyrannei? Wenn manche Reisende von den habsüchtigen Erpressungen der Großen reden, so darf man dies ebensowenig für einen Fehler des Nationalcharakters achten, als es ungerecht wäre, die Europäer

---

*) An anderer Stelle bemerkt J. Hagmann hierüber: Die gebildeteren Klassen der Inder sind aufgeklärte Leute und sehr artig im Umgange mit Europäern. Unsere Bibel ist ihnen gar nicht fremd, aber deswegen bleiben sie doch ihrem Glauben treu. Der Hindu, der zum Christentum übertritt, ist für immer aus der Kastengemeinschaft, sowie von seiner Familie ausgestoßen. Den Schoß seiner Familie, den Herd der menschlichen Gesellschaft, muß er für immer meiden. Gewöhnlich sind es äußerliche Vorteile, die ihn bewegen, Christ zu werden. In einem reichen Lande, wie Indien, wo man Silberstücke als Almosen reicht, ist es so ergiebig, unter dem christlichen Deckmantel die Nächstenliebe zu beanspruchen! Dem neuen Konvertiten ist nun alles gestattet. Jetzt darf er essen wo, wann und was er will, darf sich einen Schluck Brandy oder Claret aus seines Herrn Flasche gönnen, wenn er es hinter dessen Rücken thun kann, seine Kinder, wenn er deren hat, werden auf Kosten der Mission erzogen, ja im Notfalle sorgt diese ihm auch noch für eine Ehehälfte. Ja, das Christwerden ist eine schöne Sache! Die Herren und Damen, die in glänzenden Equipagen an ihm vorbeifahren, sind jetzt alle seine Brüder und Schwestern geworden. Sein Lehrer und Bekehrer hat es ihm ja gesagt. O, der eitle Tropf! Christliche Diener sind mir geradezu zum Ekel geworden, sie haben alle Untugenden des Hindu, ja noch mehr dazu und daneben machen sie das unschuldigste Gesicht, schwören bei jedem Anlasse auf die Bibel und alle Heiligen.

Die lobenswertesten Einrichtungen der christlichen Missionen sind noch deren zahlreiche Schulen, in denen gegen ein geringes Schulgeld die Kinder der Eingebornen unterrichtet werden, ohne daß sie hierbei irgendwie zum Christentum gezwungen werden. Solche Lehranstalten stiften allerdings viel Gutes. Auch der Baseler Mission, die sich bereits ausschließlich die West- oder Malabar-Küste zu ihrem Wirkungskreis erkoren, muß Lob gespendet werden, indem sie mit dem Guten auch das Nützliche zu verbinden weiß. Sie hat an mehreren Orten die Baumwollenweberei eingeführt und dadurch das Volk zur Industrie aufgemuntert und sich selbst eine Erwerbsquelle verschafft.

Während die Vorsteher der englischen Missions-Institute in Madras sich jede Bequemlichkeit erlauben, derer ein englischer Gentleman zu einem angenehmen Leben in Indien bedarf, so darf die lobenswerte Hingebung der Patres der Missions étrangères in Paris, die oft mit wenig mehr als einem Zehntel des Einkommens ihrer englischen Kollegen im unwirtbaren Innern der Präsidentschaft ein spärliches Leben fristen, nicht unerwähnt bleiben. Solche Boten des Herrn müssen allerdings einen besseren Eindruck auf das Gemüt der Eingeborenen machen, als die im Wagen daherrollenden, wortkargen Missionäre der englischen Kirche.

im ganzen des Geizes und der Härte zu beschuldigen, weil einige europäische Herrscher sich durch diese Laster entehrt haben.

Die Banianen, die Kaste, welcher die Kaufleute und Bankiers angehören, sind oft sehr gewandt und nehmen nach der Gewohnheit des Landes hohe Zinsen, aber im ganzen sind sie dennoch redliche Leute, auf die man sich durchaus verlassen kann.

Ein anderer Fehler, den man den Hindu vorwirft, ist die Feigheit. Aber auch dieser Vorwurf verliert viel von seinem Gewicht, wenn man erwägt, daß die Religion dieser Nation es mit sich bringt, alles Blutvergießen, mithin auch den Krieg, zu hassen. Betrachtet man die Kriegerkaste der Tschetries, dann sehr zahlreiche Stämme, wie die Radschputen, die Seiks, die Marathen, die den Krieg als ein Hauptgeschäft ihres Daseins ansehen, die sich seit den ältesten Zeiten stets durch ihre Tapferkeit hervorgethan haben und noch immer gefürchtet sind, so muß man jenes Vorurteil ganz zurücknehmen. Ja, die Marathen haben es oft genug bewiesen, daß sie der Überlegenheit unserer Feuerwaffen und Taktik ungeachtet dennoch die Europäer nicht fürchten, ja sie zu besiegen gewußt haben. Wie sie in der neuesten Zeit die Engländer in die Enge getrieben und dem Untergange nahe gebracht haben, ist bekannt. Auch die Hindu, welche von den Engländern zum Kriegsdienst herangezogen werden und unter dem Namen Sipoys bekannt sind, zeigen sich bei ihrer Bildung von bewährter Zähigkeit und Ausdauer, hohem Mut und Todesverachtung.

Einstmals hatten sich die Sipoys wegen rückständiger Löhnung gegen die Engländer empört, und viele waren zum Feinde übergegangen. Der Oberst Munro ließ ein Bataillon der Desertierten von europäischen Truppen einholen und sprach das Urteil, daß mehrere von ihnen, anderen zum Beispiel, durch Kanonen erschossen werden sollten. Vier Rädelsführer hatten bereits ihre Strafe erlitten, und man band, zu ähnlicher Bestrafung, vier andere vor die Mündung der Stücke, als vier der übrigen schuldigen Sipoys hervortraten und behaupteten, ihnen gebühre der Vorrang, sie müßten zuerst erschossen werden, da jene nur gemeine Soldaten, sie hingegen Grenadiere seien. Dies ward bewilligt, und sie gingen freudig in den Tod. Kurz darauf erfocht der Oberst mit 1000 Mann europäischen Truppen und 3000 dieser Sipoys bei Buxar einen herrlichen Sieg über das große Heer des Nabobs Souja Doula.

Höchst sonderbar war eine fast an Wahnsinn grenzende Todesverachtung von fünf Radschputen. Als diese sich in einem Bauernhause von langen Märschen ausruhten, geriet das Haus in Brand. Vergebens drang man in die Soldaten, das Haus zu verlassen. „Nie," antworteten sie, „haben wir das Feuer gescheut, es ist vielmehr stets vor uns geflohen." In dieser Stimmung ließen sich vier dieser Radschputen verbrennen, und der fünfte, der sich gerettet hatte, blieb lange Zeit untröstlich über seine Feigheit.

So sonderbar uns auch ein solcher Zug vorkommt, so charakterisiert er

doch das ganze Wesen dieser asiatischen Menschen, denen in ihrer üppigen, großartig prächtigen Natur das Ewige und Unbegreifliche Gottes viel anschaulicher wird, bei weitem näher steht, als uns kühlen Abendländern. Der Orientale ist fast immer in dem Gefühle etwa wie einer in der Feldschlacht oder in einem Trauerspiele, wo alles Geschaffene in seiner Vergänglichkeit empfunden wird; ihn deucht das Leben ein Nichts, und darum hat er es ganz und voll, darum bebt er nicht europäisch vor dem Tode zurück, sondern nimmt ihn und jede Unvermeidlichkeit gelassen hin.

Das häusliche Leben der Hindu zeigt übrigens, wie sehr sie sich durch Milde und Gutmütigkeit vor allen anderen Asiaten auszeichnen. Mit wenigem zufrieden, hat der Hindu auch bloß eine Frau, nur die Radschahs (Fürsten) und Großen machen hiervon eine Ausnahme. Die Anhänglichkeit der Eheleute untereinander ist sehr groß, und die Weiber zeichnen sich durchweg als redliche, fleißige Hausfrauen aus. Die Kinder werden zur Sanftmut erzogen, und selbst die unteren Kasten geben ihren Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Jedenfalls trägt die Ernährungsart der Hindu zur Richtung und Bildung ihres Charakters sehr viel bei. Diese an den Grenzen der Schwäche stehende Sanftheit hätten sie wohl nicht, wenn sie sich, wie ihre Nachbarn und sämtliche Mongolen, von dem Fleische der Jagdtiere oder ihrer Herden ernährten oder den berauschenden Geist der Pferdemilch und den Rum ihres Zuckers genössen.

Der Hindu lebt hauptsächlich von Reis und dem Reichtum der Früchte seines Landes.

Je angesehener und ehrwürdiger die Kaste der Hindu ist, desto mäßiger und beschränkter ist ihre Nahrung. Die Brahmanen dürfen eigentlich durchaus nichts genießen, was Leben hatte; also nicht bloß Fleisch, sondern auch Fische sind ihnen verboten. Der Reis wird teils nur in Wasser abgekocht, teils mit Butter oder Milch oder auch mit einigen Kräutern und Gewürzen bereitet, genossen. Indessen kann die große Mannigfaltigkeit der trefflichen Früchte Hindostans den Inder bedeutend für die Beschränkung schadlos halten, zumal da das Klima selber zur Pflanzennahrung auffordert.

Selbst die Banianen, welche zur dritten Kaste gehören, leben fast nur von Pflanzenkost. Dagegen haben die Tschetries oder die Kaste der Krieger, zu denen die Fürsten gehören, die Erlaubnis, Fleisch und Fische zu genießen, Rindfleisch ausgenommen. Begreiflich mußte sie ihre Lebensart selbst dazu nötigen, da sie einmal mehr Kräfte und Mut bedurften, als die übrigen, und sich zugleich im Kriege oftmals in der Lage befanden, daß ihnen nur tierische Nahrung zu Gebote stand.

Die unterste, verachtetste Kaste, wenn man diese überhaupt noch für eine Kaste gelten lassen darf, die Parias, genießen alles, was ihnen nur einigermaßen eßbar scheint und geboten wird; selbst um das Fleisch gefallener Tiere streiten sie mit den Schakalen und Geiern.

Das Getränk der Hindu ist nur Wasser oder Milch; indessen finden hier oftmals dieselben Ausnahmen statt wie bei den Speisen. Die Vornehmen genießen Reiswasser, ja selbst Arrak aus Reis und andere geistige Getränke. Es herrscht allgemein die Sitte, ja es ist Gebot, daß beim Trinken die Lippen nie das Gefäß berühren dürfen; man gießt auf eine sehr geschickte Weise das Flüssige in den Mund. Die Parias sind auch deshalb verachtet, weil sie, wie die Fremden, namentlich wie die Europäer, beim Trinken das Gefäß mit den Lippen berühren.

Die Wohnungen der Hindu muß man zwar, wie überall, nicht nach einerlei Art beurteilen, sondern in mehrere Klassen bringen; allein auch selbst die des geringeren Mannes sind mit Rücksicht auf das Klima nicht durchaus schlecht, obschon sehr einfach.

In den Dörfern bestehen die Häuser nur aus Pfahlwerk, mit Lehm und Stroh verbunden und gewöhnlich mit Palmblättern bedeckt. Die Häuser selbst stehen ziemlich weitläufig, haben aber größtenteils eine hölzerne Einfassung oder Umzäunung.

Die Bürgerhäuser der Städte sind zumeist aus getrockneten Backsteinen erbaut, die aber häufig die Härte gehauener Steine annehmen. Sie haben flache Dächer, sind zwar niedrig und finster, aber nicht ohne Fenster. Man will in den Wohnungen vor der Wärme, wie vor dem Lichte geschützt sein. Selbst in den angesehensten Städten wohnt eine Menge von Einwohnern in leichten Stroh- und Holzhütten, die freilich, wenn eine Feuersbrunst eintritt, samt und sonders ein Raub der Flammen werden. Bei einer Feuersbrunst in Delhi brannten einmal 60000 solcher Häuschen auf einmal nieder Die besseren Häuser haben indessen zwei und mehr Geschosse, in Benares trifft man auch steinerne Häuser von sechs Stockwerken. Sie sind dort dicht nebeneinander gebaut, aber in seltsamem Stil oft phantastisch bemalt. Reihen von Schnitzwerk laufen um jedes Stockwerk herum, das oft sehr dauerhaft und fest aufgeführt ist, mit viel größeren Steinmassen, als bei uns zu den Häusermauern genommen werden. Die Fenster sind außerordentlich klein, aus dem doppelten Grunde: das Hineinsehen des Nachbarn zu verhüten, und die heißen Winde nicht einzulassen. Bei guten Häusern von einem Stock hat man oftmals große Fenster angebracht, allein dann ist es notwendig, sie durch Tattys — das sind besondere Schirme, die aus den Wurzeln wohlriechender Gräser verfertigt werden und stets zur Erfrischung und Abkühlung mit Wasser benetzt sind — vor dem Eindringen der Hitze zu schützen.

Das Klima führte auch die offenen Säulengänge um die Häuser ein, welche sich unter dem Namen der Veranda fast bei jedem Hause von einiger Bedeutung finden, um kühle, von jedem Luftzuge erfrischte, vor dem Regen aber schützende Vorplätze zu bilden, auf denen die Gesellschaft sich vergnügt und unterhält.

Die Straßen sind oftmals so enge, daß man sie vermittelst einer

Galerie verbinden konnte, aber von der anderen Seite ist jedes Haus mit einem Garten umgeben und nimmt deshalb einen großen Raum ein.

Übrigens sind die heutigen Städte Hindostans größtenteils von den Mongolen und Sarazenen (Mohren), den Eroberern dieses Landes, erbaut, oder doch so sehr durch sie verändert, daß man sie kaum mehr für ursprünglich indische Städte ansehen darf.

Einfach wie die Wohnung ist auch der Hausrat der Hindu. Sie ruhen auf Matten und Decken, die über den Fußboden gebreitet werden, und verrichten hier alle die Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhles und Tisches bedarf; sogar ihre Lehrstunden werden so gehalten, daß die Schüler auf der Erde mit untergeschlagenen Beinen sitzen, der Lehrer aber teils stehend, teils gleichfalls mit untergeschlagenen Beinen lehrt. Diese Matten dienen auch statt der Unterbetten und der Decken, denn unsere Federbetten kennt man im Orient nicht. Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- und Messinggerät, Töpfe und Schalen zum Reiskochen und eine hölzerne Keule zum Stampfen des Reises, endlich einige Körbe und hölzerne Kasten zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien — dies zusammen macht das ganze Mobiliar, selbst der nicht unvermögenden Familien, aus. Bei angesehenen Hindu sieht man leichte Bettstellen von Rohr.

Seit dem näheren Umgange mit Europäern findet man in mehreren Häusern auch einige Zimmer mit englischen Möbeln geschmückt, allein sie dienen bloß zur Aufnahme europäischer Fremden.

Das indische Klima macht die Kleidung fast ganz unnütz, und so bedienen sich selbst die höheren Volksklassen einer ganz einfachen und kunstlosen. Den Stoff liefert das Land: Baumwolle und Seide. Gewöhnlich reicht ein Stück Musselin hin zu einem breiten, um die Hüften geschlungenen Gürtel, von wo dann der übrige längere Teil zwischen den Beinen durchgeschlagen, bis über die Kniee herabhängt. Der ärmere Hindu begnügt sich, vorzüglich in der trockenen Jahreszeit, lediglich hiermit, dahingegen von anderen, die mehr Luxus treiben wollen, ein zweites 4—5 m langes Stück von ähnlichem Zeuge nachlässig und ohne bestimmte Form um den übrigen obern Körper geschlagen wird.

Das andere Geschlecht trägt aber, wie die Mohammedaner, gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibes eine kurze Weste mit Ärmeln, die auf den halben Oberarm gehen; und da die Hindu auf einen schönen Busen sehr hohen Wert setzen, so haben die Vornehmen wie auch die Tänzerinnen denselben mit einem besonderen Futteral überzogen. Die langen Beinkleider der Frauen sind meist von Seide, oft von Silber- und Goldstoff. Um den Kopf wird ein feines Tuch gewickelt, zum Schutz gegen die Sonne. Dieser Kopfputz findet sich bei den Frauen wie bei den Männern.

Statt der Schuhe tragen die Mannspersonen in einigen Provinzen Sandalen, d. h. schmale Bretter mit Absätzen, welche vermittelst eines knopfförmigen Holzes zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden. Andere

befestigen sie mit einem schwarzen ledernen Riemen quer über den Fuß, und bei den angesehenen Hindu, sowie bei den Mohammedanern sind sie von rotem oder gelbem Leder.

Ungeachtet dieser Einfachheit in der Kleidung zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte ein entschiedener Hang zum Putz. Vor allem schmücken sich die Hindu gern mit Armringen von Elfenbein, die auch wohl mit messingenen abwechseln. Im Innern von Dekan sieht man Frauen, welche, obgleich mit Kindern auf dem Rücken beladen, 8—10 Pfung solcher Ringe an den Armen und Beinen schleppen. Oft steigen solche Ringe von dem unteren Arm bis an die Schulter hinauf, so daß der eine immer größer wird als der andere, und der oberste einen bedeutenden Durchmesser besitzt. Einige Frauenzimmer tragen sogar silberne Ringe mit Glöckchen an den Beinen. Aber am sonderbarsten fällt den Europäern der Ring auf, den die Tänzerinnen an der Nasenspitze oder durch den Nasenknorpel gezogen tragen, und der für eine große Zierde gilt.

Die Reichen, sowohl Männer als Frauen, tragen bei feierlichen Gelegenheiten Halsbänder von Smaragden, Stirnbänder von Juwelen und schwere goldene Ketten. Der Hindu setzt den größten Teil seines Vermögens an den Schmuck seiner Frau und Kinder. Wenn auch auf solche Weise sein Kapital keine Zinsen trägt, so kann er's im Notfall doch leicht fortschaffen und verbergen. In Madras giebt es Frauen vornehmer Hindu, die bei Festlichkeiten für 100—160000 Mark Schmuck an sich tragen.

Das lange, rabenschwarze Haar wird, um seinen Glanz zu erhöhen, mit feinem wohlriechenden Öle gesalbt. Sowohl die Tänzerinnen, als auch die jüngeren Frauen der Cenana oder des Harems, und selbst die Prinzessinnen lassen es in einem oder mehreren Zöpfen längs des Halses herabhängen, durchflechten es auch wohl mit Goldplättchen oder mit Perlen und Juwelen. Bei Geringeren wird aber das Haar nur aufgeschlagen und, in einen Knoten zusammengewickelt, auf dem Scheitel befestigt. Das Stirnhaar wird zu beiden Seiten gescheitelt, und nebenher laufen nicht nur goldene Ketten, sondern auch die schönsten Blumen durchschlingen das Haar. In verschiedenen Teilen Hindostans befestigen die Mädchen auch ganz dünne Goldplättchen an der Stirn. Ein Hauptschmuck aber besteht in den Ohrgehängen. Sowohl von den Ohrläppchen, als auch von dem Rande der Ohren hängen goldene mit echten Steinen gezierte Ringe.

Hier und da findet man auch noch das Tättowieren oder Einbeizen verschiedener Figuren und einzelner Flecke auf die Haut, und bei den Tänzerinnen sieht man die bei uns ziemlich vergessene Mode der Schönpflästerchen.

In Hindostan ist wie in der Berberei, Ägypten, Arabien und anderen Teilen des heißen Asiens das Färben der Hände und das Umziehen des Auges mit einem schwarzen Ringe in Gewohnheit. Das Rotfärben der inneren Hände und Füße, besonders aber der Nägel, geschieht vermittelst

der Henna. Die zu Pulver geriebenen Blätter dieser Pflanze werden mit Wasser in einen Teig verwandelt, den man sodann auf die Teile legt, welche man färben will. Hier läßt man ihn eine Nacht liegen, da dann diese Farbe, orangerot, sich so fest eingesogen hat, daß sie selbst nach vielen Wochen, trotz des häufigen Waschens der Morgenländer, nicht verlischt. Es ist merkwürdig, daß diese Farbe tief in die Substanz der Nägel eindringt, so daß sie hier fast gar nicht erneuert zu werden braucht.

Will man dieser Farbe eine tiefere Tinte geben, so wird nochmals der gefärbte Teil mit Öl eingerieben.

Das Färben der Augenbrauen wird durch Spießglanz bewerkstelligt, das auch die schwarze Farbe der Zähne bewirkt. So widerlich dies uns erscheint, so behauptet man doch in Indien, es diene, die Zähne gesund zu erhalten, und es ist wahr, daß bei den ältesten Frauen die Zähne noch gesund bleiben, während sie bei den Männern durch das häufige Betelkauen bald schadhaft werden.

Wir haben bereits darauf hingedeutet, wie gleicherweise die Religion und der milde Charakter der Hindu sie zu solchen Beschäftigungen auffordern, welche den Menschen ruhig ernähren und ihm die Bequemlichkeit des Lebens ohne Gewaltmittel oder gar Blutvergießen gewähren. Ackerbau, Viehzucht, und die hieraus entspringenden Erzeugnisse darf man darum in Hindostan mit Recht erwarten. Aber trotz der hohen geistigen Anlagen und der praktischen Gewohnheit seiner Bewohner haben beide Kulturzweige doch keine Fortschritte gemacht, obwohl sie schon viele Jahrhunderte lang geübt sind. Daran hat das Klima großen Anteil, welches alle Jahre dem Boden in derselben Üppigkeit seine Früchte entlockt, welches den Herden immer aufs neue reichliches Futter bietet, ohne daß der Mensch nötig hätte, auf Vermehrung der Mittel zu seiner Erhaltung zu sinnen. Dazu kommt die Mäßigkeit und Genügsamkeit dieses Volkes, das nur soviel erstrebt, als es notwendig braucht, und leicht befriedigt wird.

Wie überall im warmen Orient ist natürlich auch in Indien der Reis das Hauptnahrungsmittel und die Hauptgrundlage des ganzen Ackerbaues. Dieser findet aber seinen Mittelpunkt, von dem nicht bloß aller Ackerbau, sondern alle Bildung überhaupt ausgegangen ist, am Ganges, dem heiligen Strome der Hindu. Dieses Segens- und Lebenswasser tritt in der Regenzeit über die Ufer, überschwemmt einen ungeheuren Landstrich und erteilt ihm die hohe Fruchtbarkeit, die besonders durch die Gewährung reicher Reisernten das Leben von Millionen erhält. Die Natur ist hier so freigebig mit dieser Frucht, daß sie in den meisten Provinzen von Dekan eine doppelte Ernte giebt; in einzelnen Gegenden erntet man sogar viermal des Jahres.

Die Hindu genießen den Reis auf die verschiedenste Weise im Korn, aber auch als Trank, indem sie das Wasser von gekochtem Reis durch ein Tuch seihen. Diese Reis-Bouillon, die sie Kange nennen, ist das Haupt-

getränk, wodurch sie sich erfrischen und stärken, und das selbst als Heilmittel gegen ruhrartige Zufälle dient.

Auch beim Verfertigen des Schießpulvers bedienen sich die Hindu dieses Wassers, welches das Pulver entzündlicher macht. Die Musselin- und Seidenweber bereiten ihren Aufzug mit diesem Wasser, denn es stärkt denselben besser und haushälterischer als der Leim des Weizenmehls.*)

Daß man aus dem Reis den Arrak destilliert, ist bekannt genug. In Indien verdankt nicht bloß der Mensch dem Reis seine Nahrung, sondern auch die Strohhülle (Kapsel) des Korns ist eine so schätzbare Nahrung für das Hornvieh, daß die Kühe danach reichliche Milch und vorzügliche Butter geben. Merkwürdig ist auch, daß in diesem Hülsenstroh eine Menge von Feuerstoff enthalten ist, und die Schmiede mit Hilfe desselben das Eisen schneller in Fluß bringen. Mit Kohlen vermischt, giebt es dem Feuer eine solche Kraft, daß man hierdurch ein Drittel Zeit zum Glühen der Eisenstangen gewinnt.

Die glückliche Lage Hindostans, auf der einen Seite durch die Seeluft aufgefrischt, auf der anderen durch Gebirge und Terrassen gemäßigt, seine vielfache Zerteilung durch Kettengebirge, nebst seiner ausgezeichneten Bewässerung durch reiche, volle Ströme, geben ihm vor den meisten Ländern Asiens den Vorzug, daß es sowohl die tropischen, indischen, als europäischen Früchte erzeugt. So finden wir denn auch hier unsere Getreidearten, Weizen und Gerste, dazu die Hülsenfrüchte, Bohnen und Erbsen, nebst Hirse und Mais. Jedes Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen, und 2—3 m entfernt steht dann gewöhnlich ein schöner blühender Strauch von einer Färbepflanze. Die Ernte wird aber dadurch sehr erschwert, daß jede Kornart besonders eingesammelt werden muß. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heißen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues fähig erachten sollte. Indessen ziehen die Hindu doch mehrere Garten- und Küchengewächse, z. B. Rettige, Rüben, grüne (Viets-) Bohnen, den Amarant u. s. w. — alles in viereckige Beete gepflanzt. Auf den Bazars oder Märkten werden diese Erzeugnisse in niedlichen Körben feilgeboten. Im ganzen genommen ist der Hindu durchaus kein schlechter Anbauer, aber in der Gärtnerei ist er noch sehr zurück. Er versteht z. B. das Pfropfen nicht.

Zur Bewässerung der Gärten und Felder wählt man eine sehr einfache Methode und sehr einfache Maschinen. Man hat überall Brunnen gegraben, aus denen man das Wasser mittels eines langen Hebels, an dessen längerer Seite ein lederner Eimer befestigt ist, emporhebt mit Beihilfe eines Holzklotzes, der an der kürzeren Seite des Hebels hängt, an dem sich aber noch eine Art Treppe von Bambusrohr befindet, auf der man emporsteigt

*) Selbst in Italien werden die Gaze und Flore mit Reiswasser gummiert.

und so den vollen Eimer aus dem Wasser hebt. Zum wirklichen Begießen bedient man sich dann wasserdicht geflochtener Körbe.

Ein zweiter höchst wichtiger Anbau ist die Baumwollenkultur, sowohl für die innere Industrie, als für den Handel nach außen. Hindostan, besonders Bengalen und Koromandel, erzeugen vorzügliche Baumwolle und liefern die allerschönsten und feinsten Tücher. Die seidenartige, reine und langhaarige Baumwolle von Bengalen wird gänzlich auf die Musseline verwandt. Die Weber in Bengalen nehmen sieben Hauptarten von Baumwolle an, von denen sich die eine Art besser zu diesem, die andere zu jenem Zeuge schickt. Die richtige Auswahl erfordert eine frühe, langjährige Übung und wird nur dadurch gewonnen, daß die Kinder gehalten sind, das Handwerk oder die Kunst der Eltern fortzusetzen.

Ein drittes für den Handel sehr einträgliches Produkt ist der Pfeffer, von welchem Gewürz die Hindu viele tausend Zentner in den Handel liefern, obwohl die Engländer auf Koromandel sich zum großen Teil dieser Kultur bemächtigt haben.

Der Mohnbau, ein so schädliches Produkt er auch liefert (das Opium), ist sehr einträglich, auch der Anbau von Ölpflanzen, obschon die Kokospalme in ihrer Nuß das treffliche Öl*) darbietet, sehr ausgebildet.

Jährlich sind zwei bestimmte Zeiten zum Pflügen: die eine, wenn im Juni der Regen anfängt, die zweite, wenn er im November aufhört. Die Erntezeit fällt in den höher gelegenen Gegenden in den März und April, vorzüglich in Rücksicht auf Weizen und Gerste. Das Ausdreschen ist ein Austreten und geschieht sofort auf dem Felde, auf ebenen Stellen, die zu einer Tenne geglättet sind. Die Ernte selbst gewährt ein sonderbares Schauspiel. Mehrere hundert Menschen laufen unordentlich durcheinander, fast völlig nackt, den Kopf mit schmutzigen Tüchern umwunden, in der Morgenkälte zitternd. Hier schneiden einige mit einer kurzen Sichel Flachs oder Korn, andere sammeln Senf ein — denn es werden auf einem Acker immer zwei Früchte auf einmal gesäet — während wiederum andere die Bündel zur Dreschtenne tragen. Eingefahren wird das Getreide nie, sondern nach Hause getragen. Auch von dem ausgedroschenen Stroh wird nie mehr auf einmal genommen, als geschnitten ist, und das ist immer nur wenig.

Die Dörfer sind einem Zemindar oder Grundherrn unterthan, auf den, der Wichtigkeit nach, der Putwari oder Faktor folgt. Dieser führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zemindar; er mißt die Äcker aus und nimmt die Pachtgelder in Münze oder Getreide ein, auch entscheidet er in Abwesenheit des Zemindars kleine Streitigkeiten. Seine Besoldung empfängt er von dem Pächter: von jedem Hundert, das dieser an den Grundherrn zahlt, einen bestimmten Teil.

---

*) Das Kokosöl ist zum Genuß zu scharf, aber zum Brennen vorzüglich.

Nach dem Putwari folgt der Getreidereiniger, der im Verhältnis des geernteten Getreides bezahlt wird.

Auch in dem kleinsten Dorfe müssen Schmiede und Zimmerleute wohnen, desgleichen ein Barbier, ein Töpfer und ein Lederarbeiter (Schuster), der zu der alleruntersten Klasse gehört. Fällt ein Stück Vieh, so gehört ihm die Haut.

Die schlechte Polizei auf dem Lande macht auch eine Art von Polizeidienern, Schokidars genannt, notwendig. Sie geben der Obrigkeit Nachricht von den Unruhen und verhaften die Verbrecher. Als Besoldung erhalten sie von jedem Morgen drei Garben und ein Drittel-Morgen Land. Diese Polizeidiener sind besonders da nötig, wo sich Europäer aufhalten. Durch letztere kommt nämlich mehr Geld und Geldeswert in Umlauf, und der Reiz zum Stehlen ist daher größer. Die hiesigen Diebe besitzen eine solche Gewandtheit, daß sie öfers dem Schlafenden das Kissen unter dem Kopf wegstehlen.

Noch sind die Wäscher und Schüsselmacher bemerkenswert. Für jedes Dorf ist eine bestimmte Anzahl von Waschmännern vorgeschrieben, die von jedem Pfluge jährlich 20 Pfennige unseres Geldes in Getreide erhalten. Scheint diese Summe auch gering, so bedenke man, daß eine Hindufamilie auf dem Lande nicht den zehnten Teil der Kleidungsstücke eines Europäers bedarf, daß die Kinder bis zum zwölften Jahre fast nackt gehen, und daß ein Hindu mäßig ist.

Was die Schüsseln betrifft, so braucht man in dem heißen Bengalen bloß ein Pisangblatt und keine eigenen Handwerker; in den kälteren Teilen Hindostans aber sieht man sich genötigt, mehrere Blätter zu einer Schüssel oder einem Teller zusammenzusetzen. Der Barhi (Schüsselmacher) nimmt hierzu 3—6 Pflanzenarten und erhält für jedes Hundert seiner Teller 2 Anas = 30 Pfennige. Die Teller müssen so billig sein, da der Hindu sie nur einmal braucht.

Sehr oft besitzt das Dorf auch einen eigenen Dorfpoeten, einen Bhaut. Er besingt die Thaten einzelner Gemeindeabteilungen, dichtet Hochzeits- und Geburtslieder, und wenn zwei Bhauts vorhanden sind, besingt der eine die Vorzüge der Braut, der andere die des Bräutigams. Nach der Hochzeit und bei der Geburt eines Kindes erhält der Bhaut einen Ochsen oder ein Stück Zeug.

Die allernotwendigste Person ist aber der Geistliche, der Dorf-Brahmane. Ist die Ernte geendigt, so läßt der Bauer den Brahmanen kommen, um durch Gebete und Förmlichkeiten für die Ernte öffentlich zu danken. Der Geistliche verbrennt hierbei gereinigte Butter von Büffelmilch und spricht über den Getreidehaufen mit lauter Stimme gewisse Gebete, worein die Anwesenden einstimmen. Der Brahmane erhält dafür ein Maß Getreide. Da alle Pächter den Geistlichen einladen, so hat er bei jeder Ernte eine

beträchtliche Einnahme. Hierzu kommen noch andere Einkünfte, z. B. bei der Heirat 5 Prozent von dem Vermögen (Aussteuer) der Braut; können die Eltern keine Aussteuer geben, so zahlt der Bräutigam nach seinem Vermögen.

Wenn man mit Achtsamkeit die ganze Einrichtung des Dorflebens betrachtet, so kann man den weisen Anordnungen nur Achtung zollen. Sie zeigen uns die Hindu als eine Nation, welche den hohen Wert der Grundlage jeden Staates, nämlich den Wert des Ackerbaues und der ackerbauenden Volksklasse, richtig ins Auge gefaßt hat.

Die Handwerker bilden eine besondere Kaste mit vielen Abteilungen. Zu den ersten gehört der Goldschmied. Dieser geht nebst seinem Lehrburschen zu demjenigen, welcher seiner bedarf, ins Haus. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalges; eine Zange, Feile und ein Hammer nebst kleinem Ambos sind sein ganzes Handwerkszeug. Den Tiegel verfertigt er an Ort und Stelle aus Thon, gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, wodurch das Gefäß mehr Zähigkeit erhält und in der Glut nicht springt. Versteht es der Hindu auch nicht, dem Golde mehrere Farben mitzuteilen, so muß man doch bei den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Filigranarbeit bewundern. Für 50 Pfennig arbeiten Meister und Lehrling den ganzen Tag.

Die Werkstatt des Schmiedes ist auf ähnliche Weise wandelbar; der Ambos besteht aus einem Stein, vor dem der Meister mit verschränkten Beinen arbeitet, während der Geselle oder Lehrbursche durch zwei grob gemachte Blasebälge das Feuer anbläst, welches vor einem aufrechten, zum Schutze dienenden Stein angemacht ist.

Die Holzsäger, Zimmermeister und Tischler verdienen unsere Bewunderung durchaus nicht. Sie arbeiten zwar ebenfalls mit sehr wenigen und sehr einfachen Instrumenten, allein sie bedürfen auch einer weit längeren Frist als unsere Handwerker; was bei uns in drei Tagen beendigt wird, erfordert ebenso viele Monate. Der Holzsäger setzt das zu zersägende Holz lotrecht zwischen zwei Balken und zerlegt es von oben herab in Bretter, begreiflich eine sehr langwierige Arbeit.

Merkwürdiger dagegen ist das schnelle Verfahren des Schusters. Da diese Handwerker, weil sie Kuhhäute verarbeiten, von den übrigen Hindus sehr verachtet werden und zu den niedrigsten Abteilungen der vierten Kaste gehören, ja sogar in einem eigenen Stadtviertel wohnen müssen, so sind sie sehr arm. Sie haben daher nie einen Vorrat von Leder; man muß jedes Paar Schuhe im voraus bezahlen, und nur mit diesem Gelde kauft der Schuster die Ziege oder den Hund, wovon er das Leder gebrauchen will. Er nimmt aber nicht wie bei uns das Maß, sondern es genügt ihm, den Fuß in die Hand zu nehmen und hier und da zu befühlen. Hierauf bereitet er die Haut sofort durch sehr starke Beize, bearbeitet mit mehreren Schneide- und Schabinstrumenten das Ganze, nähet aber die Sohlen nur mit Baum-

wollenfäden an. Schon am folgenden Tage hat man ein Paar gut passende und sauber gemachte Schuhe; aber sie halten auch nur ein paar Tage. Das fast ganz frische Leder und die Baumwollenfäden bewirken, daß sie weder einem Anstoß noch der Nässe widerstehen, und bei einer Tanzpartie nimmt der Europäer gleich einige Paar Schuhe mit.

Am bewundernswürdigsten sind die Weber. Ihr Werkstuhl ist äußerst einfach; auch schlagen sie ihre ganze Werkstatt nicht nur in jeder Stube, sondern selbst unter jedem Baume im freien Felde auf und legen sie dann gewöhnlich abends wieder auseinander. Der Stuhl besteht aus zwei Walzen, welche auf vier in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Zwei Stöcke laufen quer durch die Kette des Aufzuges der Fäden und werden oben von zwei Stricken an den Baum, in dessen Schatten der Weber arbeitet, befestigt, unten hingegen an zwei anderen Stricken, welche an die großen Zehen des Arbeiters gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette auseinander und den Einschlag dazwischen bringt. Und doch werden mit diesem unvollkommenen Instrumente die vielartigsten Zeuge von der bewundernswürdigsten Feinheit gemacht.

Die Weber werden als arme Leute ebenfalls wie andere Arbeiter vier oder sechs Monate vorausbezahlt. Die Bestellungen geschehen durch einen Mäkler und müssen früh geschehen, damit die Schiffsladungen zur gehörigen Zeit, welche von den Monsuns*) abhängt, abgehen können.

Den Handel führen die Banianen oder ihre Mäkler auf eine für uns sehr befremdende Weise. Fast wie jene Negervölker des inneren Afrika, welche sich gegenseitig nicht verstehen, geschehen auch in Hindostan die größten Verkäufe beinahe stillschweigend. Käufer und Verkäufer setzen sich, nachdem die Waren genau untersucht worden, mit verschränkten Beinen einander gegenüber, reichen sich die Hände und machen die Gebote durch Darreichung einzelner Finger, von denen jeder eine gewisse Summe anzeigt, nur zuweilen wird ein Wort ausgestoßen. Ist aber die Forderung oder das Gebot außerordentlich hoch oder niedrig, dann springen sie mit großem Geschrei in die Höhe, setzen sich indes bald wieder, um von neuem in dem stummen Handel fortzufahren. Gewöhnlich ist hierbei eine Decke über die Hände der beiden Handelnden gebreitet, welche Methode auch bei dem Einhandeln der Diamanten in den Minen stattfindet. Ein hiermit unbekannter Europäer ist erstaunt, wie auf diese Weise in wenigen Minuten, ohne daß er fast irgend einen Laut vernommen hat, Geschäfte von vielen tausend Pfund Sterling abgeschlossen und große Ballen der kostbarsten Waren umgesetzt werden.

Daß die mit jedem Jahre zunehmende Berührung mit europäischer Kultur auch mehr und mehr die geistigen Anlagen der Hindu weckt, ist begreiflich. Daß sie ein talentvolles, sehr anstelliges und gewandtes Volk sind, das zeigen

*) Monsuns oder Jahreszeitenwinde wehen im Indischen Ozean in unserm Sommerhalbjahr von Südwest nach Nordost, im Winterhalbjahr umgekehrt.

sie nun, wo sie in den mannigfaltigsten Ämtern auf Regierungs-Büreaus, in den Telegraphen-, Post- und Geschäfts-Offizes, in den Banken und Magazinen ihrer englischen Herren angestellt sind und sich bewähren.

6. Das Kastenwesen in Hindostan.

Da die Kastenabteilung zu tief in alle Lebensverhältnisse des Hindu eingreift, so ist gar keine Charakteristik dieses Volkes möglich ohne Kenntnis dieser merkwürdigen Einrichtung.

Kaste ist ein portugiesisches Wort; bei den Hindu selbst wird eine solche Volksabteilung Dschadi oder auch Varna genannt. Dieses Zerspalten und Trennen der Menschen einer und derselben Nation, von ein und derselben Religion und Sitte — und zwar ein so bestimmtes Trennen, daß der einen Abteilung nicht nur die angewiesenen Geschäfte erblich gehören, sondern daß sie zugleich sich entehrt halten müßte, wenn eine andere sich dieselben anmaßte — teilen die Hindu mit den Ägyptern, aber so vielfach bis ins kleinste hin ist bei den letzteren das Kastenwesen doch nicht ausgebildet worden. Hindostans Kasten waren bereits vor Jahrtausenden ebenso tief in der Verfassung des Volkes begründet als jetzt; die ägyptische wie die indische Verfassung mögen vielleicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sein. Für beide Völker bleibt es indes ehrenvoll, daß sie den geistigen Kräften den obersten Platz einräumen.

Brahma, den man genau von Brahm, dem Weltenschöpfer, unterscheiden muß, von dem er selbst das Dasein erhielt, ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Haupte die Brahmanen hervorgehen, aus seinen Schultern die Kschadrias oder Tschetries, aus seinen Lenden die Vaissjas oder Waischis, und endlich aus seinen Füßen die Sudras oder Schuder.

Der edelste Teil des Brahma gab mithin der weisesten Kaste den Ursprung; der körperlich stärkste erzeugte die Krieger, die Verteidiger des Vaterlandes; die Hauptstütze für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft, die Landbauer und der Handelsstand, ging aus den Stützen des Leibes und dessen Ernährungssitze hervor, und endlich die vierte, geringste, die der Handwerker und Diener, aus dem untersten Teile, den Füßen.

Die gut überdachte Allegorie wird auch in den Gesetzen des Menu, eines Sohnes des Brahma, sehr passend erläutert. Hier heißt es unter anderem: „Dem Brahmanen wird aufgegeben, den Vedam (die älteste heilige Schrift der Gesetze) zu studieren und ihn wie die Religion überhaupt zu lehren, die Hindu zu ermuntern zum Fasten, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und Almosen zu nehmen, wenn sie arm sind.

Die Krieger, Kschadrias, sollen die übrigen Stände beschützen, den Vedam lesen, die sinnlichen Lüste meiden, Almosen geben und opfern.

Die Vaisjas sollen die Herden hüten, das Land bauen, den Handel betreiben, auf Zinsen leihen, opfern, die Schrift lesen.

Die Sudras sollen Diener sein der anderen, aber sich nicht selbst herabsetzen. Zu ihnen gehören alle Handwerker, und alle Handarbeit, die den anderen nicht zugeteilt ist, ist ihre Beschäftigung."

Dies sind die vier Hauptabteilungen der Kasten. Bevor wir zu den Unterabteilungen kommen, mögen folgende Bemerkungen vorangehen.

Die Religion der Hindu gebietet nicht bloß Enthaltung vom Blutvergießen, sondern zum großen Teil auch Enthaltung vom Fleischessen, namentlich des Kuhfleisches, da das Rind ein heiliges Tier ist. Indessen ist gewissen Stämmen unter den Hindu das Fleischessen erlaubt, anderen aber auf das strengste verboten. Hieraus entsteht eine wichtige Abteilung unter den Kasten selbst, nämlich in:

A. solche, die kein Fleisch genießen (18 an der Zahl);
B. solche, die Fleisch essen dürfen (70 an der Zahl).

Dieser Unterschied geht durch alle Kasten hindurch, selbst die der Brahmanen nicht ausgenommen.

Die Gesetze, welche allen Kasten auferlegt sind, sind diese: sie müssen alle ein oberstes göttliches Wesen anerkennen, und dasselbe unter dem dreifachen Symbol der Sonne, des Feuers und des Wassers verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen und eine Bestrafung des Lasters fürchten. Ferner dürfen diejenigen, welche zu einer Kaste gehören, nicht in die andere heiraten oder überhaupt in eine andere übergehen, sondern müssen treu und fest in der ihrigen beharren.

Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat jede Kaste, und von dieser wieder jede Unterabteilung, besondere Vorschriften, und zwar die oberste Kaste die strengsten.

Es giebt geistliche und weltliche Brahmanen, im ganzen aber vier Hauptstufen, derart, daß jeder in der seinigen, wo er geboren ist, bleiben muß. Um in die erste oder geringste Klasse einzutreten, muß ein geborener Brahmane sieben Jahre alt sein. Es wird ihm dann der Kopf geschoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupt, und er erhält die Ordensschärpe. Die Tonsur erteilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen, die Schärpe aber, das Gesetz zu studieren und zu lehren, letzteres aber erst dann, wenn er zu den höheren Graden aufgerückt ist. In dem ersten Grade ist ihm geboten, keinen Betel zu kauen, enthaltsam zu sein, den Bart nicht zu scheren, sich täglich zu baden, fleißig das Gesetz zu studieren, sich der priesterlichen Handlungen zu enthalten und von Almosen zu leben.

Erst im zweiten Grade wird der Jüngling ehefähig erklärt. Er muß dann mehrere Opfer bringen, von Blumen, Weihrauch und Reis; er muß die geheiligten Charaktere des göttlichen Namens auf Stirn, Brust und Arme schreiben; er muß sich bei der höchsten Strafe, der Ausstoßung aus der Kaste, des Weines und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln,

Rüben, Eier, des Fleisches und der Fische enthalten. Wie aber schon erwähnt, giebt es einige Klassen von Brahmanen, die Fleisch essen dürfen, nämlich Fisch, Hammelfleisch und Wildbret, aber kein Hühnerfleisch.

Will nun der junge Mann in dieser Klasse beharren, so darf er heiraten, seine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünscht er aber zu den höheren Priesterwürden zu gelangen, zu den Geheimnissen der Religion selbst, dann muß er erstlich aus einer angesehenen Familie stammen, die Ehe ist ihm verboten, ferner muß er zwölf Jahre lang in einer Klosteruniversität studieren. Durch den schwersten Eid wird er verpflichtet, die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren, und er muß sich fünf Jahre zum Stillschweigen, sogar bei den religiösen Feierlichkeiten, verpflichten — er darf dann nur durch Zeichen reden. Nun lebt er aber nicht mehr von Almosen, sondern wird vom Kloster erhalten.

Aus dieser Klasse werden nach jenen zwölfjährigen Studien genommen: die Pagoden oder Tempeldiener, und wenn talentvolle Geister sich auszeichnen, die Guru, d. i. die Doktoren der Wissenschaften, Gesetze und Geheimnisse.

Der dritte Grad, welcher erst mit dem 40. Jahre anhebt, legt noch strengere Entbehrungen auf. Der Vanaprast, d. i. Eremit muß von aller Welt entfernt, als Büßender leben. Zwar dürfen die Vanaprasten ihre Frauen in die Einöde mitnehmen, aber das eheliche Zusammenleben mit ihnen ist verboten, die strengste Keuschheit ihnen befohlen. Sie leben nur von Garten- und Baumfrüchten, dürfen durchaus kein Tier töten, müssen auf platter Erde schlafen und dürfen sich selbst in der Regenzeit nur durch ein Dach von oben schützen. Auch reinigen, baden und kämmen sie sich nicht; auf der Brust und den Armen sind sie entweder mit drei horizontalen Strichen oder mit diesem ♁ Zeichen bezeichnet, je nachdem sie sich dem Wischnu oder Siwa gewidmet haben. Ihre Regeln gehen auf das Äußere und auf das Innere. Die Regeln für letzteres bestehen hauptsächlich in der Betrachtung Gottes und der Wahrheit, in der Bewahrung des Seelenfriedens und der Reinheit des Herzens. In einem klassischen Werke der Brahmanen heißt es von den Vanaprasten:

> Alle Blendwerke der Welt,
> Die nur täuschen die Sinne,
> Hält von sich entfernt,
> Wer nach wahrer Weisheit strebt,
> Nach Wahrheit und Glückseligkeit,
> Nur dieser ist reich und selig.

Übrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterlichen Handlungen verrichten.

Endlich bietet die vierte Stufe oder Klasse der Brahmanen bei den Hindu das Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dies sind die Bikhschu oder Saniassi; der erste Name bedeutet: „der Almosen bittet“, der zweite:

„der alles verläßt“. Erst mit dem 72. Jahre kann der Brahmane zu diesem Grade gelangen, und er muß dann vor einem Guru (Gesetzlehrer) seiner Frau, seinen Kindern, wie seinem Vermögen gänzlich entsagen, denn hiermit werden die Kinder unterhalten. Er trägt dann ein Tigerfell über die Schultern, zu Ehren des Siwa, läßt die Nägel stets fortwachsen, schert weder Haupt noch Bart, trägt keine geheiligten Zeichen, sondern bestreut sich bloß nach dem dreimaligen täglichen Bade Stirn und Brust mit der Asche von Kuhmist. Er nimmt Almosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; beim Eintritt in ein Haus fällt man ihm zu Füßen, so heilig wird er gehalten. Er besucht nie eine Pagode; opfert auch nicht, beschäftigt sich nicht mehr mit der Betrachtung des Sichtbaren, sondern bloß noch mit dem unsichtbaren Gotte und dessen unendlichem Wesen.

Da man sich überzeugt hält, ein Saniassi steige gleich nach dem Tode in den wahren Himmel, ohne je zur Erde zurückzukehren (wie es bei den Seelen der anderen Menschen der Fall ist, die durch Tierkörper wandern), so beweint man seinen Tod nicht, denn er ist ja der höchsten Seligkeit teilhaftig. Man begräbt ihn sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz angefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Kokosnuß, und verteilt die Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an die Umstehenden.

Die Vorrechte der Brahmanenkaste sind sehr groß. Schon die Idee des göttlichen Ursprunges von dem Haupte des Brahma flößt die höchste Verehrung ein und macht die Person unverletzlich. Einen Brahmanen zu töten, ist ein fast ganz unverzeihliches Verbrechen, und nur dadurch kann es gebüßt werden, daß der Mörder zwölf Jahre hindurch pilgert, in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammelt, Speise und Trank nur aus diesem Geschirr genießt. Ein Brahmane kann selbst wegen eines Verbrechens nie Todesstrafe leiden; indes hat man doch Beispiele, daß die Fürsten einen solchen Verbrecher haben in einem Sack ersäufen lassen, um wenigstens kein heiliges Blut zu vergießen. Die Todesschuldigen werden der Augen beraubt, aber am Leben gelassen. Die eigentlich schwerste Strafe ist das Ausstoßen aus der Kaste.

Da sich die Brahmanen in den Sprachen und Wissenschaften auszeichnen, so dienen sie den dortigen Regenten sehr häufig als Minister und Sekretäre. Stehen sie als solche auch unter den Fürsten, so dürfen sie doch wegen des höheren Ranges ihrer Kaste nicht mit dem Fürsten speisen, ja der Fürst darf seinen Brahmanensekretär nicht einmal anrühren, und wenn er ihm einen Brief geben will, so muß er selbigen in die Hände des Sekretärs fallen lassen. Die wirkliche Berührung, geschähe sie auch nur vermittelst eines Tuches, das beide berühren, würde den Brahmanen verunreinigen, und er sähe sich gezwungen, Waschungen und dergleichen Handlungen vorzunehmen, um wieder rein zu werden. Der großen Heiligkeit und der wissenschaftlichen Kultur dieser Kaste ungeachtet, giebt es doch

unter den Brahmanen oftmals Leute von sehr großer Unwissenheit und vielen Untugenden, und es ereignet sich oft, daß sie zur Strafe gezogen werden müssen.

Wie die erste Kaste, so zerfällt auch die zweite, die der Tschetries oder auch Radschahs, aus welcher die Regenten, Könige und Krieger hervorgehen, in mehrere Unterabteilungen. Die erste Abteilung soll bis auf wenige an der Küste von Koromandel erloschen sein. Die zweite, die „Fürstenkinder", ist noch jetzt die wichtigste, da nur aus ihr die Könige Hindostans abstammen. Die Radschahs, zu denen auch die Nayren gehören, als geborene Krieger und Herrscher, werden in den Schulen der Brahmanen erzogen und besonders in den Gesetzen und Regierungsgeschäften unterwiesen. Sie tragen zwar ebenfalls eine Schnur, wie die Brahmanen, allein bloß erlaubterweise, nicht von Rechts wegen, und diese Schnur (Orden) soll ihnen zum Erinnerungszeichen dienen, daß sie als Regenten und Kriegsoberste stets gerecht und weise zu handeln verbunden sind.

Auch die dritte Abteilung oder Unterkaste, die der Marattier (woraus wahrscheinlich die Marathen entstanden), widmet sich lediglich dem Kriegsdienste. Übrigens ist es der gesamten Kaste ebenfalls erlaubt, Handel, aber nur im großen, zu treiben, dagegen ist das Lesen der Vedas verboten. Doch darf sich der Tschetrie aus diesem heiligen Buche vorlesen lassen. An die Ehe ist keiner gebunden — mit Rücksicht auf das unstete Soldatenleben.

Die dritte Hauptkaste, die der Vaissjas, enthält außer den Land- und Gartenbautreibenden, den Viehzüchtern, auch die Kaufleute und Wechsler, Banianen oder Vanianen genannt. Sie ist die nützlichste und gehört auch in Indien zu den geachtetsten Klassen. Bei ihr sind die Sitten noch am wenigsten verdorben, haben sich die bürgerlichen Einrichtungen und alten Gebräuche am ungestörtesten erhalten, namentlich in Malabar, wo die fremden Eroberer, Mongolen und Europäer, nicht so tief eingedrungen sind.

Der Hauptzweig dieser Kaste, nämlich die Landbauer, entrichtet seine Abgaben in Naturalien. Diese Leute zahlen ihren Radschahs 30 Maß Frucht oder Reis vom Hundert, welche hohe Abgabe dadurch erklärlich wird, daß sie nur als Pächter, die Radschahs aber als die wahren Eigentümer des Landes anzusehen sind. Die Vaissjas bestehen bei dieser Abgabe ganz bequem, sobald sie nur von ihren unabhängigen Radschahs regiert werden; dagegen leiden sie unter der Willkürherrschaft der Fremden, und nicht bloß die Mohammedaner, sondern auch die Europäer haben sich große Härte zu schulden kommen lassen. Doch schreitet jetzt unter der gerechten englischen Regierung der Zustand des Volkes immer mehr zum Bessern.

Die vierte Kaste, die der Sudras oder Schuders, mußte an Abteilungen die reichste sein, da sie alle die vielartigen Handwerker und Künstler, bis auf die Tänzerinnen herab, ja selbst die Zauberer und Wahrsager (Versprecher) und die niederen Mönche in sich faßt, und jede dieser verschiedenen

Hantierungen unter einer eigenen Gilde steht. Eine Hauptabteilung dieser Kaste ist die in die rechte und linke Hand, und jede Hand hat wieder eine Menge Unterabteilungen, von denen einzelne besondere Auszeichnungen haben. Die, welche zu der linken Hand gehören, dürfen ihre Prozessionen nicht innerhalb der von der anderen Hand bewohnten Quartiere halten, und wenn auch beide Abteilungen einmal zusammen kommen, so ist es doch der linken Hand untersagt, ein weißes Pferd zu reiten oder einen weißen Sonnenschirm zu tragen. Daß zwischen beiden Abteilungen durchaus keine Heiraten stattfinden dürfen, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

Es soll über zwanzig Stufen unter der Schuderkaste geben. Nach den Handwerkern folgen die Ölarbeiter, aber auch diese teilen sich wieder nach den verschiedenen Arten von Öl, z. B. in Kokosölmänner, Kajaputölmänner u. s. w. Folgendes wäre etwa eine Übersicht der wichtigsten Unterabteilungen bei den Schuders: Maler, Kleinhändler, Färber, Wäscher, Schneider, Kammerdiener, Haushofmeister, Destillierer (Arrak), Töpfer, Baumwollenspinner, Korb- und Koffermacher, Teichgräber, Fischer, Schiffbauer, Schwertfeger, Landsoldaten (gemeine), Bettelmönche (gemeine), Schlangenbeschwörer, Sänger und Musiker, wie auch die unteren Klassen der öffentlichen Tänzerinnen (Bajaderen).

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß die Schuders, da sie zugleich Gerber sind, zu den niedrigsten Abteilungen dieser Kaste gehören; sie werden daher auch, gleich den Schlachtern, zum Hinrichten der Missethäter gebraucht.

Selbst aber diese so sehr von den übrigen Hindu herabgewürdigten Unterkasten werden dennoch nicht als gänzlich unrein verabscheut, gehören noch zu den vier Kasten und beobachten die Gesetze und Religionsgebräuche der Hindu.

Dagegen giebt es eine andere Volksabteilung bei den Hindu, welche durchaus zu keiner Kaste zu zählen ist, da sie von den Hindusitten ganz abweichend lebt, jede Art von Speise genießt, sich auch allen Reinigungen und Bädern entzieht. Die hierzu gehörigen Menschen führen verschiedene Namen: Parias, Pulias, Purier, Thiva u. s. w.; die beiden ersten sind die gewöhnlichsten. Diese unglücklichen, von allen vier Kasten tief verabscheuten Menschen leben gänzlich nach ihrer Willkür oder auch wie es ihre elende Lage zuläßt. Selbst das Gesetzbuch des Menu sondert sie auf das traurigste von allen Hindu ab: „Niemand, der seine Pflicht erfüllt, soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel reicht, reiche sie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider sollen die Mäntel der Verstorbenen sein; ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihr Zierat verrostetes Eisen. Sie sollen stets von einem Orte zum andern wandern, auch zur Nachtzeit nicht in den Städten bleiben."

Sie wohnen in eigenen kleinen Dörfern, deren Hütten so niedrig sind, daß kein Mensch hineinkommen kann. Man fürchtet sogar ihren Atem. Redet ein Paria zu einem anderen Hindu, so muß er die Hand vor den

Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, so muß er sich zur Seite kehren, bis der andere vorübergegangen ist.

Bekommt ein Paria einen Brahmanen zu Gesicht, dann muß jener Unglückliche sofort die Flucht ergreifen, denn der Brahmane würde sonst unrein. Noch viel weniger dürfen die Parias einen Tempel besuchen oder opfern und beten. Auch in das Haus eines andern Hindu darf kein Paria eintreten; ist man seiner benötigt, dann läßt man ihn durch eine Seitenthür hineingehen, wobei er aber stets die Augen zu Boden schlagen muß. Denn sieht er etwa umher, so hält man alle Möbel und Geräte für verunreinigt und schlägt sie in Stücke.

Dennoch sind diese so tief verachteten Menschen sehr nützlich. Sie dienen den Hindu als Pferde- und Ackerknechte, den Europäern aber als Köche, Lastträger und Soldaten. Hierbei ist es merkwürdig, daß ein kastenfähiger Hindu im Soldatendienst oft unter einem Paria steht, ja selbst von ihm gezüchtigt wird, ohne daß er sich dadurch für geschändet halten darf.

Übrigens sind dem Paria die schmutzigsten Arbeiten vorbehalten, z. B. das Reinigen der Kloaken, das Abstreifen des toten Viehes u. s. w. Auch stimmt ihre Lebensweise damit überein. Sie genießen alles, was den kastenfähigen Hindu verboten ist, alle Arten von Fleisch, Rindfleisch nicht ausgenommen, ja sie verzehren selbst das Fleisch von gefallenem Vieh und Aas aller Art. Wenn sie starke Getränke bekommen können, berauschen sie sich.

Noch tiefer als die Parias stehen die Pulias. Diese wohnen von allen übrigen Menschen entfernt, in sumpfigen Niederungen oder unzugänglichen Gebirgsklüften; nähert man sich ihnen, so entfliehen sie mit großem Geschrei, denn sie wissen, daß es ihnen zum Verbrechen angerechnet wird, anderen Menschen ins Antlitz zu sehen. Sie sind nackt, von Schmutz ganz entstellt, von Farbe fast schwarz. Oft heulen sie vor Hunger in ihren Höhlen und Lagern; dann wirft man ihnen Reis und andere Speise hin, wie den Tieren. Sie werden besonders auf Malabar von den kriegerischen Nayren zum Feldbau gedungen, aber werden so wenig geschont, daß es einem Nayr freisteht, die Güte seines neuen Säbels oder Pistols an einem Pulia zu versuchen. Buddhas Lehre, der eindringende Islam, vor allem aber die Ausbreitung des englischen Einflusses haben auf dieses Kastenwesen wenigstens zum Teil mildernd eingewirkt.

7. Ein Ausflug von Kalkutta nach dem Sanatorium Dardschiling im Himalaya.*)

Während Graf Széchenyi in Südindien auf der Tigerjagd sich befand, unternahmen die Reisebegleiter desselben, der Geograph Oberlieutenant Kreitner und der Maler Ludwig von Loczy, einen Ausflug nach den Vorhöhen des Himalaya, da ihnen in Kalkutta weder die Temperatur, noch das gesellige Treiben im Great Eastern-Hotel das Leben besonders zu versüßen vermochten. In den Hotels Kalkuttas wird einem der Aufenthalt besonders durch die braunfarbigen Diener verleidet, „Kitmegar" genannt. Sie sind barfuß, tragen als Kopfbedeckung einen runden Hut mit breiter Korkkrämpe, während sie den Körper mit einem langen, weißen, bis zu den Knöcheln reichenden Baumwollenhemde bedecken, das durch einen Riemen zusammengehalten wird. Über diese Kitmegar stolpert man auf jeder Treppenstufe; ihre Ehrlichkeit ist so groß, daß sie nicht bloß mit den Händen, sondern ebenso talentvoll mit den Fußzehen stehlen; ihren Fleiß muß man gesehen haben, um eine Schilderung desselben nicht märchenhaft zu finden. Beobachten wir sie beim Zutragen der Speisen und Tisch-Geräte auf die für 60 Gäste gedeckte Tafel im ersten Hotel Kalkuttas! 80 braune Diener marschieren, einer hinter dem andern, nach dem zweiten Glockenzeichen in den Speisesal. Ein alter Graubart führt diese Heeressäule an; er ist beladen mit einem Eßlöffel, der zweite und dritte haben sich dieselbe Last zugemutet, der vierte trägt ein leeres Glas, um nach einem zweiten Gange das Bier nachzubringen; der folgende schleppt sich mit einem Messer, der nächste mit einem Teller oder gar einem Kaffeelöffelchen; die Tasse zu demselben folgt erst beim zweiten Kommen, und der Kaffee beim dritten. In Rückgratsverbeugungen und -verrenkungen leisten sie dagegen Ungewöhnliches, natürlich nur um ein möglichst hohes „Bakschisch" (Trinkgeld) zu erlangen.

Am 6. Februar 1878 begaben sich unsere Reisenden nach dem Hauptbahnhofe, der nicht auf dem linken Hugli-Ufer — wo Kalkutta liegt —, sondern auf dem rechten in der Vorstadt Habrah (Haurah) sich befindet. Die Bahnlinie führt von hier ziemlich geradlinig nordwärts, man setzt mittels Dampfbootes über den Ganges und gelangt auf der nunmehr schmalspurigen Eisenbahn bis Julpigore (spr. Dschulpaigore) etwas südlich von Dardschiling.

Mit großer Fahrgeschwindigkeit flog der Zug durch die reichangebaute Ebene Bengalens; in den Gärten, welche die Sommerwohnungen der Engländer umhüllen, ragten Dattel- und Kokos-Palmen, Bananen und Bambus-

*) Quelle: G. Kreitner, Im fernen Osten. Reisen des Grafen Bela Széchenyi in Indien, Japan, China, Tibet und Birma 1877—80. Wien 1881.

stämme hoch empor; Reisfelder wechselten mit wilden Dschungeln, auffällig aber war die große Zahl der kleinen Teiche und Seen, welche zur Bewässerung dienten und diesem Zwecke in ganz eigentümlicher Weise dienstbar gemacht wurden. Man errichtete zwei Bambusstäbe, entsprechend den Balken unserer Schaukeln, und ließ zwischen diesen einen geflochtenen, durchlässigen Korb hin- und herschwingen, der sich in der tiefsten Lage füllte, in der höchsten entleerte. In der Nähe von Modunpore bemerkte man im Westen der Bahnlinie ein großes Zeltlager, das von einem Regimente indischer Soldaten, d. h. Eingeborener, bewohnt war. Hatte man früher in der Nähe Kalkuttas die Krieger der Kaiserin von Indien noch in leidlicher Uniform und mit Hinterladern bewaffnet gefunden, so sah man hier Rekruten im Dienste fast ohne Kleidung und nur mit Pfeil und Bogen ausgerüstet. Die Offiziere fast aller indischen Regimenter sind Engländer, die nach sechzehnjährigem Dienste mit voller Pension entlassen werden können und dann gewöhnlich Alt-England wieder aufsuchen. Der tägliche Dienst umfaßt in Friedenszeiten ungefähr eine Stunde Exerzieren bald nach Sonnenaufgang und eine kleine Parade, wenn die Sonne sich zum Scheiden anschickt. Es ist dem Soldaten gestattet, sich zu verheiraten; der Familienvater erhält dann eine größere Wohnung, die er mit keinem Kameraden teilt, während die Unverheirateten zu je zwei ein reinliches, luftiges Zimmer bewohnen. Bei der Teuerung aller Lebensbedürfnisse und in Anbetracht des Umstandes, daß die englischen Soldaten nur geworbene Söldner sind und sich großen klimatischen Gefährdungen aussetzen, dürfen uns die hohen Monatsgagen nicht wundern. Sie betragen beim Sekondelieutenant: 500 Mk., beim Premierlieutenant 600 Mk., beim Kapitän 1000 Mk., beim Major 1400 Mk., beim Obersten 2000—2400 Mk. Der gemeine Soldat und der Unteroffizier beziehen außer der Kleidung monatlich 120—200 Mk. Interessant war es unseren Reisenden, unter dem Kriegsapparate im Lager von Modunpore auch Elefanten zu bemerken, die eben ihre Mahlzeit, bestehend aus Zuckerrohr, zu sich nahmen.

Als die damalige Endstation der nördlich vom Ganges nur schmalspurigen Bahn erreicht war, nämlich das kleine ärmliche Örtchen Dschulpaigore,*) wurde die Reise in einem Ochsenkarren fortgesetzt, der von zwei kleinen, mageren, höckerigen Tieren schneckenartig bewegt wurde. Dies bewog unsere Reisenden, auszusteigen und zu Fuß am Ufer des Tistaflusses, der in den Brahmaputra fällt, hinzuwandern. Gegen 8 m tief war sein Erosionsthal eingeschnitten, und war derselbe jetzt auch bequem zu durchwaten, so füllt er doch zur Regenzeit das ganze Bett. Am Ufer lag ein toter Hindu, dessen Leichnam einige zwanzig Adler und Lämmergeier mit einer Gier zerfleischten, daß selbst Pistolenschüsse sie nicht wegzuscheuchen vermochten. Als Kreitner im Gebüsche Käfern nachspürte, bewegte sich

*) Heute steigt die Bahn bis 2255 m, bis Dardschiling selbst, empor.

plötzlich ein Ast vor ihm, eine Brillenschlange streckte ihm zischend den aufgeblähten Hals mit der Brillenzeichnung entgegen, um blitzschnell in einem Erdloche zu verschwinden. Müde geworden von der Hitze, ließ man sich den Ochsenkarren wiederum gefallen, der bei dem Mangel aller Brücken die vielen kleinen Gebirgswässer, welche die Straße unterbrechen, durchfahren mußte. So leicht der Wagen auf der einen Seite hinabglitt, so beschwerlich war es für die Ochsen, denselben am andern Ufer emporzuziehen, so daß der Wagenlenker sie mit spitzem Stocke, den er ihnen in den blutenden Rücken stach, antreiben mußte.

Als man nachmittags 5 Uhr die Tiere verschnaufen ließ, wählte man einen Ort zur Rast, wo indische Gebirgstruppen, fast nackt und mit großen, in einer Scheide steckenden Messern bewaffnet, unter dem Kommando eines englisch redenden Schwarzen ihre Übungen abhielten. Aus Sparsamkeitsrücksichten hielten sich mehrere dieser buddhistischen Gebirgssöhne eine gemeinsame Frau, die unter einem Tamarindenbaume das Mittagsmahl der fünf bis zehn Gatten bereitete, nämlich Reis.

Das Ochsengespann setzte sich wieder in Bewegung, um nach siebzehnstündiger Fahrt in dem Örtchen Siligori einen sogenannten Bungalow zu erreichen; darunter versteht man von den Engländern eingerichtete Holzhäuser, mit Bambus gedeckt; sie ruhen auf eingerammten Balken ungefähr 1 m über dem Erdboden. Diese Maßregel bezweckt eine gewisse Sicherung vor den Modergerüchen des Bodens, sowie vor Schlangen und ähnlichem Ungeziefer. Der Bungalow enthielt Betten und bot ein leidliches Unterkommen, nur daß die Kitmegar mit ihrer Zudringlichkeit lästig fielen. Am nächsten Morgen machte man sich zu Fuß auf den Weg; das Gepäck trug ein Maulesel; die Vorberge des Himalaya lagen deutlich vor den Augen der Reisenden. Schon nach wenig Stunden Aufstiegs wurde die Fächerpalme seltener, in der Ferne sah man auf den wellenförmigen Vorketten des Gebirges aus dem üppigen Niederholze die schlanken Bambus- und Salbäume aufragen. Man stand am Fuße der Terai-Region, jenes sumpf- und waldreichen Gürtels, der in 3—4 Meilen Breite den Südfuß des Himalaya begleitet und durch sein Fieberklima berüchtigt ist. Zwar ist die Straße nach Dardschiling zufolge der Lichtungen, die man vorgenommen, heute weniger gefährlich als ehedem; doch in den Tiefgründen und Urwaldschluchten wuchert in der dicken Humusschicht auch heute noch eine so undurchdringliche Vegetation, daß die Malaria-Ausdünstungen noch jetzt zu fürchten sind. Wenn auch Sandgerölle der Straße ein ungefährliches Aussehen verleiht, so steht doch schon in geringer Tiefe das faulige Wasser, welches durch seine Dünste die Malaria erzeugt.

Nachdem man das Nordende der Terai-Region erreicht, befand man sich in einem dem Theebau sehr günstigen Gürtel. In Punkabari war das Pfund für zwei Mark zu haben. Der Weg führte steiler aufwärts. Sowohl die Kammhöhen als auch die Hänge der Vorketten des Gebirges zeigten

dichte Bewaldung; doch bestand dieselbe nur aus baumförmigen Rohrgebilden, durchflochten von Schmarotzern und Lianen. Bewohner von Nepal trugen in Körben die glühenden Orangen ihrer heimatlichen Thäler nach der Ebene. Am Mittag des 8. Februar befand man sich etwa 1500 m über dem Meeresspiegel in dem Kursiong-Bungalow. Nach kurzer Erholung ging es mit frischen Pferden im dichten Nebel auf der Kunststraße aufwärts, bis man abends 8 Uhr Dardschiling (2200 m) und zwar frierend erreichte. Ein Kaminfeuer that recht wohlthätige Wirkung.

Um 4 Uhr morgens am 9. Februar — das Hotelpersonal lag noch im tiefen Schlafe — ging es wiederum vorwärts und zwar unter der kundigen Führung des von der Regierung angestellten Försters Johnstone, der, da er seine Studien zum Teil in Deutschland gemacht, zur großen Freude der Reisenden des Deutschen mächtig war. Um 6 Uhr früh erreichte man den 400 m über Dardschiling gelegenen Tigerhügel, dessen Haupt sich glücklicherweise nicht mit Nebel verschleiert hatte.

„Die Sonne war im Aufgehen; unter uns wogten die Wolkenmassen wie ein stürmisches Meer. Vor uns im Mittelpunkte des Panoramas, dem sich kaum ein zweites auf dem Erdenrunde zur Seite stellen kann, erhob sich der alles beherrschende Bau des doppelgipfligen Kintschindschunga, von den Tibetanern mit Recht die fünf Kleinode des hohen Schnees genannt, als dritthöchster Berg der Welt zu 8582 m Höhe. Zacke an Zacke, Horn an Horn reihen sich an beiden Seiten dieses mächtigen Kolosses zu Höhen, welche noch kein Mensch betreten, und zu denen selbst der Aar in kühnem Fluge sich nicht aufzuschwingen vermag. Bald zieht der Kamm, von glitzerndem Schnee und Eis bedeckt, in sanften Wellenlinien empor, bald scheint es, als hätte ihn die Gewalt eines Cyklopenheeres plötzlich zu einem scharfen Horn emporgehoben.

„Über den scharfzackigen Felsgestalten im fernen Westen, über den Schneebergen Nepals schimmert und blitzt es wie von einem Demantberg aus dem Sagenkreise Buddhas zu uns herüber. Der Blick, welcher sich schon zu den gewaltigen Mauern in unserer nächsten Runde überall um 6000 m über die zu unseren Füßen liegenden Thalgründe erhebt, muß noch höher streben, um den Riesen unter den Bergen der Erde, den 8840 m hohen Gaurisankar zu erfassen. Während wir selbst noch im kühlen Schatten seiner Massen stehen, färben sich die Umrisse des gigantischen Bergkranzes wunderbar zart rosenrot. Die eisbedeckten Kanten scheinen fast durchsichtig klar, die reine Luft läßt jede Schlucht, jedes Schneefeld in den zahllosen Falten der Hänge erkennen. Immer mächtiger, einer Springflut gleich, quillt das rosige Morgenlicht über die Kämme und fließt goldig über die glitzernden Schnee- und Firnfelder zu Thale, den dreifachen Vegetationsgürtel aus dem Dunkel herauslösend, das Nebelmeer zerreißend.

„Über den zahllosen Kämmen der uns nahen dunklen Vorberge unterscheidet das Auge zunächst den herrlichen Hochwaldgürtel mit Baumfarn

und üppigen Laubbäumen; unsere Erinnerung an die Alpenwelt der Heimat erwacht in höherem Grade, wenn wir über demselben schlanke Tannen und baumartige Rhododendron sich an die Bergmassen schmiegen sehen, und unser Auge, den breiten Zwergholzgürtel und ein Trümmermeer von Steinen überfliegend, endlich an der stillen Majestät der Firnregion haften bleibt, bis der Überreiz der Sehnerven uns den Blick zu senken zwingt. — Die Wohlthat der Sonnenstrahlen begann sich endlich fühlbar zu machen, die Temperatur der Luft erhob sich zu 2° über Null, die schwache Eishaut an den Gräsern verwandelte sich in glänzende Tautropfen. Plaudernd schritten wir auf dem Bergrücken auf und ab. — Mr. Johnstone entdeckte in einer Vertiefung die frischen Spuren eines Tigers. Die mächtigen Tatzen und Krallen desselben waren deutlich in das Erdreich eingepreßt. Vor dem Abstiege nahm ich von dieser Stelle zwei Edelweißblüten als Andenken mit mir."

Dardschiling ist wegen seiner hohen Lage, seiner Entfernung von der Terai-Region und seiner landschaftlichen Schönheit von den Engländern als Sanatorium fleißig besucht, da die glühende oder fieberschwangere Luft Indiens den Beamten, Kaufleuten und Soldaten auf die Länge der Zeit unerträglich wird. Wir schalten einige Zeilen ein, um diesen aufblühenden Erholungsort in seinem gegenwärtigen Gewande zu zeigen. Heute steigt die Bahn schroff an der ersten Himalayakette bis 2255 m empor, so daß Dardschiling in einem Tage von der Hauptstadt aus erreichbar ist. Blickt man hinunter vom Eisenbahnwagen aus, so überschaut man durch die Wipfel prächtiger Bäume hindurch die von unzähligen Wasserläufen durchzogene Gangesebene. In einer parkähnlichen, herrlich grünen Landschaft liegt der luxuriöse Villenort, der Interlaken nichts nachgiebt. Auf bequemen Reitwegen gelangt man bis zu der Region jener verkrüppelten Waldbäume, die mit dichten Moosbärten geziert sind, in einer Höhe von 3500 m. Hier genießt man jenen überwältigenden Anblick auf die unbestiegenen, weil unbesteigbaren Riesen der Gebirgswelt, die Kreitner uns geschildert, ein Anblick, der das Herz klopfen macht.

Im Sommer ist das Sanatorium fast immer von Wolken eingehüllt, ein Umstand, der von der vornehmen Welt Kalkuttas besonders wohlthuend empfunden wird, weil nicht die Sonne, sondern der Schatten in diesem Lande zur Genesung nötig ist. Nordwärts führt die Straße von Dardschiling nach der Landschaft Sikkim, die seit 1889 ebenfalls unter englische Botmäßigkeit gekommen ist. Sie besitzt zahlreiche Theepflanzungen, die ihre Mutterpflanzen aus der Landschaft Assam bezogen haben, und deren Erzeugnis mehr und mehr den englischen Markt erobert, da es zwar ein weniger aromatisches, aber dafür kräftigeres Getränk liefert, was dem englischen Geschmack besonders zusagt. Die Besitzer sind meist junge, kräftige Engländer, die mit mongolischen Arbeitern hantieren; denn durch Sikkim führt der fast 5000 m hohe Dschellaplapaß, auf dem sich ein reger Verkehr mit China abspielt, und der in nicht zu ferner Zeit ohne Zweifel auch der

Bahn von Hindustan nach China den Weg zeigen wird. Heute kommen häufig genug schon jene Züge gutmütiger, schmutziger Mongolen nach Darschiling, deren Saumtiere die Merkwürdigkeiten Tibets: Waffen, Schnitzereien, Gebetsmühlen — herzutragen; sie umlagern die vornehmen Villen, um ihre Waren abzusetzen. Daß diese Besuche nicht immer so unschuldiger Natur sind, dafür spricht am besten die berittene Grenzwache, welche die englischen Plantagenbesitzer eingerichtet haben. Die prächtigen Fahrstraßen, Reitwege und Parks in dieser ehemaligen Berg- und Waldwildnis von Dardschiling und darüber hinaus sind ein schöner Triumph der vordringenden europäischen Kultur, die auch an den Kämmen des Himalaya nicht zurückschreckt.*)

---

8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

Um 4 Uhr des Morgens wird der Herr von seinem Palankinträger geweckt, dessen Gurgelstimme dicht am Kopfkissen seines Gebieters ruft „Sahib, Sahib (Herr, Herr), es ist 4 Uhr.“ Wenn der Ball vom gestrigen Abend nicht die Kräfte erschöpft hat, oder wenn er der Sorge für seine Gesundheit nicht die Süßigkeit des Schlafs vorzieht, steht der Herr auf. Ein arabisches Pferd wird bestiegen, das trabt leicht im Sande hin, den noch der Morgentau benetzt. Etwa eine halbe Stunde wird geritten bis zu dem Orte, wo die Nabobs sich versammeln, um ihre Gedanken auszutauschen. Man spricht über die Vorzüge der Bordeauxweine, über das letzte Duell, über das letzte Diner; man kann über tausenderlei Dinge reden hören, nur erwarte man von der Unterhaltung keinen Geist, keine Lebendigkeit, Anmut, Neuheit. Das Leben in Indien giebt der Seele eine sehr materielle Richtung und verwandelt alle Thätigkeiten des Geistes wie des Körpers in sinnliche Vergnügungen. Manchmal finden sich zwei Offiziere, von Eifersucht, Ehrgeiz oder verletzter Eitelkeit getrieben, unter dem sogenannten „Großen Baume“ ein, einem Feigenbaume, der, dem Zweikampf geweiht, schon manchen verbluten gesehen hat. Es wird 6 Uhr, und alles zerstreut sich.

Spazieren zu gehen, sich in freier Luft zu bewegen, einen Ritt zu machen, wird unmöglich. Die glühende Sonnenkugel hat sich hinter den großen Palästen von Chouringie gezeigt, ihre Strahlen, die sie wie feurige Pfeile quer über den Platz schießt, scheuchen alle Spaziergänger vor sich her. Man flieht vor dieser unerbittlichen Feindin, die Milz und Leber der Europäer schwärzt und aufschwellt, und die alle Jahre ganze Bataillone von Invaliden nach England sendet. Der arme reiche Engländer stößt seinem Pferde die Sporen in die Seite, und ganz von Schweiß bedeckt, langt es

---

*) Neues Univers. 15. Bd. S. 17 ff.

wieder in der Wohnung an, wo der Hindudiener den Herrn erwartet, ihm aus dem Sattel hilft und das keuchende Tier in den Stall führt. Große seidene Vorhänge, ein Fächer — von einer Hand, die an solche Arbeit gewöhnt ist, in Bewegung gesetzt —, ein dunkles, kühles Gemach: das bildet den Zufluchtsort, in den sich der unglückliche Brite flüchtet. Elastische Kissen seufzen unter seiner Last; er fällt ohnmächtig auf sie hin und schläft oder schlummert vielmehr bis halb neun Uhr, unlustig, irgend einen Gedanken zu fassen.

Um halb neun Uhr nimmt er ein Bad, und ein Bad ist in diesem Lande der größte Genuß. Man knetet und salbt seine Glieder, die von der Hitze gelähmt sind, ehe er sie noch in Bewegung gesetzt hat. Das Frühstück, aus Pillau, Brotschnitten und Thee bestehend, wird um halb zehn Uhr aufgetragen. Nun steht der Palankin in Bereitschaft. Der hinduisierte Engländer läßt sich in sein Büreau tragen; hier angekommen, entledigt er sich bald der lästigen Tuchkleidung und zieht Pantalons und Jacke von Musselin an; dann befiehlt er seinem Hindubedienten, den „Punkah“, einen großen beweglichen Fächer über seinem Kopfe in Bewegung zu setzen, und nun beginnt er seine Geschäfte, um das Geld zu gewinnen, das ihm die Regierung für seine Gesundheit und sein Leben zu gewinnen erlaubt. Es schlägt zwei Uhr, und das zweite Frühstück unterbricht die Langeweile seines Geschäfts. — Diese Mahlzeit ist die genußreichste: sie bildet den Augenblick, wo man sich glücklich fühlt, den Arbeitstisch, die Rechenbücher und Zahlbretter verlassen zu können, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux zu schlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naschen und die hindostanischen Ragouts zu kosten, die so zahlreich und ausgesucht sind, daß sie ein förmliches Mittagsessen bilden.

Wer nichts zu thun hat, bringt die Zeit hin, so gut es gehen will; der Beamte verfügt sich wieder an sein Geschäft, der Geschäftslose macht Besuche, spielt Billard, schlendert in den Bazars umher oder plaudert mit Damen. Ist die erste Einfassung, mit der alle Wohnungen umgeben sind, geschlossen, so erkennt man daraus, daß man nicht zum Besuche vorgelassen wird, und daß die Frau vom Hause niemand sehen will. Findet man die Thür offen, so geht man hinein; das Gefährt rollt unter den dunkeln Säulengang des Hauses, oder die Schritte der Palankinträger hallen am Gewölbe wider. Läßt es der Portier geschehen, so erreicht man ungehindert den innersten Raum des Hauses. Hier wird man von einem Kammerdiener empfangen, dessen feierlich und stolz dahinschreitende Gestalt den Weg zeigt, dann von einem anderen Bedienten, der den Besuch des „Barkin-Sahib“ (fremden Herrn) ankündigt, während im Gehen die elfenbeinernen Ringe, woran sein Dolch hängt, erklirren. Man gelangt in ein stockfinsteres Gemach, wo man die weiche, markige Stimme der Herrin des Hauses nach dem Namen des Besuchers fragen hört. Der Hindu spricht ihn, so gut es gehen will, aus, indem er ein paar Vokale ausläßt und dafür eine Partie

Konsonanten einschiebt. Endlich sitzt man dem orientalischen Götzenbilde gegenüber, das von dem entlegensten Winkel des Abendlandes herübergekommen ist, um den Divan der Bajaderen und Sultaninnen einzunehmen.

Die junge Engländerin ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteste Dämmerung unter den tausend Falten eines unaufhörlich in Bewegung gesetzten Punkahs zu erhellen vermag. Man muß sich unterhalten; glücklicher Zufall, wenn ein neuer Roman, die Ankunft oder das Scheitern eines Schiffes oder ein Feldzug Stoff genug zu Rede und Antwort bieten. In Ermangelung eines solchen Stoffes werden Nachbarn und Freunde, Bekannte und Unbekannte durchgehechelt und in all ihrem Thun und Lassen einer strengen Kritik unterworfen. Während dieser Gespräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und unthätige Leben noch mehr gebleicht ist, mit der Zunge um die Wette und durchsticht Spitzen und Musseline mit derselben Schnelligkeit, wie die Zunge den guten Namen der Nachbarin. Man trennt sich, vollkommen miteinander zufrieden, während die Nachbarin von der Veranda ihres Hauses über alles, was in den nahen Häusern vorgeht, genaue Aufsicht führt.

Gegen 6 Uhr verliert der Tyrann des hindostanischen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, die Schatten verlängern sich, ihre letzten Strahlen zittern endlich in safrangelben Tinten am westlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Gerassel der Räder und ein Tumult, wie man ihn kaum in einer andern Stadt des Erdkreises hören mag. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt das wildeste Getümmel und die geräuschvollste Thätigkeit des Abends; tausend Wagen mit zwei oder vier Rädern, mit einem oder mit sechs Pferden rasseln durch die großen Straßen von Palästen dieser großen Stadt. Der kleine peguanische Klepper galoppiert neben dem arabischen Renner, der mit seinem Schritt weiter ausgreift, als jener mit seinem Galopp. Damen im offenen Wagen und Reiter im reichsten Anzuge wollen sehen oder prunkend sich sehen lassen. Selbst jene, deren Gesundheit, Alter oder Charakter sie vor Gedanken solcher Eitelkeit bewahren, müssen sich in das lärmende Getümmel mischen, das sich auf der einzigen Promenade von Kalkutta, wo man frische Luft schöpfen kann, zusammendrängt. Die Spaziergänge sind da mit Sand bestreut. Endlich ruft aber die Stunde des Mittagessens die Spaziergänger nach Hause, und die kurz vorher noch mit glänzenden Equipagen erfüllten Straßen stehen öde; kaum sieht man noch einzelne Spaziergänger, die Freunde der kühlen Nachtluft oder auch sittenloser Leichtfertigkeit sind. Indes hat man sich zu Tisch gesetzt, aber die Magen, zerrüttet durch die glühende Atmospähre und den häufigen Genuß gebrannter Wasser, sind fast außer stande, der in Überfluß prangenden Mahlzeit die gebührende Ehre zu erweisen. Niemand langt nach den Fleischspeisen, welche die Tafel bedecken, die Hammelkeule samt den Bergen von Fischen bleibt meistens unberührt.

Vor dem Nachtische werden die Hukahs (lange Pfeifen, deren gewundene Rohre den Rauch durch Wasser leiten, um ihn abzukühlen), prächtig mit Silber und Perlmutter verziert, von den Bedienten mit großem Geräusch hereingebracht, und Rauchgewölke verdichten die Luft; die ganze Unterhaltung beschränkt sich jetzt darauf, große aromatische Dampfwolken aus der Pfeife in die Luft zu blasen. Diese riesenhaften Instrumente werden sodann von dem Speisesaal in den Salon hinübergeschafft, und der Lärm, der hierdurch entsteht, betäubt die Töne des Piano und die Worte der Damen, die sich im Gesellschaftszimmer hören lassen.

Wer zum erstenmal aus Europa nach Kalkutta gekommen ist, starrt gewiß mit Bewunderung diese Gemächer an, die mit solchem Reichtum und so ausgesuchtem Geschmack ausgestattet, und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, erfüllt sind, während rauchende Automaten umhersitzen und ein oder zwei Diener mit bloßen Füßen, ungeheure Fächer in der Hand haltend, Kühlung zuwehen, oder die Schnur des Punkah in Bewegung setzen.

Hat es halb elf Uhr geschlagen, so zieht man sich zurück, um den folgenden Tag in gleicher Weise zu verleben.

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malaien.*)

Noch ehe sich die Malaien in Malakka niederließen, hatten sie schon einen großen Teil der Insel Sumatra inne, dann setzten sie sich auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen und mehreren australischen Inselgruppen fest, und auf den entferntesten Inseln Australiens finden sich noch jetzt Malaienstämme, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung die größte Ähnlichkeit mit den Malaien von Malakka haben. Sie bildeten vor Zeiten eine große Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte; sie trieben ausgebreiteten Handel mit zahlreichen eigenen Schiffen und schickten, wie einst die Phönizier und Hellenen, Kolonisten in die entlegensten Gegenden. Viele Schiffe aus China, Kochinchina, Siam und Hindostan belebten die Häfen der Malaien auf Malakka. Wie die germanischen Völker in Europa hatten sie eine Lehnsverfassung, aber diese hat den Grund zu ihrer Schwäche und ihrem Verfalle gebildet. Je mehr die Macht der großen Vasallen zunahm, desto mehr entzogen sich diese der Oberherrschaft des Sultans, desto mehr nahm innere Zwietracht und Widersetzlichkeit zu. Der große Adel machte den kleinen Adel von sich abhängig, aber beide — der Oranglai — drückten das Volk, das aus lauter Sklaven bestand. Die innere Kraft der malaischen Nation war schon zerrüttet, als

*) Nach Dr. H. Finlayson.

die Niederländer und Briten in die indischen Gewässer kamen und ihrer Herrschaft völlig ein Ende machten.

Die Malaien gehören zu einer eigentümlichen Menschenrasse. Sie sind stark, nervig, haben eine dunkelbraune Farbe, langes, dunkelschwarzes Haar, eine große, aber abgeplattete Nase und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wut grenzt, ungezähmte Wildheit, Raub- und Mordsucht charakterisieren sie in Asien; die Stämme auf den Inseln der Südsee sind sanfter, gutmütiger, gesellig, offen und redlich und zeichnen sich durch schöne, regelmäßige Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malaien bekennen sich meistenteils zur mohammedanischen Religion, lieben den Handel, den Krieg, Raub und Plünderung, sind reiselustig und Freunde kühner Unternehmungen. Man hat sie die Normannen Asiens genannt, und mit vollem Recht. Kühn und unternehmend in ihren Seefahrten, verachten sie die Künste des zivilisierten Lebens. Fast ihr ganzes Leben bringen sie auf dem Wasser zu, oft in winzig kleinen Kähnen, in denen sie sich kaum zur Ruhe ausstrecken können, und doch findet man in diesen Sampans oft einen Mann, seine Frau und ein paar Kinder, deren Erhaltung lediglich von dem glücklichen Erfolg ihrer Fischerei abhängt. Sie haben ganz die Sorglosigkeit für die Zukunft, wie sie dem unkultivierten, rohen Leben eigen ist. Wenn sie ihre Mahlzeit gehalten haben, legen sie sich in die Sonne, und wird ihnen diese zu heiß, in den Schatten eines Mangobaumes, bis der Hunger sie von neuem zur Thätigkeit ruft. Selten haben sie einige Lumpen, um sich vor dem brennenden Strahl der Mittagssonne oder vor dem schädlichen Tau der Nacht zu schützen; alle Milde, Freudigkeit und Behaglichkeit des Lebens ist ihnen fremd. In der Lenkung der Boote sind die Weiber ebenso geschickt, als die Männer, und wo es eine kühne Unternehmung gilt, nicht die letzten.

Das ganze Gerät dieses Volkes besteht in zwei Kochtöpfen, einem irdenen Wasserkrug und einer Matte, die ihnen als Dach gegen den Regen dient, bei gutem Wetter aber als Bett. In den zahlreichen Buchten und Einfahrten, welche Malakka und Singapur umgeben, lebt eine Menge von malaiischen Familien auf diese Weise; aber auf einer Stelle bleiben sie nicht lange. Unaufhörlich schwärmen sie von Ort zu Ort, um den Fischfang zu betreiben; was sie über ihr augenblickliches Bedürfnis fangen und erhaschen können, vertauschen sie an die ansässigen Einwohner gegen Reis, Sago, Betel und Tuch.

Auffallend ist die Ähnlichkeit eines solchen Lebens mit dem Leben jener Völker, die allein durch die Jagd bestehen, wie der Botokuden und anderer Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Wie jene an ihrer, so hält der Malaie fest an seiner Lebensweise, an dem wilden Fischerleben; durch das Beispiel derer, die ihn umgeben, sieht er sich nicht veranlaßt, diese Lebensweise zu verlassen. So hartnäckig ist der Mensch im wilden Zustande, und so langsam und unmerklich sind die Schritte seiner Erhebung!

Nachlässig, träge und sorglos in den Augenblicken der Ruhe, fast tierisch dahin brütend, zeigen doch die Malaien zur Stunde der Gefahr und der Unternehmung den vermessensten und unerschrockensten Mut. Sie sind stets bewaffnet, fortwährend im Krieg unter sich, oder damit beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wut der Malaien hat die Europäer zu dem Gesetz genötigt, welches jedem Schiffskapitän verbietet, einen Malaien als Matrosen zu nehmen; denn man hat gesehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen über die Schiffsmannschaft hergefallen waren und bereits mehrere getötet hatten, ehe man ihnen Einhalt thun konnte. Malaienschiffe mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen. Die freien Malaien lassen sich nie ohne Dolch sehen; die auf Sumatra und Manila sind in Verfertigung von Waffen sehr geschickt. Der häufige Genuß des Opiums mag bei ihnen viel zu ihrer an Wut grenzenden Heftigkeit beitragen. Man sieht sie mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen, als für die Gerechtigkeit und Menschlichkeit, daher ist bei ihnen stets der Schwächere von dem Stärkeren unterdrückt. Bei ihnen dauert das Zeitalter des Faustrechts fort und fort.

Die in den nächsten Umgebungen von Malakka und Singapur angesiedelten Malaien haben einen Schritt aus diesem rohen Zustande herausgethan; diese haben feste Wohnsitze, tragen Kleider und bebauen kleine Stücke Land. Sie umgeben ihre Häuser und Hütten mit hölzernen Zäunen, um die wilden Tiere abzuhalten, die oft ihre Felder verheeren; sie bauen Reis, Pisang, Yams, Betel, etwas Korn und einige Küchengewächse. Sie besitzen aber nur wenig Kenntnisse in den mechanischen Künsten und Wissenschaften. Die Holländer gebrauchen sie oft als Holzhauer in den Wäldern und zum Ackern auf ihren Ländereien; übrigens findet sich unter ihnen weder ein Zimmermann noch ein Maurer, weder ein Hufschmied noch ein Schneider oder Schuster. Im Innern von Sumatra befinden sich die Malaien in einem weit besseren Zustande; dort leben sie vom Ackerbau und treiben Gewerbe.

2. Der Siamese und sein Fluß Menam.*)

Ein mehrere Monate hindurch überschwemmtes Thal reizte schwerlich den Menschen, sich dort willkürlich anzusiedeln. Höchstens konnte er aus Not sich in diese feuchte, durch ungeheure Heere blutsaugender Sumpftiere widrige Gegend hinabziehen. Nur das Schicksal, sich aus einem freiern, höhern, benachbarten Lande gewaltsam vertrieben zu sehen, ließ ihn hier vor seinen Überwindern einen Zufluchtsort suchen. Tobte nun der Asiate auf

*) Vergl. Zimmermanns „Taschenbuch der Reisen", 11. Jahrgang.

den um Siam gelagerten Hochflächen und Bergeshöhen in beständiger Fehde, so mußte das sumpfige Siam ein natürlicher Zufluchtsort werden für alle Flüchtlinge, Besiegten, Vertriebenen, nicht bloß einer Nation, sondern aller Nationen. So entstand ein eigenes, jüngeres Volk, ein Gemisch aus verschiedenen Nachbarvölkern, das, wenn es gleich Spuren seiner bunten Ahnenherrschaft an sich trug, doch ein neues Ganze erzeugte.

Hiermit stimmen auch die Sagen der Vorzeit und die ältesten schriftlichen Nachrichten der Siamesen, soweit sie reichen, zusammen. Sie bestätigen, daß durch die Kriege und Verheerungen in Laos, Kochinchina, Tongking und China, in Ost- und Nordost, durch die der Peguaner und Birmanen im Westen und endlich der wilden Malaien im Süden, Siam nach und nach eine beträchtliche Masse Menschen, Flüchtlinge jener Nationen, erhielt, die das Land anbauten, soweit es die dem Klima angehörige Trägheit zuließ und die üppige Vegetation die menschliche Nachhilfe nötig machte. Vorzüglich aber mußten längs den fischreichen Gewässern, die mit ihrem Reichtum mühelose Nahrung spenden, namentlich an den beiden Ufern des großen Menam, Ortschaften und Städte sich bilden, während die entfernteren Gegenden unbenutzt den wilden Tieren zum Aufenthalt verblieben.

Einige der genannten Nationen hatten noch im 17. Jahrhundert und zu Anfang des 18. einzelne Kolonieen in Siam; allein nach und nach sind sie fast alle mit Beihilfe der despotischen Regenten, die alles aufboten, den Geist der Landsmannschaften zu unterdrücken, dem Ganzen einverleibt worden. Die Chinesen haben allein ihre nationale Selbständigkeit behauptet und zeichnen sich durch ihr stets unveränderliches Äußere, nicht minder aber auch ihre große Betriebsamkeit und Gewandtheit im Handel aus.

Die Mehrzahl des Volkes der Siamesen entspricht der Farbe nach dem Klima. Das Grünlichgelbe des Hindostaners ist hier schon weit dunkler, beinahe schwärzlich; dennoch schimmert auf den Wangen zuweilen etwas Rötliches durch. Das Haar ist schwarz, doch nicht wollig, sondern lang und straff. Die Zähne werden geschwärzt. Das Gesicht ist breit, besonders um die Backenknochen; die Stirn aber läuft spitz zu, fast wie das Kinn. Das Weiße im Auge fällt ins Gelbe. Die schon von Natur langen Ohren werden, wie bei vielen anderen Völkern der heißen Zone, schönheitshalber noch länger gezerrt, durch schwere Ohrgehänge herabgezogen und dabei die Ohrlöcher so erweitert, daß man beinahe die Hand durchbringt, ein Fall, der auch im benachbarten Laos gewöhnlich ist.

In Bangkok trifft man, namentlich wo Chinesen wohnen, zwar sehr schmutzige Straßen und elende Häuser, doch sind die Flußwohnungen reinlicher, und die Siamesen baden sich häufig, ja in einem Tage mehrmals. Teils steigen sie in das Wasser, teils lassen sie sich nur mit Wasser übergießen. Sie salben sich dann und bestreichen den Körper mit wohlriechenden Dingen, Ambra, Bisam u. dgl., vornehmlich die Lippen, wodurch diese noch blässer werden, als sie von Natur schon sind.



Flußscene in Siam.

Die jährlichen Überschwemmungen ihres Flusses machen es notwendig, die Wohnungen hoch über die Erde zu erheben. Ihre Häuser ruhen daher auf starken Bambuspfählen, 4 m hoch; denn so hoch setzen die austretenden Flüsse oftmals das flache Land unter Wasser. Eine Treppe, ähnlich der auf unseren Windmühlen, führt zum Hause hinauf. Bei den Ställen für die Pferde und die übrigen Haustiere, welche sich ebenso hoch über die Erde erheben, ist die Leiter durchflochten, um den Tritt der Tiere zu sichern.

Die Wohnungen selbst sind einfach, wie die Kleidung. Die Häuser haben nur ein Stockwerk, Dächer und Wände bestehen aus Flechtwerk und Hürden von Bambusrohr. Die Frauen haben indes eigene Stuben oder Abteilungen. Im Innern herrscht wie am Körper große Reinlichkeit. In den Zimmern der Vornehmen ist der Fußboden mit feinen Matten bedeckt, über welche oft noch Teppiche gebreitet werden, die Wände sind mit feinem Musselin behangen.

Die Möbel entsprechen den Wohnungen: diese enthalten nur Stühle von Rohrmatten, bei den Reichen einige Kissen, Tische aus einem großen Brette, statt der Betten ebenfalls ein Brett als Kopfkissen; höchstens bei den Vornehmeren findet eine größere Bequemlichkeit statt. Die Paläste der Könige und die Pagoden (Tempel) zeichnen sich bloß durch ihren Umfang aus, stehen aber in der Bauart noch auf sehr niedriger Stufe. Die in Siam angesiedelten Europäer, Mohammedaner und Chinesen bauen ihre Häuser von Ziegelsteinen.

Werfen wir nun einen Blick auf das ganze Menamland, so zeigt sich, daß derselbe Strom, welcher in seinen Sümpfen und Morästen gleich den Lagunen des adriatischen Meeres von Venedig den Menschen eine Zuflucht gewährte, zugleich ein Ganges und Nil für die Bewohner ist. Alle diese Länder, Awa, Pegu, Siam, Laos, Kambodscha und Kochinchina, sind eigentlich große Thäler, die sich von Norden nach Süden erstrecken. Jeder aus weiter Ferne (dem tibetanischen Hochlande) herabströmende Fluß wird zur Segensquelle für das Thal, das er durchströmt. Oft steht das Land umher drei Monate lang unter Wasser, und man befindet sich zu dieser Zeit auf einer großen Wasserfläche, die nur mit leichten Fahrzeugen zu beschiffen ist. Kaum ziehen sich aber die Gewässer zurück, so sprießt aus dem zurückbleibenden Schlamm unter den lotrecht niederfallenden Sonnenstrahlen eine unermeßliche Vegetation hervor, wovon der Europäer sich schwer einen Begriff zu bilden vermag. Die Reisfelder z. B. gewähren in Siam, und selbst wenn sie unbearbeitet bleiben sollten, lediglich durch die in den Schlamm gefallenen Körner eine zweifache Ernte. Der König von Siam nennt sich charakteristisch „Großherr des Reises“.

Wie Ägypten, ist das Land nur längs des „Großen Flusses“ angebaut und bevölkert. Hierher drängte sich die ganze Menschenmasse. Das ganze übrige Land ist Wald und Wildnis, aber eine großartig-üppige Wildnis,

in aller Fülle und Fruchtbarkeit des tropischen Klimas. Die herrlichsten und nahrhaftesten Palmen, die Kokos-, Sago-, Wein- und Kohlpalme, das unverwüstliche Bauholz des Teakbaumes, die schönsten Farbhölzer, die schmackhafteste Frucht der Erde, der Apfel des herrlichen Mangustanbaumes, die Pisangs, Yams, der mit vegetabilischem Rahm gefüllte Durion, die Pfeffer- und anderen Gewürzbäume — das alles wächst hier in höchster Vollkommenheit: hier ist das Paradies aller tropischen Früchte. Die Tierwelt aber zeigt sich in furchtbarer Größe. Die Schlammniederungen des Menam wimmeln von Krokodilen, auf die der Mensch Jagd machen muß, wenn sie ihn nicht vertreiben sollen. Rudel der stärksten Elefanten dringen verheerend in die Reisfelder ein; in dem schlammigen Boden wälzen sich das Nashorn und der wilde Büffel. Durch die dichten Wälder schleicht der Königstiger, und wehe dem Menschen, den er überrascht. Selbst Herden von Affen scharen sich zusammen und dringen wie eine kriegerische Räuberbande auf den Menschen ein. In den Wipfeln der Bäume flattern die prächtigen Papageien, wilde Pfauen, ein Heer von Schreiern und Sängern. Wenn man auf dem Menam hinaufschifft, hört man das Geschwirre der Grillen und Gezirpe der Cikaden wohl eine Meile weit aus dem Walde herüber. Aber ohne Bewaffnung und Begleitung wagt sich kein Reisender von dem Flusse weg, denn der Mensch hat hier noch nicht die Natur besiegt, die in ihrer Kraftfülle seiner Macht trotzt.

Beides, die große Fruchtbarkeit des Bodens, wie die große Hitze der Luft, läßt indessen die menschliche Kraft schwer aufkommen; der Siamese ist träge und schlaff; die Natur arbeitet für ihn und was sollte ihn bewegen, sich anzustrengen, wenn noch überdies seine Despoten die Früchte seines Fleißes ihm rauben? Nur im Baue seiner Flußkähne hat er sein Talent bewiesen, selbst Kunstsinn entwickelt. Ein Volk, das sich sechs Monate des Jahres unter Wasser gesetzt sieht, das fast ganz durch den Hauptstrom lebt, hat freilich Reiz genug, seine natürliche Faulheit zu überwinden, um ein Werkzeug zu stande zu bringen, das es der Vorteile des Landes ohne große Mühe versichert.

Die Fahrzeuge, „Balonen“ genannt, bestehen eigentlich bloß aus einem Baum. Oft hält ein solcher Stamm 16—20 Klaftern in der Länge; was für erstaunliche Bäume setzt dies voraus! Aber die Breite beträgt nur so viel, daß zwei Personen auf einem querliegenden Brette Platz haben, um mit geschränkten Beinen zu sitzen. Die größten Balonen erfordern 120, ja 150 Ruderer. Vorder- und Hinterteil des Fahrzeuges ragen sehr hoch empor. Die Ruder, „Pagaien“ genannt, sind nur kurz; ihr und der Menschen gesamtes Gewicht drückt dennoch das Fahrzeug ziemlich tief ins Wasser. An jedem Ende desselben hat nur ein Pagaier Platz; der Steuermann am Hinterteil des Schiffes. In der Mitte befindet sich ein sehr erhabenes, bedecktes Gerüst, worin der Herr der Balone seinen Sitz hat. Je vornehmer dieser ist, desto größer ist gewöhnlich das Fahrzeug, und desto reicher sind

die Zieraten von Schnitzwerk. Oft haben die Balonen die Gestalt eines Drachen, woran der Kopf, Hals und Schwanz nicht bloß zierlich ausgeschnitzt, sondern auch vergoldet sind.

Die vornehmen Frauen haben ihre eigenen Balonen, deren Ruderer gleichfalls vom anderen Geschlechte sind, denn dieses wird auch hier, wie bei allen rohen, trägen Völkern, zu den härtesten Arbeiten angehalten.

Das siamesische Land zieht sich an seinem Strome bis zum siebzehnten Grade nördlicher Breite hinauf. Hier im Norden wird der Menam durch verschiedene kleinere Flüsse der chinesischen Grenzgebirge wasserreich; weiter südlich, im eigentlichen Siam, teilt er sich in viele Arme und bildet große Inseln, die sich erst gegen die ältere Hauptstadt Ajuthia zu verlieren, wo dann die Arme wieder zu einem Hauptstrom sich vereinigen, der nach einem Laufe von zwanzig Seemeilen das Meer erreicht.

3. Ein Aufenthalt in Bangkok.

Nachdem wir bei dem Könige von Siam in Audienz gewesen waren, führte man uns in die Ställe der weißen Elefanten, welche, da sie bei den Siamesen außerordentlich verehrt werden, in dem innern Umfang des Palastes von Bangkok sich befinden, ganz nahe bei den Gemächern des Königs, der ihnen jeden Tag einen Besuch abstattet. Solcher weißen Elefanten besaß zur Zeit unseres Besuches der König zehn, aber es ist sehr selten, daß man so viele zugleich hat; ihre damalige Anzahl ward für eine höchst glückliche Vorbedeutung gehalten. Ein weißer Elefant wird bei den Siamesen für unschätzbar angesehen, und alle Mühe wird angewendet, um einen solchen sich zu verschaffen, wenn er einmal zufällig entdeckt wird. Die Unterthanen Seiner Siamesischen Majestät können sich kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie einen solchen ausfindig machen; sie sind, wie überhaupt alle Elefanten, Privateigentum des Königs. Die weißen Tiere in den Ställen des Palastes werden mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, jeder weiße Elefant hat eigene Aufwärter. Frisches Gras liegt im Überfluß neben ihnen, und sie stehen auf reinlich gehaltenen Brettern; ein weißes Tuch ist vor ihnen ausgebreitet, und während wir da waren, wurden sie mit klein geschnittenem Zuckerrohr und mit Pisang gefüttert. Schon Strabo sagt, in vielen Teilen von Indien habe man die größte Ehrfurcht vor weißen Elefanten und erzeige ihnen alle mögliche Ehre. Dies ist noch heutzutage in Siam der Fall. Wer einen solchen entdeckt, wird als der glücklichste unter allen Sterblichen betrachtet. Es ist dies ein Ereignis von solcher Wichtigkeit, daß es unter Posaunen- und Trompetenschall im ganzen Reiche bekannt gemacht, und daß dem Historiographen von Siam, der zum Hofstaate des Königs gehört, befohlen wird, es in den Reichsannalen mit preisenden

Worten einzutragen. Der glückliche Entdecker eines weißen Elefanten wird mit einer silbernen Krone und einem Strich Landes beschenkt, so weit reichend, als man die Stimme des Elefanten hören kann. Er und seine Familie bis zum dritten Glied sind von allen Fronen für den König und von allen übrigen Arten der Dienstbarkeit frei, und seine Ländereien von allen Steuern. Nach der Behauptung der siamesischen Talapoinen*) können die bösen Geister den weißen Elefanten keinen Schaden zufügen.

Wir gingen weiter, um einen Tempel zu besuchen, der sich in der Nähe des Audienzsaales befand. Der Vorhof desselben ist geräumig und reinlich und enthält außer dem Tempel noch ein kleines, hübsches Gebäude, in welchem die heiligen Bücher der Siamesen niedergelegt sind. Bei jedem Hauptthore des Tempels stehen riesenhafte irdene Bilder von wunderlicher Form mit Keulen in den Händen und an jeder Ecke eherne Figuren, die ein phantastisches Tier vorstellen. Außerdem sah man noch andere Figuren von Thon, die aber nur dem Geschmack der Siamesen, deren Götterlehre noch nicht recht ergründet ist, zusagen können. Der Tempel hat eine pyramidalische Form und ist hoch hinauf mit kleinen Figuren in chinesischem Stil bedeckt. Der Charakter dieser Zieraten ist der von den Gemälden der chinesischen Dschonken; sie sind zwar sehr mühsam gearbeitet, aber seltsam und geschmacklos; doch war der allgemeine Eindruck, den sie hier auf das Auge machten, nicht unangenehm, wenn man nämlich aus einer gewissen Entfernung nur das Ganze betrachtete, ohne das Einzelne zu berücksichtigen. Ich machte die Bemerkung, daß die Siamesen anstatt der Kuppel, welche bei den Buddhisten von Ceylon die einzige Form ihrer Grabmäler ist, die Pyramide als charakteristisches Zeichen ihrer dem religiösen Kultus gewidmeten Gebäude angenommen haben. Die Ursache dieser Verschiedenheit in einer so eng mit ihrer Religion zusammenhängenden Sache liegt wahrscheinlich in dem verschiedenen Charakter beider Nationen. Derselbe Grund gilt auch bei dem Unterschiede, den man an ihren beiderseitigen Buddhabildern bemerkt. Der Siamese scheint sich ein Ideal der Schönheit gebildet zu haben, welches von dem der Europäer ganz verschieden ist.

Der bürgerliche Zustand von Siam ist ein sehr betrübender; es giebt nur zwei Klassen von Menschen, Sklaven des Königs, die nur für ihn arbeiten, und sogenannte freie Leute, die aber auch sechs Monate für das Staatsoberhaupt arbeiten müssen. Der härteste Despotismus drückt alles nieder. Der König kann sich vermählen mit wem er will, selbst mit seinen Schwestern und Töchtern. Die bürgerlichen Gesetze sind streng und grausam.**)

---

*) Priester.

**) Der jetzt regierende König Chulalongkorn begann seinen Regierungsantritt mit der Niedermetzelung sämtlicher königlichen Prinzen. Eine Audienz, die im Februar 1879 der rühmlich bekannte Berichterstatter der Londoner Daily News, Archibald Forbes, bei ihm hatte, mag in aller Kürze hier Erwähnung finden. Die Vorstellung fand in einer Art Pagode oder Kiosk im Privatgarten des Königs statt. Forbes und seine Be-

Bangkok, an der Mündung des Menamflusses, ist die bedeutendste Stadt*) von Siam geworden, vorher war dieser Ort von wenig Belang und nur durch die Trefflichkeit seiner Früchte berühmt, die in großer Menge in die ehemalige Hauptstadt Ajuthia geschickt wurden. Der Palast des jetzigen Königs liegt am linken Ufer des Flusses und ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben. Nicht nur der König, sondern auch einige von seinen Ministern wohnen in diesem Raume. Ganz in der Nähe des Palastes haust in Hütten aus Palmblättern die zahlreiche Hofdienerschaft.

Was dies asiatische Venedig von dem europäischen wesentlich unter-

---

gleiter nahmen in der Mitte auf Grasmatten Platz. Vor ihnen hatte sich eine Anzahl von Höflingen, feierlich auf dem Bauche liegend und Zigarren rauchend, im Halbkreise gruppiert. Die von dem Berichterstatter überbrachten Geschenke: ein Opernglas, ein paar Schachteln mit Schokolade und ein Werkzeugkasten, waren unmittelbar vor ihm niedergelegt. Rechts und links davon befanden sich an anderen Gaben ein großer Kappuskopf, ein Korb Kohlrabi und drei Körbe mit Blumen. Nicht weit davon lagen die Geschenke, welche der König für Forbes bestimmt hatte: ein Atlaskleid mit Pelz gefüttert, zwei silberne Kästchen und ein mit Rubinen besetzter Ring. Auf einer mit einem reichen Teppich versehenen Erhöhung lag ein rotes Kissen, daneben eine Betelbüchse und ein geräumiges, goldenes, mit Perlen besetztes Speibecken; sechs Leibgardisten, mit doppelläufigen, sechs verschiedenen Systemen angehörigen Gewehren bewaffnet, traten ein und verteilten sich auf beide Seiten der Versammlung. Dann folgte der oberste Verschnittene und unmittelbar auf ihn der König ohne weitere Begleitung. Er trug ein Untergewand von gelbgrüner und eine Jacke von weißer Seide und als einzigen Schmuck Diamant-Ohrringe. Bei seinem Eintritt verbeugten sich alle Anwesenden tief, und nachdem er auf der erwähnten Erhöhung Platz genommen, rutschte in ehrfurchtsvoller Bauchlage ein Herold heran und verlas psalmodierend folgende Anrede: „N. N., ein großer Zeitungsbelehrer der Daily News aus London, bringt seiner allerglorreichsten Majestät, dem Herrn Tschaddans, Könige der Elefanten, Gebieter vieler weißen Elefanten, Herrn der Gold-, Silber-, Rubinen- und Bernsteingruben, sowie derjenigen des edlen Schlangensteins, Souveräne der Reiche Thuna-paranta, Tampadipa und anderer großer Reiche und Länder, Oberherrn sämtlicher Regenschirm tragender Häuptlinge, V e r t e i d i g e r d e s G l a u b e n s, dem sonnenentsprossenen Monarchen, Gebieter über Leben und Tod, dem großen gerechten König, König der Könige, Inhaber grenzenloser Gebiete und unübertrefflicher Weisheit, folgende Geschenke.“ Am Schlusse kam gleich dem Amen in der Kirche ein langgezogenes „Phya—a—a—a—a“ (O Herr!). Mittlerweile kaute der König der Könige und Inhaber unübertrefflicher Weisheit Betel und schmauchte leutselig seine Zigarre; auch die Höflinge rauchten weiter. Auf einmal fragte ersterer: „Was ist er?“ — „Ein Zeitungsschreiber von der Daily News zu London, Ew. Majestät,“ lautete die Antwort des Dolmetschers. — „Warum ist er gekommen?“ „Ew. Majestät Land zu sehen und in der Hoffnung zur Verehrung des goldenen Gesichts zugelassen zu werden.“ „Woher kommt er?“ „Von dem britischen Heere, welches den Fürsten von Kabul bekriegt.“ „Und geht der Krieg für meine Freunde, die Engländer, gut von statten?“ Er sagte, daß es ihnen sehr gut ergangen und daß der Fürst von Kabul sich auf der Flucht befinde. Hierauf schritt der König von dannen und die Audienz war vorüber. Er war damals wenig über 20 Jahre alt, groß und wohlgebaut, hatte eine sehr weiße Haut, eine schöne Stirn, klare, durchdringende Augen, einen festen, aber angenehmen Mund. Sein Kinn war voll und sah etwas sinnlich aus, aber im ganzen war er ein männlich dreinschauender Jüngling.

*) 400 000 Einwohner.

scheidet, ist der üppige Pflanzenwuchs an dem Ufer des Hauptstromes und seiner Nebenarme und Kanäle. Schlanke Palmen, fein gefiederte Bambusgebüsche spiegeln sich zu Tausenden in dem rasch dahinströmenden Fluß. Die sattgrünen Blätter der Banane mit der schwellenden, nahrhaften Frucht umschließen die Hütte des Armen wie den Palast des Großen.

Die Stadt hängt mit dem Schlosse oder Palaste zusammen und erstreckt sich weit hin auf beiden Ufern des Flusses; am bedeutendsten ist sie auf dem linken Ufer, und der volkreichste und wohlhabendste Teil derselben liegt gerade dem Hause des siamesischen Staatskanzlers (Praklang) gegenüber, aber etwas niedriger. Alle Schiffe, die nach Bangkok kommen, werden streng untersucht und müssen einen Zoll erlegen. Die Stadt ist ganz aus Holz gebaut, nur die Paläste des Königs und die Wohnungen einiger Minister bestehen aus Backsteinmauern. Die Milde des Klimas, die Wohlfeilheit des Baumaterials und die wenigen Möbel, welche die Eingeborenen gewöhnlich besitzen, machen sie gegen die Zerstörungen des Feuers gleichgültig, und mit der größten Ruhe sehen sie dem Wüten dieses Elementes zu.

Ihrer Lebensweise nach kann man die Bewohner von Bangkok Wassergeschöpfe nennen. Natürliche und künstliche Kanäle durchziehen die ausgedehnte Stadt nach allen Richtungen. Die Häuser sind vom Flusse selten mehr als 50 m entfernt und bei weitem der größere Teil derselben schwimmt auf Bambusflößen, die dicht am Ufer befestigt sind. Damit die Häuser nicht leicht überschwemmt werden, sind sie auf Pfosten, die in den Boden eingerammt sind, erbaut und erheben sich so etwas über das Ufer — eine Vorsicht, welche sowohl der tägliche Wechsel von Ebbe und Flut, als auch die jährlichen periodischen Überschwemmungen nötig machen. An jedem Hause, es sei ein schwimmendes oder nicht, ist ein kleines Boot zum Gebrauch der Familie befestigt, denn man bewegt sich hier von einem Orte zum anderen fast gar nicht anders als zu Wasser; von dem beständigen Rudern sind die Arme der Männer und Frauen sehr muskulös.

Die wenigen Straßen, deren sich Bangkok zu rühmen hat, kann man nur bei trockenem Wetter zu Fuße durchschreiten; die vorzüglichsten Kaufläden und die bedeutendsten Handlungen befinden sich jedoch längs des Flusses in den genannten schwimmenden Häusern, die fast ausschließlich von Chinesen bewohnt werden, welche sich des Handels wegen in Bangkok aufhalten. Wenn man sie betrachtet, wie sie unaufhörlich in ihren Booten auf dem Flusse sich auf- und niederbewegen, muß man ihre Regsamkeit und Geschäftigkeit bewundern; solche Gruppen in Kähnen dahinschwimmender chinesischer Krämer und Handelsleute bieten eine sehr malerische und belebte Szene dar. Allenthalben in Bangkok haben sich Chinesen eingenistet, um Handel zu treiben mit Getreide, Obst, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Zimt, Bambus, Tongkingholz, Kalambak und Farbhölzern. In vielen der erwähnten schwimmenden Buden werden Hühner, Tauben, Gänse, Enten und gekochter Reis, mit Zimt und Zucker bestreut, von siamesischen und chinesischen

Lebensmittelhändlern feil geboten. Reis ist des Volkes hauptsächliche Nahrung; in den sumpfigen Niederungen um Bangkok, die sich meilenweit ins Land erstrecken, sind ungeheure Reisfelder, die von den Talapoinen an einem gewissen Festtage alljährlich eingesegnet werden, auf daß sie mit Buddhas Hilfe dem Volke Brot spenden.

Im Äußern der Häuser herrscht die größte Gleichförmigkeit; nur hier und da bringt eine hübsche Spitzsäule oder eine sonstige Zierde Mannigfaltigkeit in das Ganze; alle diese einstöckigen Wohnhäuser sind meistens mit Palmblättern, bisweilen auch mit Ziegeln gedeckt; sie sind in einige kleine Gemächer geteilt, und das mittlere derselben ist stets den schützenden Hausgöttern gewidmet. An vielen Wohnhäusern erblickt man Geländer, die mit lackierten Wasserkrügen und Blumentöpfen geschmückt sind. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht die größte Lebhaftigkeit auf dem Flusse, und an dieses Wasserleben sind Bangkoks Bewohner so gewöhnt, daß sie die Unbequemlichkeit desselben fast gar nicht empfinden.

Die Chinesen sind hier nicht nur die vorzüglichsten Kaufleute, sondern auch die besten Künstler und Handwerker; viele von ihnen sind Zinngießer, Grobschmiede und Gerber; ihre Manufakturen von Zinngefäßen sind sehr bedeutend, und ihre Arbeiten der Art gewähren den Kaufläden ein sehr hübsches Ansehen, da sie hellglänzend poliert sind und oft recht niedliche Formen haben. Auch die Lederbereitung ist sehr bedeutend, nicht für den Gebrauch von Schuhen und Stiefeln, die man hier fast gar nicht kennt, sondern zur Überziehung von Matratzen und Polstern und zur Ausfuhr nach China. Nach dem Gerben wird das Leder mit der Rinde einer Mimosenart rot gefärbt. Die Häute, welche man braucht, sind von Hirschen, Rehen, Ochsen und Büffeln; Leoparden- und Tigerfelle werden nebst dem Pelzwerk zugerichtet und nach China ausgeführt. Es giebt in Bangkok auch zwei Fabriken von gußeisernen Töpfen; das Verfahren bei der Verfertigung derselben ist einfach, die Ware billig und der Verbrauch sehr groß.

Von der Ausübung dieser und anderer Gewerbe haben die Chinesen einen guten Gewinn, weshalb sie viel besser leben können als die Eingeborenen. In der That leben auch die chinesischen Handelsleute auf größerem Fuße als die Minister des Königs; sie halten reichliche Mahlzeiten, und auf ihre Tische kommen mancherlei Fleischsorten und Gemüse, schwimmend in einem See von Fett. Geräucherte Schinken und Wildbrett sind auch für sie Leckerbissen. Ein Chinese giebt auf diese Art in einer Woche mehr Geld für seine Tafel aus, als ein Siamese in zwei oder drei Monaten; nur ein größerer Fleiß macht ihm dies möglich.

In Bezug auf tierische Nahrung beruhigen die Siamesen ihr Gewissen leicht; der Vorschrift des Gesetzes scheinen sie schon genug gethan zu haben, wenn sie die Tiere nicht selbst schlachten; sie tragen kein Bedenken, auf dem Markte Fische und Geflügel lebendig zu kaufen, und zwar unter der Bedingung, daß der Verkäufer seine Ware vorher schlachte, ehe er sie über-

liefert, zufrieden damit, daß das Verbrechen auf dem Fisch- oder Hühnerhändler haften bleibt. Bisweilen geht aber ihre buddhistische Frömmigkeit so weit, daß sie eine Anzahl lebendiger Fische kaufen, um ihnen die Freiheit wieder zu schenken, und der vorige König hat oft auf diese Weise alle an einem Tage gefangenen Fische losgelassen. Aber dennoch wird die Erlaubnis zu fischen vom König an den Meistbietenden verkauft und aus dieser Quelle eine bedeutende Einnahme gewonnen.

Die öffentlichen Gebäude gereichen der Stadt Bangkok nur wenig zur Zierde, einige mit Sorgfalt gebaute Buddhatempel ausgenommen. Mit ihren hochgezogenen Kuppeln und kleinen Türmchen, von verschnörkelten Obelisken gekrönt, geben sie der Landschaft einen unsagbar poetischen Reiz. Die Paläste der königlichen Beamten sind meist in chinesischem Stil gebaut und mit einer Reihe von drei oder vier immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt, die pyramidalisch aufsteigen; bisweilen endigen sie in einer kleinen Spitzsäule und sind überhaupt mehr durch ihre Sonderbarkeit als durch ihre Schönheit merkwürdig. Der königliche Palast ist mit Ziegeln von Zinn gedeckt.

Einige von den Tempeln nehmen einen großen Raum ein; sie finden sich auf den höchsten und schönsten Plätzen der Stadt und sind von Backsteinmauern und Bambushecken umgeben. Thüren und Fenster sind gewöhnlich sehr eng, und sowohl das Äußere als auch das Innere dieser Tempel ist mit einem Überflusse sonderbarer Zieraten überladen; an Vergoldung ließ man es nicht fehlen, und der Fußboden jedes Tempels ist mit Matten bedeckt. Auf den inneren Wänden sind die fabelhaften Sagen der indischen Mythologie abgebildet, dabei scheint die wildeste Phantasie die Hand der siamesischen Künstler geführt zu haben. Bisweilen jedoch sind menschliche Leidenschaften und Neigungen vielleicht mehr durch Zufall, als aus Absicht mit einem Geist und einer Wahrheit dargestellt, die besserer Gegenstände würdig wären. Obgleich aber eine große Nachfrage nach Gemälden dieser Art ist, so bleibt es doch auffallend und bemerkenswert, daß diese göttliche Kunst bei ihnen nicht nur immer noch in ihrer Kindheit verharrt, sondern daß sie auch in ihren meisten Leistungen ihre völlige Unfähigkeit bekundet, einen höheren Schwung annehmen zu können.

Hier in Bangkok sah ich zum erstenmale unkeusche Gemälde in einem Buddhatempel; auf Ceylon würde man so etwas nicht dulden. Wie allenthalben sind auch die Vorhöfe und die inneren Tempelräume mit Buddhabildern angefüllt, die von frommen Wallfahrern mit mancherlei Zieraten behangen werden. Die Buddhabilder haben oft etwas Tatarisches, vorzüglich in der Bildung des Auges. Über ihnen hängen Sonnenschirme von Tuch oder Papier. Öfters bemerkt man auch das Bild eines verstorbenen Königs, kenntlich an der schmalen kegelförmigen Kappe, dem eigentümlichen Gesichtsschnitt und der reichen Tracht.

Die Bevölkerung von Bangkok (ungefähr 400000) genau in europäischer

Weise zu zählen, ist unmöglich. Die Chinesen bilden wenigstens die Hälfte derselben; die übrigen sind Siamesen, eingeborene Christen von hier und von Kambodscha, Birmanen, Peguaner, Malaien und Ansiedler von Laos, einer Nordprovinz von Siam, welche an die Provinz Jünnan grenzt. Diese alle bewohnen verschiedene Teile der Stadt und vermischen sich nicht miteinander.

Die deutschen Kaufleute, die sich in Bankok niedergelassen haben, stehen in hoher Achtung.

---

4. Dr. Bastians Reisen in Birma.*)

Nimm einen Atlas zur Hand, lieber Leser, und schlage die Karte von Ostindien auf. Da wirst du finden, wie die Farbenstriche, welche die Herrschaft der Engländer bezeichnen, auch auf der Ostseite des Meerbusens von Bengalen fast bis zum 10.° n. Br. herabgehen. Dieses Küstenland haben die Engländer den „goldfüßigen Majestäten" von Birma und Siam abgenommen. Der Unterlauf des mächtigen Irawadistromes mit dem reichverzweigten Netz seiner Mündungen liegt nun auf englischem Gebiet; Rangun, am östlichen Mündungsarm gelegen, ist Sitz des englischen Statthalters und Hauptstadt der englischen Provinz Pegu.

In Rangun traf Dr. Bastian seine Vorbereitungen zur Bergfahrt auf dem Irawadi, die bis nach der Hauptstadt Mandale, dem neuen Awa, sich erstrecken sollte. Um die birmanische Landessprache zu erlernen, sah er sich nach einem „Munschi" (Lehrer) um; dann mietete er sich ein Segelschiff, und am 1. November 1861, um 10 Uhr morgens, bei günstiger Flutzeit fuhr das Boot ab. Zwischen dichtem Gebüsch an beiden Seiten des Flußarmes hindurch, an vielen birmanischen Dörfern vorbei, welche auf einem etwas erhöhten Punkte der niederen, vom Wasser überschwemmten Reisfelder liegen, ging es auf der Wasserfläche etwas langsam vorwärts. Die Religion Buddhas, welche mit ehrenwerter Sorgfalt auch des Reisenden sich annimmt, hat ihre frommen Bekenner zur Errichtung zahlreicher bedeckter Holzschuppen veranlaßt, die als Erholungs- und Ruheplätze zu Wasser und zu Land benutzt werden und Zapats heißen. Neben einem Kyaung oder Kloster sind stets ein oder mehrere Zapats erbaut, in denen die den Tempel besuchenden Pilger ein Unterkommen finden.

Erst am Abend des folgenden Tages ward Jendûn, ein reger Verkehrs- und Stapelplatz, erreicht, und man fuhr erst von hier in den Hauptstrom Irawadi ein, der sich nun in majestätischer Breite und Fülle dem erstaunten Blicke darstellte. Bei Jendûn wimmelte es von kleinen Booten, die, mit

*) Nach seinem Werke: Die Völker des östlichen Asiens. Bd. 1 u. 2.

Betel, Zeugen und Früchten beladen, ihre Ware an den Mann zu bringen suchten; aber auch größere Handelsschiffe lagerten in langen Reihen nebeneinander. In dem mit Matrosen gefüllten Bazar herrschte ein reges Leben und Treiben, und der ganze Ort trug das Gepräge großen Wohlstandes. Vor den Häusern waren in Vierecken kleine Gärten eingezäunt, um die für den Curry (das beliebte Ragout der Inder) nötigen Gemüse und die gelben Blumen zu ziehen, mit denen die Birmanen gern ihre durchbohrten Ohren schmücken. Am Eingang des Dorfes, von Bananengärten umgeben, lag das Kloster. Die Mönche, alle wohlbeleibt, schauten dem fremden Pilger etwas verwundert, aber wohlwollend nach und mochten nicht wenig sich wundern, als der Fremdling sich die Mühe nahm, die steilen Treppen eines Holzgerüstes zu ersteigen, das wie ein hoher Wartturm das flache Land überschaut. Oben auf dem Gerüste fand Dr. Bastian kleine Pagoden, Buddhabilder und mancherlei Opfergaben. Ähnliche Miniatur-Pagoden hatte er bereits bei dem Hause des Miok (Dorfältesten) gesehen, wohin sie zum Besten eines im Hause befindlichen Kranken gestellt worden waren.

So prächtig wie die Ufer unseres deutschen Rheinstromes, die mit Burgruinen, Schlössern, Kapellen geschmückt sind, nehmen sich die flacheren Ufer des Irawadistromes freilich nicht aus; doch fehlt es ihnen auch nicht an Pagoden, die in offenem Felde stehen, an neugebauten wie an zerfallenen, es fehlt nicht an Klöstern, die mit Gärten und Parkanlagen eingefaßt sind, und zur Abwechselung zeigen sich auch hier und da kleine Nat-Häuser oder Teufelstempel, die aus einem Bambusgerüst bestehen, worin ein kleiner Käfig, gleichfalls von Bambus gemacht, aufgehängt ist, der die Opfergaben: Betel, Reis, Früchte 2c. enthält. Da der Glaube der Buddhisten sich auch mit den Schreckgestalten von allerlei bösen Dämonen ängstigt und doch mit diesen gern in Frieden leben möchte, bringt er den bösen Geistern allerlei Naschwerk zum Opfer, um sie bei guter Laune zu erhalten. Den wohlthuendsten Anblick gewähren kleine Wälder von Areka- und Kokos-Palmen, in deren kühlem Schatten der Reisende, ausgedörrt von heißem Sonnenbrande, sich wieder erfrischen kann.

Eines Abends schlugen die Reisenden, von der Nacht überrascht, ihr Lager bei einigen Fischerhütten auf. Aber ein unerträglicher Gestank brachte sie um den erquickenden Schlaf; dieser abscheuliche Geruch, mit welchem die ganze birmanische Atmosphäre verpestet ist, rührte von dem Ngapie, der Lieblingsspeise der Birmanen, her. Das Rezept, um diese Delikatesse zu gewinnen, ist folgendes: „Nimm Fische, soviel du hast, vergrabe sie in die Erde, und sind sie dort in faulige Gärung übergegangen, so hole sie wieder heraus und mache sie mit ranziger Butter ein!“ Der werte Leser muß sich daran erinnern, daß die Religion Buddhas alles tierische Leben geschont wissen will und jede Tötung eines Tieres als eine Sünde betrachtet. Selbst das Ungeziefer, das den Menschen quält, muß in seinem Rechte auf Leben und Eigentum geachtet und darf nicht vertilgt werden. So werden denn

auch die gefangenen Fische von den Fischern nicht getötet, sondern nur in die Sonne gelegt, um nach so langer Nässe der Wohlthat des Trocknens teilhaftig zu werden; behagt ihnen der warme Sonnenstrahl auf festem Grund und Boden nicht, und sterben sie trotz der guten Absicht, sie aus der ewigen Nässe zu befreien, so ist es ihre eigene Schuld, und den Gläubigen ist es erlaubt, Tiere, wenn sie einmal gestorben sind, zu genießen.

Im alten Birma wurde die Tötung eines Ochsen oder einer Kuh, gleich dem Menschenmorde, mit Enthauptung gestraft. Jetzt ist man zwar duldsamer geworden, und ganz besonders sind es die Pundschi (die Mönche), welche sich Fleischspeisen wohlschmecken lassen; aber die Sünde der Tötung mag kein gläubiger Birmane auf sich laden, und man überläßt es einem Mohammedaner oder einem armen Schlucker, der für Geld seine Seele künftigen Höllenstrafen preisgiebt, die Tiere zu schlachten. Auf den birmanischen Märkten werden darum die Hühner schon abgeschlachtet verkauft; wer die Unthat begangen, bleibt ein Geheimnis, und der Käufer braucht sich nicht mehr darob zu ängstigen. In den meisten Fällen sterben die guten Hähne und Hühner „aus Altersschwäche". Die Dorfältesten gaben dem Dr. Bastian, wenn der Eigentümer eines Huhnes sich weigerte, dasselbe zu verkaufen, den Wink, er möge nur getrost das gewünschte Geflügel erschießen und dem Eigentümer dann ein Geldgeschenk machen, nicht als Blutpreis, sondern als Entschädigung für den Eingriff in dessen Eigentum. So führen unnatürliche Gesetze und übertriebene religiöse Vorschriften immer zu Heuchelei. Die Pundschis selber sind unerschöpflich in listigen Schleichwegen, um das Gesetz zu umgehen. Eine strenge Regel schreibt vor, nicht mehr nach der Mittagsstunde zu essen. Aber wenn sie es nicht wissen, daß der Mittag schon vorüber, also wenn sie unwissend später essen, dann ist's keine Sünde. Der Priester, welcher in seiner Zelle sitzt, mit dem Rücken gegen die Sonne gewandt, fragt den aufwartenden Schüler, welche Zeit es sei? Der Knabe, schon verständigt, was er in solchen Fällen antworten muß, sagt, daß es noch hoch am Vormittag sei, und der Meister läßt sich die verbotenen Speisen bringen.

Das Boot mußte mitunter sehr mühsam stromaufwärts gezogen werden. Eines Morgens, als Dr. Bastian neben dem geschleppten Boote herging, kam er durch das Töpferdorf Kauna, wo die meisten der irdenen Krüge Birmas verfertigt werden. Der Thon wird dort am Flusse gefunden. Der Töpfer sitzt vor einem in die Erde gegrabenen Loche und bewegt das Rad mit dem Fuß. Neben den aufgestapelten Haufen von Tschatties, die gebrannt werden sollten, lagen Ballen von Baumwolle, und Korn wurde durch Ochsen ausgetreten.

„Als ich, ins Boot zurückgekehrt, wieder weiter fuhr," erzählt Dr. Bastian, „hätte ich beim Aufschauen glauben können, nach Ägypten versetzt zu sein, denn an dem hohen Ufer, an dem wir hinfuhren, standen zwei riesenhafte Löwen-Sphinxe über den Fluß heraus und eine Treppe führte zwischen

ihnen aufwärts.“ In dem Dorfe Kaunadschi war alles in Bewegung, weil ein buddhistischer Festtag bevorstand. Es wurden Schaubühnen aufgeschlagen, Kuchen gebacken, Früchte gepflückt, Blumentöpfe zurecht gemacht — und Kuchen, Früchte, Blumentöpfe wanderten dann ins nahe Kloster. Das Volk steuert willig seinen feisten Götzen, die ihm alles mögliche versprechen; es giebt aber auch ebenso gern armen Reisenden. Unter schattigen Bäumen an der Landstraße standen in kleinen Entfernungen Zapats, in jedem derselben war ein gefüllter Wasserkrug mit Trinklöffel daneben aufgestellt, sowie auch Vasen mit frisch gepflückten Blumen.

Das Mönchs- und Priestertum steht, wie bei allen Buddhisten, so auch bei den Birmanen in hoher Achtung, daß jeder Birmane es für eine Ehrenpflicht hält, wenigstens einmal in seinem Leben — und wäre es auch nur für einige Wochen oder Tage — das gelbe Kleid des Pundschi zu tragen. Die Schulen befinden sich in den Klöstern und werden von den Knaben im Alter von 6—13 Jahren besucht.

Die Schüler begleiten ihre Pundschi beim Almosensammeln und führen die geistlichen Lehrer vor allem in die Häuser ihrer Anverwandten.

An der altehrwürdigen Stadt Prome vorüber gelangte der europäische Reisende bis Thayetmye, dem letzten größeren Orte, der sich in der Gewalt der Engländer befand. Doch folgte dann nicht alsbald das Gebiet von Birma, sondern es lag ein Streifen herrenloses Land dazwischen, bevor man an das Zollhaus gelangte. Dort wurden nur Silberbarren als Bezahlung angenommen und englisches Geld zurückgewiesen. Das Einkaufen ist nun ein beschwerliches Geschäft, denn um die Silberstangen beliebig zerteilen zu können, muß man Meisel und Hammer mit sich führen. Der Käufer muß vor allem dem Verkäufer das Silber vorzeigen, damit der letztere nach Farbe und Feinheit den Wert desselben beurteilen kann. Dann wird das abgeschlagene Stück gewogen, und ist ein kleiner Wertüberschuß vorhanden, so erhält der Käufer einige Schalen Reis als Zugabe. Handelt es sich aber um Bezahlung größerer Summen, so wird ein amtlicher Taxator herbeigeholt, welcher im Schmelzofen den Feingehalt des Silbers prüft. Im oberen Birma dienen auch wohl Bleiklumpen als Scheidemünze, von welcher die Verkäufer immer einen großen Vorrat bei sich führen.

Bei Yaynangoun (wörtlich: der Fluß stinkenden Wassers) traf Dr. Bastian auf eine unabsehbare Reihe von Booten, die mit Erdöl beladen waren, das in der Nähe hervorquillt und für das ganze Reich den Leuchtstoff bildet. Die Hälfte des gewonnenen Petroleums wird nach Ober-Birma gebracht, die andere Hälfte nach Rangun hinabgefahren. Um nach dem welligen Tafellande der Ölbrunnen zu kommen, mußte Dr. Bastian mehrere Schluchten durchschreiten, und traf da auf eine Menge knarrender Wagen, die langsam von Ochsen im dicken Sande fortgezogen wurden. Das Öl wird mit Krügen aus den Brunnen, die durch Planken Halt bekommen, herausgewunden; nötigenfalls lassen sich die Arbeiter an Stricken herab. Die Brunnen ge-

hören, mit Ausnahme des königlichen, den Bewohnern der umliegenden Dörfer, und vererben sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter. Ist der Brunnen beinahe erschöpft, so mischt sich das Öl mit dem Wasser und man muß eine Zeitlang warten, bis jenes sich wieder angesammelt hat. Um Brunnen aufzufinden, stellen die Arbeiter einen kleinen, aus Stein gearbeiteten Elefanten auf eine glatte Steinplatte, legen allerlei Opfergaben um die Figur und beobachten dann, nach welcher Richtung sich diese, sei es durch den Wind oder eine andere Ursache, dreht.

Dann ward Awa erreicht, die einst hochberühmte Stadt des Landes, „Ratanapura" oder Stadt der Kleinodien und Juwelen genannt, nun in Trümmer zerfallen, doch mit üppigem Baumwuchs. Zwischen den Baumgängen, welche einst die königlichen Gärten zierten, und in den verödeten und verwüsteten Gärten selber weiden jetzt die Kühe einiger Familien, die in leichten Hütten sich hier angesiedelt haben, und da und dort schleichen die alten Mönche, welche die Ruinen ihres Klosters nicht verlassen mochten. Eine Straße ist noch gepflastert, obwohl ihre Häuser zusammengebrochen sind; der königliche Palast hatte dem Verfall länger Trotz geboten.

Nach einer Biegung des Flusses zeigten sich seitabwärts die breiten Pagoden von Amarapura und in der Ferne zwei kegelförmige Hügel, welche die Lage der jetzigen Hauptstadt Mandale andeuteten. Dr. Bastian ließ das Boot anhalten, um dem verlassenen Amarapura gleichfalls einen Besuch abzustatten. Er fand hier mehr Spuren der früheren Pracht und einige Häuser noch bewohnt; doch niemand dachte daran, das Zerfallene wieder herzustellen oder eine neue Wohnung zu bauen. Nur das von Chinesen bewohnte Quartier einer Vorstadt fand er noch in gutem Zustande. Die Bewohner desselben hatten sich geweigert, dem Gebote des Königs zu gehorchen, und nach der neuen königlichen Residenz Mandale überzusiedeln. Als man, sie zu zwingen, Soldaten schickte, warfen sie Barrikaden auf, und der König wollte es nicht zum Äußersten kommen lassen. Nun aber hatte er befohlen, einen Kanal graben zu lassen, der das chinesische Stadtviertel gerade durchschneiden und die Bewohner nun unerbittlich vertreiben mußte.

Im Orient werden Städte viel leichter und schneller zu Ruinen als bei uns, die wir nicht nur unsere Häuser und Kirchen viel dauerhafter bauen, sondern auch von keinem Despoten gezwungen werden können, unsere Wohnungen zu verlassen. Im Morgenlande, wo das Nomadenleben dem Menschen tief im Blute steckt, ist das Leben überhaupt viel einfacher, und darum kostet es nicht so große Opfer, wie bei uns, die Heimstätte zu verlassen. Was aber die birmanischen Könige hauptsächlich veranlaßte, die Residenzstadt Amarapura zu verlassen, das war der Umstand, daß die englischen Dampfschiffe bis hart an den königlichen Palast fahren konnten. Mandale hingegen liegt mehr landeinwärts, man hat vom Irawadi eine brennend heiße Ebene zu durchschreiten, bis man die neue Haupt- und Residenzstadt, am Fuße des Mandale-Hügels gelegen, erreicht.

Sie ist in drei Vierecken erbaut, die ineinander geschoben sind; die zwei innern sind mit Mauern umgeben, der König mit seiner zahlreichen Familie und den Hofbeamten wohnt im innersten Vierecke und hat, um sich vor Überfällen sicher zu stellen, seinen Palast noch durch hohe Palissaden verschanzt. Zu dem königlichen Schlosse gehören noch die Wohnungen der Prinzen, die Amtsgebäude der höheren Gerichte nebst den Konferenzsälen der Minister; das Innere ist ein Gewirr von Höfen, Gärten und Teichen. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen geschiedenen Häuser der Beamten, Offiziere und Soldaten und bietet in seinen breiten, rechtwinklig einander durchkreuzenden Straßen einen reinlichen, aber toten und langweiligen Anblick. Eine hohe, durch breite Thüren flankierte Mauer, deren vier feste Thore abends geschlossen werden, umgiebt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartier der Mandschu in Peking entspricht, und nach außen durch einen tiefen Wassergraben umgeben wird. Dann folgt in weitem Abstande die äußere Stadt, die man auch die Vorstädte nennen könnte, da nur erst einzelne Stellen des großen ihr angewiesenen Vierecks mit Häusern besetzt sind. Sie hat keine Ringmauern, ist nach allen Seiten offen, bildet aber doch die eigentliche Stadt, da hier das Volk, die Arbeiter, Handwerker, Kaufleute wohnen. Die Straßen und Märkte waren, als Dr. Bastian einzog, sehr belebt. Der Boden war früher ein sumpfiges Reisfeld, und so ist, da schattige Bäume fehlen, die Lage keine gesunde.

Es war am 20. Dezember 1861, als Dr. Bastian mit seinem, auf einem birmanischen Ochsenkarren untergebrachten Gepäck in die Hauptstadt einzog. Er mußte erst lange in den Straßen umherirren, da er keine passende Wohnung finden konnte, bis er endlich einen armenischen Kaufmann, an den er Empfehlungsbriefe hatte, auffand, der ihn gastfreundlich aufnahm. Die Armenier sind die Juden des Orients, ein sehr gewandtes Handels- und Schachervolk, die Bankiers der Fürsten und wenn es not thut, auch deren Geschäftsträger und Diplomaten. Der Gastfreund machte seinen Schutzbefohlenen mit den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt bekannt und führte ihn am Abend des folgenden Tages zu einem Marionetten-Theater. Das Poëh (Schauspiel) ward auf freiem Platze von einem Vater gespendet, der das Ohrendurchbohrungsfest seiner Tochter feiern wollte, zu welcher Festlichkeit man auch die Mönche einzuladen pflegt. Es hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden, und neben dem Theater eine Gasse von Verkäufern und Verkäuferinnen gebildet, die ihre auf niedrigen Tischen ausgelegten Erfrischungen durch Lampen oder Fackeln beleuchteten. Die schmucken Zigarren-Verkäuferinnen waren immer von einem Kreis junger Stutzer umgeben, die ihnen allerlei Schönes ins Ohr flüsterten. Nachdem das Orchester die Nationalhymne gespielt, wurde der Marionettentanz durch ein über die Bühne galoppierendes Pferd eingeleitet, dem ein Feenballet folgte. Das Schauspiel selber bewegte sich in den rohesten Späßen und gemeinsten Ausdrücken, die aber stets ein schallendes Gelächter begleitete.

Nachmittags wurde gewöhnlich vor dem Hause des Armeniers ein weißer Elefant unter Musikbegleitung in feierlicher Prozession vorübergeführt, um gebadet zu werden. Die nebenherlaufenden Soldaten prangten in parademäßiger Uniform, d. h. in roten Jacken, grünem Putzo (Lendentuch), breitem Strohhut, barfuß, bewaffnet mit einer rostigen Muskete. Da die weißen Elefanten schwer zu finden sind, so nimmt man's nicht so genau mit der Farbe und erkennt auch dunkelfarbigere als heilige Tiermajestäten an, wenn sie nur die vorgeschriebenen Zeichen, nämlich helle Flecken hinter den Ohren, an der Stirn und am Rüssel haben.

In einem Hause wurden große Vorbereitungen zu Festlichkeiten getroffen, weil ein Knabe fürs Kloster eingekleidet werden sollte. Die Pundschis, ihre Rosenkränze zwischen den Fingern drehend, saßen um eine Buddhafigur herum auf einer Balustrade und schauten auf die reichen Opfergaben, die sich vor ihnen anhäuften. Die Eingeladenen knieeten mit gefalteten Händen zu ihren Füßen oder warfen sich in der Lage der Beter vor ihnen nieder, indem sie die Erde mit der Stirn berührten.

Die religiösen Pflichten halten die Birmanen in steter Bewegung. Bei jedem Tempelbesuch muß geopfert werden, und sollte es auch nur ein Baumzweig sein. Geschäftsleute, deren Zeit kostbar ist, können sich die Mühe des Hersagens der vorgeschriebenen Gebete ersparen, wenn sie im Vorhof der Pagode sich die auf einen Papierstreifen geschriebenen Gebete kaufen, die sie dann vor dem Götzenbilde aufstecken, das — woran man nicht zweifeln kann — Geschriebenes zu lesen versteht. Fromme Seelen tragen auch wohl die Gebetstreifen während des ganzen Festes in der Hand und erwerben ebensoviel Gebetsverdienst, als sie dieselben hin und her schwingen. Bei besonderen Gelegenheiten nehmen die Kirchgänger ihr Bett mit, um in der Nacht bei der Pagode bleiben zu können.

Um ganz unter birmanischen Landeskindern zu leben und deren Sprache und Sitte gründlich kennen zu lernen, mietete sich Dr. Bastian in Kabain, einer benachbarten Ortschaft, ein neugebautes Haus, welches an einen prinzlichen Park und zugleich an ein Kloster stieß, mit dessen gelehrtem Abte der Reisende Bekanntschaft zu machen wünschte. Die Häuser der Birmanen sind leicht und luftig gebaut, fast ganz von Bambus, welches Rohr in Hinterindien und auf den Inseln der Malaien eine Hauptrolle spielt. Was für den Araber die Palme, das ist für den Birmanen der Wah oder Bambus (Arundo Bambus). Das Bauwerk ist nur aus Pfosten zusammengesetzt, die bei Reicheren mit Planken, bei Ärmeren mit Matten geschlossen werden. Der Fußboden besteht aus Rohrstreifen, die aber nicht fest schließen, sondern durchsichtig sind. Die Hausflur ist immer in angemessener Höhe über dem Erdboden, und eine Treppe führt hinan.

Gern hätte nun Dr. Bastian in ländlicher Stille und Verborgenheit seinen Studien obgelegen; allein es war anders beschlossen, als er wollte und dachte. Englische Zeitungen hatten von der Reise des deutschen Arztes

geplaudert, und am Hofe Seiner goldfüßigen Majestät las man auch englische Zeitungen. Natürlich konnte es dem Beherrscher eines Landes, von welchem die Engländer bereits wertvolle Stücke abgerissen hatten, nicht gleichgültig sein, daß ein Fremdling in das Innere seines Reiches eindrang, um vielleicht dasselbe auszukundschaften und zwar in feindlicher Absicht. Die Polizei war demgemäß sogleich angewiesen worden, auf den Fremdling genau zu achten und ihn nie aus den Augen zu lassen. Der Eigentümer des Hauses, in welchem sich Bastian einquartiert hatte, verlangte eine Fremdenkarte, d. h. eine Aufenthaltserlaubnis von seiten des Dorfschulzen. Dem deutschen Pilger blieb nichts übrig, als nach Mandale (Mandalé) zu gehen, um das unentbehrliche Zeugnis sich zu verschaffen. Im Paßpolizeibureau erklärte aber der übrigens sehr höfliche Beamte, er wolle selbst nach Kabain hinauskommen und dem fremden Manne einen Besuch abstatten. Er kam auch, jedoch nur, um mit den freundlichsten Komplimenten den Freund des Landlebens zu bereden, wieder nach der Residenzstadt zurückzukehren. Dazu hatte Dr. Bastian gar keine Lust, der Herr Polizeikommissär verabschiedete sich, und bald erschien eine schriftliche Einladung, der fremde Mann möge in Mandale seinen Wohnsitz nehmen. Als Dr. Bastian auf diese keine Folge leistete, kam ein Befehl des Königs. Nun mußte der deutsche Doktor gehorchen; er packte seine Habseligkeiten zusammen und zog wieder zum alten Armenier in der Residenz. Nachdem er von diesem vernommen, daß englische Zeitungen von seiner Reise nach Birma Meldung gethan hätten, blieb ihm nicht anderes übrig, als bei Seiner Majestät um eine Audienz nachzusuchen und auf diese Weise alles Mißtrauen zu beseitigen.

Das Gesuch um Audienz ward sogleich bewilligt, und von dem armenischen Kaufmann begleitet, welcher als Konsul und Dolmetscher der Schriftenaustausch der königlichen Regierung mit dem Reisenden vermittelt hatte, fand sich Dr. Bastian zur festgesetzten Stunde im königlichen Palast ein. Bevor sie die Säulenhallen der Vorzimmer betraten, mußten die Schuhe ausgezogen werden. Dann traten sie in ein Gemach, das von rotbemalten und mit Vergoldungen gezierten Pfeilern getragen ward. An den Seiten waren schmale Thüren, gegenüber sprang eine mit einem Geländer versehene Balustrade vor, zu der eine in der Mitte angebrachte Treppe hinaufführte. Die Höflinge saßen auf der Erde, das Gesicht gegen die Balustrade gekehrt. Als der König aus der im Hintergrunde sich öffnenden Thür hervortrat und auf einem an der obersten Treppenstufe befindlichen Diwan Platz nahm, warfen sich alle zur Erde nieder, die üblichen Ehrfurchtsbezeugungen auszuführen, und blieben dann, auf ihren Ellenbogen und Knieen ruhend, liegen. Den Fremdling hatte man neben einen der Pfeiler, etwas abseits von den Übrigen, aber dem Könige gegenüber, gestellt und ihm keine anderen Vorschriften über das Niederwerfen gegeben und nur das eingeschärft, daß die Füße vom König weggewandt sein müßten, wie ja das die übliche Stellung in Gegenwart jedes birmanischen Vornehmen sei. Die Priester verbergen die Füße unter

das lange Gewand. Über das gewünschte Zusammenlegen der Hände hatte Dr. Bastian einige Schwierigkeiten erhoben, und so hatte man ihm das nachgelassen und begnügte sich mit einer einfachen Verbeugung.

Der König, an dem einige seiner jüngeren Kinder herumkletterten, fixierte erst eine Zeitlang seinen Mann und ließ ihn dann nach dem Zweck seiner Reise fragen. Er wollte, daß Dr. Bastian direkt mit ihm ohne Dolmetscher reden solle; da aber die Kenntnis des Birmanischen bei dem Fremdling noch eine sehr geringe war, so konnte dieser von dem gnädigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Er teilte also durch den Dolmetscher Sr. Majestät mit, daß man in Europa viel Wert darauf lege, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, und daß die europäischen Gelehrten sich besonders für die Religion der verschiedenen Völker interessierten. Sie hätten von den meisten schon eine hinlängliche Kenntnis, aber über den so weit verbreiteten Buddhaglauben sei man noch sehr im Unklaren, und dem Reisenden sei es am zweckmäßigsten erschienen, die Lehre Buddhas in Birma selber zu studieren, wo sie sich am reinsten erhalten habe.

Das klang Seiner goldfüßigen Majestät gar angenehm, denn der König, der lange im Kloster gelebt, bevor er auf den Thron gelangte, galt für einen der tiefsten Kenner der heiligen Pali-Texte und war überhaupt ein sehr eifriger Bekenner des Buddhismus. Er antwortete, daß er es für ein verdienstvolles Werk halte, die Schönheiten des Buddhismus ans helle Licht zu stellen, denn dieselben wären von den Fremden noch gar nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Darauf fragte er, wie lange Herr Bastian im Lande zu bleiben gedenke? Dieser antwortete, daß er darüber noch keinen festen Plan gemacht habe, und da er den König in guter Stimmung sah, so wollte er die Gelegenheit benutzen, und fuhr fort, daß er auch Tagrung, wo alte Buddhabilder gefunden wurden, und die nördlichen Provinzen des Reiches besuchen möchte, weshalb er keine Zeit bestimmen könnte. Diese Äußerung verscheuchte plötzlich die gute Laune des Königs, dem nun wieder der Gedanke kommen mochte, der Fremde wolle sein Land ausspionieren. Das sei ein Gerede mit zwei Zungen — äußerte er sich mürrisch; — erst habe der Fremdling vom Erlernen der heiligen Bücher gesprochen, und jetzt wolle er sich wieder im Lande herumtreiben. Dr. Bastian wagte es, das ehrwürdige Alter von Tagrung hervorzuheben, das ja der Stammsitz des birmanischen Königsgeschlechts sei. Aber der König entgegnete: Ach was, Tagrungi! Freilich war es einst ein alter Königssitz! Aber was ist es jetzt? Ein Wüstenei! Dort ist nichts zu sehen, gar nichts!

Es folgte eine längere Pause, da Dr. Bastian nichts weiter erwidern konnte. Da hob der König wieder an: Ich will einen Vorschlag machen. Für das Studium des Buddhismus giebt es kein besseres Land als Birma, in Birma keinen besseren Ort als Mandale, in Mandale keinen besseren als meinen Palast. In meinem Palast steht eine Wohnung bereit; dort kann der Buddhismus studiert werden, ich werde für Lehrer und Bücher

sorgen und alles Nötige liefern. Ist es so recht oder nicht? Die Anwesenden beglückwünschten den Reisenden über diese hohe Gnade des Königs, und der Dolmetscher drang auf Antwort: Ja oder Nein? Seine Majestät ist nicht gewohnt, lange auf Antwort zu warten. Die Sache kam dem Fremdling so unerwartet, daß derselbe, obwohl er recht wohl fühlte, daß er eigentlich in die Gefangenschaft sich begeben würde, mit „Ja“ antworten zu müssen glaubte. Nein durfte er auf keinen Fall sagen, und da er doch einmal den Buddhismus studieren wollte, so konnte er im Grunde genommen sich keine bessere Gelegenheit wünschen, als die, welche sich ihm jetzt darbot.

Auf Befehl des Königs ward dem Kala*) ein besonderes Haus angewiesen mit der Aussicht auf einen Teich und dem Recht, sich nach Belieben in letzterem zu baden. Einer der Prinzen sorgte in eigener Person dafür, daß die Verpflegung des Gastes keinen Mangel litt. Der Diener Bastians hatte nicht daran gedacht, daß es für Hochverrat erachtet wird, wenn jemand in dem königlichen Palaste mit einem Regen- oder Sonnenschirm erscheint, denn in ganz Südasien ist der Schirm das Zeichen königlicher Würde und Machtvollkommenheit. Die unter den Koffern befindlichen Schirme des Gastes mußten daher augenblicklich zurückgetragen werden. Ferner mußte das Bett so gestellt werden, daß der Schlafende seinen Kopf nach demjenigen Teile des Palastes streckte, wo die königliche Majestät ruhet, denn dem Könige die Füße zuzukehren, wäre höchst unehrerbietig gewesen. Bei den Besuchen des Prinzen, der sich gewöhnlich auf den Schultern eines Bedienten huckepack ins Haus tragen ließ, mußte der Diener Bastians auf den Knieen und Ellenbogen herbeirutschen, doch wurde es später nicht mehr so genau genommen.

Den Büchern wird in Birma eine ausgezeichnete Verehrung erwiesen. Die Schüler müssen ihrem ABC-Buch und selbst ihrer Schiefertafel eine Verbeugung machen, bevor sie dieselben in Gebrauch nehmen. Über Bücher zu treten gilt als eine Sünde; über einen Menschen hinwegzuschreiten, für eine tödliche Beleidigung. Daher sind alle Häuser einstöckig gebaut, damit niemand zu Häupten eines anderen umherschreiten kann. Fiel dem Dr. Bastian etwas durch eine Spalte des Fußbodens auf die Erde, so wollte niemand hinunter, es wieder zu holen. In Rangun bot ein frommer Birmane ein schweres Lösegeld für ein Buddhabild, das in der Kajüte eines Schiffes aufgestellt war, weil ihm der Gedanke unerträglich war, daß die auf dem Verdeck sich bewegenden Matrosen den Götzen mit Füßen traten.

Ein sehr gelehrter Herr Professor, früher Klostergeistlicher, dann aus dem Mönchsstande ausgetreten und verheiratet, stellte sich pünktlich ein, um den lernbegierigen Fremdling zu unterrichten. Der König selber hatte den Studienplan entworfen, demzufolge erst das Birmanische gründlich erlernt,

*) So heißen alle Ausländer. Es liegt in dem Worte der Nebenbegriff des Rohen, Ungebildeten, ähnlich wie im lateinischen barbarus.

dann mit dem Pali (der heiligen Schriftsprache) ein Anfang gemacht und schließlich die heiligen Schriften selber gelesen werden sollten. Dieser Plan war eigentlich der allein richtige, aber um das Birmanische gründlich zu erlernen, hätte der Reisende mehrere Jahre auf das Pali verwenden müssen. Ihm kam es darauf an, so bald als möglich in die Geheimnisse der buddhistischen Theologie einzudringen und nicht ohne Zittern und Zagen verstand sich sein Lehrer dazu, vom Studienplane des Königs abzuweichen. Dem König blieb dies wohl schwerlich verborgen, und es erhöhte gewiß nicht seine gute Laune, wenn er sah, daß seine guten Absichten so schlecht erkannt wurden. Doch zahlte er bereitwillig die Kosten für Dr. Bastians Aufenthalt und ließ auch den Reisenden bisweilen vor sein Antlitz kommen, um sich persönlich zu überzeugen, welche Fortschritte der Schüler gemacht hatte.

Da man wußte, daß der Fremde ein Arzt sei, so kamen bald Kranke aller Art, die geheilt zu werden verlangten. Dr. Bastian kam dadurch in die größte Verlegenheit, da er nur wenig Arzneien mit sich führte. Hauptsächlich hatten es einige schwerhörige Prinzessinnen auf ihn abgesehen. Zur Probe hatte man dem fremden Arzt erst einen alten Mann geschickt, der gleichfalls an Schwerhörigkeit litt. Dr. Bastian verordnete diesem Auswaschungen des Ohres mit reinem Quellwasser und dann einige Blutegel im Nacken. Aber vor den Blutsaugern haben die Birmanen eine lächerliche Furcht, und nicht einmal der Versuch wurde gemacht, einen Blutegel anzusetzen. Der Greis pries aber — um ferner in Ruhe vor solchen Heilmitteln zu bleiben — mit lauter Stimme die große Kunst des Arztes und versicherte, nun viel besser zu hören, obschon es nicht der Fall war. Nun mußte sich der Doktor trotz alles Sträubens auch dazu verstehen, die Prinzessinnen zu behandeln. Er verordnete ihnen Brausepulver, diese leisteten wunderbare Dienste und Seine Majestät war vollkommen zufrieden gestellt. Nun aber kam die verhängnisvolle Wendung. Der König hatte einen Minister, auf dessen Weisheit und Erfahrung er große Stücke hielt. Dieser litt an einem Übel, das zu beseitigen alle Kunst der einheimischen Ärzte vergebens gewesen war. Dr. Bastian sollte helfen und wenigstens die Krankheit zu erforschen suchen. Der Kranke litt an der Gallensteinkolik. Um diese Krankheit zu heilen, hätte Bastian über Arzneimittel verfügen müssen, die er nicht besaß. Der König erklärte, er wolle die verlangten Arzneistoffe kommen lassen, es koste was es wolle. Dr. Bastian, der keine Verantwortlichkeit übernehmen und überhaupt nicht den Hofarzt spielen wollte, lehnte bestimmt ab und weigerte sich, die Kur zu übernehmen. Das war dem an keinen Widerspruch gewöhnten König denn doch zu arg. Dr. Bastian fiel in Ungnade; der Prinz und die übrigen Palastbeamten, die ihn zu besuchen pflegten, blieben aus, der Professor kam nicht mehr zum Unterricht und die Wachen an den Thoren des Palastes wollten weder den fremden Herrn, noch dessen Diener herauslassen. So lebte er eine Zeitlang im Bann, bis sich plötzlich

wieder die schwerhörenden Prinzessinnen an ihn wandten und auch bald die übrigen Besucher sich wieder einstellten. Vielleicht lag der Grund von dem schnellen Vorübergang der königlichen Gewitterwolke in dem Umstande, daß sich ein englischer Arzt in Mandale niedergelassen hatte, um ärztliche Praxis auszuüben. In ihm glaubte der König einen Ersatz für Dr. Bastian gefunden zu haben und erlaubte nun seinem Gast, die Rückreise antreten zu dürfen. Er ließ ihm von der höchsten Regierungsbehörde einen Paß ausfertigen, der mit dem königlichen Siegel und mit dem Bilde des Pfauen geziert, allen untergeordneten Behörden befahl, für gute Verpflegung und Sicherheit des Reisenden zu sorgen. Auf die Reise in das obere Birma mußte dieser freilich verzichten; er eilte so schnell als möglich, die englische Grenze zu gewinnen und wandte sich nach Tongu, wo er längere Zeit verweilte, um dann weiter nach Siam und Kambodscha zu reisen.

---

5. Aus F. Jagors Reiseskizzen.*)

Singapur.

Das erste Ziel der Reise war Singapur. Auf einem seefesten Segelschiff, das keineswegs zu den Schnellseglern gehörte, verließ der Reisende (ein vielseitig gebildeter Berliner, der die Insel Java kennen lernen wollte) im Juni 1857 Hamburg und landete nach einer Fahrt von 105 Tagen im Hafen von Singapur. Durch die Sundastraße zwischen den großen Inseln Sumatra und Java fuhr das Schiff etwas langsam (wegen der Windstillen) in die Sundasee, an der Insel Banka vorbei, und brauchte zu dieser Fahrt eine volle Woche, obwohl die Entfernung von Javahead, der Südostspitze von Java, bis nach Singapur nur 125 deutsche Meilen beträgt.

Der berühmte, in so kurzer Zeit emporgekommene Handelsort liegt bekanntlich auf einer kleinen Insel, nahe der Südspitze von Malakka, den Schlußpunkt der Straße von Malakka bildend, durch welche der ganze bedeutende Handel zwischen Japan, China und Ostindien sich bewegt. Die Stadt bildet einen Kreisabschnitt, dessen Sehne, der Strand, von Nordost nach Südwest streicht, während der nach Nordwest gerichtete Bogen im Norden von einem Kanal und weiterhin durch eine Reihe von Anhöhen begrenzt wird. Gegen zwanzig dieser im Durchschnitt 30 m hohen Hügel treten unmittelbar an den Rand der Stadt, und schon beginnen die Häuser sich an den Abhängen in die Höhe zu ziehen. Jeder Gipfel gewährt reizende Bilder, die alle aus denselben Elementen, nur immer anders gemischt, bestehen. Die schönste Rundsicht hat man vom Gouvernement-Hill, jetzt Fort

*) Singapur, Malakka, Java. Reiseskizzen von F. Jagor. Berlin 1886.

Canning, das mitten in der Stadt liegt. Hart an seinem Fuß fließt der kleine Fluß, der die Stadt in zwei Teile sondert. Die nördliche größere Abteilung enthält die meisten öffentlichen Gebäude, viele Wohnhäuser reicher Kaufleute und Beamten, die Kirche und die Esplanada, einen schönen großen Rasenplatz dicht am Meer, auf welchem die Engländer abends gern ihr nationales Ballspiel, das Kricket, spielen, auch mehrmals in der Woche Militärmusik ist. Im kleineren südlichen Teile drängt sich das Geschäftsleben zusammen. Dicht an seiner Mündung hat der Fluß ein quadratisches Stück Land angeschwemmt; in diesem Viereck befinden sich alle größeren Geschäftshäuser und Speicher der Europäer sowohl, als der Asiaten. Da herrscht große Rührigkeit; am lebhaftesten ist aber das Gewimmel auf und an dem kleinen Flusse, an dessen Ufern eine fast ununterbrochene Reihe von Leichtern und anderen kleinen Booten gelagert ist, welche Waren aus- und einladen, die von stämmigen chinesischen Kulis oder durch Ochsenkarren weitergeschafft werden. In der Mitte bewegen sich vom frühesten Morgen bis spät abends dichte Züge ein- und ausfahrender Lastboote.

Die Reede ist umschlossen von dichtbewaldeten Inseln, über die sich die Kronen zahlreicher Palmen erheben. Gewöhnlich ist das Meer so ruhig wie ein Binnenwasser und bedeckt mit Schiffen aller Länder, zwischen denen unzählige kleine Boote hin- und herfahren. Eine ganze Kette kleiner Eilande und Felsen liegt im Süden der Hauptinsel und setzt im Südosten den Umriß der Küste in einer punktierten Linie fort. Die südlichste dieser Inselchen, St. John, mußte früher von allen größeren Fahrzeugen umschifft werden, bis man unmittelbar an der Südküste von Singapur selbst eine Durchfahrt entdeckte, tief genug für die größten Schiffe. Sie bildet nun den sogenannten neuen Hafen (new harbour), die Dampfschiffe legen dort an und nehmen ihre Kohlen ein oder laden sie aus.

Das bunte Treiben in den Straßen entspricht dem, was die vielen Schiffe auf der Reede vermuten lassen. Wie hinter den stattlichen europäischen und amerikanischen Schiffen eine wahre Musterkarte von Fahrzeugen und Flaggen zu sehen ist, so bildet auch die Stadt den Sammelplatz aller Völker des Ostens. Überwiegend an Zahl sind die Chinesen; dann folgen die Malaien, Bewohner des Archipels: Bugis, Javanen, Sundanesen, echte Malaien und die Klings, wie mit einem bequemen Sammelnamen alle Bewohner Vorder-Indiens genannt werden. Zwischen diesen Völkerschaften erscheinen vereinzelt die Araber, Perser, Parsi, Armenier, Siamesen, Birmanen, Anamiten, Tagalen und Juden in alttestamentlicher Tracht.

Den buntesten, interessantesten Anblick gewährt die Stadt wohl abends zwischen 8 und 10 Uhr. Die Straßen, in welchen die Geschäftshäuser der europäischen Kaufleute liegen, sind dann öde und finster, aber in den anderen Stadtteilen, besonders im Viertel der Chinesen, herrscht die größte Lebendigkeit. Hier sind alle Läden offen und mit großen, bunten Papierlaternen, die zugleich als Firmenschilder dienen, beleuchtet, alle Werkstätten in

voller Thätigkeit. Längs der Häuser haben sich ganze Reihen kleiner Geschäftsleute, Hausierer, besonders aber viele Garköche mit ihren tragbaren Gestellen eingefunden, welche an dem einen Ende eines Bambus die Küche, am anderen sämtliches Geschirr tragen. Dazwischen wogt eine dichte Menschenmenge, die hier ihre Abendmahlzeit kauft und meist gleich an Ort und Stelle verzehrt.

In einigen Teilen der Stadt tritt das chinesische Element so sehr in den Vordergrund, daß man in China zu sein glaubt. Alle Handwerke, besonders solche, welche Geschick und Ausdauer verlangen, werden fast nur von Chinesen betrieben. Sie mögen wohl das fleißigste Volk auf Erden sein; vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sieht man sie arbeiten. Mit Ausnahme des Neujahrsfestes giebt es für sie keinen Feiertag. Zu ihrem Fleiß gesellen sich auch Sparsamkeit und Genügsamkeit. Ihr Handwerkszeug, ihre Kleidung und Nahrung sind von der einfachsten Art. Sie sind in ihren Genüssen in der Regel mäßig. Ihre Tabakspfeife hat die Größe eines Fingerhutes; von einer Zigarre rauchen sie gewöhnlich nur einige Züge hintereinander und heben den Rest auf. Sie trinken fast nur dünnen Thee, der sehr billig ist, immer ohne Milch und Zucker, aus ganz kleinen Täßchen. Die reichsten Chinesen gehen kaum besser gekleidet als die ärmsten: eine kurze, weite Hose, eine baumwollene Jacke und bei den Wohlhabenden Schuhe ohne Strümpfe, bilden nebst Zopf und Fächer den ganzen Anzug.

Ein großer Teil des Handels und der Schiffahrt ist in ihren Händen, nur an dem direkten Handel nach Europa und Amerika sind sie noch unbeteiligt. Alles aber, was an Erzeugnissen des Archipels nach Europa kommt, geht erst durch Vermittelung der Chinesen an die europäischen Exporteure über, ebenso wie die meisten europäischen Waren erst durch ihre Hände zu den Eingeborenen gelangen.

Die Europäer, deren Zahl sehr gering ist und zum großen Teil aus wohlhabenden Kaufleuten und hochbesoldeten Beamten besteht, genießen in mancher Hinsicht eine bevorzugtere Stellung, als der hohe Adel in Europa. Sie sind durch Reichtum, Bildung, Unternehmungsgeist und Ehrenhaftigkeit den anderen hier vertretenen Nationen sehr überlegen. Außerdem bilden Farbe und äußere Haltung eine natürliche und unübersteigliche Schranke für alle ehrgeizigen Asiaten, deren einige ebenfalls große Reichtümer ansammeln. Auch der Luxus, in welchem sie leben, die Freigebigkeit, mit der sie bezahlen, sind Mittel, bei den Asiaten Achtung zu erlangen. Einer der angenehmsten Vorzüge, die aus diesem Verhältnis entspringen, ist das unbegrenzte Vertrauen, das alle Europäer genießen. Keiner von ihnen trägt Geld bei sich und kann doch in jedem Laden kaufen, was er will. Jagor hatte einmal in Johore, auf dem asiatischen Kontinent jenseits der Meerenge, eine Anzahl Jungen benutzt, um Tiere und Pflanzen zu sammeln. Da er kein Geld hatte, erhielt jeder für das, was er ablieferte, ein kleines Stück Papier, auf das der Reisende die Anzahl Cents schrieb, die dem Überbringer bestimmt

waren. Als dann Jagor abends abfuhr, rechnete er die einzelnen Zettel zusammen und gab dem ältesten Jungen einen Schein für die ganze Summe, zahlbar in Singapur. Keiner hatte das geringste Mißtrauen, und alle waren befriedigt.

Alle Europäer, welche auf dem Lande wohnen, bringen die Geschäftsstunden von 9—4 Uhr in der Stadt zu. Während dieser Zeit steht ihr Haus gewöhnlich leer, selbst die Bedienten sind dann oft abwesend oder schlafen nach Herzenslust. Das Haus steht offen, keine Thür ist verschlossen, man kann frei durch alle Räume gehen, die zum Teil mit wertvollen Gegenständen ausgestattet sind. Aber sonderbarerweise wird hier nichts gestohlen, obgleich unter den Eingeborenen Diebstähle und Räubereien häufig genug vorkommen.

Die Billigkeit der Landhäuser, der Dienerschaft und der Pferde erlaubt den reicheren Europäern einen fürstlichen Haushalt zu führen. Für jedes Geschäft bedarf es aber eines besonderen Dieners, und wer zu Tisch geladen wird und seinen Bedienten nicht mitbringt, läuft Gefahr, daß sein Teller leer bleibt. Jagor, der vom preußischen Konsul gastfreundlich aufgenommen wurde, glaubte auch von den vielen Dienern desselben sich bedienen lassen zu können; mit Entrüstung wiesen jedoch diese solche Zumutungen ab.

Die Malaien, obwohl sie hier zu Hause sind, nehmen nur eine untergeordnete Stellung ein. Unter den Armeniern, Persern, Arabern, Juden und Vorderindern giebt es viele große Kaufleute von beträchtlichem Reichtum; die Malaien aber bleiben arm, sie haben weder Geschick zu Gewerben noch zum Handel und stehen auch an Fleiß, Ausdauer und Umsicht den übrigen Asiaten nach. Ihnen haften mehr die ritterlichen Tugenden und Untugenden an. Im Verhältnis zu den andern sind sie stolz, zurückhaltend, verschlossen, gleichgültig, ernst, fast traurig; bei guter Behandlung aber anhänglich, zuverlässig, gegen Beleidigungen empfindlich. Im Verkehr untereinander sind sie sehr rücksichtsvoll, sie gebrauchen keine Schimpfwörter: orang tjelaki: Unglücksmensch! vertritt deren Stelle, sie lügen auch weniger als die anderen. Während die Handlungen des Chinesen nur durch Eigennutz, niemals durch Ehrgefühl bestimmt zu werden scheinen, ist bei dem Malaien mit Geld oft nichts auszurichten. Liegt er nach genossener Mahlzeit auf seiner Matte hingestreckt, so ist es schwer, ihn durch Geldanerbietungen zum Aufstehen zu bewegen. Sein Haus ist ein Pfahlbau im Wasser oder am schlammigen Ufer und steht zur Flutzeit unter Wasser, so daß aller Verkehr zu Kahn stattfindet, während die Kinder zur Ebbezeit im Schlamme Jagd anstellen auf Krabben und Fische.

Die in Singapur ansässigen Malaien sind größtenteils Bootsleute, Fischer, Sammler von Muscheln, Krabben, Agar-Agar*) und Waldprodukten.

*) Eine durchsichtige Gallerte aus der Abkochung der Alge Agar-Agar (Plicaria tenax und P. candida), die auf allen felsigen Küsten der Sunda-Inseln wächst, ist sehr nahrhaft.

Sie decken die Häuser mit Atap, flechten Körbe und Matten und verrichten viele untergeordnete Geschäfte, auch als Gärtner werden sie von den Europäern den hiesigen Klings und Chinesen vorgezogen. Als Diener sind sie fauler und weniger anstellig, aber bescheidener als jene.

Die Fruchtbarkeit der Insel ist außerordentlich groß; die tropische Fülle und Pracht berauscht den Europäer. Ananas sind so billig, daß man sich ihrer zum Scheuern der Schiffsböden bedient. Die Nangka, von den Engländern auch Jackfruit genannt (Artocarpus integrifolia), eine nahe Verwandte des Brotbaumes, wird über einen halben Zentner schwer. Die Sagopalme, die Pfefferstaude wachsen üppig. Dagegen ist für die Erzeugung der Kolonialprodukte: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Kakao — das Klima von Singapur nicht geeignet. Auch der Muskatbaum will nicht recht gedeihen. Da Singapur nur 1° 17′ nördlich vom Äquator liegt, so herrscht dort ein ewiger Sommer. Der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tag beträgt nur 7½ Minuten; praktisch genommen sind also alle Tage des Jahres gleich lang. Die mittlere Jahreswärme ist 22½° R., der tiefste Thermometerstand ist 17°, der höchste nicht mehr wie 26°. Die Morgen sind angenehm kühl, aber die Sonne steigt schnell so hoch, daß alles mit blendendem Licht und sengender Glut übergossen sein würde, wenn nicht Wolken, häufige Regenschauer und regelmäßige Land- und Seebrisen Licht und Hitze milderten. Es regnet an 180 Tagen etwa 220 cm; im Winter etwas mehr als im Sommer, doch vergeht selten eine Woche ohne Regen; trockene und Regenzeit, die weiter nach den Wendekreisen hin fast ebenso deutlich, wenn auch nicht so schroff gesonderte Jahreszeiten bilden wie unser Sommer und Winter, fehlen hier in der unmittelbaren Nähe des Äquators. Der erste Januar ist vom ersten Juli nicht zu unterscheiden. Bei einer so beträchtlichen Regenmenge in so hoher Temperatur ist die Feuchtigkeit der Luft immer sehr groß. Es ist sehr schwer, Eisengeräte gegen Rost zu schützen. Das Leder verschimmelt, Papier verstockt, der Phosphor läuft von den Zündhölzern ab.

Früher war die Insel ganz mit Wald bedeckt. Die Wege müssen noch jetzt fortwährend von den Arbeitern offen gehalten werden, sonst dringt der Wald wieder nach und besetzt den ihm abgenommenen Boden. Zu den gefährlichsten Bewohnern desselben gehörte der Tiger, der heute noch zuweilen vom nahen Festlande herüberschwimmt und Chinesen und Kulis in ihren Pflanzungen überfällt. Von der Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit eines tropischen Urwaldes geben unsere dichtesten Wälder gar keinen Begriff. Zwischen den Hochstämmen, die sich meist astlos bis an das 18—24 m hohe Laubdach erheben, zieht sich nach allen Richtungen ein so dichtes Gewirr von Unterholz, Schling- und Kletterpflanzen, daß es unmöglich ist, ohne Waldmesser einzudringen. Das größte Hindernis bilden die Kalamus-Arten, Palmen, deren lange, dünne Stämme dicht mit Stacheln besetzt sind. Die Blätter, und namentlich deren peitschenförmig verlängerte Mittelrippe,

tragen an der unteren Seite scharfe Widerhaken, vermittelst welcher sie sich überall festhängen, wo sie Halt finden und so dem Stamm, der viel zu dünn und elastisch ist, um sich selbst zu tragen, die nötige Stütze verschaffen. Einige Arten sollen über 300 m lang werden, nach Rumphius sogar bis 550 m; sie ziehen sich wie Stricke nach allen Richtungen quer durch den Wald, werden ja auch, nachdem die Blätter und Stacheln entfernt sind, als Taue, und gespalten als Stricke benutzt. Zu diesen kletternden Palmen gehört auch unser spanisches Rohr oder Stuhlrohr (Rotang der Malaien), es ist auf allen Inseln des Archipels sehr häufig und für manche ein wichtiger Ausfuhr-Artikel.

III. Bilder aus der Inselwelt.

1. Auf Java.*)

„Die Reede von Batavia erschien einsam nach der von Singapur. Ein kleiner Privatdampfer kam uns entgegen und brachte einige Kaufleute, welche die Ankunft ihrer Briefe nicht erwarten konnten. Wir landeten am Zollhaus; die Untersuchung des Passagiergepäcks war nur formell und wurde mit der größten Höflichkeit vollzogen. In hübschen zweispännigen Wagen fuhren wir sogleich nach Weltevreden in das „Hotel des Indes", dessen glänzend erleuchtete Veranden und Gärten an die Konversationsgärten eleganter Badeorte erinnerten."

Weltevreden (Wohlzufrieden) ist eins von den hübschen Dörfern südlich von Batavia, wohin sich die meisten Europäer zurückgezogen haben, da die alte Stadt Batavia als ungesund berüchtigt ist. Nur morgens füllt sie sich mit Beamten, Geschäftsleuten, Schiffern; abends steht sie leer — so sagen die Europäer, welche die Eingeborenen, die dann die Straßen beleben, nicht rechnen.

Mit einem Freunde aus Singapur fuhr der Reisende in vierspänniger Extrapost nach Buitenzorg**) (Außersorgen). Das Reisen mit Extrapost ist zwar kostspielig; doch im Verhältnis zu dem aufgebotenen Apparat immer noch billig. Man fährt mit vier tüchtigen kleinen Pferden, einem Kutscher und zwei Läufern. Die Pferde laufen immer Galopp, alle 5—6 Paal hält der Wagen unter einem großen Schuppen, der die ganze Breite der Straße überdacht. Geschäftige Kulis begießen die Achsen mit Wasser, um sie zu kühlen. Sobald umgespannt ist, laufen die „Loopers" so lange neben den Pferden her, bis diese durch Schreien und Peitschenhiebe in das gehörige

*) Aus Jagors Reiseskizzen.

**) Sprich: Beutensorg, heute durch Eisenbahn mit Batavia verbunden.

Tempo gebracht sind, und dann springen sie auf ein hinten am Wagen angebrachtes Brett, von wo sie durch Knallen und Schreien die Pferde weiter antreiben, bis irgend eine kleine Unordnung, die bei den eigensinnigen Pferden selten lange ausbleibt, sie wieder zwingt, nebenher zu laufen. „In vier Stunden legten wir die Strecke von etwa 50 Paal zurück.*) Die Poststraße ist vortrefflich; neben ihr läuft ein desto schlechterer, in der nassen Jahreszeit bodenloser, bei trockenem Wetter in höchstem Grade holpriger Weg, auf welchem die Frachtgüter in Büffelkarren, von denen uns lange Züge begegneten, befördert werden. Weltevreden nebst den übrigen von Europäern bewohnten Dörfern dehnt sich fast bis zur ersten Poststation aus, nur werden die Häuser immer ländlicher, die Gärten größer und gehen allmählich in Pflanzungen über. Hinter der zweiten Station sahen wir die ersten Reisfelder. Das Land erscheint ganz flach. Denn obgleich Buitenzorg 250 m höher liegt als Batavia, so ist die Erhebung eine so allmähliche, daß man nichts davon merkt. Erst wenn man jenem Orte näher kommt, wird die Landschaft welliger, im Hintergrunde erscheinen die großen Kegelberge Salak und Pangerango, die von Batavia aus wegen der trüben Luft in dieser Jahreszeit selten sichtbar sind."

Buitenzorg, malaiisch Bogors, liegt gerade südlich von Batavia und ist die gewöhnliche Residenz des General-Gouverneurs. Sein glänzender Palast ist von einem schönen Park umgeben, an welchen sich der allen Botanikern — wenigstens dem Rufe nach — wohlbekannte Garten anschließt. In diesem Garten sind alle Nutz- und Zierpflanzen des Indischen Archipels vertreten. Fast alle von der holländischen Regierung in die Kolonie eingeführten Kulturpflanzen haben hier ihre erste Station gemacht, und mancher Baum, dessen Nachkommenschaft wichtige Produkte für den Welthandel liefert, steht hier noch als Stammvater seines Geschlechts und kulturgeschichtliches Denkmal. Als etwas Neues und Interessantes war damals eine Vanillepflanzung (Vanilla planifolia) zu sehen, die mehrere lange Spaliere bekleidete und eine bedeutende Ernte versprach. Die Vanille war zwar schon lange in Java eingeführt, trug aber keine Früchte, weil das Insekt fehlt, das die Befruchtung vollzieht. Herr Teismann war der erste, der eine künstliche Befruchtung versuchte und mit derselben Erfolg hatte. Eine noch größere Sehenswürdigkeit war eine blühende Rafflesia Arnoldii. Diese merkwürdige Pflanze, eines der größten Wunder der Pflanzenwelt, besteht nur aus einer prächtigen Blume von etwa 1 m Durchmesser und schmarotzt ohne Stiel und Blätter pilzartig auf dem Stiel oder der Wurzel einer großen Liane (Cissus scariosa oder serrulata). Das Verdienst der Einführung gebührte gleichfalls Teismann. Während Jagors Aufenthalt in Buitenzorg brachte eine Stafette von dem berühmten Naturforscher Junghuhn auf Lembang ein kleines, in feuchte Baumwolle verpacktes Pflänzchen, das trotz der nächt-

*) 4 Paali = 1 deutsche Meile.

lichen Stunde sogleich dem General-Gouverneur übergeben wurde und große Freude erregte. Es war der erste auf Java selbst gepflückte Same einer Cinchona,*) der gekeimt hatte. Seitdem hat die Kultur des Chinarindenbaums auch auf Java bedeutende Fortschritte gemacht. Erst in den fieberreichen tropischen Ländern lernt man den Segen des Chinins gehörig würdigen. Der Verbrauch dieses köstlichen Heilmittels würde noch viel größer sein, wenn der hohe Preis es nicht vielen unerreichbar machte.

Der Reisende, durch seine Freunde in der Berliner Akademie wohl empfohlen, fand bei dem General-Gouverneur eine überaus freundliche Aufnahme und erhielt die höchst wertvolle Gunst des kostenfreien Gebrauchs der Regierungspostpferde für die Reisen ins Innere der Insel. Er erhielt damit den Rang eines Prinzen und Großwürdenträgers in den Augen der Eingeborenen, die ihm nun überall mit dienstwilligem Gehorsam entgegen kamen. Von den mancherlei Ausflügen gestattet uns der Raum nur einige anzuführen.

Auf der linken Seite des Tschimanuk fuhr Jagor durch das reiche Thal von Trogon-Garut nach Wanaradscha, wo ihn der inländische Fürst mit einem Frühstück im Pasanggrahan*) erwartete. „Dies war“ — schreibt er — „das niedlichste Dörfchen, das ich bisher gesehen. Es besteht ganz aus Bambus, die einzelnen Häuschen sind nach den zierlichsten Mustern aus schwarzen und weißen Bambusstreifen geflochten; die Scheunen, Einzäunungen und Außenhäuschen so klein und so gefällig, daß das Ganze fast wie hübsches Spielzeug aussieht. Nach dem Frühstück ritten wir auf schönen mutigen Pferden des Regenten, die viel arabisches Blut enthielten, nach dem auf dem Kamm der östlichen Thalwand gelegenen ‚weißen See‘ (telaga bodus).“ Die weiße Farbe erhält das Wasser dieses Sees von dem darin gelösten Thonschlamm, den die Thätigkeit der Solfataren (Schwefel-Vulkane) am Seeboden und am Ufer durch Zersetzung des Gesteins ihm zuführt. Auf bequemer Straße, die abwechselnd durch Wald und Kaffeegärten führte, gelangte man an das fast kreisrunde Wasserbecken; das perlenweiße Wasser bildete einen eigentümlichen Gegensatz zum dunkeln Grün des üppigen Waldes. An mehreren Stellen brodelte dasselbe auf und verriet durch den Schwefelwasserstoffgeruch die vulkanische Thätigkeit auf seinem Boden.

Noch schöner war der Rückweg durch das fruchtbare Thal, das bei jeder Wendung eine andere reizende Aussicht bot. „Aus den Reisfeldern hoben sich zahlreiche Haine von Fruchtbäumen, die je ein Dörfchen verbargen, dunkelgrün ab. Viele Paal weit ritten wir durch Kaffegärten, welche in dieser Meereshöhe (600—1200 m) besonders gedeihen. Diese Höhenzone

*) Die Cinchona oder der Fieberrindenbaum giebt die bittere Rinde, aus welcher das gegen Fieber so wirksame Chinin gewonnen wird. Der Baum stammt aus Peru, wird aber jetzt mit großem Erfolg in Ostindien angebaut.

**) Ein geräumiges Haus mit Nebengebäuden zum Absteigequartier für die reisenden Beamten.

ist für den Europäer besonders reizvoll, ein ewiger Frühling. Der Wald zeigt sich hier mehr noch als in der tiefen Zone in seiner ganzen tropischen Pracht. Zwar treten die Palmen schon merklich zurück; von den kultivierten ist nur noch die Arengpalme (Sagnerus saccharifer Bl.) häufig, aber die Kalamusarten kommen hier erst recht zur Entfaltung und durchziehen zugleich mit riesigen Lianen, deren einige schenkeldick werden, nach allen Richtungen den Wald, die höchsten Stämme umwickelnd oder wie Taue von Baum zu Baum gespannt. Zierliche kleine Areka- und Pinangapalmen, oft mit schön gefärbtem Stamm und glänzend roter Fruchttraube, und Baumfarne, die bis 12 m Höhe erreichen, treten hier zuerst auf und verleihen dem Walde einen neuen Reiz. Hier und da ist der Wald zur Anlegung von Kaffeepflanzungen gelichtet. Breite, mit dichtem Grase bewachsene Straßen führen durch dieselben und sind zu beiden Seiten mit Hecken blühender Gesträuche eingefaßt. Eine solche Pflanzung war eine deutsche Meile lang; zu beiden Seiten des Weges bestand der Hag aus blühenden Rosen. Es war am 22. Juli. Die Kaffeesträucher tragen zwar das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte, die eigentliche Blütezeit fällt aber in den Herbst. Jetzt saßen Knospen in den Blattwinkeln in kleinen Büscheln beisammen, so daß die schlanken, herabhängenden, mit glänzend dunkelgrünen Blättern besetzten Zweige, wenn sie blühen, im Schmuck der duftigen weißen Blumen herrlich prangen. Über den Kaffeesträuchern schwebt in einer Höhe von 10—12 m ein leichtes durchsichtiges Laubdach von Erythrinen (Erythrina Corrallodendron, von dem Korallenrot der Blüten so genannt), die mit den jungen Kaffeesträuchern zugleich gepflanzt werden, um ihnen Schatten zu geben, da sie viel schneller wachsen. So hat man zur Blütezeit ein von scharlachroten Blumen durchwirktes Laubdach über einem weißen Blütenwald.

Wenige Tage nach der Blüte setzt die Frucht an, in sechs Monaten ist sie reif, sie gleicht dann einer dunkelroten Kirsche, ist aber etwas länglicher. Innerhalb der süßlich schmeckenden fleischigen Hülle sitzen zwei Kerne (die Kaffeebohnen), jeder von einer dünnen, zähen, pergamentartigen Haut fest umschlossen, mit der flachen Seite gegeneinander; es sind die Samen, die längliche Vertiefung in der Mitte der flachen Seite enthält den Keim.

Nach der Ernte werden die eingesammelten Beeren zuerst auf flachen Hürden an der Sonne getrocknet. Um sie gegen Regen und Tau zu schützen, müssen sie unter Dach gebracht werden; oft geht den Bauern bei lang anhaltendem Regenwetter die ganze Ernte verloren, da Bohnen, die die durch Nässe schwarz und unansehnlich geworden sind, im Packhause nicht angenommen werden. Ist nach fünf bis sechs Wochen die Hülle trocken geworden, so wird sie in Gruben, die mit Büffelfell ausgefüttert sind, oder in hölzernen Mörsern abgelöst. Die Bohnen werden abermals getrocknet und durch Stampfen von der Pergamenthaut befreit — eine Ar-

beit, die viel Vorsicht verlangt, da zerstoßene Bohnen einen großen Teil ihres Wertes verlieren.

Im dritten Jahr trägt der Kaffeestrauch die ersten Früchte, im vierten giebt er eine volle Ernte, nach zwölf bis vierzehn Jahren ist der Ertrag so gering, daß er die Mühe des Pflückens nicht mehr lohnt; der Boden ist erschöpft, die Pflanzung wird verlassen. Früher überließ die Regierung solche „abgeschriebene“ Pflanzungen der einheimischen Bevölkerung, jetzt läßt sie dieselben brach liegen, damit der Boden sich wieder erholt.

Nächst dem Reis, welcher das Hauptnahrungsmittel, das tägliche Brot der Javanen bildet, ist der Kaffee die Hauptkulturpflanze der Insel. Java war eine der ersten Kolonieen, welche die aus Mittel-Afrika stammende Coffea arabica anpflanzten (1696 ward der Anfang gemacht); ein Jahrhundert später lieferte die Insel bereits 18000000 Pfund Kaffee, und der Gewinn dieses Anbaues bildete die Haupteinnahme der niederländischen Handelskompanie, welche jährlich 100—120 Mill. Pfund ausführt.

Ein anderer Strauch, der, obwohl keine Nahrungspflanze, doch tief in das häusliche Leben der Bewohner eingreift, ist der Bambus.

„Bei einer Reise, die wir von Malabar aus südlich unternahmen“ — erzählt Jagor — „war durch ein Versehen des betreffenden Beamten keine Meldung vorangegangen. Wir fanden daher die Waldwege in ihrem gewöhnlichen Zustande. Acht Stunden kletterten wir über schlüpfrige Thonrücken und erreichten Pamorotan, das zur Frühstücksstation bestimmt war, erst so spät nachmittags, daß die Weiterreise für heute aufgegeben werden mußte. Hier stand ein geräumiger, aber ganz verödeter „Pasanggrahan“, da dergleichen Gebäude an so abgelegenen Orten nur, wenn ein Kulturbeamter die Station untersucht, für ihn eingerichtet werden. Weil wir nicht angemeldet waren, stand alles leer. Einige Reiter, die uns begleitet hatten, sprengten nach verschiedenen Richtungen, um etwas für unsere Mahlzeit herbeizuschaffen; wir stiegen inzwischen das steile Ufer des Tschilaki hinab und kletterten durch sein felsiges Bett unter riesigen Waldbäumen umher. Diese Gegend ist sehr spärlich bevölkert. Dichter Wald faßt den Fluß ein, der zwischen großen Felsblöcken dahinrauscht. Es herrschte große Einsamkeit, aber keine Stille. Wer plötzlich mit verbundenen Augen dahin versetzt würde, könnte sich in der Nähe einer großen Fabrik glauben; so laut und gellend klang das Geräusch der Insekten. Besonders unangenehm und alles übertönend war ein schriller Laut, der täuschend wie das Geräusch einer Schleifmühle klang. Andere Insekten schienen das Schnurren vieler Hundert gezahnter Räder in schneller Bewegung nachzuahmen. Das Tosen des Wassers vervollständigte die Einbildung. Nie wieder habe ich einen ähnlichen Lärm in einem Walde gehört.

„Als wir nach kaum zwei Stunden den Pasanggrahan wieder betraten, fanden wir alles wie durch Zauber verändert. Das vorher so stille Gehöft

war jetzt voll Leben und Thätigkeit, und noch immer kamen neue Züge von Kulis und trugen allerlei Gegenstände der Bequemlichkeit herbei. In den Schuppen waren die Pferde der Häuptlinge untergebracht, auf dem Hofe brannten mehrere Feuer, an denen emsig gekocht und gebraten wurde. Einige Arbeiter waren beschäftigt, frisch gehauene Bambus vermittelst ihrer großen Messer in allerlei Möbel, Haus- und Küchengeräte zu verwandeln. Zwei große bequeme Lehnstühle waren bereits vollendet, und eben wurde die letzte Hand an einen Tisch gelegt, dessen Platte aus Bambusspliſſen bestand. Als Leuchter dienten Bambus von entsprechendem Durchmesser, die 2 cm hoch über einem Knoten abgeschnitten waren, während das entgegengesetzte längere Ende, in drei Teile gespalten auseinandergespreizt, durch Querstäbe verbunden und mit einem Stein beschwert, den Fuß bildete. Andere Arbeiter waren beschäftigt, das Dach auszubessern. In dem länglich viereckigen, vorher so unwohnlichen Raume, der uns zum Aufenthalte dienen sollte, waren an beiden Enden durch bunte Vorhänge zwei kleine Gemächer abgetrennt worden; in jedem stand bereits ein Bett aufgeschlagen; der ganze mittlere Teil, unser Salon, war mit weichen Pandanusdecken belegt, und sobald wir gebadet hatten, wurde auf dem nun vollendeten Tische ein vortreffliches Essen aufgetragen mit sehr mannigfaltigem Nachtisch, worauf Kaffee mit Kognak folgte. Es war fast wie das „Tischchen deck dich“ im Märchen.

Je länger man in diesen Ländern verweilt, um so mehr wächst das Erstaunen über die unzähligen nützlichen Verwendungen einzelner Pflanzen, unter denen der Kokospalme und dem Bambus wohl die erste Stelle gebührt. Aus Bambus baut der Javane sein Haus, aus Bambus bestehen alle seine Möbel; in einer Bambusröhre, die dabei wohl verkohlt, aber nicht verbrennt, kocht er auf Reisen seinen Reis an einem Bambusfeuer, wenn er es nicht etwa vorzieht, junge Bambustriebe, die ein sehr schmackhaftes Gemüse geben, darin zu kochen.

Oft besteht das ganze Gerüst des Hauses aus Bambus und die Wände aus plattgedrückten, geflochtenen Halmen. Die Dächer werden zwar gewöhnlich mit Palmenblättern oder Gras gedeckt, aber auch mit Bambusschindeln, die wie Hohlziegel gelegt werden. Einige mit Wasser gefüllte, von dem Dachfirste paarweise herabhängende, geräumige Internodien*) bilden einen stets bereiten Löschapparat. Schuppen, Ställe, Scheunen, fast sämtliches Ackergerät, sowie der Zaun um das Gehöft bestehen aus Bambus.

In einem unter dem Dach wagrecht aufgehängten, an einem Ende mit einem Loch versehenen Halm siedelt sich die kleine, stachellose Biene an, die dem Javanen das Wachs liefert, das er bei dem Färben seiner Sarongs gebraucht. Zuweilen ist in einem ganzen Dörfchen kaum ein anderes Material verwendet; der zierliche Zaun, der es umgiebt, die Thore an beiden Enden mit erhöhten Bänken, worauf die Wache lagert, alles ist aus

*) Der zwischen zwei Knoten befindliche Hohlraum.

Bambus. Neben der Wache hängt in mehreren Stücken ein eigentümliches Werkzeug zum Fangen der Diebe und Missethäter; es besteht aus zwei armesdicken Bündeln dünner Seitenzweige des dornigen Bambus, die gabelförmig an einer Stange befestigt sind und dazu dienen, den Verfolgten am Halse zu packen.

In vielen malaiischen Ländern, wo der Fluß die einzige Straße durch den dichten Wald bildet, erheben sich am Ufer und namentlich an den schlammigen Mündungen Gruppen von Hütten und Pfählen, die wie bei den alten Pfahlbauten häufig durch eine gemeinschaftliche Galerie verbunden sind. Wenn nicht zu den Pfählen Palmenstämme (gewöhnlich Caryota urens) verwendet sind, so besteht alles aus Bambus. Nirgends springt einem die Bequemlichkeit des Lebens der Tropenbewohner mehr in die Augen, als in dergleichen Ansiedelungen.

Für alle Arten von Gestellen, Gerüsten, Gittern, Rahmen ist der Bambus unübertrefflich; außer der gewöhnlichen Leiter erhält man eine etwas weniger bequeme, aber viel leichter zu tragende durch bloßes Einhauen von Löchern in den Halm. Er liefert sowohl die zierlichen Käfige für kleine Singvögel oder Prachtkäfer, als auch die großen, in denen bei Festlichkeiten Tiger und Büffel kämpfen. Soll in Hongkong ein steinernes Haus gebaut werden, so führt man zuerst ein den äußeren Umrissen entsprechendes größeres Gebäude aus Bambus aus und deckt es mit Bambus- oder Palmenblättern, unter deren schützendem Dache dann die Arbeit, unbehindert durch Regen und Sonnenglut, um so schneller fortschreitet. Steinerne Theater möchten in ganz China kaum zu finden sein; selbst das Theater in Kanton, das eine große Zuschauermenge faßt, ist nur aus Bambus hergestellt.

Allerlei Hausrat, Stühle, Tische, Webstühle, Betten sind von Bambus; das lange, krause Geschabsel dient zum Polstern; kühlere und elastischere Kissen erhält man, indem man eine feine Bambus- oder Rotangmatte über zwei Scheiben straff spannt. Nicht nur die Hütte des Armen ist mit Bambus möbliert, auch in der Wohnung des Reichen findet man ihn in allerlei zierlichen Gerätschaften wieder. Vor der Veranda hängen Rollvorhänge aus feingespaltenen, durch Seidenfäden aneinander geknüpften Stäbchen, die zwar die Luft durchlassen, aber das Licht angenehm dämpfen, namentlich wenn sie dunkelgrün gefärbt sind. Dort findet man auch die zierlichsten Körbchen und sehr künstlich geschnitzte Becher von Bambus. Die lackierten Bambusdosen von Birma sind berühmt, und in Palembang überzieht man Körbe aus dünnen Bambusspänen mit einem Lack, der so elastisch ist, daß man sie völlig umstülpen kann, ohne daß Sprünge entstehen.

Ein Span von keilförmigem Querschnitt, dessen scharfe Kante von der kieselreichen äußeren Schicht gebildet wird, giebt ein sehr scharfes Messer, das selbst zu chirurgischen Operationen verwendet wird. Dieselbe äußere Schicht liefert zugleich einen sehr brauchbaren Wetzstein, um eiserne Messer zu schärfen.

In China wird das meiste Papier aus Bambus erzeugt, auch das in Europa für Kunstdrucke so geschätzte. Bei den Pinseln, die in China die Schreibfedern vertreten, bestehen die Schäfte aus Bambus. Gröbere Pinsel macht man sich leicht, indem man das eine Ende des Bambussplints so lange mit dem Hammer klopft, bis sich die einzelnen Längsfasern trennen.

Für die Jagd und den Krieg liefert der Bambus Blasröhre, aus denen vergiftete Bolzen geschossen werden, Pfeilschäfte und Pfeilspitzen, Palissaden, spanische Reiter, auch Fußlanzen, nämlich 15—60 cm lange zugeschärfte Bambusspieße, die so in den Boden gesteckt werden, daß nur die Spitzen hervorragen, welche mit Spreu oder lockerer Erde bedeckt, dem barfüßigen Feinde gefährliche Wunden beibringen.

Der Dornen-Bambus, eine bis 12 m hohe, sehr dickbuschige, vielverzweigte, überall mit scharfen Stacheln bewehrte Art, bildet einen undurchdringlichen Wall, gegen den selbst Artillerie kaum etwas vermag, so daß die Holländer, durch ihre Erfahrungen im Kriege gegen die Pairys auf Sumatra belehrt, ihn jetzt immer um ihre eigenen Festungen pflanzen.

Dem Fischer liefert der Bambus unübertreffliche Flöße, Masten, Segelstangen, Spreizen für Mattensegel, Reusen, Fangkörbe, Speere zum Aufspießen großer Fische und „Ausleger“, um sein schmales Boot gegen das Umschlagen zu sichern. Zu diesem Zwecke wählt man etwas bogenförmige Halme, die dem Boot parallel an die konvexe Seite nach unten in Entfernung einiger Meter vermittelst zweier Querstangen befestigt werden. Je nach der Stärke des Windes taucht das Rohr auf der Leeseite mehr oder weniger tief ein und stützt das Fahrzeug. Die Verwendung des Bambus zu Brücken ist bekannt. Man baut von ihm auch solche, die floßartig im Wasser liegen. Ausgehöhlte Bambus, deren Enden ineinander gefügt sind, leiten das Wasser große Strecken weit über Berg und Thal.

Eine kletternde, sehr zähe, dünne Art liefert gespalten allerlei feines Flechtwerk, auch Stricke, sogar Säcke. Ja selbst Jacken machen die Chinesen aus einer kleinen Art, indem sie die Seitentriebe von der Dicke eines Rabenkiels in halbzollange Stäbe schneiden, wie Schmelzperlen auf Fäden ziehen und zu quadratischen Maschen verknüpfen. Chinesische Stutzer tragen gern dergleichen Jacken auf dem bloßen Körper, um ihr weißes, baumwollenes Gewand gegen Schweiß zu schützen. Aus Bambusblättern bestehen die Regenmäntel der Armen und die groben Regenschirme der Höker. Die unter dem Namen „Pfefferrohr“ in Deutschland bekannten Stöcke und Regenschirmstiele sind Bambus. Bei den chinesischen und japanischen Schirmen besteht das ganze Gestell aus Bambusspleißen und der Überzug aus gefirnißtem Bambuspapier.

Geht man in den Wald auf eine Forschungsreise, so sind die Kulis schwer zu bewegen Tragkörbe mitzunehmen, da der Bambusstrauch das Nötige liefert, um Körbe, Kiepen, Tragbahren u. s. w. in kürzester Zeit zu flechten. Zur Bewahrung kleiner oder flüssiger Gegenstände dienen un-

mittelbar die Internodien. Auch die amtlich geaichten Hohlmaße für Flüssigkeiten und Körner bestehen daraus.

In einem Bambusbusch stecken Musikinstrumente für ein ganzes Orchester. Am naheliegendsten ist die Verwendung zu Flöten und Pfeifen. Die Mintras machen aus Bambus Guitarren. Auch die abscheuliche chinesische Fiedel Hiijeng besteht aus Bambus. Angenehmer ist das „Anklong", bestehend aus einer Anzahl Rohre von abgestufter Länge, die an einem Gestell hängen und durch Anstoßen in tönende Schwingung versetzt werden. Logan erwähnt eine Art Äolsharfe, die er in Naning sah und den Triumph der malaiischen Kunst nennt, „denn was könnte kühner und sinnreicher sein, als der Gedanke, einen ganzen Bambus frisch aus dem Walde 10—12 m lang durch einfaches Einschneiden einiger Löcher in ein musikalisches Instrument zu verwandeln?"

Für religiöse Zwecke liefert der Bambus auf den Philippinen Kirchen, Kapellen und Kreuze. Die Chinesen schneiden aus seinen knorrigen, struppigen Wurzeln phantastische Figuren für den Tempel und Hausaltar. Aus Bambuswurzeln bestehen auch die eigentümlichen Wurfhölzer in den Tempeln, durch welche die Chinesen das Schicksal befragen,*) um aus der Art des Fallens auf den Erfolg einer Unternehmung zu schließen. In ihrer Zudringlichkeit werfen sie die Hölzer so lange, bis sie eine günstige Antwort erhalten.

Auch als Feuerzeug ist der Bambus in Gebrauch und wohl allen anderen bei den Wilden üblichen Feuerzeugen vorzuziehen. Man spaltet einen recht trockenen Halm, der etwa 1 m lang ist, in der Mitte der Länge nach, schabt aus den inneren Wandungen die silberglänzende weiche Haut und das weiche Holz so fein wie möglich, rollt dann das Geschabsel zu einer Kugel zusammen, die auf den Boden gelegt und mit der einen Hälfte des Halms bedeckt wird, so daß sie oben gegen die Wölbung drückt. Von der anderen Hälfte spaltet man noch einen Streifen ab, so daß ein flaches, oben scharfkantiges Stück übrig bleibt, mit dessen schärfster Seite man auf dem festgehaltenen Bambus schnell hin und her fährt, gerade über der Stelle, wo das feine Geschabsel liegt. Man sägt auf diese Weise einen Einschnitt, und in dem Augenblicke, wo das Gewölbe durchschnitten ist, hat sich auch die Hitze so gesteigert, daß sich das verkohlte Holzpulver zu Funken entzündet, welche in den darunter liegenden Zunder fallen, der mit leichtem Blasen zu einer Flamme angefacht wird.

Den Kieselanhäufungen, die sich in manchen Bambus bilden und unter dem Namen Tabaschir oder Bambuskampfer in den Handel kommen, schreibt die chinesische Medizin große Heilwirkungen zu; er wird aber auch als Poliermittel gebraucht.

Von der Schönheit eines auf offenem Felde oder auf einer Anhöhe

*) Siehe Artikel: Züge aus dem chinesischen Leben in Kanton.

frei stehenden Bambus, dessen oben reich befiederte Halme sich bei Windstille nach allen Seiten gleichmäßig zur Erde neigen, wie die Wassergarbe eines Springbrunnens, kann man sich nach den verkümmerten Exemplaren in den Ecken unserer Treibhäuser kaum einen Begriff machen. Wenn jedoch Jagor meint, er übertreffe sowohl die Palme als den Baumfarn an landschaftlicher Schönheit, so ist das doch wohl etwas zu viel behauptet. Unsere Weiden und Birken und Buchen haben ihre eigentümliche Schönheit neben unseren Tannen und Lärchen, und so haben in der reichen tropischen Zone die Bambus mit ihren biegsamen Zweigen und dem leichten gefiederten Laub ihren eigentümlichen Reiz neben den phantastisch im blauen Äther schwimmenden riesigen Baumkronen der Palmen, aber die tropische Landschaft ohne Palme würde doch einer Hauptzierde entbehren.

Bekanntlich ist Java eine vulkanische Insel, die zu dem Gürtel gehört, der sich von der Nordküste Asiens über die ganze Inselkette nach Südwest zu den Sunda-Inseln hinzieht. 67 der Vulkane auf Java sind noch in Thätigkeit, so der Lamongan, dessen zuckerhutförmiger Gipfel sich im Klakasee spiegelt. Jagor hatte den Mut, eine Besteigung des Kraters zu unternehmen. Nur von einem jungen Offizier begleitet (die javanischen Diener wollten um keinen Preis das gefährliche Abenteuer wagen und liefen, als man dem Kegel nahe kam, ohne Ausnahme davon), kletterte er die steile Spitze hinan; nach einigen Stunden mühsamen Steigens erreichten sie eine feste Lavabank, ohne Schlackendecke, welche von Regen und Wind wohl längst in die Tiefe hinabgestürzt war. Sie gewährte ein sicheres Auftreten und reichte bis an den Gipfel. Nur die letzten 12 m bestanden aus gelbem Sand. Aus allen Spalten der Kuppe, bis auf 30 m abwärts, drangen sehr heiße Wasserdämpfe; schweflige und salzsaure waren durch den Geruch nicht wahrzunehmen. In südwestlicher Richtung zog sich eine gegen 30 m breite, flache, muldenförmige, bolusrote Rinne am Kegel hinab, an deren oberem Ende die Dampfentwickelung besonders stark war. Die Spitze des Kegels war schon seit einer Stunde in dichten Nebel gehüllt, der ganze Krater mit verdichteten Dämpfen erfüllt; man sah nichts, als ein Stück vom Rande, auf welchem die beiden Männer standen. Nur einmal schimmerten zwei Felsenpfeiler durch den dicken Nebel, die auf senkrechte Wände des Kraters deuteten. Plötzlich verkündete ein Donnerschlag, von einigen schweren Regentropfen begleitet, den Anfang eines Gewitters. Der Rückzug mußte angetreten werden. Der Regen brach los, massenhaft wie ein Sturzbad. Vorsichtig rutschten die beiden Wanderer an der glatten Lavabank hinab, wobei sie die Stöcke verloren, die in gerader Richtung zur Tiefe hinabglitten. Der Lavasand, durch den Regen in einen dicken, schwarzen Brei verwandelt, floß in breiten Massen abwärts. Das strömende Wasser hatte die Steine wie belebt, die sich mit reißender Schnelligkeit in die neuentstandenen Rinnen stürzten. Jagor, auch in einer solchen Rinne hinabgleitend, ward mehrere Meter weit, aufrecht stehend, fortgerissen, ehe er sich an das Ufer retten konnte. Die

elektrischen Entladungen waren so stark, daß ein Schlag, der den Berg traf, beide Männer gleichzeitig zu Boden warf. Der Sturm wetteiferte mit dem strömenden Regen, die Steine vom oberen Rande des Berges abzulösen; diese sprangen in Sätzen von mehr als Haushöhe die steilen Abhänge hinab, und der Steinfall wurde bald so stark, das die triefenden Flüchtlinge glaubten, sie würden davon zerschmettert. Mit Mühe retteten sie sich auf einen höher gelegenen Rand, der etwas Schutz darbot. Der junge Offizier war mit einigen Schürfungen, Jagor mit einer Quetschung und einem Loch am Bein davongekommen.

Leichter war die Besteigung des Slamat von statten gegangen — wegen der Rhinozerospfade, die in bequemen Windungen bis an den Schuttkegel führten, der die Spitze des Berges bildet. Im ganzen Westen von Java ist das Nashorn nicht selten — der Slamat bildet die östliche Grenze des Verbreitungsbezirkes dieser Tiere. Sie sind aber so scheu, daß man sie selten zu Gesicht bekommt. Nur in der Brunstzeit gehen sie mitunter wütend auf den Menschen los. Die plumpen Tiere ersteigen die höchsten Berge, wo sie ihr Lieblingsgras in Menge finden und sind unübertrefflich im Anlegen von Straßen. Indem sie immer derselben Spur folgen, schleifen sie mit ihrem tief herabhängenden faltigen Lederpanzer und dem daran haftenden Sande allmählich tiefe Rinnen mit völlig glatten Wänden selbst in das härteste Gestein. Nicht minder wunderbar erscheint der ausgezeichnete ortskundige Takt, mit welchem alle Hindernisse des Bodens umgangen, steile Erhebungen durch Zickzacklinien überwunden werden: das Wunder erklärt sich durch die Unbehilflichkeit des Tieres, dem schwierige Stellen unzugänglich sind.

An Tigern fehlt es bekanntlich auf Java nicht; die schönsten werden eingefangen und an die Häuptlinge verkauft, welche sie mit Büffeln kämpfen lassen. Auf einem Ausflug, den Jagor in Gesellschaft einer Schar mit Lanzen bewaffneter Reiter unternahm, ward ein junger Tiger aufgejagt, der eine ganze Strecke vor den Reitern hinlief und sich dann in ein dichtes Gebüsch rettete. Merkwürdig ist, daß, wo viele wilde Pfauen auffliegen, man auch sicher darauf rechnen kann, daß Tiger in der Nähe sind.

Um schließlich noch ein Bild aus dem reichen Tierleben der fruchtbaren Insel anzuführen, sei der zahllosen Schwärme einer großen Fledermausart, des fliegenden Hundes oder Fuchses (Pteropus edulis) gedacht. Als Jagor eines Tages mit einem Häuptling zu einem kühlen Quell ritt, dessen Becken ein vortreffliches Bad darbot, fand er auf den Ästen eines daneben stehenden Baumes eine Menge von Kalongs — wie die großen Fledermäuse genannt werden — aufgehängt und dem Tagesschlafe sich überlassend. Durch einige Schüsse aus ihrem Schlummer geweckt, schwirrten sie scharenweise in der Luft. Sie sind über den ganzen Indischen Archipel verbreitet, nähren sich von Obst, verstehen sich aber auch aufs Fischen. Indem sie mit leisem Flug über den Teichen oder Flüssen hinschweben, packen sie die Fische mit

ihren Klauen und fliegen dann auf einen Baum, um sie zu verzehren. Ihre Jagd beginnen sie natürlich erst abends, wenn das Licht sie nicht blendet. Am Tage hängen sie sich vermittels der Kralle ihres Daumens an den Zweigen hoher Bäume auf, den Kopf nach unten gekehrt, in ihre Flügel wie in einen Mantel fest eingehüllt. Fallen sie über die Gärten und Obstpflanzungen her, so richten sie arge Verwüstungen an. Dr. Oxley erzählt, daß, als er in der Straße von Malakka vor Anker lag, ein Schwarm dieser Tiere mehrere Stunden brauchte, um über ihn weg zu ziehen, und Logan sah sie zu Millionen in den Mangrovesümpfen am Nordrand der Insel Singapur hängen. Von weitem sieht es aus, als trügen die Bäume große Birnen. Obwohl das Tier den Beinamen edulis hat, wird es doch — wenigstens auf Java nicht — weder von den Europäern noch von den Eingeborenen gegessen.*)

2. Leben und Treiben in den Tabakplantagen Sumatras.**)

Das Geheimnis des Tabakbaues liegt darin, ein feines Deckblatt für bessere Sorten zu erzielen und auf diese Weise dem Erzeugnisse von Cuba Konkurrenz zu machen, das ohnehin infolge der Erschöpfung des Bodens und der gesteigerten Bedürfnisse des Weltmarktes nicht mehr in ausreichender Menge und Güte in der Urheimat allein zu beschaffen ist. Die Provinzen Deli und Lankat an der Ostküste von Sumatra waren berufen, in kurzer Zeit durch ein ausgezeichnetes Produkt Weltruf zu erlangen. Merkwürdigerweise sind nur ganz bestimmt begrenzte Landschaften dieser Insel in der Lage, Vorzügliches zu leisten, während schon die Nachbardistrikte trotz scheinbar gleicher Vorbedingungen nur Mittelsorten erzielen. Fetter Humus, maritimes Klima und eine kurze Trockenzeit, welche mit der Tabaks-

*) Auch in Australien fehlen diese Tiere nicht. O. Rietmann (Wanderungen in Australien 2c.) erzählt von einem Ausfluge, den er von Sydney aus unternahm: „Als wir abends beim Feuer saßen, hörten wir den sonderbaren Ruf mehrerer fliegenden Hunde, einer Art Fledermäuse mit hundeartig zugespitzter Schnauze, welche an manchen Orten überaus häufig sind und dann den Obstgärten nicht wenig schaden. Wir schossen einige, fanden aber das Fleisch nicht sehr schmackhaft. Im Jahre 1862 wurde Sydney von einer unzähligen Menge dieser Tiere heimgesucht. Man hörte damals in der Umgegend dieser Stadt ein fast ununterbrochenes Rottenfeuer der Jäger, welche Hunderte der fliegenden Hunde erlegten. Der größte, der mir damals zu Gesicht kam, maß über 1 m Flugweite." Auf San Christoval (im Salomons-Archipel) bemerkte der Reisende eine Frau, die einen jungen fliegenden Hund auf der Schulter trug, so, daß ein Fuß des Tieres an ihr Ohrläppchen befestigt war. Das Tier schien seine eigentümliche Lage ganz behaglich zu finden, während es seine Besitzerin von Zeit zu Zeit liebkoste und fütterte. Die Fledermäuse vertreten also auf der entgegengesetzten Seite unserer Erdkugel die Stelle der Schoßhündchen unserer Damen.

**) Quelle: Paul Staudinger im Univers. VI, 23 u. 34.

ernte zusammenfallen muß, scheinen unerläßliche Vorbedingungen zu sein, wenn der Pflanzer ein gutes Deckblatt kultivieren will.

Die Plantagen von Deli und Lankat benutzen vor allem niedriges Schwemmland, weniger das unmittelbar am Strande befindliche, weil dort der Boden in gewisser Tiefe sandig wird, als das nach dem Innern der Insel zu gelegene und die Vorstufen der Berge, wo unter der dicken Ackerkrume eine fette Thonverbindung lagert. Die erste Aufgabe des Pflanzers besteht also darin, derartigen Boden zu suchen für seine Estate (Tabakplantage). Er läßt in noch unbewohnten, von Urwald bestandenen Gegenden durch Eingeborene kleine Richtsteige (rentis) anlegen, was mittels der Haumesser ziemlich rasch sich vollzieht; an gewissen Stellen wird der Boden aufgebrochen und sobald er die gewünschten Eigenschaften zeigt, begiebt sich der Weiße zum eingeborenen, malaiischen Sultan, um mit ihm zu verhandeln über die Pachtsumme; denn der Grund und Boden ist hier den eingeborenen Fürsten gelassen worden und wird auf Grund des Kolonialgesetzes nicht verkauft, sondern auf 75 Jahre verpachtet. Für 6000 bis 12000 Mark ist in Sumatra auch heute noch eine Fläche von $^1/_2$ bis 1 deutsche Quadratmeile Urwald zu haben; in der Regel wird dem Sultan das Ergebnis der Vermessung zu niedrig angegeben, weil ja innerhalb des ausgesuchten Terrains auch unbrauchbare Flächen sich finden. Außer der Pachtsumme bezieht er, sowie die beteiligten Ortschaften noch eine jährliche Bodensteuer (hasseltana). Die nächste Sorge des Pflanzers ist nun die Beschaffung des Betriebskapitals, das in der Regel durch eine Gesellschaft aufgebracht wird und im bescheidensten Falle, wenn man nämlich nur mit 80 bis 100 Feldern arbeitet, 200000 bis 250000 Mark beträgt, da ja die erste Ernte erst nach zwei Jahren verkäuflich ist. Sobald dieselbe günstig ausfällt, muß man mit weit mehr Feldern arbeiten und das Kapital auf 1 bis 3 Millionen erhöhen.

Das erste Personal bilden stets Europäer, welche die Vermessungen, Weganlagen, Brückenbauten, den Bau der Arbeiterwohnungen 2c. leiten, und unter ihnen (den „Assistenten") spielt der in der Tabakkultur erfahrene Verwalter, der Administrateur oder „Manager", die Hauptrolle.

Die Plantagenarbeiter besorgt ein Haus an der Küste oder in Singapur und Penang. Denn die Eingeborenen, die Malaien der Küstengegenden und die Battaker aus den Niederungen im Innern der Insel, sind höchstens als Waldfäller, Zampangführer (Bootsleute) und Kutscher zu haben, im übrigen interpungieren sie den Vers von der Arbeit in ihrer Weise: Zur Arbeit nicht, zum Müßiggang sind wir, o Gott, auf Erden. Besser zu gebrauchen sind schon die Battaker der Hochebene; sie leisten als Scheunenbauer, Grabenzieher, Stangenschnitzer (die Stangen werden zum Aufhängen des zu trocknenden Tabaks benutzt) Tüchtiges, und man überträgt ihnen die Arbeiten im Akkord, indem man für jede Scheune, für jeden Depas (d. i. 6 Fuß) Graben ein Gewisses mit ihnen vereinbart. Doch die vorgenannten Völkerschaften decken kaum den hundertsten Teil des Bedarfs an Arbeitskräften.

Das Hauptkontingent stellen die Kulis von Java und China, welche ein Makler besorgt. Er erhält für jeden Mann 20 bis 30 Dollars. Die Kulis begeben sich allerdings in eine Art Schuldsklaverei oder Hörigkeit, sofern sie vor dem Abarbeiten des gezahlten Vorschusses, der Überfahrts- und Unterhaltungskosten die Pflanzung nicht verlassen dürfen, wenigstens nicht vor Ablauf einer dreijährigen Arbeitsperiode. Nach diesem Zeitraum sind sie auf jeden Fall frei, gleichviel ob sie schuldenfrei sind oder nicht. Sie erhalten monatlich $4^1/_2$ bis 5 Dollars. Da sich bei den Kulis eine ausgesprochene Neigung zum Davonlaufen findet, werden Benghalesen, also Indier arischen Stammes, schöne, malerische Gestalten, als Oppas (Aufpasser) mit 10 bis 12 Dollars Monatslohn angestellt; sie versehen den Polizeidienst und wegen ihrer Zuverlässigkeit die Geschäfte der Postboten. Dem Kuli darf laut einer Kolonialverordnung nicht eine beliebige Schuld für Überfahrt, Maklergebühr ꝛc. angerechnet werden, sondern höchstens 30 Dollars; doch wächst dieselbe dadurch, daß ihm ein Vorschuß für seinen Unterhalt und die nötigen Geräte für die Einrichtung: Tisch zum Schlafen, Moskitonetz, Badeeimer u. a. m., sofort gewährt werden müssen. Um die Desertion der Chinesen zu erschweren, ist jeder Europäer und Oppas berechtigt, wandernde Kulis nach ihrem Paß zu fragen; sie erhalten bei Urlaub einen Surat djalan (Brief des Weges) und bei Entlassung von der Plantage einen Surat lepas. Wo derselbe fehlt, ist sofortige Arretur gestattet. Noch auf andere Mittel, die Flucht zu verhindern, ist die Findigkeit der Plantagenbesitzer verfallen: sie geben ihnen kein oder möglichst wenig Geld in die Hand, verwalten vielmehr die Ersparnisse oder zahlen ihnen den Lohn in Bons (Papiergeld) aus, die nur in den Kaufläden der Pflanzung in Geld umgesetzt werden können. Und weil es ziemlich schwer sein würde, zurückgebrachte Deserteure — haben sie doch alle glattrasiertes Gesicht! — als Zugehörige der Plantage zu erkennen, sobald sie den Namen verleugnen, so giebt ihnen der Makler ein Signalement mit, das zur größeren Sicherheit oft auftätowiert wird, ja in vielen Fällen die Photographie. Diese letzteren Umstände verhelfen am leichtesten zur Wiedererkennung der Flüchtigen.

Größere Verluste als durchs Weglaufen erwachsen dem Farmer durch die Arbeitsunfähigkeit und das rasche Absterben vieler Kulis; kein Wunder, daß die durch Opiumrauchen Geschwächten der schweren Arbeit und dem Klima erliegen, namentlich dann, wenn ihnen das gewohnte narkotische Genußmittel ganz entzogen wird, oder wenn sie allen Verdienst in Mohnsaft anlegen und für eine vernünftige Ernährung nichts übrig haben. Da übrigens auch die Gesunden der Malaria, Cholera und anderen Krankheiten ausgesetzt sind, so haben auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen die größeren Plantagen eigene Ärzte zu halten, während die kleineren wöchentlich, mindestens aber in monatlichen Fristen von einem Mediziner besucht werden müssen, der die Lazarette nie leer findet.

„Verdienen" ist die einzige Losung, die der Chinese kennt; er arbeitet

daher streng genommen nicht auf Tagelohn, sondern auf Akkord, sofern sich seine Bezahlung nach der Menge und Güte des auf seinem Arbeitsfelde erzielten Tabaks richtet. Im günstigsten Falle bezahlt er schon im ersten Jahre alle Schulden und ist frei; er kann nach Hause zurückkehren, einen Handel eröffnen oder, was häufig geschieht, auf derselben oder einer anderen Plantage in Dienst treten, wenn er nicht vorzieht, in einem der Spielhäuser, die seine reichen Landsleute mit behördlicher Genehmigung unterhalten, sein Glück zu versuchen. Die Kulis haben sich dem Opiumteufel ebensogut wie dem Spielteufel verschrieben. Die arbeitsamen unter ihnen — und sie bilden die Mehrzahl — nähren sich in jener bescheidenen Weise, die wir aus dem Mutterlande kennen: dreimal des Tages von gekochtem Reis, Dörrfisch und Gemüse; Freunde thun sich zusammen zu einer Kochgemeinschaft, oder man bezieht die vollständige Tageskost von einem Landsmann, welcher einen Kaufladen unterhält, einen Gadeh, wo außer Reis und Trockenfisch auch Konserven, Schnaps, Wein, Bier, Kleiderstoffe, Petroleum, Töpfe, Schuhe, Feuerwerk fürs Neujahrsfest und andere Herrlichkeiten — leider alle in das bekannte chinesische Parfüm getaucht! — zu haben sind. Die Wohnung der Kulis ist ein großer Holzbau, welcher die für jene Gegend mit ihren gefährlichen Bodenaushauchungen sehr praktische Form der Pfahlbauten hat; die Küche ist von den Schlafräumen abgesondert. Trotz der vorgeschriebenen täglichen Bäder herrscht doch in den letzteren ein den Europäer zurückwerfender Geruch. Die chinesischen Arbeiter sind in Gruppen geteilt, deren jede ihren Aufseher (tandil) aus der eigenen Landsmannschaft hat, er genießt in jeder Hinsicht Vorzüge, besonders bezüglich der Wohnung und der Löhnung. Freilich will seine Stellung wenig sagen gegenüber dem chinesischen Baba oder Oberaufseher, er ist der Vermittler zwischen dem Herrn und den Arbeitern, besonders bei Revolten, beim Engagement von Laukehs oder alten Arbeitnehmern. Er bezieht gewisse Prozente von der Ernte, erhält ein Haus, das demjenigen der weißen Assistenten kaum etwas nachgiebt, ist oft verheiratet mit einer Landsmännin, hält sich Pferde, trinkt seinen Champagner, bezieht seine 5000 Dollars pro Jahr, giebt Darlehen und ist Teilhaber bei einem Gadeh oder Kaufladen der Estate.

Suchen wir nun aber die Kulis bei ihrer Plantagenarbeit auf, indem wir voraussetzen, daß die nötigen Wohnhäuser aus Holz, gedeckt mit Attap (das sind die zu einer rechteckigen Fläche zusammengefügten Wedel der Nigapalme), die Trockenscheunen, Gräben, Brücken fertiggestellt und — da wir einer neuen Anlage unseren Besuch machen — das Niederschlagen des Urwaldes in ausreichender Weise fortgeschritten ist. Die Säuberung des Bodens kann als eine gründliche deshalb nicht bezeichnet werden, weil nach dem Kolonialgesetz Fruchtbäume und Twalangs gar nicht gefällt werden dürfen und die niedergelegten Riesenstämme ziemlich hoch über dem Boden abgeschlagen werden. Die Twalangs erfreuen sich wohl aus dem Grunde der Schonung, weil in der Krone der gewaltigen Stämme wilde Bienen

ihre Waben bauen. Die Eingeborenen haben das Recht der Nutzung, schlagen kleine Holzpflöckchen in den Stamm und steigen nun Schritt für Schritt in die Höhe, ein Lianenseil hinter sich herziehend. Der Pflanzer mißt mit der Kette die Fläche ab, welche ein einzelner Kuli zur Bearbeitung übernimmt, dieselbe beträgt bei der Deli-Maatschappy (einer berühmten Tabaksplantagen-Gesellschaft) 54000 Quadratfuß und heißt ein „Feld“. Anfang Januar beginnt der gelbe Mann seine Arbeit, indem er Büsche aushackt, die umherliegenden Baumäste klein hackt, auf Haufen trägt, bei trockenem Wetter anzündet und an die großen Baumstümpfe den Feuerbrand legt, so daß sie sich langsam nach innen verzehren; nachts gewähren diese rotglühenden Stöcke einen schönen Anblick. Ist das Feld rein, so beginnt der Kuli das Tschankuln, d. h. das Bearbeiten des Bodens mit der Hacke; bei der zweiten Bepflanzung tritt an Stelle der Hacke der Pflug, der auf einer der Pflanzungen sogar von einem Elefanten gezogen wurde. Die Ergiebigkeit des Bodens hängt ab von der Tiefe des Aufhackens, weshalb diese von einem der weißen Assistenten genau geprüft wird. An einer besonders günstigen Stelle werden sehr bald nach Beginn der Feldarbeit die Bibits oder Samenbeete angelegt, die durch Schutzdach vor den intensiv wirkenden Sonnenstrahlen geschützt werden müssen. Man läßt Samen von einer berühmten Pflanzung kommen, mißt ihn mit Patronenhülsen ab, vermengt ihn mit Asche und säet ihn aus.

Die jungen Pflänzchen brauchen 6 bis 7 Wochen, ehe sie sich zum Auspflanzen eignen; die Schutzdächer müssen nach dem Stande der Sonne sorgfältig gestellt und die Pfleglinge morgens und abends gegossen werden. Jeder Kuli braucht für sein Arbeitsfeld 10 bis 12 Samenbeete. Mitte April nimmt er das Auspflanzen vor, häufelt um jede Staude guten Boden und schützt sie in der ersten Woche durch eine Planke vor den sengenden Strahlen. Der Abstand derselben ist 2 bis 3 Fuß, so daß auf ein Feld der vorerwähnten berühmten Deli-Maatschappy rund 10000 Pflanzen entfallen. Bei der zweiten Pflanzung wird der fette Boden bereits mit Guano gedüngt, der wenigstens in Hinsicht auf die Menge der Ernte vorteilhaft wirkt. Der Kuli hat in den acht Wochen, wo seine Pflegebefohlenen im Acker stehen, die Erde zwei bis dreimal an die Staudenwurzel heranzuziehen; beim zweiten Anhäufeln bricht er die Blätter ab, die den Boden berühren; sowie die Blütenknospe herauskommt, muß er den Tabak „toppen“, d. h. den oberen Teil des Stieles abbrechen, so daß in der Regel nur 16 bis 18 Blätter stehen bleiben, die sich nun möglichst gleichmäßig entwickeln sollen; er liest ferner Käferlarven, Raupen, Heuschrecken, sogenannte „Würmer“, ab, weil jedes in ein Blatt gefressene Loch auch für ihn einen Schaden darstellt; er muß nach nächtlichem Regen am Morgen die Blätter zum Trocknen wenden, weil zurückbleibende Tropfen Rostflecke erzeugen. Acht Wochen nach dem Auspflanzen reifen die ersten Blätter, sie werden im Juni geschnitten; die Staude treibt nun einen Schößling, den sogen. Tunas, der

auf 8 bis 10 Blätter getoppt wird, die im August reifen. Die Ernte liefert der Kuli in die Trockenscheunen ab, nachdem sie vom Assistenten taxiert worden ist.

Die Trockenscheunen sind in der Regel mächtige Holzbauten (180 Fuß lang, 72 Fuß breit) mit sehr schrägem Dach aus Attap, ihre Seitenwände sind durch Klappen zu öffnen. An Querstangen hängen hierin die Blätter 25 bis 30 Tage, doch nicht unbeweglich, sondern sie wandern je nach dem Fortschreiten des Trockenprozesses von unten nach oben. Tritt starker Regen ein, so genügt der Luftzug zum Trocknen nicht; ja, da man das Entstehen von Pilzen und damit das Schimmeln des wertvollen Krautes zu fürchten hat, so muß ähnlich wie in einer Räucherkammer am Boden der Scheune ein Qualmfeuer angemacht werden.

Die Trockenscheunen liefern ihren Inhalt ab an die aus Steinen und Wellblech hergestellte Fermentierscheune, die gewaltige Maßverhältnisse aufweist, und deren aus Drahtgeflecht oder Holzgitter bestehende Seitenwände und Thor nachts durch Bretterladen fest geschlossen werden. Hier geht nun der wichtigste Vorgang in der Tabakbehandlung vor sich: in der Mitte des Gebäudes ist ein balang-balang, ein Podium aus Planken, das mehrere Fuß über den Boden sich erhebt. Die Blätter werden darauf aufgeschichtet, erst in kleinere Haufen, wo sie sich durch den Druck bis zu 40° C. erhitzen, dann in größeren bis zu 35000 Pfund, wo sie eine Temperatur bis 60 und 65° erreichen. Die Wärmegrade müssen bei diesem Gärungsprozeß fortwährend genau geprüft werden durch ein in den Stapel eingelassenes Thermometer, damit das edle Kraut nicht verbrennt. Fetter Tabak wird vier- und mehrmal umgelegt, trockener seltener. Das Fermentieren ist für die gleichmäßige Farbe, guten Brand und weiße Asche von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Wie das Fermentieren, so besorgen die chinesischen Arbeiter auch das Sortieren, das mit großer Peinlichkeit gemacht sein will, weil der Käufer von einem oder zwei geöffneten Ballen seinen Schluß auf die Güte der ganzen Lieferung macht. Man sortiert zunächst ganze und verletzte (sogenannte Stück-) Blätter; die ersteren scheidet man weiter in vier Größen und jede Größe nach acht Haupt- und vier Spikkelfarben. Zu den letzteren gehören alle gefleckten Blätter. Das Sortieren ist eine zeitraubende Arbeit, und die Chinesen ruft der Gong (das Kuhhorn) von 6 bis 12 und 1 bis 5 Uhr in die Fermentierscheune; dort sitzen sie am Boden in langen Reihen, öffnen Bündel für Bündel und legen das Gleichartige in eine besondere Abteilung. Je 150 Pfund werden durch eine Presse zu einem Ballen zusammen gedrückt, in Matten eingenäht, mit Ochsengespann nach den Hafenplätzen befördert und nach Amsterdam, Rotterdam oder Bremen verschifft. In der angegebenen Reihenfolge ordnen sich die Importhäfen nach ihrer Bedeutung. Hier nehmen die Makler die Ware in Empfang, um sie nach den Taxationen in den großen Lagerhäusern unterzubringen, die Großhändler

und Fabrikanten prüfen an Ort und Stelle oder erhalten Proben, bieten darauf, und dem Meistbietenden wird die Ware zugeschlagen.

Es ist erfreulich, daß sich unter den bedeutenden Plantagenbesitzern Sumatras auch deutsche Landsleute an erster Stelle mit finden; sie halten den Holländern die Wage. Ja, ein Deutscher, Namens Engelbrecht, der als Kommis von Singapur aus herüberging, und mit Hilfe eines tüchtigen Managers mit 800 Feldern und gegen 1000 Chinesen arbeitet, wird oft ins Feld geführt, wenn es gilt, das Kapital für neue Gründungen zu ermutigen. Ein anderer Deutscher, Namens Herrings, früher Hauptbeamter der Deli-Maatschappy, hat sich die Provinz Assahan als Arbeitsfeld ausersehen; doch geht aus dem Vorstehenden zur Genüge hervor, daß das Gelingen solcher, auch der am sorgfältigsten vorbereiteten Unternehmungen von gar vielen Vorbedingungen, vom Boden, Wetter, ja auch von dem wechselnden Geschmack der Raucher abhängig ist.

Neunzehnter Abschnitt.

1. Fes, Hauptstadt von Marokko. — 2. Algier als fränzösische Kolonie. — 3. Nach der algerischen Sahara. — 4. Ein Besuch bei der Mutter des Bei von Tunis. — 5. Durch die Sahara auf der Bornustraße. — 6. Kuka und der Tsadsee. — 7. Reise durchs Tibbuland und die Gegend von Aschenumma. — 8. Eine Sklavenjagd des Königs von Baghirmi. — 9. Dr. G. Nachtigal in Wadai. — 10. Den Kongo hinab zum Ozean. — 11. Die Gründung des Kongostaates. — 12. Stanleys letzte Durchquerung Afrikas von West nach Ost. — 13. Wißmanns Entdeckungen im südlichen Kongobecken.

1. Fes, Hauptstadt von Marokko.*)

Es herrscht eine große Verwirrung über die örtliche Lage von Fes. So sagt Leo: „Die Stadt besteht fast ganz aus Bergen und Hügeln; nur der mittelste Teil ist eben, und Berge sind auf allen vier Seiten.“ Ali Bei: „Die Stadt Fes ist auf den Abhängen verschiedener Hügel gelegen, welche dieselbe von allen Seiten, mit Ausnahme von Norden her, umgeben.“ Thatsache ist, daß Fes, als Ganzes betrachtet, denn die Stadt besteht aus zwei vollkommen getrennten Städten, von allen Seiten, mit Ausnahme von Süden her, von Bergen umschlossen ist. Ebenso werden die die Stadt durchziehenden Gewässer unter verschiedenen Namen aufgeführt, und es hat dies zum Teil seinen Grund darin, daß die Araber in sehr vielen Fällen für einen und denselben Fluß verschiedene Benennungen haben, je nach seiner Quelle, nach seinem mittleren oder unteren Laufe. So hat denn das kleine Flüßchen, welches südwestlich von Fes, etwa 20 km entfernt, entspringt, zuerst den Namen Ras-el-ma, ändert aber den Namen, sobald es die Stadt erreicht, in Ued Fes um; es verbindet sich dieses Flüßchen mit einem stärkeren, aus Südost kommenden Flusse zwischen Neu- und Alt-Fes, und beide durchströmen nun die Stadt, ebenfalls unter dem Namen Ued Fes, um später Ued Sebu genannt zu werden. Der größere Fluß, der von Süd-Süd-Ost in Neu-Fes eindringt, heißt aber oberhalb der Stadt, wie ich auf meiner zweiten Reise in Marokko feststellen konnte, ebenfalls Ued Sebu.

*) G. Rohlfs: Reise durch Marokko. Ausl. 1871, 18.

Die Stadt stellt sich derart dar, daß sie fast mit von Norden nach Süden gerichteter Achse gelegen ist und aus zwei Städten besteht, aus Fes-el-bali*), Alt-Fes und Fes-el-djedid, Neu-Fes. Beide Städte aber liegen keineswegs dicht nebeneinander, sondern sind durch eine 2 km lange Straße, aufs dichteste mit Häusern bestanden, verbunden, so daß es, von oben gesehen, daß Aussehen hat wie zwei getrennte Städte, welche durch eine eng bebaute Straße in Verbindung stehen. Alt-Fes bildet den nördlichen Teil und ist mit Ausnahme der Südseite von Bergen umschlossen, zum Teil namentlich nach Osten zu an die Bergwand hinaufgebaut, Neu-Fes bildet den südlichen Stadtteil und liegt vollkommen in der Ebene. Nördlich von Neu-Fes verbinden sich der Sebu und das von Ras-el-ma**) kommende Wässerchen, um Alt-Fes zu durchfließen, Alt-Fes wird so in zwei Hälften geteilt, durch sechs steinerne Brücken mit einander verbunden, die westliche Seite ist die kleinere. Beide Städte sind mit 10—12 m hohen Mauern umgeben, welche von etwa 500 zu 500 Schritt mit viereckigen, hervorspringenden Türmen versehen sind. Die Mauern sind am Grunde 2 m und mehr dick, verjüngen sich nach oben zu einem Meter und haben auf der Zinne einen Umgang, geschützt durch eine etwa $1^1/_2$ m hohe und $^1/_2$ m dicke, krenelierte Mauer. Die Türme selbst sind eingerichtet, Geschütze aufnehmen zu können.

Die Mauer von Alt-Fes, sowie die Türme befinden sich in äußerst mangelhaftem Zustande, die von Neu-Fes ist besser erhalten und an manchen Stellen eine doppelte, so namentlich nach Südwesten und Süden zu, wo die äußere Mauer außerdem 25 m hohe Türme hat.

Die Mauern sowohl wie die Türme sind aus einer Masse aufgeführt, welche zwischen Brettern eingestampft wird und an der Luft, mit Kalk und Zement vermischt, eine große Härte erlangt. Die Ecken, Bogen, Seiten der Thore sind indes aus behauenen Steinen hergestellt, denn die Masse, so widerstandsfähig sie im großen ganzen auch ist, zerbröckelt doch sehr leicht an den Ecken und Kanten. Aus eben dieser Masse sind auch die meisten großen Gebäude hergestellt, viele aber auch aus gebrannten Ziegeln; gerundete Dachziegel sind endlich das Material, das man zur Bedeckung der Moscheen genommen hat; die Wohnhäuser verlangen solche nicht, da sie alle platte Dächer haben.

Wenn auf diese Art die Stadt gegen Landesfeinde vollkommen geschützt erscheint — denn obschon auch die Mauern zu verfallen drohen, würden sie dennoch Schutz gegen regellose Angriffe gewähren — so würde sich Fes einem Angriffe irgend einer europäischen Macht gegenüber wenig haltbar zeigen. Selbst die beiden Forts außerhalb der Stadt tragen nichts zum Schutze

*) Fes-el-bali sollte eigentlich Fes-el-kedim heißen, denn das Wort kedim entspricht genau unserm „alt“, während „bali“ mehr das „abgenützt“ in sich schließt.

**) Ras-el-ma heißt eigentlich weiter nichts als Kopf des Wassers, d. h. Quelle.

gegen einen Angriff von außen her bei, weil sie selbst von anderen Anhöhen von nächster Nähe aus beherrscht sind. Das eine dieser Forts liegt im Südosten der Stadt auf einer Anhöhe und ist ein mit vier Bastionen versehenes Viereck, offenbar von ehemaligen europäischen Renegaten nach Vaubanschem System recht gut angelegt. Im Westen der Stadt auf der nächsten Anhöhe befindet sich eine Lunette; diese letztere, nach der Stadt zu in ihrer Kehlseite nur durch Palissaden geschlossen, ist wie die eben erwähnten Forts aus behauenen Steinen erbaut und wie diese mit tiefen Gräben versehen. Ob die Steine, welche große Quadern aus Sandstein sind, eigens zu diesen Bauten gehauen worden sind oder von alten Römerwerken herstammen, konnte ich nicht erfahren; wäre letzteres der Fall, so wäre es ein Beweis mehr, an der jetzigen Stelle von Fes eine alte Römerniederlassung, vielleicht Volubilis, suchen zu müssen.

Die Stadt Fes wird in achtzehn Quartiere geteilt, von denen zwei auf die Neustadt, die übrigen auf Alt-Fes kommen, dazu hat Alt-Fes neun Thore, einschließlich des nach der Neustadt zu führenden, während Neu-Fes nur drei hat, von denen das eine auf Alt-Fes gerichtet ist. Der Länge nach wird die Stadt von einer Straße durchschnitten, welche hinlänglich breit ist, denn überall konnten vier oder fünf Menschen nebeneinander gehen, oft auch noch mehr. Die Gäßchen aber, die sich von dieser Hauptstraße in die verschiedenen Quartiere hineinschlängeln, sind äußerst schmal, manchmal so eng, daß sich zwei Begegnende aneinander vorbeidrücken müssen. Es sind auch zahlreiche Plätze vorhanden, aber kein einziger mit Ausnahme des großen Platzes in Neu-Fes, der sich vor dem Palaste des Sultans befindet, welcher mehr als 500 Menschen aufnehmen könnte, wenn sie dichtgedrängt bei einander stehen. Hierdurch erlangt die Stadt ein äußerst düsteres Aussehen, das noch dadurch vermehrt wird, daß kein einziges Haus nach der Straßenseite zu Fenster hat, und fast alle zwei oder drei Stockwerke hoch sind.

Ein großer Übelstand ist auch der, daß man gar keine Pflasterung in Fes kennt; man ist im Sommer einem entsetzlichen Staub ausgesetzt und hat im Winter die größte Mühe, durch den tiefen Schmutz fortzukommen. Gegen diesen haben allerdings die Bewohner eine eigene Art Holzschuhe erfunden mit 4—6 cm hohen Absätzen unter den Hacken und Fußspitzen, aber oft reichen selbst diese nicht aus. Auch in Tunis, wo ähnliche Verhältnisse während der nassen Jahreszeit sind, hat man diese Holzunterschuhe, die unter dem gewöhnlichen Schuhzeuge befestigt werden, und wie alt ihr Gebrauch ist, geht daraus hervor, daß schon Leo ihrer erwähnt.

Das Innere der Häuser ist oft sehr hübsch eingerichtet, obgleich man natürlich an Möbel, wie sie bei uns in Europa in Gebrauch sind, nicht denken muß. Der Marokkaner will gar keinen Fortschritt; so wie seine Väter gelebt haben, will auch er leben, und Neuerungen einführen, ist die größte Sünde. So sind denn auch alle Einrichtungen so, wie sie vor Hunderten von Jahren gewesen sind. Gelangt man durch eine starke, meist dick mit

Eisen beschlagene Thür durch einen umgebogenen Gang*) in das Innere einer Wohnung, so kommt man zuerst auf einen mehr oder weniger großen, nach oben offenen Hofraum, der meist viereckig von Form ist. Bei Reichen und Armen ist dieser Raum gepflastert, oft mit Marmorfliesen (welche von Spanien und Portugal kommen), meist aber mit Sleadj. Es sind dies kleine Fliesen mit bunt glasierter Farbe, und da sie in allerlei Formen hergestellt werden, sternartig, dreieckig, viereckig ꝛc., so legen die Erbauer die hübschesten Muster damit zusammen. Eine einzelne Sleadj ist nicht größer als 2 bis 4 cm Seitenlänge; man verfertigt sie in Fes selbst. Auch die Zimmerböden sind meist aufs reizendste mit diesen Sleadj ausgelegt.

In der Mitte des Haushofes befindet sich ein springender oder jedenfalls fließender Quell, auch in der ärmsten Wohnung fehlt er nicht. Bei den Reichen befinden sich zu dem Ende meist hübsche Marmorbecken, welche ebenfalls aus Europa bezogen werden, im Hofe. Die Verteilung des Wassers in der Stadt ist nämlich so ausgezeichnet, daß Kanäle weit oberhalb der Stadt von den Flüssen abgeleitet sind, und so auch die höchsten Stadtteile mit reinem Wasser versorgen. In Neu-Fes hat man an einem Kanal sogar große Räder erbaut, welche, wie in Italien die Bewässerungsräder, mittelst ihrer eigenen vom Wasser bewirkten Umdrehung Wasser auf die Höhe schaffen. Nach Leo sollen diese Wasserräder schon 100 Jahre vor seiner Ankunft in Fes gewesen sein und von einem Genueser herrühren.

Ebenso gut ist für die Abführung der Unreinigkeiten aus den Häusern gesorgt, das lebendige Wasser führt allen Unrat mittelst kleiner unterirdischer Kanäle in den Ued Fes.

Die Zimmer der Häuser, von denen sich in der Regel drei oder vier auf den Hofraum öffnen, sind stets sehr lang, sehr hoch, aber auch nie breiter, als daß ein großer Mensch der Breite des Zimmers nach darin liegen kann. Große und hohe Thüren, wie immer mit hufeisenförmigen Bogen, führen zu den Zimmern; im Sommer und bei gutem Wetter sind sie offen, im Winter verschlossen, und man gelangt durch eine kleine Thür, eine Art Schlüpfthür (poterne), welche sich in jeder großen befindet, ins Zimmer. An beiden Seiten der Thür sind manchmal kleine viereckige oder auch ogivische, stark vergitterte Fenster; Glasscheiben hat man erst in letzter Zeit angefangen einzuführen. Möbel in unserem Sinne sind nirgends vorhanden. Bei den Reichen findet man Teppiche, Wollmatratzen, feine Matten, auch die Wände der Zimmer sind 1—1½ m hoch mit hübschen Matten ausgeschlagen; selten stehen Betten an den Enden der Zimmer auf europäischen Bettstellen, aber diese werden mehr als Luxus, als Schmuck betrachtet, es würde nie jemand einfallen darin zu schlafen.

---

*) Ein gerader Gang darf von der Straße nicht ins Innere des Hauses führen, weil sonst, bliebe ja einmal aus Versehen die Hausthüre offen stehen, der Blick eines Fremden in den Hofraum fallen könnte.

Die Wände der Zimmer sind weiß ausgekalkt, aber unterhalb der Decke laufen manchmal Arabesken herum, oft in Form von Koransprüchen.

Die Decken der Zimmer sind bunt bemalt, oft aber mit Gold, oft aber auch mit Holzschnitzerei bedeckt oder mit Holzstückchen ausgelegt. In den Wänden sind häufig nischenartige Vertiefungen angebracht, welche als Schränke dienen; ebenso findet man bei der wohlhabenden Klasse Holzschränke, oft aus sehr hübschen Holzschnitzwerken gearbeitet, oder mit Perlmutterstückchen, Elfenbein oder Ebenholzstückchen ausgelegt.

Während im Hofe rings um die inneren Wände ein durch steinerne Säulen getragener Bogengang läuft, der zugleich Schatten gegen die senkrechte Sonne gewährt, dient dieser Bogengang für das zweite Stockwerk als Vorplatz, von dem aus man in die Zimmer gelangt. Ist noch ein drittes Stockwerk vorhanden, so gehen die Galerieen ebenfalls höher. Die oberen Zimmer unterscheiden sich in der Anordnung durch nichts von den unteren; ganz oben auf dem platten Dache, welches aus gestampfter und zementierter Erdmasse besteht, befindet sich manchmal noch ein Zimmer, Mensa genannt; hier geben die Frauen vorzugsweise ihre Gesellschaften. Der Zugang nach oben geschieht mittels Treppen, die immer sehr schmal und, wenn im Innern des Hauses, niedrig angelegt sind; aber so sehr man darauf sieht, den Raum in Breite und Höhe bei der Treppe zu beschränken, so wenig sieht man darauf, die Absätze selbst kurz zu machen; im Gegenteil, diese sind so hoch, daß manchmal ein außerordentlicher Kraftaufwand erforderlich wird, um einen Absatz zu ersteigen.

Von außen werden die Häuser bisweilen durch anstrebende Pfeiler verstärkt oder durch Bogengänge auseinandergehalten; es trägt dies keineswegs dazu bei, die ohnehin schon schmalen Gassen gangbarer zu machen, und wo man ja einmal eine etwas breitere Straße antrifft, kann man sicher sein, daß die Anwohner dies derart durch Überbauen des zweiten und dritten Stockwerks benutzt haben, daß die breiteren Straßen fast zu den dunkelsten gemacht sind.

Nachts werden nicht nur die Stadtthore geschlossen, sondern auch die Thore, welche die verschiedenen Quartiere von einander trennen, und da die Quartiere gemeiniglich durch mehrere Straßen mit einander in Verbindung stehen, so kann man sich denken, wie viele Thore alle Abende verschlossen werden müssen. Man sagt, es sei dies eine Sicherheitsmaßregel, hauptsächlich gegen Diebe gerichtet. In der That wird dadurch alle Verbindung nachts aufgehoben; nach dem l'Ascha (das letzte Gebet) ist es unmöglich aus seiner Straße oder seinem Quartier herauszukommen. Während des Chotba-Gebets am Freitag werden ebenfalls alle Thore geschlossen; nicht nur in Fes, sondern in allen Städten Marokkos, ja im ganzen Rharb (die arabischen Geographen rechnen alles Land westlich vom Nil zum Rharb, d. h. dem Westen, alles östlich davon zum Schirg, d. h. dem Osten) herrscht diese Sitte, wie ich später in Rhadames, Tripolis, Bengasi, Tunis

und anderen Städten zu erfahren Gelegenheit hatte. Es soll dies deshalb geschehen, weil einer alten Sage zufolge sich um die Zeit des Chotba-Gebetes die Christen der mohammedanischen Städte bemächtigen würden. Wahrscheinlich ist es aber ein alter Brauch der Regierungen, die sich dann mit ihrer ganzen Macht in den Moscheen befinden und sich so gegen ihr eigenes Volk sichern wollen.

An öffentlichen Gebäuden der Stadt sind die Paläste des Sultans, die Moscheen, die Funduks (Wirtshäuser), Bäder und Grabstätten hervorzuheben.

Fast im Mittelpunkt von Alt-Fes liegt die große Dschemma Charubin, d. i. die den Cherubim gewidmete Moschee, vielleicht die größte in ganz Nordafrika. Sie soll auf mehr als 360 Säulen ruhen. Ali Bei giebt 300 Säulen an. Das ziemlich hohe Minaret ist vierseitig und wie überall in Marokko äußerst plump aufgeführt. Im Hofe der Moschee springen aus zwei großen Marmorspringbrunnen mächtige Wasserstrahlen; die kleinen Häuschen, worin die vor dem Gebet zu verrichtenden Abwaschungen vorgenommen werden, sind zahlreich. Von außen macht das Ganze keinen vorteilhaften Eindruck, da die Moschee zwischen Häusern und Buden eingezwängt erscheint, und immer nur einzelne Teile derselben sichtbar werden. Auch ist die Höhe der Moschee viel zu gering im Verhältnis zu ihrem Umfang, und ferner fehlt alle Symmetrie; die Mohammedaner und namentlich der Araber scheint ein geschworener Feind des Ebenmaßes zu sein. Hier stehen zwei Säulen $2^1/_2$ m, dort 2 m auseinander; hier ist eine Säule 6, dort 7, dort $6^1/_2$ m hoch; hier steht eine einfache, dort eine Doppelsäule, hier eine mit Kapitäl, dort ohne dasselbe.

Es ist bis auf den heutigen Tag den Arabern nicht gelungen, etwas Symmetrisches zu schaffen, sei es in der Baukunst, in der Weberei, in den Arabesken, in den Holzschnitzereien, in den Decken, in den Fußböden. Es giebt keinen einzigen von Arabern gewebten Teppich, dessen Muster, so wie es angefangen, zu Ende geführt; es giebt kein Zelt, das aus gleichmäßig gewebten Stücken vollendet wäre. Ein arabischer Haik (Tuch) hat, falls an einem Ende drei Streifen zur Einfassung dienen, sicher am anderen Ende vier oder nur zwei. Man findet auch keine Thür, die eine vollkommen durchgeführte Holzschnitzerei aufzuweisen hätte; überhaupt keinen Bau, der einen genau innegehaltenen Plan erkennen ließe. Vollkommen schöne maurische Gebäude finden wir nur da, wo die Araber mit Christen untermischt, seßhaft waren: in Spanien und Syrien.

Nur durch eine schmale Gasse von der Cherubim-Moschee getrennt, durch ihr Asyl, das sie geflüchteten Verbrechern bietet, ebenso berühmt wie als Bergerin der irdischen Überreste des Gründers der Stadt, liegt dicht bei der vorigen die Dschemma el Mulei Edris. Im übrigen giebt es noch eine große Anzahl Moscheen, die jedoch wenig Bemerkenswertes bieten.

Nur in der Cherubim-Moschee wird gelehrt; von der einst so berühmten

Schule ist aber nur ein Schatten geblieben. Man legt den Koran aus, d. h. disputiert über äußere Kleinigkeiten, denn am eigentlichen Dogma darf nicht gerüttelt werden — bei Todesstrafe. So werden denn gelehrte Untersuchungen angestellt über die wichtige Frage, ob Mohammed am Feste nach dem ersten Ramadan ein weißes oder schwarzes Lamm geopfert habe, wie groß die Hölle sei, ob im Paradiese diese oder jene Speise verabreicht werde? Es werden auch die vier Rechnungsarten gelehrt, aber nur auf notdürftige Weise. Geographischer Unterricht wird auch erteilt; die Lehrer sind aber so unwissend, daß sie Portugal für ein größeres Land als Frankreich, Marokko aber für das allergrößte auf Erden halten. Die Astronomie steht noch in enger Verbindung mit der Astrologie. Daß die Erde sich um die Sonne dreht, darf nicht geglaubt werden, da es der Lehre des Koran widerstreitet. Das Beste wird noch in der Lehrabteilung für Geschichte geboten.

Die Lehrer werden aus dem Vermögen der Moschee besoldet und zum Teil die Schüler auch; alle haben wenigstens freies Logis und freie Kost. Die Charubin ist eine der reichsten Moscheen; ein Drittel der Läden und Gewölbe sind ihr Eigentum.

Fes hat mehrere Hospitäler, d. h. Gasthäuser, wo Pilger, Reisende, müde Wanderer ausruhen können und eine Zeitlang unentgeltlich verpflegt werden; außerdem aber auch viele Gasthäuser (Funduk), welche Menschen und Vieh gegen angemessene Geldentschädigung beherbergen. Die große Zahl dieser Gebäude spricht für den regen Fremdenverkehr in Fes.

Bemerkenswert und nur in dieser Stadt vorhanden ist das Narrenhaus, unter dem man sich aber keine Anstalt zur Heilung und Pflege der unglücklichen Kranken zu denken hat. Vielmehr ist es ein Gefängnis für Tobsüchtige und Irre, die sich irgendwie ihren Nebenmenschen gefährlich gemacht haben. Gutmütige Narren, Idioten 2c. läßt man ruhig laufen, ebenso die religiös Wahnsinnigen, die obendrein noch als Heilige verehrt werden. Die Tobsüchtigen aber werden an Ketten geschmiedet, notdürftig gespeist, so daß sie Gerippen gleichen, und ihrem Schmutz überlassen. Die Anstalt wird durch fromme Stiftungen unterhalten.

An Bädern, die auch dem Ärmsten zugänglich sind, fehlt es in Fes nicht; sie gehören zum Teil Privaten, zum Teil der Regierung und den Moscheen. Unter den Kaffeehäusern giebt es viele, wo Opium und Kif, d. i. das getrocknete Kraut von indischem Hanf, gegessen wird; die Sitte des Opiumrauchens ist in Marokko unbekannt. Anständige Leute hüten sich wohl, in solche Kaffeehäuser zu gehen, frönen aber doch im Innern ihrer Wohnung dem Genuß des Haschisch.

Der große Palast des Sultans nimmt den ganzen südwestlichen Teil von Neu-Fes ein; von dem Innern dieses Gebäudes kann ich nur wenig berichten, da ich hier nicht dem Leser die übertriebenen Beschreibungen der Bewohner von Fes wiedergeben mag, die mehr nach Fabeln aus 1001 Nacht klingen, als auf Wirklichkeit beruhen. Großartige Ruinen deuten allerdings

auf einstige großartige Bauten hin, aber alle Bauten der Mohammedaner haben das Eigentümliche, daß sie meist schon gleich nach dem Entstehen ein ruinenhaftes Aussehen bekommen. Der Palast besteht eigentlich aus weiter nichts als aus vielen großen, mit Säulengängen und Springbrunnen versehenen Höfen, auf welche sich die Zimmer öffnen; Pferdeställe, Bedientenstuben, Wachtzimmer, Empfangshöfe — diar el meshuar genannt — wechseln damit ab. An der südöstlichen Ecke, durch hohe Mauern von den übrigen Teilen des Palais getrennt, befindet sich der Harem, welcher Platz für mehr als 1000 Frauen hat. Zwischen der kaiserlichen Wohnung und der südwestlichen Stadtmauer befindet sich ein großer Garten, in welchen ich mehrmals Zutritt bekam. Man findet hier fast alle feineren europäischen Gemüse, auch Blumenkohl, Artischocken u. dgl. Der Garten ist von langen geraden Gängen durchschnitten, diese sind an den Seiten eingefaßt von Beeten mit Rosen, Jasmin und Luisa, und fast alle Wege sind zu Tunnels und Laubengängen umgeschaffen, in denen die rankenden Weinreben kühlenden Schatten gewähren. Eine kleine Veranda, vor einem Teil des Palais gelegen — und davor ein besonderes abgeschlossenes Gärtchen, worin nur Blumen gezogen werden, dienen zum Privatgebrauche des Kaisers.

Eine halbe Stunde von Neu-Fes entfernt, nach dem Süden zu, befindet sich eine andere Wohnung des Sultans, von einem äußerst großen und mit hoher Mauer umringten Garten umgeben; in diesem Gebäude hält sich der Sultan manchmal auf, um die Sommerfrische zu genießen; zum Teil wohnen sodann die Minister, die Großen des Reichs, die Gouverneure der Provinzen, welche zum Besuch anwesend sind, mit in dem weitläufigen Gebäude, zum Teil hausen sie in ihren Zelten außerhalb des Gartens.

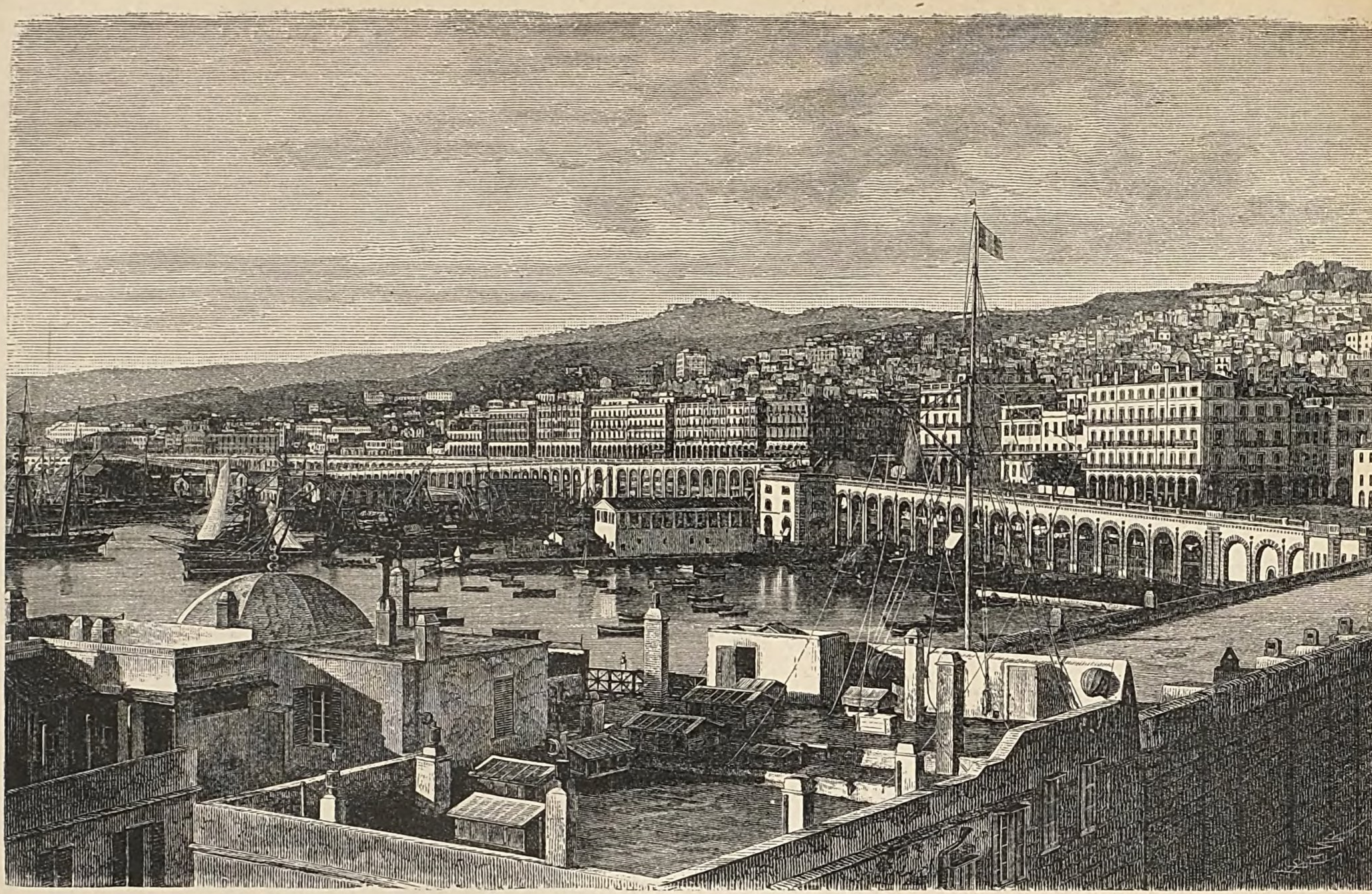
Zwischen diesem Landsitz und Neu-Fes ist auch gewöhnlich die Mhalla, d. h. der Lagerplatz des Heeres. Dieses muß immer da sein, wo der Sultan sich aufhält; und da in Neu-Fes für die Truppen, welche der Sultan immer um sich hat, nicht hinlänglich Platz ist, so lagern sie hier unter Zelten. Von weitem gesehen, sieht dieses Zeltlager, inmitten der grünen Wiesen, durchschlängelt vom Ued Fes, sehr malerisch aus, aber im Innern herrscht die größte Unreinlichkeit und Verwirrung.

---

2. Algier als französische Kolonie.*)

Da die großen Erdteile in unseren Atlanten ein verhältnismäßig kleineres Kartenbild erhalten, als Europa, so ist man geneigt, die Größe jener Länder, welche den nördlichen Saum Afrikas bilden — Marokko,

*) Rambosson: Les colonies françaises (Paris 1868) vgl. Wingrove Cook: Conquest and Colonisation in North-Afrika (London 1860).



Algier.

Algier, Tunis und Tripolis — zu unterschätzen, und mancher wird überrascht, wenn er erfährt, daß die französische Kolonie Algerien noch um etwa 254000 qkm größer sei als das Mutterland Frankreich selber. Denn dieses hat 536000 qkm, während Algerien im Jahr 1866 auf 790000 qkm berechnet wurde.

Seit dem Jahre 1830, wo die Stadt Algier, der Sitz der mohammedanischen, von der Pforte nahezu unabhängigen Deis erobert und dem übermütigen Piratentum ein Ende gemacht wurde, sind Millionen an Geld und Hunderttausende an Mannschaft geopfert worden, um Frankreichs Herrschaft zu befestigen und auszudehnen. Dennoch ist Algerien bis auf den heutigen Tag nur eine künstliche Soldaten-Kolonie, die mit dem Säbel behauptet werden muß und militärisch verwaltet wird. Die kriegerischen Eingeborenen fügen sich nur der Gewalt, sehen finster und grollend auf das Thun und Treiben der europäischen Eindringlinge und sind jederzeit bereit, über die unbeschnittenen „Kafir" (Ungläubige) herzufallen. Fortwährende Aufstände der arabischen und berberischen Stämme haben die Rothosen in Atem erhalten und ihnen eine nicht geringe Kriegstüchtigkeit verliehen durch stete Märsche, Razzias und Streifzüge durch Dick und Dünn, über Berg und Thal.

Bildet somit der Besitz von Algerien eine nicht zu unterschätzende Kriegsschule, so ist das Land an sich des Kampfes und der Opfer wert, die es fordert. Es fordert auch zu allerlei friedlichen Versuchen und Arbeiten heraus, um die weiten und fruchtbaren Thäler des Tell, um günstige Erdstriche des felsigen Hochlandes, um die Oasen der Sandwüste möglichst nutzbar zu machen.

Die genannten drei völlig von einander verschiedenen Landstriche ziehen alle von Westen nach Osten, parallel mit dem vom Mittelmeer bespülten Nordrande.

Der tiefstgelegene ist der östliche Teil der algerischen Sahara (sprich: Sáhara), mehr Steppe als Sandwüste, jedoch zur großen innerafrikanischen Wüste gehörig, übergehend in das Tiefbecken von Wargla. Dieses, einst ein großes Binnenmeer, ist eine Fläche von fast 330000 qkm und war in der Blütezeit des arabischen Kalifats mit Burgen, Städten und großen Palmenhainen besetzt; von letzteren der Name: Biled ul Dscherid, d. i. Land der entblätterten Palmenzweige. In der Wüste entwickelt die Palme ihre volle Pracht und Schönheit. Auch jetzt noch mangelt es diesen weiten, heißen Sandebenen nicht an fruchtbaren Oasen, die zum Teil durch den artesischen Bohrer geschaffen sind. Die Franzosen zählen in der Sahara nicht die Menschen, sondern die Dattelpalmen, weil sie nach der Zahl der Bäume die Steuer bemessen.

Wie der großen Sahara fehlt es übrigens auch der algerischen nicht an felsigem Hochland. Ihre ganze Ausdehnung wird auf 400000 qkm geschätzt.

Die kahlen Höhen des großen Atlas trennen und verbinden die Sahara

mit dem mittleren Teil Algeriens: es ist die 155000 qkm große Hochebene, im Durchschnitt 1875 km breit und 900 m ü. M., aus einer Reihe von aufsteigenden, meist vollkommen öden Flächen bestehend, auf denen das Auge vergebens nach Wäldern oder Baumgruppen, nach Äckern und Wiesen sucht. Nur hin und wieder begegnet man einem arabischen Insassen auf seinem Kamel oder einer Karawane oder einer Schafherde, welche die spärlichen Steppenkräuter abweidet. In der Mitte senkt sich die Hochebene, und in der Regenzeit oder zur Zeit der Schneeschmelze in den Randgebirgen bilden sich dort kleine Seen, die sich in der heißen trockenen Jahreszeit in hartgebrannte Schlamm- und Sandfelder verwandeln.

Der ungleich schönste, fruchtbarste und wertvollste Teil ist das im Norden vom Mittelmeer bespülte und durch Seeluft erfrischte Tell,*) ein mannigfaltig gestaltetes Hügelland (100000 qkm) mit Ebenen, zahlreichen Thalschluchten und breiteren Thälern, die von den aus dem Hochlande kommenden Flüssen bewässert werden. Eine Küstengebirgskette — der sog. „Kleine Atlas" — stellt sich diesen entgegen und zwingt sie, nach Westen oder Osten abzubiegen, so daß sich ihr Lauf verlängert, was dem unter einem warmen Himmelsstrich gelegenen Lande sehr zu gute kommt. Indem das Meer in jenem Küstengebirge an vielen Stellen hineingedrungen ist, bildet es größere und kleinere Buchten, und auf einer Strecke von 1000 km, auch in den Gebieten von Marokko und Tunis, bietet die Küste dem Seefahrer eine Reihe wechselvoller, schöner und großartiger Landschaftsbilder.

Sind auf den Hochflächen und an den Abhängen der Felsgebirge die Gegensätze von Tageshitze und Nachtkühle oft sehr empfindlich und für den nicht daran gewöhnten Europäer sogar gefährlich, und schwankt selbst in Algier die Temperatur zwischen + $10,_5{}^0$ C. im Winter und + 32^0 in den Sommermonaten: so hat Algerien doch nicht jene Unregelmäßigkeit des Klimas, wie wir sie im nördlichen Frankreich und in Deutschland finden. Freilich steigert der „Gebli" oder „Arisi" (der algerische Scirocco) die Hitze bis zu der unerträglichen Höhe von 52^0 C., doch ist dieser heiße Wüstenwind, da er über das Hochland gegangen, nicht so gefährlich als der Chamsin in Ägypten oder der Samum in der Wüste selbst. Im Winter erhält das Tell und ein Teil des Hochlandes die vom Atlantischen Ozean herüberwehenden, feuchten, zurückkehrenden Passate und mit ihnen dieselben Winterregen, denen auch die europäischen Südküsten ihre Fruchtbarkeit verdanken.

Die beiden Wintermonate: Dezember und Januar — sind in Algier so mild, daß vom „Winter" in unserem Sinne keine Rede sein kann, und diese Monate (die ganz besonders europäische Reisende und Brustleidende nach Algerien locken) wahre Frühlings- d. h. Blütenmonate sind. Februar und März bringen schon die Ernte.

Fast alles angebaute Acker- und Gartenland findet sich im „Tell",

*) Vom lateinischen tellus, im Sinne fruchtbarer Erde.

$20^0/_0$ der Gesamtoberfläche, etwa $2^1/_2$ Millionen Hektare. Von den drei Provinzen: Algier, Oran, Konstantine hat letztere den ergiebigsten Ertrag an Weizen und Gerste und Mais; Bohnen werden vorzüglich in Algier gewonnen, Roggen nur in Oran angebaut. Der Gemüseertrag ist in der fruchtbaren Metischda=Ebene bei Algier am bedeutendsten; Blumenkohl, Artischocken, grüne Erbsen ꝛc. erreichen Paris und Straßburg schon im Februar und März, und in mancher deutschen Haushaltung am Rhein wird schon in den letzen Wintermonaten afrikanischer Salat verzehrt.

Alle Früchte der Zitrusarten, Limonien, Orangen und Zitronen, ferner Pfirsiche, Feigen und Mandeln, stellenweise sogar Bananen gedeihen in hoher Vollkommenheit. Ebenso wichtig sind die Ernten von Gummi, Harzen, Krapp, Leinsaat, Opium, Tabak, Olivenöl, in den Bergen westlich von Bugia auch von Weinen. Die Weinbeeren erreichen ansehnliche Größe und sind reich an Zucker. Die Anpflanzung von australischen Gummibäumen (Eucalyptus) gedeiht und gewährt Aussicht auf gewinnreichen Handel mit nordafrikanischem Bauholz. In feuchter Ebene gedeihen Reis und Zuckerrohr, auch mit dem Anbau der Baumwolle und mit der Kochenillezucht (auf Kaktus) hat man Versuche gemacht. Wo man nur wässern kann, giebt der dankbare Boden dreifache Ernten; eine dreifache Ähre war einst das Sinnbild von Mauritanien.

An Korkeichen und edlen nutzbaren Hölzern ist kein Mangel, und man muß es den Franzosen zum Ruhme nachsagen, daß sie alles aufbieten, jener Zerstörungswut Einhalt zu thun, mit welcher die Kabylen und Mauren auf die Waldbestände einstürmen. Vor Zeiten waren auch die Berge des Tell gut bewaldet, die Quellen und Bäche flossen reichlicher und nachhaltiger, die Thäler und Hügel waren fruchtbarer, das Land bevölkerter und reicher. Für die Römer waren die Provinzen Afrika, Numidien und Mauritanien eine ergiebige Kornkammer, gleich der Insel Sizilien.

Für die nutzbaren Haustiere: Schaf, Ziege und Rind ist Land und Luft vorzüglich geeignet, namentlich gewährt die Schafzucht, die auch auf dem steppenreichen Hochland gedeiht, lohnenden Ertrag. In den Ebenen züchtet man edle Pferde, im Hochland und den südlich daran grenzenden Wüsten wird das Kamel und Dromedar verwendet und ist da unschätzbar.

Mit der Ausrottung und Lichtung der Wälder hat die Zahl der Raubtiere: Löwen, Hyänen, Schakale — sehr abgenommen; auch die Antilopen sind seltener geworden, so daß die jagdlustigen Kolonisten schon in die ödesten Bezirke reisen müssen, um jagdbares Wild zu finden.

Was die Bewohner des Landes betrifft, so wohnen seit Jahrhunderten in dem algerischen Berglande die Kabylen, dem Glaubensbekenntnisse nach Mohammedaner, aber durchaus nicht arabischen Blutes. Sie gehören den in ganz Nordafrika in verschiedenen Verzweigungen vorkommenden, zur kaukasischen Rasse gehörigen Berbern an. Seit den ältesten geschichtlichen Zeiten hat sich dies Volk in seiner Eigentümlichkeit erhalten, wenn es auch

nicht ohne Beimischung fremden Blutes geblieben ist. In der Farbe der Augen und des Haares kommen auffallende Verschiedenheiten vor, vom Tiefschwarzen bis zum Hellblonden. Die roten Bärte und das goldgelbe Haar mögen zuerst durch germanische Soldaten, welche in den römischen Heeren dienten, ins Land gekommen sein und späterhin durch die Vandalen, die in der Völkerwanderung nach Afrika übersetzten. Doch diese Elemente wurden gleich den arabischen von der Berberrasse assimiliert, so daß eben nur diese äußeren Spuren zurückgeblieben sind.

Das Vandalenreich hatte nur kurze Dauer, es ward durch Belisar, den klugen tapferen Feldherrn des oströmischen Kaisers, zertrümmert. Dann kamen die Araber und machten der byzantinischen Herrschaft ein Ende, wüteten mit Feuer und Schwert und zwangen dem christlichen Volke die Religion Mohammeds auf. Mit dem Islam kam auch die arabische Sprache zur Geltung, doch mit Wörtern und Formen der Berbersprache vielfach gemischt. Als die Türken ganz Nordafrika ihre Oberherrlichkeit aufzwangen, fanden sie schon alles arabisiert.

Dem Eindringen der Franzosen haben die Kabylen den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt. Es hat ein Vierteljahrhundert gedauert, bis die französischen Waffen der Insassen des Landes östlich von der Hauptstadt Algier an der Küste von Dellys bis Budschia und landeinwärts bis in das Dschurdschura-Gebirge Herr wurden. Mit den maurischen Stadtbewohnern hatten die Franzosen viel leichtere Arbeit, und die jüdische Bevölkerung war ihnen von vornherein zugethan, da nun der Druck von seiten des mohammedanischen Fanatismus aufhörte. Den Arabern auf der Hochebene, die vorzugsweise Nomaden sind, war bis in die Oasen der Wüste auch leichter beizukommen, und sie mußten sich vor der Überlegenheit europäischer Schußwaffen beugen. An Charakterfestigkeit stehen sie weit unter den Kabylen des Gebirges, die mit Stolz und Abneigung auch auf ihre arabischen Nachbarn in der Ebene blicken. Daß Kabylen und Araber nicht zusammenhalten, kommt den Franzosen sehr zu statten.

Frankreich hat Kabylen, Araber, Mauren, und selbst Neger seinem Heere einverleibt — als Infanterie „Zuaven“, als Reiter „Spahis“, insgesamt auch wohl „Turkos“ genannt. Als im Jahre 1870 der Krieg mit Deutschland ausgebrochen war, zog Frankreich aus seinen Provinzen und Kolonieen alle Truppen, die es irgend zur Verfügung hatte. Da brach im folgenden Jahre 1871 ein neuer Aufstand in Algerien aus; die französischen Ansiedelungen wurden von den Eingeborenen überfallen, viele Häuser, Gärten und Fruchtfelder zerstört. Frankreich, nachdem es mit Deutschland Frieden geschlossen und größere Truppenmassen nach Algier geschickt hatte, ward des Aufstandes bald Meister; doch seine „Turkos“ verwandte es zunächst wider die Pariser Kommune, aus Furcht, sie möchten, in Afrika angelangt, zum Teil oder ganz sich der Empörung anschließen. Ein zweiter Abdel Kader ist den Eingeborenen nicht wieder erstanden.

Als die Franzosen nach der Eroberung von Algier im Jahre 1830 über das Stadtgebiet hinausdrangen und die Eroberung des „Tell“ begannen, stand bekanntlich als Held des Islam der ritterliche Priester Abdel Kader wider sie auf, der die getrennten Stämme zu einen suchte, und auch nach der Eroberung des festen Konstantine ihr unversöhnlicher Feind blieb. Endlich aber mußte er sich nach Marokko flüchten, und nun besiegte Marschall Bugeaud in der Schlacht bei Isly die Marokkaner, während Prinz Joinville die marokkanischen Städte beschoß. Marokko schloß Frieden, doch Abdel Kader setzte den Kampf bis 1846 fort, wo er gefangen genommen und nach Frankreich gebracht wurde.

In dem ungleichen, mit so verschiedenen Waffen und Weisen geführten Kampfe lag viel Anziehendes für abenteuerlustige Krieger; die Franzosen hatten eine Fremden-Legion gebildet, die manchen Flüchtling aus Europa anzog, manchen, der seine Sache auf nichts gestellt hatte. Die Fremden-Legion mußte immer den ersten Anprall des Feindes aushalten und ward auf die gefährlichsten Punkte vorgeschoben.

An Vagabunden, Kellnern, Sängern, Schauspielern und Tänzern fehlte es in Algerien nicht; die Einwanderung von arbeitstüchtigen Bauern und Landwirten war sehr spärlich. Deutsche und Skandinavier, Engländer und Irländer zogen alle lieber nach Nordamerika, wo sie größere persönliche Freiheit fanden und nicht auf Schritt und Tritt von Beamten und Polizeimännern belästigt wurden.

Wenn man die eingewanderten Deutschen und Schweizer mit den romanischen Völkern vergleicht, so bilden die letzteren die Mehrzahl. In der Provinz Konstantine wohnen überwiegend Italiener und Malteser: sie finden in Bona, Philippeville (dem Hafen von Konstantine) und Konstantine als Landbauern, Reeder und Kaufleute ihr gutes Auskommen. In der Provinz Algier sind die ländlichen und industriellen Unternehmungen hauptsächlich von den Franzosen und eingeborenen Juden begründet. Das fremde Element ist durch Spanier aus Valencia und von den Balearen vertreten, die als Handelsleute in der Stadt oder als Gärtner auf dem Lande leben. Boden und Klima von Algier hat ja mit dem von Südspanien die größte Ähnlichkeit. In der Provinz Oran finden sich spanische Einwanderer von Malaga und Cartagena.

Nach der Zählung von 1891 beläuft sich die Bevölkerung von Algerien auf 4174732 Seelen. (Die Volkszählung im Jahre 1886 zeigte unter der Bevölkerung von Algerien 260000 Franzosen, 43000 naturalisierte Israeliten, 239000 Ausländer, 3263000 Muselmänner). Die französische Auswanderung nach Algerien ist gering, und nahm nach 1871 nur deshalb einen kleinen Aufschwung, weil viele Elsässer sich lieber von der algerischen als der deutschen Sonne bescheinen lassen wollten.

In der Provinz Konstantine sind zwei Vereine thätig, Land an den Mann zu bringen: Die Genfer Kolonisations-Gesellschaft, die ein Gebiet von

20229 Hektaren besitzt, und die Allgemeine Algerische Gesellschaft (Société générale Algérienne), im Besitz von 100000 Hektaren Land, das sie in Abteilungen von 20—30 Hektaren verkauft gegen 10—20jährige Termin-Abzahlung. Sie baut und verkauft auch unter gleichen Bedingungen Häuser von 500—2500 Mark.

Das französische Ministerium hat 100000 Hektare für lothringische und elsässische Auswanderer bestimmt. In Frankreich hat sich eine elsässische Kolonisations-Gesellschaft gebildet mit dem ausgesprochenen Zweck, möglichst viele Elsaß-Lothringer nach Afrika überzusiedeln. Bisher hat die Gesellschaft jedoch geringe Geschäfte gemacht, und für manche Verblendete sind die Enttäuschungen schnell genug gekommen.

Ist, wie die Franzosen selber zugestehen, das Klima von Algerien für den nordischen Kolonisten, auch für den Franzosen nicht geeignet, so würde es für Deutsche sicher keine Ausnahme machen. Selbst Rambosson gesteht ein, daß sich die Franzosen in Algerien kaum würden erhalten können; „für Deutsche würde dieses Land ein sicheres Grab sein.“ Indessen hat sich durch die fortschreitende Bodenkultur in den letzten Jahren schon vieles gebessert.*)

An einzelnen als ungesund bekannten Orten, z. B. in Bona, sucht man nachzuhelfen. Bona hatte in den vergangenen Jahren durchschnittlich im Jahre 276 Geborene und 336 Gestorbene, infolge der sumpfigen Ebene und der Nähe des Sees Fezzara, dessen Ufer im Sommer einen langen Schlammstreifen bildet, welcher Fieberluft aushaucht. Man hat nun dort Eucalyptusbäume angepflanzt, um die Ausdünstungen von Stadt- und Landstraße fern zu halten, und die Sterblichkeit hat sich verringert.

Die Straßen, welche die Franzosen für militärische Zwecke gebaut haben, sind unübertrefflich, dagegen ist es mit den Wegen für den bürgerlichen Verkehr bis vor wenig Jahren noch übel bestellt gewesen. Wie lange hat es gedauert, bis die Straße von Konstantine nach Philippeville, auf der alle Erzeugnisse der Provinz Konstantine ausgeführt werden müssen, nur leidlich imstande war.

Die Dampfschiffahrt zwischen Algier und den Küstenstädten (Oran, Bugia, Philippeville und Bona) ist gut geordnet, das Eisenbahnnetz in einer Länge von 2900 km trägt wesentlich dazu bei, sofern es von der Hauptstadt aus das Land in seiner ganzen Breite von Marokko bis Tunis durchschneidet und eine ganze Anzahl Querstränge über die Ketten des Atlas entsendet, den Verkehr zu beleben. In der dritten Wagenklasse sieht man in buntem Gemisch Zuaven und Spahis, Araber und Kabylen, Neger und Maurenweiber.

*) Die Einfuhr betrug 1892: 194 Mill. Mark, die Ausfuhr 188 Mill. Mark.

3. Nach der algerischen Sahara.*)

Der Reisende, Naturforscher Dr Kobelt, besuchte bei Gelegenheit seiner Studien in der algerischen Provinz Konstantine auch die südlich von der Stadt Konstantine gelegenen Wüstengebiete. Die Oase Biskra am Südfuße des östlichen Teiles des Großen Atlas war sein Ziel. Von Konstantine führt die Bahn durch die Schotts (das sind die wüsten, mit Salzseen bedeckten Hochflächen zwischen Großem und Kleinem Atlas) nach Batna, das am nördlichen Abhange des Großen Atlas liegt. Als er sich mit seiner Gattin und Dr. Petersen nach dem Bahnhofe verfügte, zog ein Gewitter herauf. Schon war seine Frau eingestiegen in den Waggon — während er mit Petersen und einem jungen französischen Geologen auf dem Perron noch Zwiesprache hielt —, als mit einemmale ein so furchtbares Hagelwetter losbrach, daß die Herren schleunigst unter das Schutzdach zurückspringen mußten. Eine volle halbe Stunde tobte das Unwetter; kein Mensch wagte den Versuch ins Koupee zu springen Erst als der Schauer nachließ, wurden zehn nasse Personen in das einzige Koupee zweiter Klasse gepfropft; denn das andere — zwei befanden sich überhaupt nur im Zuge — war von einem zu Zuchthaus begnadigten französischen Giftmischer und seiner Wache benutzt, was den mitfahrenden Franzosen willkommenen Anlaß bot, über die übelangebrachte Milde des damaligen Präsidenten Grevy zu schimpfen. Doch bald schwieg der Zank, und eine gewisse ängstliche Spannung malte sich auf den Gesichtern der Mitreisenden. Die Bahn überschritt nämlich in schwindelnder Höhe ein Seitenthal; die Brücke war in der Ausbesserung begriffen; der Zug bewegte sich im langsamsten Tempo, ja die Wagen wurden abgehängt und einer nach dem andern von den Bahnarbeitern hinübergeschoben und das alles, während die Blitze zuckten, die Donner rasselten und die Hagelkörner auf die Wagendecken und an die Fenster schlugen. Nachdem der Zug wiederum zusammengestellt war, suchte man dem Gewitter zu entfliehen.

Die Bahn nach Batna zweigte sich nach Süden ab, und man durchfuhr eine ziemlich weite Thalebene, ein altes Seebecken, das drei kahle Kalkberge umrandeten. Am Fuß des einen lag die Station Aïn Mlila, wo die großen Rennen abgehalten werden. Araber weideten hier ihre Herden, worunter sich auch einige Kamele befanden. Südlich von Mlila traf man auf die einzige Quelle zwischen diesem Orte und Batna; die französische Regierung hatte an dieser Stelle ein Kolonistendorf angelegt; besonders sind es unzufriedene Elsässer, die sich in thörichter Scheu vor der Einverleibung ins deutsche Mutterland in Algerien Wohnsitze anweisen ließen. Doch das

*) Quelle: Dr. W. Kobelt, Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a./M. 1885.

Klima hatte sie schon in den ersten Jahren zum Davonlaufen gezwungen, so daß nur die Trümmer ihrer Wohnungen übrig geblieben waren. Die Umgebung war baumlos; nur hier und da erhob sich etwas Buschwerk über das niedrige Gras, von tierischem Leben war nichts zu erblicken. Abends $^1/_2$9 Uhr hielt der Zug in Batna, wo vorläufig die Bahnfahrt enden mußte, da die Strecke von hier nach Biskra des Baues noch harrte.

Der erste Ausflug am nächsten Morgen wurde zu Omnibus nach dem Orte Lambessa unternommen, um die Ruinen römischer Bauwerke ins Auge zu fassen. Die Fahrstraße war im besten Stande; der Gewitterregen hatte zwar dem ersten Stück derselben entsetzlich mitgespielt, doch schon in 10 km Entfernung von Batna hatte die Sonne Algeriens jede Spur des Regens beseitigt. Man fuhr durch die Militärvorstadt, an dem village arabe mit seiner eigentümlichen Moschee vorbei, durch eine fruchtbare Thalebene; die Gerstenfelder waren unter der Pflege der Eingeborenen sehr bald von ihrem früheren guten Zustande zurückgegangen; denn die Farmen der Europäer standen verödet, Araberzelte bedeckten ihre Höfe. Die Straße nahm genau die Richtung auf das Thor eines großen Zuchthauses, in welchem die Opfer des Staatsstreiches von 1851 zu büßen gehabt hatten. Wo früher prächtige Römerbauten gestanden und Kulturland reiche Ernten gegeben, war heute Steppe, von Arabern zur Viehweide benutzt. Man hat daraus wohl auf eine Änderung des Klimas jener Gegenden schließen wollen, doch mit Unrecht; denn nicht natürlicher, sondern durch künstliche Berieselung herbeigeführter Befruchtung verdankte einst der Nordrand der Sahara seine Fruchtbarkeit. Von den Ruinen stand z. B. noch ein Thorbogen, der selbst in Rom Bewunderung erregt haben würde.

Der nächste Tag (27. Mai 1884) wurde der Besteigung des Zedernberges (Pic de Cèdres), des dritthöchsten Gipfels von Algerien, gewidmet. Ein Eingeborener, Brahim, diente als Wegweiser und Proviantträger. Fast zwei Stunden waren erforderlich, ehe man das Thal erreichte, das sich um den Zedernberg herumzieht, und noch eine tüchtige Stunde bis zu den ersten Zedern. Der Bach, der das Thal durchzog war augenblicklich wasserleer, schien jedoch am vorigen Tage durch seine Wasser zerstörend an den Ufern gehaust zu haben. Man schritt thalauf. Bald stieß man auf eine von französischen Staatsförstern bewohnte Ansiedelung und wurde, trotzdem man die deutsche Staatsangehörigkeit schon beim Vorstellen betonte, mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Auf die Frage, ob denn die Wälder von Batna noch — wie verschiedene neuere Reisende angeben — von Löwen wimmelten, erhielt man die Antwort, daß der eine der Forstbeamten in den acht Jahren seiner Anstellung weder einen Löwen noch einen Panther gesehen und gehört. Der berühmte Löwenjäger Chassaing hatte unter denselben gewaltig aufgeräumt; doch die Eingeborenen Berber vom Stamme der Schâwi, die als Herdenbesitzer den größten Gewinn aus seiner Leidenschaft zogen, hatten ihm schlecht gelohnt. Denn als er sich 1870 zur Kur in

einem französischen Bade befand, hatten die aufständischen Schâwi ihm Weib und Tochter unter grausamen Martern verbrannt. Chassaing verlor bei der Nachricht über ihr Schicksal den Verstand. Der Aufstand brach mit solch elementarer Gewalt los, daß sich die vollzählige Besatzung von Batna nur mit Mühe zu halten vermochte, und noch heute glaubt man in diesen Gegenden, die sich von jeher am schwersten regieren ließen, das dumpfe Murren der Unterworfenen zu hören. Wenig über der Försterwohnung lagen die Trümmer einer europäischen Sägemühle, von welcher der Wegweiser Brahim berichtete, daß an dieser Stelle beim erwähnten Aufstande 1870 nicht weniger als siebzehn Europäer eines entsetzlichen Flammentodes gestorben seien.

„An der Mühle führte zu unserer großen Überraschung der weiter unten ganz ausgetrocknete Bach klares Wasser genug, und hier begann ein reizendes Waldthal, wie wir es in Afrika nicht vermutet hätten. Zwischen zwei hohen Felsenrücken zog es sich um den Zedernpik herum, von dem Bache durchrauscht, von üppigem Grün erfüllt, ein paar Stücke Vieh weideten auf den Bergwiesen, die Vögel jubelten, die Schmetterlinge flogen, es war wie in einem unserer deutschen Gebirge. Am Hange standen überall Zedern, bald uralte verwitterte Riesen, mit pinienartigen Kronen, aber immer ein paar solcher Schirme an einem Stamme übereinandergesetzt, bald jüngere, pfeilgerade Säulenstämme wie die Edeltannen des Schwarzwaldes, und dazwischen überall junger Nachwuchs, die reizendsten Christbäumchen, die man sich denken kann. Je höher wir stiegen, um so ausschließlicher herrschten sie; ein ganz eigentümlicher, unvergleichlich schöner Wald. Der Weg, ein ziemlich guter Fahrweg, zog sich in bequemer Steigung um den Pik herum bis zu dem Joch, das den isolierten Gipfel an die Hauptgebirgsmasse anschließt. Hier bei den Trümmern einer auch 1870 zerstörten Sägemühle hatte sich eine Familie Eingeborener angesiedelt, und hier ließen wir unsern Brahim mit dem Proviant; denn einen Führer brauchten wir nicht mehr. Gerade über uns, etwa noch 500 m hoch, stand der Gipfel des Spitzberges, dachartig steil nach allen Seiten abfallend, aber sonst kein Hindernis bietend.

Durch eine steil ansteigende Schlucht stiegen wir hinauf. Mit jedem Meter, den wir höher kamen, wurden die Zedern schöner, Stämme von 2 m Durchmesser waren bald keine Seltenheit mehr. Zwischen den lebenden grünen Bäumen standen aber auch in Menge abgestorbene, entrindet bis zum Gipfel, weiß wie Gerippe, ein geradezu gespenstischer Anblick, umgestürzte, und ihre zersplitterten Äste lagen überall zwischen den Felsen umher wie bleichendes Riesengebein. Das Holz alter Zedern scheint fast unvergänglich. In der Schlucht lag ein mächtiger Stamm, sicher schon vor vielen Jahrzehnten gestürzt; denn bis zu einem Viertel seiner Dicke hatte sich neben ihm der Humus angehäuft. Er reichte mir trotzdem noch bis an die Brust, und vergeblich suchte ich das Messer in das Holz hineinzubohren."

Die Aussicht von dem Gipfel des Berges ist großartig; wie eine Reliefkarte war die ganze Provinz Konstantine zu den Füßen des Reisenden ausgebreitet, und noch mancher Bergeshang zeigte mächtige Zedernbestände, die jedenfalls nur deswegen erhalten sind, weil ihr eisenfestes Holz den Zerstörungswerkzeugen der Berber und Araber einen zu großen Widerstand entgegensetzte. Die Abholzung und Nachpflanzung geschieht heute genau nach den Regeln einer vernünftigen Forstwirtschaft, und so ist es wohl möglich, daß die Königin der Nadelhölzer sich hier ebenso wie im Taurus und am Nordabhang des Olymp auf Cypern erhalten wird, während sie am Libanon so gut wie verschwunden ist.

Die Bahn von Batna nach Biskra, also über die Kette des Großen Atlas hinweg, war noch nicht zur Ausführung gelangt; eine Diligence und ein Kurier, der eine kleine, offene Postkutsche fährt, vermittelten den Verkehr. Die Fahrt ist in der Regel sehr langweilig, weil die öde Gegend mit ihren nackten Bergen keinerlei Wechsel bietet. Doch für unsere Reisenden gewährte der Anmarsch eines nomadischen Araberstammes hohen Genuß. Derselbe kehrte aus den Winterweiden in den Oasen Berânis, Djemora und Beni Suik zurück in die Thäler des kühleren Atlasgebirges. Stundenlang war der Zug, der in viele Trupps zerfiel; jeder der letzteren führte wohl dreißig Kamele und daneben Schafe und Ziegen mit sich. Ein vollständiges Bild, an die Zeit der alttestamentlichen Patriarchen erinnernd, entrollte sich vor den Augen der Reisenden: da kamen in einzelnen Abteilungen in Marschrüstung die Kamele, bepackt, Kinder und jüngere Frauen auf dem Rücken tragend; die Kinder saßen in einem nestförmigen Sattel, und ein Hund oder Zicklein mußte ihnen die Zeit vertreiben helfen. Hinterher keuchten die älteren, schwer beladenen Frauen, während die Männer reitend oder laufend die Kamele führten und Schaf- und Ziegenherden zusammenhielten. Neben diesen im Marsch begriffenen Trupps traf man andere, die eben ihre Zelte erst abbrachen, ja unter den vordersten schickten sich einige Haufen an, das neue Lager zu beziehen. Die Frauen mit den armdicken Zöpfen, den großen Ohrringen, der gelbbraunen Farbe, den grellen Kleidern erweckten lebhaft die Erinnerung an die Zigeunerinnen. Die Diligence fuhr lustig zwischen den Haufen der Menschen und Tiere hindurch.

In der Ferne ragte eine Bergkette mit zackigem Kamme auf, welche das Hochplateau der Schotts von der Wüste trennt. Wer sie erreicht, bewegt sich auf einer trefflichen, wegen der Steilheit des Abhanges vielfach gewundenen Chaussee abwärts. Bald schließen sich die mit Trümmern bedeckten Berge zu einer Felsengasse und am Ende zu einem Felsenkessel zusammen. Eine einbogige, schöne Eisenbrücke führt uns über einen lebhaft rauschenden Fluß, und in echt afrikanischer Weise hat sein köstliches Naß in der Einöde prächtige Gärten hervorgezaubert, die zur Oase el Kantara gehören. Ein Trupp Chasseurs d'Afrique zieht sofort die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich, die vor dem Hotel Bertrand unter hohen, schattigen

Bäumen Halt machen. Hier muß alles vorbei, was von der Glutwüste nach der Hochebene der Schotts will und umgekehrt; daher ist der französische Zoll- und Wachtposten hier stationiert. Die Erhebung von Eingangszöllen sowie die scharfe Kontrolle der eingeführten Artikel, besonders der lebenden schwarzen Ware, hat jedoch dazu beigetragen, daß die Oasen der algerischen Wüste ihre Erzeugnisse nach anderen Orten, besonders nach Tripolis hin, absetzen und ebenda ihre Einkäufe besorgen. Die Zollbeamten sind daher wieder entfernt worden, ohne daß der Handel in seine alten Geleise zurückgekehrt wäre.

Von Biskra her sahen unsere Reisenden den damaligen Höchstkommandierenden der algerischen Armee, Herzog Davoust von Auerstädt, mit einem bunt uniformierten Gefolge heranreiten; Truppen zogen nach Süden, um die dortigen Garnisonen abzulösen. Von Biskra kamen Wagen heran, deren Insassen während der Pfingsttage einen kühleren Höhengürtel in den Bergen aufsuchten; Berber aus den Oasen boten allerlei Früchte zum Verkauf an. Kurz, alles Leben floß am schönen, kühlen Brunnen des Hotel Bertrand zusammen. Wenige Schritte von demselben ragt eine senkrechte Felswand auf: sie gestattet bloß dem Flusse Durchgang und schon die Römer mußten hier Felsen sprengen, um einen Pfad am Rande des Durchbruchs hinzuführen. Von dieser Schlucht aus bietet sich ein geradezu verblüffender Anblick: man sieht eine festgeschlossene, dunkle Baummasse, den Palmenwald von el Kantara, der ersten Oase. Jene Schlucht in der Felsenwand nennt der Araber bezeichnend den „Mund der Wüste“.

Wenn wir unsere Schritte nach dem Palmenwalde lenken, so fallen uns zunächst die Lehmhütten der berberischen Bewohner, die Lehmmauern, die ihre Gärten begrenzen, die Lehmwände mit verfallenen Bastionen ins Auge, die die ganze Oase schützen sollen. Der Verfall der Schutzmauern erklärt sich daraus, daß die Franzosen den Wüstenräubern das Handwerk gründlich legen. Die Oase umfaßt drei Dörfer; zwischen Lehmmauern führt der Weg hin, der uns zu einem derselben geleitet; die kleinen, kaum zwei Quadratfuß betragenden Löcher stellen die Gartenthüren vor; wer über die Mauern hinwegsah, gewahrte in den Gärten Palmen, die meist im Viereck, der Mauer entlang, gepflanzt waren. In der Mitte, von den Palmen gegen die sengende Glut der Wüstensonne geschützt, erhoben sich Aprikosen- und Granatbäume, und unter dem Schatten derselben baut man noch Gemüse und die Baumwolle für den Familienbedarf. Die Häuser des Oasendorfes zählten zu ihren Bestandteilen vier Wände aus Lehmziegeln, die nur an der Luft gedörrt werden, ein überhängendes Dach aus Palmenstämmen gedeckt mit Palmenwedeln, und endlich eine Thüre, die zugleich den Dienst des Fensters versehen muß. An zwei der Thüren kündigten die ausgehängten Kattune und Taschentücher die industrielle Thätigkeit der Hausfranen und zugleich den Verkaufsladen an. Die Palmengärten wurden aus einem aufgestauten Fluß gespeist. Doch die Güte der Datteln ist der-

artig, daß sie mehr nur als Viehfutter denn als Menschennahrung verwendet werden können.

Von der Oase el Kantara ab giebt es keine Kunststraße mehr bis nach Biskra, sondern die Diligence flog durch die steinichte Einöde und durch tief in den Boden eingerissene Wadis (leere Flußbetten), so daß bei dem schnellen Fahrtempo Purzelbäume der Pferde sich öfters wiederholten. Da sich bei diesem lebensgefährlichen Fahren vor einigen Monaten ein hoher französischer Beamter die Nase zerstoßen hatte, so waren wenigstens die schlimmsten Stellen ausgebessert. Immer dieselbe Steinwüste zu beiden Seiten, fährt man an einem Flusse hin, der auch im Sommer nicht ganz versiegt. Ruinen aus der Römerzeit heben mühsam die Spitzen über den Wüstensand. In einem leidlich erhaltenen römischen Wachtturme befand sich eine Telegraphenstation. Weiterhin bedeckten Salzkristalle den Boden, und Binsen, Halfagras sowie eine blaugrüne Salzpflanze täuschten das Auge angenehm hinweg über den Mangel sonstigen Lebens. In einem rings von Bergen umgebenen Kessel lag die kleine Oase el Outaja mit einem Palmenhaine. Am Eingang des Dorfes stand das Wirtshaus, wo man die Pferde wechselte. Die Wirtin war eine Elsässerin, die 1871, nur um nicht „dütsch“ werden zu müssen, nach Frankreich gegangen und nach ihrer Verheiratung mit einem Italiener hier am Saume der Wüste nun eine neue Heimat gefunden. Spahis (Reiter, aus den Eingeborenen des Landes rekrutiert) und Chasseurs d'Afrique lagerten in der Nähe; einige derselben waren in den Bewässerungsgräben mit dem Froschfang beschäftigt, um sich von der elsässischen Wirtin daraus ein leckeres Gericht bereiten zu lassen.

Wieder rollte der Wagen eine Stunde über die kahle, platte Ebene, wo kaum ein paar Dornbüsche dem genügsamen Kamele Nahrung boten. Dann aber erreichte man die Farm des Herrn Dufour. „Neben Gerste und Weizen, die ausgezeichnet gediehen, baut der Besitzer auch in großem Maßstabe Zuckerrohr und Baumwolle. Er hat aber auch Weinberge angelegt, die ausgezeichnet standen und schon Trauben von 2′ Länge zeigten. Freilich waren sie nicht geschnitten wie in Frankreich, sondern Herr Dufour ließ ihnen alles Laub und band die Triebe zusammen, um so die Trauben vor Sonnenglut zu schützen. Auch Birnen, Äpfel und Orangen gedeihen noch ganz gut. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine wunderbare, und die Ebene, der es ja auch an Wasser nicht fehlt, könnte eine nach Tausenden zählende Bevölkerung ernähren und in ihrer ganzen Ausdehnung in einen üppigen Garten verwandelt werden, so gut wie eine der spanischen Vegas.“

Während Herr Dufour mit allen Mitteln einer vernünftigen Landwirtschaft arbeitete und sogar Mähmaschinen mit Garbenbindern anwandte, konnte man seiner Besitzung gerade gegenüber ein Negerweib beobachten, das mit einer hölzernen Keule jede Ähre einzeln ausdrasch, die versprengten Körner mit einem Palmenwedel zusammenkehrte und sie sodann in einem

mit Halfahalmen bespannten Sieb reinigte. So waren hier 1000jähriges Herkommen und Fortschritt nur durch eine Straßenbreite getrennt.

Wieder ging's in die kahle Wüste hinein, einem Bergjoch zu, dem Col de Sfâ. Von diesem Bergpaß aus sieht man sie endlich vor sich liegen, die Wüste in ihrer Unendlichkeit. „La mer, la mer“, sollen die französischen Soldaten ausgerufen haben, als sie zum erstenmal diese Stelle erreichten, und in der That: wie ein erstarrter Ozean mit seinen Wogen, so sieht sie aus mit ihren Wellenbergen und Wellenthälern aus Sand, und in ihr liegt Biskra, die „Oase par excellence.“ Das Hotel du Sahara bietet den Forschern, welche die Beobachtung der Wüste zum Gegenstand ihrer Thätigkeit gemacht haben, einen angenehmen Aufenthalt, das heißt während der Wintersaison; denn dem sommerlichen Klima ist dasselbe nicht angepaßt; die Zimmer sind da zu luftlos und heiß, die Wanzen zu belästigend, das Trinkwasser zu schlecht. Zwar umgiebt man die Flaschen zur Kühlung der Getränke mit einer feuchten Filzhülle, doch hier kann nur Eis die gewünschte Wirkung geben. Obwohl man in neuerer Zeit einen frischen Bach eingefaßt und zur Oase geleitet hat, das in einem Sammelbecken aufgefangene Wasser klärt und für das Hotel noch einmal filtriert, ist es doch ohne Wein- oder Spirituosenzusatz nicht zu trinken. Auch die Brunnen der Oase sind alle salzig. Kein Wunder, daß die französische Garnison an Typhus, Dysentrie und Clou de Biskra (Geschwulst auf der Nase, die man mit dem Namen „Nagel von Biskra“ bezeichnet) stets heimgesucht ist, jährlich wechselt und die hier verbrachte Dienstzeit doppelt angerechnet bekommt.

Der erste Besuch galt hier dem Parke des Herrn Landon; derselbe hat in vorzüglicher Pflege die tropischen und subtropischen Pflanzen vereinigt, deren Kultur in den Oasen der Sahara besonders lohnend sein würde. Und daher nahmen die verschiedenen Spielarten der Dattelpalme (gegen sechzig giebt es) den meisten Raum ein; dann folgten Akazien, Bambusen; doch was das Auge des Deutschen am meisten entzückte, das war der herrliche, wirkliche Rasen im Parke. Die Getreidefelder um Biskra, mit Dattelpalmen umsäumt, waren bereits abgeerntet; doch wässerte man immer noch, nicht um einer zweiten Ernte willen, sondern nur um das zufällig einmal überreichliche Wasser nicht unbenutzt fortlaufen zu lassen. Biskra besteht streng genommen aus der französischen Stadt, die amtlich den Namen Fort St. Germain führt, und aus sieben bis acht Dörfern, die längs des Flusses zerstreut liegen. Die gesamte bebaute Fläche mag 1300 ha betragen, die Zahl der Dattelbäume 140—170000. Erweiterung der Kulturen würde ohne vorherige Einrichtung größerer Bewässerungs-Anlagen nicht möglich sein, da jeder Baum alle vierzehn Tage tüchtig gewässert werden muß. Eine Vermehrung der Wassermenge durch Bohren artesischer Brunnen ist noch keineswegs die unmittelbare Vorbedingung für größere Anpflanzungen, deswegen nämlich, weil die in der Umgebung des Brunnens

liegenden salzhaltigen Erdschichten erst auszusüßen sind, ehe an Stelle der Salzflora Kulturpflanzen gedeihen können. Daher ist der Erfolg jener Bohrungen keineswegs der erhoffte gewesen. Bewährt haben sich dieselben nur im Ued R'hir auf einer etwa 200 km langen, ganz schmalen Zone; im Jahre 1881 belief sich die Gesamtzahl derselben auf 514, die in der Minute 209000 Liter Wasser lieferten; weitere Bohrungen scheinen nur auf Kosten der alten Brunnen möglich zu sein. Die Zahl der Palmbäume, die hier gewissermaßen die Steuereinheiten abgeben, hatte sich schon 1879 von 359000 auf 517000, die der Obstbäume von 40000 auf 90000, die der ständigen Bewohner von 6672 auf 12827 vermehrt. In ähnlicher Tiefe (100—150 m) und unter ähnlichen günstigen Verhältnissen wie im Wadi R'hir scheinen nach den Forschungen Tissots nur noch um Wargla Bohrbrunnen möglich zu sein. Man hat Biskra das „Paris der Sahara" genannt; in wie vielen Beziehungen es diesen Namen rechtfertigt, lassen wir dahingestellt sein. In einer Hinsicht scheint es leider jener Bezeichnung zu entsprechen. Eine ganze Straße war nämlich von den Naïlyas bewohnt, den Töchtern eines in der Nähe wohnenden Araberstammes, die sich in den Kaffees von Biskra als Almehs (Sängerinnen und Tänzerinnen) Geld verdienen, um nach Erreichung dieses Zieles den Standesschmuck einer jüngeren Nachfolgerin zu vererben und in die Heimat zurückzukehren. Die französische Sittenpolizei hat aber auch hier Schranken gesetzt, sofern der Tanz nach abends 9 Uhr untersagt ist.

---

4. Ein Besuch bei der Mutter des Bei von Tunis.*)

(Eine Szene aus dem Haremsleben.)

Wir waren seit drei Monaten in Tunis und bewohnten das Stadtpalais des regierenden Bei, einen wahren Feenpalast aus „Tausend und einer Nacht". Mauern von Marmor stützen die bemalten und vergoldeten Deckengewölbe, auf die von oben ein gedämpftes, geheimnisvolles Licht herabfällt. Von den Terrassen dieses maurischen Schlosses übersieht man die ganze Stadt: „Tunis, die weiße, die Stätte des Friedens und der Glückseligkeit", wie sie von arabischen Dichtern genannt und gefeiert wird. Die hohen Minarets auf ihren Moscheen, die weißen Dome, die alte Kaßbah, der schöne See, worin, gleich einer schönen maurischen Prinzessin, die Stadt sich wohlgefällig bespiegelt — als sich dies alles mit einem Blick mir darstellte, da ward ich hingerissen von Bewunderung und Entzücken. Fortan stieg ich jeden Abend auf die Terrassen, blieb hier in stille Betrachtung

*) Mlle. Branche Lavellaine de Maubeuge („Journal des Dem."). Von A. W. Grube.

versunken, bis die Sonne sich neigte, der Ruf der Muezzin erscholl, welche die Gläubigen zum Gebete ermahnten, und bis von fern her die Gesänge der Neger zu mir herüberdrangen, die in der Abendkühle von der Last und Hitze des Tages in fröhlichen Tänzen und Liedern sich erholten.

Alle Freitage erschien ein Gesandter von der Mutter des Bei, um meine Mutter zu begrüßen und der Hochachtung seiner Gebieterin zu versichern; am Schlusse seiner Komplimente verfehlte er nie, den lebhaften Wunsch auszusprechen, welchen die Fürstin habe, meine Mutter persönlich kennen zu lernen. So beschlossen wir denn, am dritten Tage des Beiram*) unsern Besuch zu machen. Ich sage „wir", denn Mama hatte auf unser inständiges Bitten die Erlaubnis erteilt, daß ich mit meinem Bruder, einem Knaben von sieben Jahren, den der Bei kurz vorher zum Kapitän ernannt hatte, sie begleiten durfte. Unser Wagen, von vier Mauleseln gezogen, die von zwei reichgeschmückten maurischen Postillonen geführt wurden, und von einer Abteilung Janitscharen in Gala-Uniform geleitet (eine große Aufmerksamkeit des Bei), brachte uns sehr rasch auf das Gefilde der Manubah. Nachdem wir die beiden Friedhöfe, die mit ihren Wohnungen der dahingeschiedenen Geschlechter die Wohnungen der Lebenden einschließen, verlassen hatten, zogen wir noch eine gute Strecke an ihren Mauern hin, dann wandte sich der Weg rechts, und unser Wagen fuhr unter dem hohen Bogen einer Wasserleitung hin, deren kühner Bau einen malerischen Anblick gewährt, und die aus weiter Ferne das vereinigte Wasser zweier Quellen in die Hauptstadt führt. Die Ebene, durch welche wir fuhren, war von der Sonnenhitze ausgedörrt und geborsten; hier und dort erhob sich ein schlanker Palmenbaum, dessen saftig grüne Blätter im Sonnenstrahl glitzerten. Wir kamen auch an einigen Kamelherden vorüber; die Beduinen, welche sie anführten, waren in lange Burnusse von Wollstoff gehüllt, mit Kapuzen, die durch eine Schnur aus Kamelhaar, drei- bis viermal um den Kopf geschlungen, an der Stirn befestigt waren und ihnen das Aussehen jener alten numidischen Könige gaben, wie wir sie auf einigen Münzen in den Antikenkabinetten zu Paris gesehen hatten; andere mit ihren langen ehrwürdigen Bärten erinnerten uns an die Patriarchen, von welchen uns die heiligen Geschichten des Alten Testaments erzählen. Dann begegneten wir auch einigen schön herausgeputzten Reitern, die, während sie mit ihren Pferden die kühnsten Schwenkungen machten, im vollen Galopp aus ihren langen Karabinern nach einem Ziele schossen. Bald langten wir, dank dem trefflichen Trott unserer Maultiere, unter den schattigen Baumgängen der Manubah an. Vor uns erhob sich ein ausnehmend großes Gebäude, es war der

*) Ein großes Fest der Moslemin, das gleich nach dem Festmonat Ramadan fällt und mit vieler Pracht gefeiert wird. Der Sultan zieht in glänzendem Aufzuge in die Moschee, nachdem er die Glückwünsche der Staatsbeamten empfangen hat, die an diesem Tage bei ihm speisen und von ihm beschenkt werden. Das Volk belustigt sich durch Schmausen und Besuche u. s. f.

Bardo, die Hauptresidenz des Beis. Als wir näher kamen, bemerkten wir, daß dieser Bardo nicht ein Palast, sondern die Vereinigung vieler Paläste war, die von einem breiten, mit Festungswerken versehenen Graben umgeben wurden. Arabische Soldaten in europäischer Uniform, welche viel Ähnlichkeit mit der des französischen Militärs hatte, bewachten den Eingang; als wir die Zugbrücke überschritten, ward von den Tambours der Feldmarsch geschlagen, und ein Reiter sprengte voraus, um die Prinzessin von unserer Ankunft zu unterrichten. Nun aber mußten die Janitscharen dem Wagen einen Weg bahnen durch die dichte Menschenmasse von Mauren, Beduinen und Juden, die vor dem Palaste ihren Bazar aufgeschlagen hatten und mit ihren Buden den ohnehin nicht geräumigen Zugang verstopften. Als wir an den Eingang des Harems gelangten, stiegen wir aus und ließen unsere Dienerschaft zurück. Sidi Mustapha, der Hüter der Frauen, ein alter Neger, dem sein einziges Auge das Ansehen eines Cyklopen gab, empfing uns und zeigte uns den Weg, indem er voranschritt. Er ließ uns mehrere große Patios*) durchschreiten, die mit weißem Marmor gepflastert waren und durch Wasserbehälter und plätschernde Springbrunnen eine angenehme Kühlung erhielten.

Ehe wir zu dem Empfangssaale gelangten, mußten wir drei Thüren durchschreiten, die voneinander in einem Zwischenraume von etwa 1 m getrennt waren; sie lagen nicht in einer Linie, die eine vor der andern, sondern in schräger Richtung. Jede war sorgfältig verschlossen und von Negern bewacht, die an ihren Gürteln ein wahres Arsenal von Dolchen und Pistolen zur Schau trugen. Endlich erreichten wir den Saal. Auf einem Divan sitzend oder vielmehr niedergekauert, erhob sich die alte Prinzessin, als Mama eintrat, ging ihr entgegen, küßte sie auf beide Wangen und machte ihr italienisch ein Empfangskompliment. Während Mama in derselben Sprache hierauf antwortete und der jungen Frau des Bei vorgestellt wurde, der Prinzessin Mabruka,**) bewunderten meine überraschten und geblendeten Augen die Schönheit des Saales; die feinsten Arabesken, welche von einer Feenhand ausgeschnitten zu sein schienen, überzogen Decken und Wände und schienen sich in der Spitze des domartig gerundeten und emporsteigenden Deckengewölbes zu vereinigen. Der Fußboden von Marmor war mit den reichsten persischen Teppichen belegt. Anstatt der Möbel aber zog sich bloß ein breiter, niedriger Diwan um den ganzen Umfang des Zimmers; das prächtige Hellrot des seidenen Damastes bildete einen reizenden Gegensatz zu dem Tiefblau der Sammetkissen. Die Araber verstehen sich meisterhaft auf die Kunst der Farbenmischung, und meist gelangen sie gerade durch die schroffsten Gegensätze zur besten Harmonie. Nimmt man nun noch hinzu das gedämpfte Halblicht, das durch die vergitterten Fenster und Jalousie-

*) Die inneren Höfe der maurischen Paläste und Häuser.

**) Deutsch: Glückseligkeit, Freude.

laden eindrang und über das Ganze ein magisches Helldunkel verbreitete; so kann man sich vorstellen, wie die Wirkung der strahlenden Farben im Innern noch erhöht werden mußte.

Auf dem Divan nahmen nun Platz die Mutter des Bei, dessen Frau und Schwestern und Mama. Die anderen Frauen des Gefolges blieben stehen, mein Bruder und ich gleichfalls. Wir wurden von ihnen mit vieler Neugierde, aber zugleich mit vielem Anstand untersucht; mein Bruder machte in ihren Armen die Runde und wurde mit Liebkosungen und Höflichkeiten überhäuft. Es waren fast lauter Georgierinnen und Cirkassierinnen, blühend in frischester Jugend und Schönheit und von der liebenswürdigsten Heiterkeit und Gutmütigkeit beseelt. Ohne Aufhören lachten und schäkerten sie und schienen sich durchaus glücklich zu fühlen.

Die Mutter des Bei trug eine seidene Juba, halb weiß und blau, um Hals und Brust ausgeschweift und hier mit reicher Silberstickerei geziert; ihre Arme waren kaum verschleiert und durch eine feine Sorte durchsichtiger Silberspitzen, welche die weiten Ärmel bildeten, bedeckt. Die Juba endigte oberhalb der Knie und ließ die anliegenden Beinkleider von violetter Seide sehen, die bis auf die Knöchel hinabreichten und hier wiederum mit einem starken Silberbesatz endigten. Ein kleines, hellblaues seidenes Tuch, das kunstvoll um den Kopf sich schlang und mit langen von Diamanten besetzten Nadeln festgeheftet war, ließ die zusammengeflochtenen Haare vom schönsten Schwarz durchscheinen, von welchen einzelne Flechten unter einem langen weißen, mit Silbersternchen besetzten Schleier bis auf die nackten Füße herabfielen. Die Füße waren von besonderer Kleinheit, ihre Hände, mit kostbaren Brillantringen überladen, waren in der That königliche Hände. Ihrer fünfzig Jahre ungeachtet, konnte man die Prinzessin noch immer schön nennen. Ihre edlen Gesichtszüge verkündeten den edlen Geist, der noch immer in ihr lebte und nichts von seiner Kraft verloren zu haben schien. Aus den glänzend großen Augen (der Sitte gemäß mit einer Lage von Koolh*) bedeckt) sprach gleicherweise ein heller Verstand und große Herzensgüte. Ihre Tugenden haben ihr einen bedeutenden Einfluß auf das Herz ihres Sohnes verschafft, welcher nichts Wichtiges unternimmt ohne Rat und Zustimmung der Mutter. Sie that, so gut es in der italienischen Sprache gehen wollte, viele Fragen über unsere Sitten und Gebräuche und interessierte sich lebhaft für alles, was Mama ihr mitteilte.

Die Prinzessin Mabruka war auf dieselbe Art wie ihre Schwiegermutter gekleidet, nur in etwas verschiedenen Farben und mit breiteren Stickereien. Ihre Juba war viel tiefer ausgeschnitten und ließ die ganze Brust sichtbar werden; die Diamanten, womit ihr Kopf, ihre Arme, Hände, Füße und der Hals wie besäet waren, mochten die allerkostbarsten sein.

*) Koolh — schwarze Farbe, womit die arabischen Frauen ihre Augenwimpern bedecken mit Hilfe einer silbernen Nadel. Die schwarze Einfassung verleiht dem Blicke eine große Sanftmut und etwas Schmachtendes.

Wenn auch nicht ganz so prachtvoll, waren doch die übrigen Prinzessinnen, Schwestern seiner Hoheit, in ganz ähnlicher Weise angezogen und geschmückt.

Man schwatzte lange Zeit zusammen in Erwartung des Diners, das in einer langen Galerie angerichtet wurde, die, obwohl überall durch dichte Vorhänge geschützt, doch eine reine frische Luft gewann, welche nach Belieben den Rollvorhang aufhob, um mit ihrer Frische und ihren Wohlgerüchen, die sie von den Wasserbecken und Blumenbeeten des Gartens mitgenommen hatte, die Gäste zu erquicken. Von dieser Galerie aus hatte man den reizendsten Ausblick auf die Orangenhaine und Tuberosenreihen, auf die Rosenhecken und Springbrunnen des zierlich angelegten Gartens.

Das Tischgerät war von europäischer Art, wie man denn überhaupt das Bestreben wahrnahm, unsere Gebräuche nachzuahmen. Jedoch behielten die Gerichte ihre nationale Form und darum ihren eigentümlichen Wohlgeschmack. Ein ganzer Hammel, gebraten und mit Pistazien geschmückt, kam mir ausnehmend lecker vor. Als aber das „Schischuka" an die Reihe kam, machte die arme Mama, ihrer großen Höflichkeit ungeachtet, eine furchtbare Grimasse, die ihr der scharfe Pfeffer, die Blätter der Minze, der Zitronensaft und das reichliche Muskatgewürz abnötigten. Das Gericht ist hier sehr beliebt und besteht nebst den angegebenen Bestandteilen noch aus Goldäpfeln, in Öl gesotten. Als ich einen Mund voll davon verschluckt hatte, stand mein Gaumen im Feuer, und ich beeilte mich, ein Glas Wasser nachzutrinken. Der „Kußkussu"*) fand meinen Beifall, nicht minder die Phtaïrs, Butterschnitte mit Honig bestrichen, und die Ratlokum, Sultanin-Bonbons, die nur von den Datteln des Dscherid, wenn sie mit Pistazienmandeln durchzogen werden, an Wohlgeschmack erreicht werden können.

Wir blieben sehr lange bei Tische. Während des Essens sangen junge arabische Mädchen ihre Lieder, die sie mit ihrer klagenden Daarbuka**) und ihren baskischen Trommeln begleiteten. Es waren sanfte, liebliche Melodieen, die aber sehr langsam und eintönig vorgetragen wurden, denn die Araber kennen das nicht, was wir Harmonie nennen (mehrstimmige Akkorde). Dessenungeachtet ist die einfache Musik nicht unschön; ich habe seitdem öfter ihre Kriegslieder und Nationalgesänge auf unseren europäischen Instrumenten vortragen hören und fand dann, welch einen tiefen musikalischen Gehalt sie in sich bargen. Zu den Sängerinnen gesellten sich die Tänzerinnen; ihre Stellungen waren zierlich, ihre Schritte aber sehr langsam.

Als wir vom Tisch aufstanden, begoß man unsere Hände mit einer wohlriechenden Rosenessenz, über den Kopf und übrigen Körper ward Jasmin-

*) Eine Art von gedämpftem Kompot aus feinem Mehl, harten Eiern, Hühnern, Lammfleisch und stark gewürzt.

**) Ein Krug aus Steingut von sehr gefälliger Form, auswendig mit Arabesken verziert und inwendig glasiert: der Boden dieses Kruges ist von Pergament, worauf man mit den Fingern streicht und schlägt.

wasser gesprengt, und auf schönen silbernen, kunstvoll ziselierten Glühpfannen wurden verschiedene aromatische Kräuter und Hölzer angezündet. Durch die Galerie gelangten wir in einen etwas kleineren Saal, wo man Kaffee servierte, wie hierzulande überall, ohne Sahne und Zucker und in sehr kleinen Tassen. Als der Kaffee eingenommen war, verabschiedeten wir uns, indem wir den Prinzessinnen versprechen mußten, bald wiederzukommen. In dem Augenblicke, wo wir die Schwelle des Harems überschritten, erschien der Saaptaf oder Minister des Bei, um uns im Namen Seiner Hoheit für den Besuch zu danken, den wir seiner Mutter gemacht hatten, und Mama ergebenst zu bitten, daß sie ein für sie und mich bestimmtes Kästchen von Perlmutterschalen, worin mehrere arabische Schmucksachen, mit Diamanten besetzt sich befanden, gütig annehmen wolle. Wir ließen Seine Hoheit unseres lebhaften Dankes versichern, grüßten den Saaptaf und bestiegen den Wagen, der wiederum von Janitscharen begleitet ward.

---

5. Durch die Sahara auf der Bornustraße.*)

Von Tripolis läuft der am meisten benutzte Karawanenpfad südwärts quer durch die Sahara; man bezeichnet ihn nach seinem südlichen Endpunkte gern als die Bornustraße. Folgen wir auf diesem Wege einem unserer verdienstvollsten Forscher, dem früh heimgegangenen Dr. Gustav Nachtigal! Er machte sich am 17. Februar 1869 in Tripolis auf, um — begleitet von dem treuen Diener Barths und Rohlfs', Mohammed dem Gatroner, sowie von dem Piemontesen Valpreda und anderen Dienern — Geschenke des damaligen Königs Wilhelm von Preußen an den Scheich Omar nach Kuka zu befördern. An der Spitze von sechs Kamelen brach er auf und zwar auf der östlichen der beiden von Tripolis auslaufenden Straßen, weil dieselbe sicherer und regelmäßiger mit Wasser versehen ist. Schon nach wenig Tagemärschen verschwand das bebaute Land, der Boden stieg an, man betrat die steinige, von unzähligen Wadis (leeren Flußbetten) durchfurchte Wüste. Was den Reisenden die meisten Schwierigkeiten bereitete, das war der Wind, welcher den verwitterten Kalk- und Gipsboden der Wüste aufwirbelte, Hügel und Dünen daraus formte, die Zelte zu verschütten drohte, in Nase und Ohren belästigend eindrang und besonders das Auge und die Körperhaut reizte. Die Kamele wie die Menschen hatten zu kämpfen, um vorwärts zu kommen, man mußte sich zuweilen auf den nackten Boden lagern, da die Zelte durch den Sturm umgeworfen wurden.

Man überschritt in 700 m hohem Passe die schwarzen Berge, welche den Oasenbezirk Fessan von Tripolis scheiden und traf unmittelbar darauf

*) Quelle: Dr. Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan. Berlin 1879/81.

auf den Kamel-Postboten, der in 18 Tagen die Strecke von Mursuk nach Tripolis zurücklegt. Jede Woche geht eine solche Post von beiden genannten Endstationen ab. An den Hauptpunkten stehen die Kamele zum Wechseln bereit. Jeder Verwaltungschef führt zur Posttasche einen Schlüssel und nimmt die für seinen Bezirk bestimmten Briefe heraus. Wie schon angedeutet, ist mit Übersteigung der schwarzen Berge die steinige, pflanzenlose, glühende Hammada überwunden, und ein Bezirk von Oasen (Fessan) mit dem Grün ihrer Dattelbäume und den belebenden Brunnen nimmt seinen Anfang. In den Oasen sind die Weizen-, Gersten- und Kleefelder nicht so fruchtbar, und die Granatäpfel, Weinreben und Feigen weniger üppig als in der Küstenregion. Die Bewohner Fessans sehen den Regen trotzdem ungern, nicht bloß weil er ihre Lehmhütten aufweicht und wegschwemmt, sondern auch weil sie für ihre Hauptkultur, die der Dattelpalme, die Brunnenbewässerung vorziehen. Der Dattelbaum soll seinen Fuß im Wasser, sein Haupt in der Sonne haben. Am 27. März 1869 war Mursuk, die Hauptstadt von Fessan, erreicht und der Reisende, der den ganzen Marsch bis hierher zu Fuß gemacht, sollte eine lange unfreiwillige Muße haben, da eine Karawane nach Kuka, der er sich der Sicherheit wegen anschließen wollte, in Mursuk nicht erwartet wurde. Er benutzte die Zeit, um die Felsenwüste Tibesti östlich von der Bornustraße als der erste Europäer aufzusuchen; Hunger und Durst, Strapazen und Hitze (bis 50° C.), Habgier und Mißtrauen der Tibbu drohten seinem Leben sehr oft Gefahr; selbst in Mursuk wußte man seinen Mut zu schätzen, und als er am 8. Oktober barfuß, die Beine mit baumwollenen Fetzen umwickelt und den Oberkörper in einen arg mitgenommenen Pariser Überzieher gehüllt, zurückkehrte, da riefen ihm die Honoratioren der Stadt zu: „Omrek tawil" (Dein Leben wird lang sein); „denn wen Gott aus solchen Gefahren errettet, dem hat er ein langes Leben bestimmt, und nachdem du aus den Händen der Tibbu wiederkehrest, kannst du mit ruhiger Zuversicht überall hin gehen."

Der Winter von 1869—1870 mußte in Mursuk verbracht werden, da sich keine Karawane zeigen wollte. Das Schreiben wollte freilich in einem Lehmgebäude, bei oft nur 5 bis 6° C. Wärme, bei einem Fensterverschluß aus Baumwollenzeug nicht gut gehen; ja am Weihnachtsabend drang der Regen nicht bloß durch die Salzerde der Decke bis ins Gemach und Bett, sondern legte sogar die Palmenholzbalken vollständig frei, so daß der Einsturz des Hauses zu befürchten stand. Endlich im März 1870 erschien eine Karawane, die nach dem Sudan reiste, bestehend aus einer Gesandtschaft des Statthalters von Tripolis und einer Gaukler- und Akrobatengesellschaft. Nachtigal war glücklich, als er am 18. April auf einem Wüstenroß und gefolgt von seiner Windhündin Ghazala, wiederum der Wüste entgegen reiten durfte.

Durch die Oasen Gatron und Tedscherri gelangte man zum Meschru-

brunnen, dessen Umgebung mit gebleichten menschlichen Gebeinen und Kamelskeletten bedeckt war. Mit Schaudern gewahrte der Reisende die halb mit Sand überdeckten, zu Mumien zusammengetrockneten Leichname einiger Kinder, die noch mit Kattunfetzen bekleidet waren. „Es scheint, daß auf dieser letzten Station einer langen, trostlosen, schmerzensreichen Reise die armen Kinder der Negerländer in auffallend großer Anzahl ihren Tod gefunden. Die lange, bei unzureichender Nahrung und sparsamem Wassergenuß zurückgelegte Reise aus dem Sudan, der Rückblick auf die für immer entschwindende Heimat, die Furcht vor der unbekannten Zukunft, das endlose Reisen unter Schlägen, Hunger, Durst und tödlicher Ermattung hat ihre Widerstandskraft gelähmt; fehlt den Armen die Kraft zum Wideraufstehen und Weiterwandern, so werden sie einfach im Stich gelassen und langsam erlöschen die Lebensgeister unter dem Einflusse der Sonne, des Hungers und Durstes."

In Mondscheinnächten, welche durch die starken Bodenausstrahlungen angenehm kühl waren, ging es dem an der Grenze Fessans und des Sudan gelegenen Tümmogebirge zu, das von Thälern zerrissen und eben deswegen schwer zu überschreiten ist.

Nun aber galt es wieder, sich über Sanddünen, über lockern Sand- und festen, steinbesäeten Kiesboden den Weg nach den oftmals verschütteten Brunnen zu suchen. Am 25. Mai war auf der Mitte des Wegs zwischen Mursuk und Kuka das breite Thal der Oase Kawar erreicht, die eine ganze Anzahl von Dörfern einschließt. In der Nähe eines jeden bemerkte man einen Zufluchtsfelsen, auf dem die Bewohner ihre lebende und tote Habe bergen vor den Räubereien des berüchtigten Araberstammes der Aulad Soliman; Leiter, Vorratskammern, Brunnen und Höhlen für das Vieh gehören zur Ausrüstung jedes dieser Zufluchtsfelsen. Junge, anmutige Mädchen kamen aus einem der Dörfer und boten der Karawane Ziegen, Klee (für die Lasttiere), Datteln, Getreide, Salz und wohlschmeckende Wassermelonen zum Kaufe an und verlangten dafür Bargeld, Schmucksachen, wohlriechende Essenzen oder Tabak aus Fessan. In dem Dorfe Dirki ritt der junge Häuptling mit Gefolge der Karawane, die ja auch eine Gesandtschaft des Pascha von Tripolis enthielt, entgegen; einer der Kamelreiter zeigte sich als Kunstreiter, indem er aufrecht im Sattel stehend sein Rennkamel zum schnellsten Galopp antrieb. Ein Chor von Frauen brachte dem Führer der erwähnten Gesandtschaft seine Huldigung durch rezitativen Gesang dar oder wiederholte den Schluß der zwanglosen Strophen, welche eine aus ihrer Mitte aus dem Stegreif dichtete.

Am bedeutendsten unter den Dörfern der Oase Kawar sind die unter dem Namen Bilma zusammengefaßten. Hier befinden sich nämlich jene so reichen Salzgruben, die Bornu und die Haussastaaten mit dem unentbehrlichsten Gewürz versorgen. Drei größere Tuaregkarawanen — Tuareg sind die Bewohner der westlichen Sahara — jede aus 3000 Kamelen bestehend,

und außerdem unendlich viele kleinere Tuareg- wie Tibbukarawanen mögen im ganzen jährlich wohl 70000 Kamelladungen Salz nach allen um den Tsadsee liegenden Ländern befördern. Das Salz wird in flachen Tümpeln gewonnen; das Wasser derselben löst die an der Erdoberfläche befindliche Steinsalzschicht und bildet so eine Salzlake. Da die Verdunstung in diesen Gebieten stark und beschleunigt erfolgt, scheiden sich an der Oberfläche des Tümpels Salzkristalle aus und bilden in Gemeinschaft mit dem herzugewehten Sande eine Kruste von weißlicher oder grauer Färbung. Mit einem Sondierstabe durchstoßen die Eingeborenen diese schmutzige Decke, und untersuchen nun, wie stark die breiige Masse des aus dem Wasser wieder niedergeschlagenen Salzes ist. Ist man vom Erfolg der Sondierung befriedigt, so wird die Kruste beseitigt, damit die Verdunstung lebhafter vor sich gehen kann, und die dickflüssige Salzmasse wird in Formen von Zuckerhüten oder Broten gegossen. Das mehr graue bitterschmeckende Salz wird zur Nahrung für Kamele, das weiße, reine zur Zubereitung von Speisen verwendet; das letztere hebt man in cylinderförmigen Gefäßen aus den Gruben und versendet es in Kristall- oder Pulverform.

Nur wenig südlich von der Oase Kawar begann der schwierigste Teil des Wüstenzuges. Man kam in die Region der Sanddünen, in jenen Teil, wo die Sahara den Namen eines Sandmeeres am meisten rechtfertigt. Diese Dünenregion wird gebildet aus parallelen, von Ost nach West in der Richtung der Passate streichenden Dünenketten aus Flugsand; ihre Höhe übersteigt zwar 15 m nicht, doch sind sie wegen der Steilheit ihrer Abhänge für Menschen, wie für bepackte Kamele ungemein schwierig zu passieren. „Am 11. Juni wechselten vegetationslose, steinige Ebenen mit schwierigen Dünenketten ab, deren Überschreitung mir um so peinvoller wurde, als das beständige Waten im Sande meine Füße mit einem hochroten Ausschlage bedeckt hatte, der wie Feuer brannte. Allmählich schien sich der Übergang in eine andere Zone vorzubereiten. Die zunehmende Vegetation von Siwakbüschen, das lebhafte Treiben der Vögel in den Bäumen, die zahlreichen Spuren von Gazellen und größeren Antilopen zeugten von der Nähe fruchtbarerer Himmelsstriche. Doch noch einmal galt es den Kampf mit der Wüste. In beständigem Zickzack und endloser Einförmigkeit ging es Düne auf und Düne ab. Prüfend sucht man den leichtesten Übergang in der Hoffnung, daß der Sand tragfähig ist. Doch tief sinkt das Kamel ein, und wenn es sich mühsam auf die Höhe der Kante gearbeitet hat, ist vielleicht der jenseitige Abfall so jäh, daß das ungeschickte Tier der Schwere seines Körpers und seiner Last keinen Widerstand zu leisten vermag und entweder selbst stürzt oder die Ladung abwirft. Ist der Tag klar, so wagt man kaum um sich zu blicken, um das geblendete Auge vor der rückstrahlenden, glänzenden Fläche zu bewahren. Geht der Wind, so ist man in eine Sandatmosphäre gehüllt und vermag das brennende, verklebte Auge kaum zu öffnen. Der Eindruck dieses Sand-

meeres ist großartig. Erst hier lernt man die Bedeutung des Kamels würdigen. Kein Pfad führt durch diese Dünenregion; nur die seltenen Felsen, welche seit Jahrtausenden den Angriffen des Sandes getrotzt haben und starr und finster ihre schwarzen Häupter über die wogende und wechselnde Umgebung emporheben, bilden in diesem Sandmeere die leitenden und rettenden Leuchttürme."

6. Kuka und der Tsadsee.*)

Das heutige Kuka, die Residenz des Sultans von Bornu, ist erst in diesem Jahrhundert unweit des westlichen Tsadsee-Ufers erbaut worden und zwar an einer Stelle, wo ein einzelner Affenbrotbaum aufragte. Da derselbe in jenen Breiten (14° n. Br.) zu den Seltenheiten gehört und in der Sprache von Bornu „Kuka" genannt wird, so verdankt die Stadt diesem Umstande ihren Namen. Sie besteht aus zwei Teilen, zwei länglichen Vierecken, welche durch eine Ebene getrennt sind. Beide gesondert liegende Stadtteile sind mit 6 m hohen Mauern umgeben, die von außen senkrecht, von innen treppenförmig aufsteigen. Eine einzige gerade Straße durchzieht die Stadtteile von Westen nach Osten, und diese setzt sich auch mitten durch die trennende Ebene zwischen den beiden Stadtteilen fort. Es ist der „Dendal", die Königsstraße. Links und rechts von ihr ist ein Labyrinth enger und krummer Gassen.

Die Straßen sind ungepflastert und bilden in der trockenen Jahreszeit ein Staubmeer, in der Regenzeit Lachen, Sümpfe, Seen, die selbst zu Pferde kaum zu durchschreiten sind. Das Leben in der Hauptstadt beginnt des Morgens nicht besonders zeitig; zuerst durchziehen Bauern der Umgegend die Straße, ihre Produkte feilbietend. Weithin tönen ihre Anpreisungen: „Kiám, Kiám (Milch, Milch!), Kandágo, Kanda-a-a-a-a-go!" (Butter, Butter!) u. s. w. Sobald sich die städtischen Bewohner erhoben haben, waschen sie sich Gesicht und Hände und fegen den Lehmfußboden der Hütten, welche in der Regel durch Zäune eingefriedigt sind. Ist das erste Frühstück verzehrt, so geht es an die Arbeit. Die meisten Handwerker liegen ihrer Beschäftigung auf der Straße ob, vor der Thür ihrer Hütte, während die Frau unter dem auf Pfählen ruhenden, nur mit schattenspendendem Schutzdach versehenen Schuppen der häuslichen Geschäfte wartet. Aber die Sattler, die Fein- und Grobschmiede, die Schuh- und Sandalenmacher lieben für ihre Arbeit die Öffentlichkeit.

*) Quellen: Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika 1849—55. Gotha 1857. — Rohlfs, Quer durch Afrika. Leipzig 1874—77. — Nachtigal, Sahara und Sudan. Berlin 1879—81.

Der östliche Stadtteil läßt sich seinem Charakter nach als Residenz- und Regierungs-, der westliche als Handelsstadt bezeichnen. Die Oststadt zeigt das regste Leben vormittags 10 Uhr. Da sprengen die hohen Würdenträger, die Prinzen und Anverwandten des Sultans auf feurigen Rossen, gefolgt von einer Schar keuchender Sklaven zu Fuß, den Dendal entlang, um sich zur Ratsversammlung zu begeben, die unter Vorsitz des Sultans im „Palast“ von Lehm stattfindet. Die Mitglieder dieses hohen Rates legen vor dem Eingange Schuhe, Burnus und Kopfbedeckung ab und hocken scherzend, schwatzend, Ränke schmiedend in den Vorhallen und Höfen an den Wänden und auf dem Boden herum, bis ein musikalischer Höllenlärm sie in den Sitzungssaal ruft. Der Fußboden desselben war zur Zeit von Nachtigals Audienz mit Teppichen belegt und die Thonwände mit bunten Stoffen der verschiedensten Muster ausgeschlagen. Ein rohgezimmerter Lehnstuhl bildete mit einer Bank, welche durch Matratze, Teppich und Kissen zu einem Diwan hergerichtet war, fast die einzige Ausstattung des Zimmers. Sobald der Scheich in demselben erscheint, begleitet von einigen seiner Brüder, Söhne und fettleibigen Eunuchen, stoßen die letzteren kurz abgebrochene Rufe aus, welche seinen Ruhm verkündigen sollen, wie: „Die Weisheit! Der Löwe! Der Siegreiche!“ Der Scheich nimmt auf der Bank Platz, vor ihm liegt das Königsschwert, neben ihm auf einem Kissen sein mit Silber ausgelegter Karabiner, und vor ihm auf dem Boden stehen seine Pantoffeln. Die anderen Glieder der hohen Versammlung, voran der Wessier, hocken nieder vor dem Thron, streuen den Staub des Bodens aufs Haupt und beugen das Antlitz zur Erde nieder. Auch an dem Hofe des Scheichs von Bornu gilt nicht bloß strenge Hofetikette, sondern ebenso strenge Rangordnung, indem die persönliche Würde dem einzelnen seinen Platz näher oder ferner vom Throne anweist. Doch entsprechen die Gegenstände der Verhandlung, die meist dem Stadtklatsch entnommen sind, nicht dieser äußeren Würde.

Sobald die Teilnehmer dieser Versammlung nach Hause zurückgekehrt sind, erstirbt das Leben in der Oststadt, bis gegen 3 und 4 Uhr nachmittags sich ein neues Bild vor dem Auge aufrollt. Herden von Kamelen, Schafen und Rindvieh werden durch die engen Gassen getrieben, und in der West- wie an den Thoren der Oststadt beginnt der tägliche Markt, welcher jedoch durch den großen Markt am Montag von 11—3 Uhr in den Schatten gestellt wird.

Derselbe entwickelt sich vor den Westthoren der Weststadt und ist — wenn auch nicht streng — in Quartiere geteilt. Man bietet die Waren nicht aus; Mäkler vermitteln alle größeren Geschäfte, und ihr Feilschen sowie das Pfeifen des Barbiers übertönt das Geräusch von 15—20000 Besuchern. Die gangbare Kleinmünze ist die Kaurimuschel, die Großmünze der Maria-Theresienthaler mit der Prägungszahl 1780 (à 4 Mk.). Unter einem Schuppen unweit des Thores werden Pferde versteigert, Barth

erstand ein leidliches Reitpferd für 8 Thaler, während für ein Paradepferd 30 Thaler gefordert wurden. Hat man sich durch eine lange Reihe von Mattenverkäufern durchgezwängt, so gelangt man auf den Platz, wo Kamele, Esel und Rinder zum Verkauf stehen. Für die Preise, welche dafür gezahlt werden, haben wir allerdings kein rechtes Verständnis; erzählt uns doch Barth, daß ein Schlachtochse von 600 Pfund Gewicht für $1^1/_2$ Thaler, ein Lastochse wie eine Milchkuh für 2 Thaler, zwei gute Schafe für 1 Thaler, ein Kamel für 8—20 Thaler zu haben waren. Dicht an den Viehmarkt stößt der Sklavenmarkt; weißhaarige Greise und Matronen, Säuglinge, junge Mädchen und kräftige Männer, Leute aus Bornu, Bagirmi, Haussa, Logon, Musgu (letztere beiden Landschaften südlich vom Tsad) und Wadai sind zum Verkauf ausgestellt. Junge Burschen hatten zu Rohlfs Zeit den Preis von 15—30 Thalern, junge Mädchen einen solchen von 30—60, betagte Männer, Matronen und Kinder einen solchen von 3—10 Thalern.

Weiter begegnen wir, sobald wir diesen Ort der Verzweiflung und des Jammers, der stummen Ergebung und des dumpfen Hinbrütens verlassen, den Geteidehändlern. In großen Ledersäcken bieten sie Weizen, Gerste, Reis, Negerhirse 2c. aus; die eigentliche Volksnahrung, die Hirse, stand so niedrig im Preise zu Barths Zeit, daß man für einen Thaler drei Ochsenladungen erhielt. Auf einem großen Platz wurde Vieh geschlachtet und das Fleisch in Stücken verkauft. In einer von hier abbiegenden Straße wurden die Kunstarbeiten Kukas feilgeboten: zierliche Matten, Thürvorhänge, kunstvolle Deckel, Schüsseln in jeder Größe, aus Kürbisschalen oder Holz geschnitzt, Töpfe, Schüsseln und Krüge von gebranntem Thon, darunter Krüge, welche 200 Liter faßten; in einer der nächsten Straßen ist der Fischmarkt; sie mündet auf einen anderen Platz, wo hohe Stöße Brennholz aufgeschichtet stehen, und daneben Körbe voll Holzkohlen. Nicht weit davon haben Grobschmiede ihre Werkstätten aufgeschlagen, indem sie zwei Schläuche als Bälge gebrauchen und das Feuer in einem Erdloch damit anblasen. Sie verfertigen Beile, Hacken 2c. Weiterhin halten die Feinschmiede an Gestellen oder in Buden ihre Arbeiten feil: Spieße, Wurfeisen, Bogen, Schilde, Pfeile, messingene und eiserne Arm- und Fußringe zum Putz der Frauen, Scheren, Messer, Zangen. Nach den Schmieden kommen die Lederarbeiter. Außer Getreidesäcken und Wasserschläuchen liefern sie Büchsen, Schächtelchen, Kisten, gelbe und rote Pantoffeln, Sandalen, Sporen und Pferdegeschirre. Hieran reihen sich die zahlreichen Verkaufsstellen für fertige Kleider: Turbans, Burnusse, Sudantoben (lange, meist indigoblaue Sudanhemden) 2c. Auf dem Fruchtmarkte fand Gerhard Rohlfs, da er zur Winterszeit in Kuka war, nur Datteln, Erdmandeln, eine Gurkenart und verschiedene, eßbare Waldbeeren. Von nichtbornuanischen, zum guten Teil aus Europa eingeführten Waren, welche in Zelten lagerten, bemerkte derselbe Reisende: weiße und bunte Kattune, Seidenzeuge, weiße, wollene Burnusse, rote Mützen, Spiegel, Rasiermesser, englische und deutsche Nadeln, Glasperlen,

Korallen, Bernstein, Blei, Pulver und Flinten, Schwefel, Salz, Gewürze, Räucherharze. Einige Zelte waren zu Wechselstuben eingerichtet, wo man Thaler in Muscheln umsetzen konnte. Gewerbesteuer und Zoll waren in Kuka unbekannte Dinge.

Die Kriegsmacht des Sultans, die sich im ganzen auf 7000 Mann belaufen mochte, und die sich in der Nähe des Scheichs am besten in ihrer Eigenart darstellte, bestand aus Fußvolk und Reitern. Das flintenbewaffnete Fußvolk zeigte sich in der denkbar mannigfachsten Montierung: der eine trug eine rote Jacke und gelbe Beinkleider, der andere gelbe Jacke und grüne Beinkleider; doch waren die Uniformstücke meist etwas zu klein ausgefallen, so daß zwischen Hosenbund und Jacke, und ebenso zwischen Hosensaum und Erde ein ziemlicher Abstand sich herausstellte. Die Reiterei bestand zum Teil aus Panzerreitern, welche ein maschiges Metallhemd und metallenen Helm trugen, zum Teil aus leichteren Reitern, die samt ihren Pferden in Wattenpanzer eingehüllt waren. Die Reiter bilden die Hauptwaffe, sie werden wie die Fußsoldaten von den Kriegshauptleuten der einzelnen Provinzen angeworben.

Wenn die Bewohner Kukas am Abend die Hauptmahlzeit eingenommen, versammeln sich die Männer auf öffentlichen Plätzen, wo sie, unter einem Gummibaum liegend, einander Neuigkeiten erzählen, während die Frauen ihre Besuche abstatten oder der Abendkühle genießen. Die Gesundheitsverhältnisse Kukas sind im Spätsommer während der Regenzeit ungünstige. Wochenlang stehen dann seeartige Lachen in den Vertiefungen der Straßen und der Umgegend; sie hauchen, sobald das Wasser verdampft, fiebererzeugende Miasmen aus; ganz abgesehen davon, daß hier und da auch die Leiche eines Sklaven in dem Wasser ein kühles Grab gefunden hat. Dann rafft der Tod Fremde wie Einheimische dahin, und fast tagtäglich und allnächtlich erschallt das Geheul der Klageweiber. Die Ledertäschchen mit den heilbringenden Koransprüchen, die man zu jeder Zeit trägt, werden dann noch vermehrt. Die Leichen werden nach den ganz in der Nähe der Stadt liegenden Begräbnisplätzen gebracht und in sehr seichte Gruben versenkt, so seicht, daß oft die Matten, welche den Toten einhüllen, mit einem Zipfel aus der Erde hervorsehen. Die niedrigen Grabhügel tragen als Zierde höchstens einen Stecken mit einigen Tuch- und Kattunfetzen oder einige Topfscherben, und da ihnen jede schützende Einzäunung fehlt, so macht ihnen die Hyäne ihre nächtlichen Besuche. Nur auf der Nordseite Kukas macht die Umgebung einen öden Eindruck, während sich auf den übrigen Seiten zahlreiche Ackerbaudörfer finden.

In der Nähe der Stadt liegt der Tsad, zur Trockenzeit ein Sumpf von kaum 10000 qkm, zur Regenzeit dagegen wohl 56000 qkm bedeckend. Als Barth zu Pferde dahin aufbrach am 23. April 1851 von der Sommerresidenz des Scheichs, Ngornu, aus, wähnte er den See mit vollem Rechte ganz nahe. Er eilte mit seinen Begleitern rasch vorwärts, doch kein See

war zu sehen. Eine endlose, grasige Ebene dehnte sich vor den Reitern aus bis zum Horizont. Doch nahm das Gras stets an Frische zu und endlich erreichte er einen Sumpf, der ein höchst unregelmäßiges Ufer bildete, manchmal weit austretend, dann wieder sich einziehend. Es war ein vergebliches Bemühen, einen offenen Blick aufs Wasser zu erhalten. Der Tsad ist eine ungeheure Lache, die ihren Umfang jeden Monat ändert. Als der Reisende am 26. April seinen zweiten Ausflug machte und zwar nach einer anderen Stelle, hatte er dieselbe grasige Ebene ohne Baum und Strauch vor Augen, kein lebendes Wesen war auf diesen reichen Auen zu sehen. Bald erreichten die Reiter die Sumpfufer und ritten an denselben entlang durch Wasser, das ihnen bisweilen bis ans Knie reichte. Umstanden war das offene Wasser des Sees von Papyrus und 3—4 m hohem Schilfrohr. Auf der Oberfläche desselben schwammen Lilien. Die Reiter erblickten bisweilen die kleinen Boote der Yedina (Budduma nach Nachtigal), der Piraten des Tsad, die auf Menschenraub an den Ufergegenden ausgehen. Das Wasser war ganz süß, trotzdem daß der See keinen Abfluß hat. Bei dem Ritte an den Buchten entlang störten sie eine Antilopenart auf, die sich ins Wasser stürzte und schwamm. In einer Bucht wimmelte es von Flußpferden, Krokodilen, Wassereidechsen. Als sie am 27. ihren Marsch am Westufer nach Norden fortsetzten, trafen sie in den fetten Ufersavannen eine Herde von Rindern, wohl 11000 Stück, die verschiedenen Besitzern am Nordufer des Sees (aus Kanem) gehörten. (Bei einem späteren Ausflug nach Kanem bemerkte derselbe Reisende auch eine stattliche Herde von Elefanten, die in langem Zuge zur Tränke heranrückten, voran die durch ihre Größe sofort kenntlichen Männchen, in kleinem Abstand die Jungen, im dritten Zug die Weibchen, während der Nachtrab von fünf Männchen erster Größe gebildet wurde. Es waren im ganzen sechsundneunzig Stück.) Unsere Reisenden ritten von Bucht zu Bucht; das Wasser reichte Barth manchmal bis unter den Sattel trotz seines hochgewachsenen Pferdes, während der treue Diener auf seinem Pony zuweilen ganz unter den Fluten verschwand. Zahllose Scharen von Wasservögeln, besonders wilden Enten, wurden durch die Reisenden aufgescheucht. Ein ganz anderes Bild gewährt der See zur Regenzeit (Juni bis September). Er vergrößert sich dann um das fünffache seines gewöhnlichen Flächenraumes; die Stadt Ngornu auf der Westseite, sonst ein gutes Stück von ihm entfernt, steht dann unter Wasser. Die Yedina benutzen diese Gelegenheit, um bei Tag wie bei Nacht Landungen zu versuchen und einsam auf den Feldern arbeitende Sklaven und Sklavinnen wegzuschleppen. Diese Einfälle haben die Einrichtung eines besonderen Wachtdienstes in Ngornu zur Folge gehabt. Zahlreiche tiefe Lachen, besonders am Westufer des Sees, mit schwarzem Sumpfboden, der unter der Sonne ausdörrt und zerklafft, und ebenso die Natronlachen am Nordufer, deren Soda sich erst zur Zeit der Überschwemmung löst, beweisen, wie weit der See zur Regenzeit sein Gebiet erweitert.

7. Reise durchs Tibbuland und die Gegend von Aschenumma.

Ein Brief Dr. Ed. Vogels an seine Mutter.*)

(Aschenumma, 26. November 1853.)

Ich habe soeben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeschen von mir nach Mursuk gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den ersten und einzigen Brief, den je ein Sterblicher von Aschenumma (eine Oase, in der Mitte der großen Wüste Sahara gelegen) empfing, zu übersenden.

Ich habe eine sehr beschwerliche Reise von Mursuk bis hierher gehabt und fünfzehn Tage lang nichts als Sand und Himmel gesehen, auch nicht das kleinste Hälmchen Gras. Jetzt bin ich, Gott sei Dank! nur noch zwanzig Tagereisen vom See Tsad und dem prächtigen grünen Bornu entfernt, und, allen Aufenthalt eingerechnet, hoffe ich sicher, Neujahr in Kuka feiern zu können.

Ich bin so wohl, als es die Umstände erlauben, nur etwas matt, was sehr natürlich ist, wenn man bedenkt, daß ich zwanzig aufeinander folgende Tage täglich dreizehn Stunden zu Pferde gesessen habe und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten, ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl in Wasser gekocht, und hin und wieder eine Handvoll Datteln. Hier haben wir Fleisch im Überfluß, ich genieße aber nur die Brühe davon, da mein Magen etwas schwach ist, und man sich hier mehr als irgendwo vorsehen muß, Schwerverdauliches zu genießen.

Wenn Du nur einen Blick auf die Gegend werfen könntest, auf dieses Meer von Sand mit seinen Inselchen von Palmen und den schwarzen Felsen, die überall nackt und kahl emporstarren, und wenn Du mich sehen könntest, fast schwarzgebrannt von der Sonne, in halb arabischer, halb europäischer Kleidung, in meinem Zelte platt auf der Erde liegend, während ich diese Zeilen schreibe! Denn mein ganzes Ameublement besteht aus einem Feldstuhl und einer Matratze nebst zwei Strohmatten; mein Tisch hat schon längst in Zeltpflöcke und Brennholz verwandelt werden müssen.

Da Du eine so große Freundin von Tieren bist, so würden Dir meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, viel Freude machen; sie sind so zahm, daß sie mir wie Hunde überall nachlaufen, und wenn ich esse, sicher kommen, um sich ein paar Datteln zu holen. Das graue Pferd ist sehr schön und ein Geschenk von Hassan Pascha, dem Gouverneur von Mursuk; das braune Pferd, auf dem ich in Tripolis reiten gelernt, ist auch recht hübsch, aber so unbändig, daß keiner meiner Begleiter es je besteigen will; ich bin die einzige Person, die es nicht abwirft.

---

*) Dr. Petermanns „Mitteilungen“ a. a. O.

— Gestern machte ich dem Sultan von Tibbu, in dessen Land ich mich augenblicklich aufhalte, meine offizielle Visite. Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen mit Palmenzweigen bedeckt, und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmsten des Volkes noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majestät saß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Bluse, mit einem ungeheuren, furchtbar schmutzigen Turban auf dem Kopfe. Ich ging auf ihn zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir stehende Person hielt — zum Erstaunen aller Tibbu — und erkundigte mich nach seinem Befinden. Er fragte mich dagegen, wie ich die Königin von England verlassen, und versicherte mich, daß ich ohne alles Bedenken sein Land durchziehen könne, daß er alles für mich thun werde, was er thun könne. Er war sehr erfreut über meine Absicht, einen Kurier nach Mursuk zu senden, den ersten einzelnen Boten, der je diese Reise gemacht und versprach mir, etwaige Briefe, die ich nach Kuka senden wolle, sicher zu befördern. Ich beschenkte ihn darauf zu seiner großen Freude mit einem roten Burnus und Kaftan, einem Stück Musselin, einer roten Mütze, zwei Rasiermessern und einigen Stück grauen Kalikos.

Sowie ich zu meinem Zelte zurückgekehrt war, schickte er mir dagegen zwölf große Schüsseln mit gekochtem Reis und ein fettes Schaf, welche Vorräte von meinen Leuten in weniger als einer Stunde verschlungen wurden.

— Ich wurde soeben im Schreiben durch etwa ein Dutzend vom schönen Geschlecht unterbrochen, die, eine augenblickliche Abwesenheit meines Bedienten benutzend, sich in mein Zelt gedrängt hatten, wo ich viel Not hatte, sie mir vom Leibe zu halten. Ich beschenkte jede mit vier Nähnadeln, über welche sie höchlichst entzückt waren.

Die Damen hierzulande tragen im linken Nasenflügel einen großen Knopf von roter Koralle, ihre Kleidung aber besteht in einem Stück Kattun von etwa 70 cm Breite und 2 m Länge, welches sie um den Leib wickeln. Übrigens sind sie mit einem glänzend schwarzen Fell angethan, welches sie durch übermäßiges Einölen zu verschönern suchen. Ihr Haar ist in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, die gleichfalls von Fett triefen.

Höchst unangenehm und drückend finde ich hier den Mangel an Geld; alles wird mit Stückchen Kaliko bezahlt und das giebt natürlich ein ewiges Ausmessen und Abschneiden, was höchst lästig ist.

— Der Ort hier liegt an einem großen, steilen Felsen, der fast wie der Königstein aussieht, aber in jeder Richtung durchwühlt ist. Dieser Felsen bildet nämlich den Zufluchtsort der Eingeborenen, wenn sie von den Tuareg, einem räuberischen Wüstenstamme, westlich von hier wohnend, angegriffen werden. Ein solcher Angriff erfolgt fast alle zwei Jahre, und es wird dann alles mitgenommen, was transportabel ist; die Männer werden niedergemacht, Weiber und Kinder aber in die Sklaverei geführt. Dieselben Herren wollten auch unserer Karawane einen Besuch abstatten,

und während dreier Nächte schlief ich nicht anders, als mit einem Revolver zur rechten und einer Doppelflinte zur linken Hand; allein sie fanden uns stets zu sehr auf unserer Hut und zu stark, und so sind wir denn bis jetzt ungestört und unbelästigt geblieben.

Das Wetter ist hier recht unausstehlich; fortwährend Nordostwind und Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen eine Temperatur von 10° und mittags von 36°. Apropos! Was denkst Du wohl, was ich dem Boten gebe, der mit diesen Zeilen über 800 km weit durch eine Wüste ohne alle Spur von Vegetation geht, und dann denselben Weg wieder zurück machen, dabei sein Kamel und sich erhalten muß und keinen Augenblick des Lebens sicher ist? Alles in allem drei preußische Thaler.

8. Eine Sklavenjagd des Königs von Bagirmi.*)

Die Landschaften der Bagirmi-Heiden zwischen dem östlichen und westlichen Arm des Schari werden in oft wiederkehrenden Raubzügen, welche der mohammedanische Herrscher von Bagirmi veranstaltet, gebrandschatzt. Als Schützling des Königs Mohammedu mußte Dr. Nachtigal an einer solchen Slavenjagd teilnehmen, und er erzählt davon, wie folgt.

Mit Ausnahme der anfänglich reichen Getreidefunde war der Aufenthalt bei den Gaberi-Negern ohne wesentlichen Nutzen für den König gewesen. Überall stieß er auf Mißtrauen und Feindseligkeit. Seine Raubzüge hatten nicht viel Erfolg, denn die Einwohner der dortigen Gegend hatten größtenteils ihre sicheren Kriegsdörfer in den hohen Bombaxbäumen**) bezogen und ihnen gegenüber waren die Bagirmi ohnmächtig, wie ich anfänglich kaum begreifen konnte, wie ich aber bald vollständig einsah, als der König im Vertrauen auf meine glückverheißende Anwesenheit dergleichen Züge von neuem unternahm. Vor uns lag die Waldung, welche das luftige Dorf barg. Rauchwolken, Beweis, daß unsere Annäherung bemerkt war, stiegen als Warnungszeichen für ferner Wohnende aus den Bäumen auf. Die Friedenswohnungen, jetzt verlassen oder vom Feuer zerstört, lagen weithin im Schatten der mächtigen und doch so lieblichen Bäume zerstreut, in deren Kronen die Einwohner seit Wochen hausten. Es waren stets die riesigen Seidenwollbäume, die zu diesem Zwecke benutzt wurden. Der dicke, gerade, hartholzige Stamm, die Höhe des ganzen Baumes, die Regelmäßigkeit der Äste in Zahl und Richtung machten ihn besonders dazu geeignet.

*) Bagirmi, der Sklavenhandel und die Brüsseler internationale Association von Dr. G. Nachtigal. (Deutsche Rundschau, März 1877.)

**) Der sogenannte Seidenwollbaum, nur in den heißesten Gegenden Afrikas vorkommend. Er enthält in seinen Fruchtkapseln eine feine Wolle, die sich jedoch nicht verspinnen läßt.

Rechtwinklig vom Stamm abstehende Äste waren durch Querstangen verbunden, welche, dicht aneinander gefügt, Plattformen herstellten, auf denen Hüttchen gebaut waren, oder welche zum Aufenthalt des Kleinviehes (Ziegen, Hunde, Hühner) dienten. Hart am Stamme, wie Mastkörbe, waren stark geflochtene Körbe angebracht, Sitze der Verteidiger mit ihren Waffen. In den Hüttchen befindet sich das nötigste Hausgerät — der große Holzmörser zur Mehlbereitung und die großen Wasserkrüge aus Thon. Nachts, wo sie vor Überfällen sicher sind, erneuern sie ihre Vorräte an Wasser und Getreide. Fast 2000 Krieger standen diesen bescheidenen Festungen hilflos gegenüber. Jeden bewohnten Baum gewaltsam zu erobern, wobei natürlich die vordersten zu Grunde gehen mußten, dazu fehlte ihnen der Mut; die Bäume abzusägen hatten sie nicht die Instrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefährlich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulververschwendung; ihrer keiner war im stande, sein Gewehr anzulegen, zu zielen, zu treffen; Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn es gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, dasselbe im Beginn zu löschen. Wenn nicht leider meine mohammedanischen Diener gewesen wären, so würden die Bagirmi-Leute wahrscheinlich unverrichteter Sache nach Hause gezogen sein; doch jene erschossen die Verteidiger mancher Bäume in ihren Mastkörben, und dann war die Eroberung derselben leicht.

Männlicher Mut fehlte den armen Heiden wahrlich nicht. Ich sah unreife Knaben, in die höchsten Gipfel getrieben, sich freiwillig in die Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode Getroffene brachen stets ohne einen Schmerzenslaut zusammen und gingen die Schüsse fehl, so erhoben Männer und Frauen ein Freudengeschrei. Unsere Leute, die Bagirmi und ihre Bundesgenossen, obwohl die Vettern der Belagerten, entwickelten eine Ekel erregende Bestialität. Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe Herabstürzender den Boden erreicht, so fielen die Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren Wurfeisen. Hatte man kaum die Körper in der Luft gesehen, von Zweig zu Zweig stürzend, und in stummem Entsetzen auf Augenblicke die Augen geschlossen: so erblickte man bei ihrer Wiederöffnung unten bereits unförmliche kopflose Massen mit herausgerissenen Eingeweiden.

Immerhin erwiesen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die heidnischen Neger in anderen Gegenden mit wenigen Bombaxbäumen zu gemeinschaftlicher Verteidigung herstellen. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Koli überfielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde in die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedensdorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Einwohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglücks durch Feuer zu verwüsten und sich hinter einen schulterhohen,

breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Befestigung bildete. Jenseits desselben war noch alles ein Bild tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd an der Erde oder schien auf dem Walle zu lustwandeln; dort grasten die scheckigen Pferdchen; im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickicht, welches die Mitte des quadratisch angelegten Walles einnahm. Hier in diesem nahezu unzugänglichen Dickicht, das noch mit einem zweiten, niederen Walle und einem flachen Graben umzogen war, befand sich das Kriegsdorf. Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrats fanden, waren durch Baumstämme verbarrikadiert. Die Aufforderung, sich zu ergeben, wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kampf, der bis nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Verteidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommen; darauf zogen sich die Männer in das Dickicht und das Kriegsdorf zurück und die Schwierigkeit begann. Es waren auch hier wieder die Feuerwaffen, denen die traurige Ehre des Tages gebührt. Man hieb Zugänge in das Dickicht, man schlich und kroch von allen Seiten gegen das Zentrum zu, und als es gelungen war, die äußerste Hütte des Kriegsdorfes in Brand zu stecken, war, sozusagen, das Schicksal des Tages entschieden. Der Männer wurden weniger und weniger, das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte von den Unsrigen, und als der verteidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch nach außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete und halbtote Männer zerrte man aus dem Buschwerk hervor; sie verschieden, während sich habsüchtige Bagirmi um ihren Besitz stritten. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich um ihren Besitz ein blutiger Kampf, bei welchem zarte Kinder, aus den Armen der Mutter gerissen, mit verrenkten Gliedern zu Boden fielen. Dieser fortwährende Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die jetzt Eltern, Heimat, Glückseligkeit, Zukunft — alles verloren hatten, übertraf an Rohheit und Ekelhaftigkeit selbst die Greuel des Kampfes. Zwanzig bis dreißig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, kamen mit dem Leben davon: der König von Bagirmi hatte drei- bis vierhundert Sklaven mehr, und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden.

In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch siebenundzwanzig Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie ins Feuer geworfen hatten. Nie war ich der Bestie „Mensch“, die unter dem Vorwande der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, so satt als an diesem Tage.

Das war unser Leben für Monate. Unser Lager füllte sich mehr und mehr mit Sklaven, hauptsächlich Frauen und Kindern, denn die Männer

haben hier einen nur geringen Wert, und man zieht es vor, sie auf den Jagden umzubringen, da sie einen beständigen Geist des Aufruhrs unterhalten, und ihre häufigen Fluchtversuche ein schlimmes Beispiel geben.

Doch mit den Tausenden von Unglücklichen, die wir aufspeicherten, nahmen die Hilfsquellen der Ernährung in bedenklicher Weise ab. Weiter und immer weiter mußten wir nach Getreide suchen, und da bei solchen Zügen die Versprengten und Vereinzelten nicht selten ihr Leben einbüßten, so hatten wir große Not, unsere Leute zum Mitgehen zu bewegen. Hungrig, wie sie waren, mußten sie tagelang marschieren, um vielleicht ein Säckchen mit Bohnen oder ein paar Hände voll Getreide und auch das nicht ohne Kampf und Blutvergießen zu erlangen.

Ich hatte allmählich zwanzig Leute zu ernähren mit den erbeuteten Sklaven meiner Leute; meine Mittel waren erschöpft. Auf Fleischnahrung hatten wir längst verzichtet und aßen nur noch Mehlsuppe, aber wenn dies die Herren thaten, was bekamen die Sklaven? Dabei rückte die Jahreszeit in bedenklicher Weise vor. In den Monaten Juni und Juli verzeichnete ich mehr als dreißig Regentage, und ganz Samraï mußte in einen unwegsamen Lehmbrei verwandelt sein. Bett und Kleider trockneten niemals ganz; alles Leder schimmelte, alles Eisen rostete; in der Hütte war eine beständige Kellerluft, und es fehlte an Holz, um das Feuer zu unterhalten. Unter den Sklaven, die von Hunger, Nässe und Kälte des Nachts, von Kummer und Furcht gleich sehr niedergebeugt wurden, brach die Ruhr aus. Tag für Tag hauchten zahreiche Kinder ihr elendes Leben aus, und ihre Krankheitsprodukte neben den Hütten und die Leichname, welche in der Nähe unseres Lagers verwesten, trugen die Krankheit auch zu uns herüber.

Nun wurden die Sklaven spottbillig. Ein Kind bis zu etwa sieben Jahren konnte man täglich für ein einfaches Hemd im Werte eines Thalers kaufen; ein gewöhnlicher Arbeitssklave oder eine Sklavin wurden zu 5 bis 6 Thalern abgelassen. Dagegen war der Durchschnittspreis für ein mäßig gutes Pferd sechs bis acht junge Sklaven!

---

9. Dr. G. Nachtigal in Wadai.*)

Im März des Jahres 1873 war Dr. G. Nachtigal reisefertig, um die Aufgabe zu lösen, die bereits einem M. v. Beurmann und Dr. Vogel das Leben gekostet, nämlich von Kuka am Tsad aus den Nil zu erreichen und das Dunkel zu lichten, das über dem östlichen Sudan, besonders über

*) Quelle: Dr. G. Nachtigal, Sahara und Sudan. III. Teil, herausgegeben von E. Groodeck. Leipzig, Brockhaus 1889.

Wadai, schwebte. Der Weg von Kuka nach der Hauptstadt Wadais (Abesche) mag rund 1000 km betragen und wird von Karawanen in 28—34 Tagen zurückgelegt. In Begleitung eines Gesandten König Alis von Wadai reisend, umschritt Nachtigal das West- und Südufer des Tsad, das noch zum Gebiete Bornus gehört; es war dies das erste Viertel des Wegs (nach Abesche), dem Reisenden nicht unbekannt. Das zweite Viertel dagegen — vom Schari bis zum Fitrisee (östlich vom Tsad) brachte ihn auf bisher unbetretene Pfade.

Der Schari hatte die stattliche Breite des Rheines bei Köln und bereitete mit seinen 3 bis 5 m hohen Ufern dem Übersetzen der Pferde und Kamele nicht geringe Hindernisse. Zahlreiche schilfdurchwachsene Nebenarme, zwischen denen ein flacher, vor kurzem noch mit Wasser bedeckter, mit Buschwald bestandener Boden das Fortkommen erschwerte, mußten gleichfalls durchschritten werden. Am 16. März langte man an bei jenem rätselhaften, für einen Ausfluß des Tsad gehaltenen Flußthale des Bahr el-Ghazal, dessen Anblick unseren Reisenden sehr enttäuschte. Er fand eine zum Teil mit Wasser gefüllte, dicht mit Bäumen durchwachsene Thalmulde mit zahlreichen Büffel- und Giraffenspuren, ohne Ufer, nicht einmal die Richtung konnte man genau überblicken. Doch weithin hoben sich die Uferwaldungen des Bahr el-Ghazal und seiner Hinterwässer von der kahlen Umgebung ab. Am 21. März hatte man das Fitrigebiet erreicht, das sich um den eirunden, etwa zwei Tagereisen im Umfange haltenden Fitrisee gruppiert. Derselbe schwillt wie sein Nachbar (der Tsad) alljährlich zur Regenzeit an und setzt die Uferlandschaften unter Wasser. Die hier weilenden Araberhorden weichen alsdann mit ihren Herden in die Sandgegenden zurück, weil zwei Arten der Stechfliege nicht bloß eine Plage für die Tiere bilden, sondern den Tod derselben herbeiführen. Unser Reisender mußte in diesen Gegenden, die erst seit kurzem von den Überschwemmungen befreit waren, Tag und Nacht große Feuer mit feuchtem Brennmaterial unterhalten, um seinen Tieren in dem dichten Qualme Ruhe zu schaffen. Die Fitrileute weideten ihr wenig zahlreiches Rindvieh nur bei Nacht, und wenn es bei Tage hinaus mußte, so wurde es gleich den Kamelen in strohgeflochtene Decken eingehüllt. Kein Wunder, daß der um den Fitrisee liegende Landgürtel von Antilopen, Büffeln und Giraffen nichts aufwies. Nur der Löwe kann Wasser und Schatten nicht entbehren und ist eine Geißel der Umwohner, nicht minder die zahlreichen Krokodile. An Besuchern litt Nachtigal in seinem Lager zu Bukko durchaus keinen Mangel; doch ließen sie an Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit nichts zu wünschen übrig. Ein Bogen Papier war ein vollständig befriedigendes Geschenk und der wißbegierige Sohn des Königs Dschurab erwies sich ebenso dankbar für die Unterweisung, die ihm Nachtigal zum Verständnis der Uhr, des Kompasses und dergl. erteilte, als für ein Stückchen Bleistift, das nur einen Zoll lang war. Außer Papier waren roter Sudanpfeffer, Salz, Kaurimuscheln, Perlen,

Zwiebeln und Knoblauch gangbare Tauschmittel im Fitrigebiet; ja sogar für Nadeln konnte man Holz, Hühner und Milch einhandeln.

Durch ein Steppengebiet, das von Löwen, Rhinozerossen und Strauchdieben gleichmäßig unsicher gemacht wurde, so daß man nur in einem Dornverhau lagern konnte, ging der Marsch in Nordostrichtung weiter. Je näher man der Hauptstadt Abesche kam, um so ängstlicher wurde Nachtigals Begleiter, der seinem Herrn durch einen reitenden Boten die Ankunft des Christen melden ließ mit dem Hinzufügen, daß er nur auf Grund eines Befehls des Scheiches Omar in Kuka gewagt habe, den Fremden in die Hochburg des Islam zu führen. Am Abend des Einzuges in der Residenz entluden sich heftige Gewitterwolken über unserem Reisenden; dieser Einmarsch in durchnäßten Kleidern, über Fels und Waldesdickicht, über tiefe Rinnen, die der Regen gerissen, zwischen den finstern, niedrigen Hütten einer fanatischen Bevölkerung hin, war nicht geeignet, das Gemüt desselben höher zu stimmen.

Bereits am folgenden Tage wurde er zum König Ali befohlen, dessen Residenz wie ein Kastell die Hütten überragte. Er betrat die Königswohnung auf dem nur Vertrauten geöffneten, sogenannten „Wege der Frauen“; schon auf dem Platze vor dem Königshause entfernten seine Begleiter ihr Gewand von der rechten Schulter, indem sie den Kopf durch den weiten Ärmel steckten. Man durchschritt die äußere Thür, in deren Nähe sich die Wohnung des höchsten Beamten, des Groß-Eunuchen, befindet, ohne dessen Erlaubnis niemand von der Thorwache eingelassen wird. Unmittelbar hinter der äußeren Thüre zweigte links ein Gang ab nach dem Teil des Palastes, der den Frauen vorbehalten ist, während Nachtigal durch einen anderen Gang auf einen Hof geführt wurde, der zwei Backsteinhäuser mit Strohdächern enthielt, die eigentliche Residenz, die trotz ihrer unbedeutenden Höhe sich doch wie ein Kastell unter den Hütten ausnimmt. Auf dem Hofe befanden sich noch Schattendächer (ohne Wände), unter deren Schutze Eunuchen und andere Diener des Königs sich gelagert hatten. Durch diesen Haupthof hindurchschreitend, gelangte man in einen kleinen Wartehof, in welchem sich eine große Hütte mit Erdunterbau und Strohdach, sowie ein Schattendach befanden, welche beide zur Aufnahme der persönlichen Diener des Königs bestimmt waren. Nachtigals Begleiter hieß ihn hier im Wartehofe niederhocken, während er durch eine aus groben Baumwollenstreifen zusammengenähte Portière verschwand, um die Ankunft des Reisenden dem König anzumelden. Keiner von den Dienern im Wartehofe erwiderte Nachtigals Gruß, vielmehr rückten alle von der Wand, an die der Christ sich gelehnt, scheu hinweg. Bald jedoch erschien ein Diener, kniete vor Nachtigal nieder, schlug leise die flachen Hände, sagte ihm: „Der König ruft dich“, und forderte ihn auf, einzutreten. Durch zwei Baumwollportièren hindurchkriechend, langte er in einem ziemlich großen quadratischen Hof an, in dessen Mitte sich ein umfangreiches Schattendach befand mit einer An-

zahl großer Wasserkrüge. Zwischen diesem Schattendach und den den Hof begrenzenden Gebäuden saß auf einer mit Teppichen belegten Matte der gefürchtete Herrscher von Wadai im einfachen Baumwollenhemd, ebensolchen Beinkleidern und einem kleinen Tarbusch auf dem Kopfe. Die Audienz fand statt ohne Zeugen. Nachtigal hockte nahe der Thür nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte dem Könige langes Leben, Sieg und Gesundheit. Dessen Anblick, noch mehr aber seine ersten Worte gaben dem Fremden die volle Festigkeit wieder. König Ali dankte in einfachen Worten für die Glückwünsche, fragte nach dem Wege und den Strapazen desselben und fügte hinzu, daß Nachtigal bei ihm und unter seiner Herrschaft die vollständigste Sicherheit genießen werde, daß er das ganze Land „beschreiben“ könne und bei etwaigen Ausflügen nach Norden, Osten oder in das Innere des Reiches unter dem Schutze des Königs stehe; bei dem noch weiter fortgesetzten Gespräch befestigte sich in unserm Reisenden die Überzeugung, daß er in jenen Ländern noch keine Person, noch weniger einen Sultan kennen gelernt, der ihm einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewußten Eindruck gemacht hätte, als der gefürchtete Herrscher von Wadai.

Während der ziemlich langen Audienz rutschten auf den Knieen, mit entblößter rechter Schulter Diener des Königs an ihn heran und zwar je nach ihrer Stellung in verschiedenem Abstand; auch während der Herrscher direkt mit ihnen — in arabischer Sprache — redete, bohrten sich ihre Blicke starr in den Kies, womit der Boden bestreut war. Bei der Verabschiedung wurde der Reisende gewarnt, seine Wohnung allein zu verlassen, weil der König — wenigstens für den Augenblick — Ausschreitungen seiner etwas rohen Unterthanen befürchtete. Diese Warnung war sehr am Platze, denn besonders gegen abend wimmelten die Straßen von Abesche von trunkenem Gesindel aus den niedrigsten Ständen und selbst die grenzenlose Furcht vor der Strenge des Königs konnte sie nicht von blutigen Raufereien zurückhalten; keine Woche verging, ohne daß der Tobsucht Trunkener oder der Eifersucht einige Menschen zum Opfer gebracht wurden. Schon das Schimpfwort „Kafir“ (Ungläubiger) war ausreichend, das Messer und die mit Eisenringen beschlagene Holzkeule in Bewegung zu setzen. Seit seinem Regierungsantritt (1858) hatte König Ali unendlich viel gethan, um der Roheit und dem Fremdenhaß zu steuern. Zwar war es ihm gelungen, durch äußerste Strenge den wilden Sinn der Eingeborenen in etwas zu bändigen, doch nahmen mit der Entfernung von seinem Wohnsitz Furcht und Ordnungssinn gleichmäßig ab. Die fremden Kaufleute vom Nil und aus Bengasi erfreuten sich des königlichen Schutzes in besonderer Weise; keiner von ihnen brauchte um die fällige Zahlung zu bangen; er wandte sich an den König, der dem Schuldner einfach erklärte: „Wenn du bis zu dem und dem Tage deinen Gläubiger nicht befriedigt hast, so gehst du anstatt Bezahlung als sein Sklave mit ihm.“ Gerechtigkeit sollte ihm bei

den Guten, Furcht bei den Schlechten zu Ansehen verhelfen, und die Früchte seiner strengen Zucht zeigten sich sowohl bei seinen Kriegsobersten wie bei seinen Palastbeamten; keiner der Eunuchen, die Nachtigal ein Geschenk überbrachten, nahm eine Belohnung, nicht etwa weil sie ihm zu gering erschienen wäre, sondern weil sein Gebieter es verboten.

Am 6. Juni fand im Hause der Großmutter, der „Momo“, die Beschneidung zweier königlicher Prinzen statt; alles, was Flinten besaß, verpuffte im Palaste sein Pulver. Die Festlichkeit nahm an den folgenden Tagen in größerer Ausdehnung ihren Fortgang; besonders die Tänze bei dem großen Brunnen im Osten der Stadt erregten Nachtigals Aufmerksamkeit. Die Wadaimädchen der vornehmen Stände erschienen in reichem Goldschmuck; unerläßlich zum Putz schien das zweifingerbreite Halsband von Gold zu sein, an welchem vorn kleine Zieraten herabhingen, und der große Cylinder von Edelkoralle im Nasenloch. Doch fehlten auch Korallenschnüre um den Hals, Korallengehänge an der Mittelflechte des Haares, silberne Platten in Form von Büchelchen auf den Seitenflechten, silberne Arm- und Fußbänder nicht. Der Tanz hielt sich auch nach europäischen Begriffen streng in den Grenzen des Anstandes, die Haltung der Tänzer war anmutig, die Bewegung feierlich langsam wie bei unserm Menuett. Man tanzte paarweise. Der Tänzer ging mit seiner Partnerin, die an diesem Tage außer den gewöhnlichen Hüften- und Schultertüchern noch Männergewand trug, im Kreise herum, wobei er ihr die linke Hand reichte und beide die weiten Ärmel ihrer Toben (Hemden) mäßig ausbreiteten und anmutig hin- und herschwenkten. Zeitweilig verließ der Tänzer seine Tänzerin, umkreiste sie und machte, wenn er in die Nähe seines Platzes zurückkehrte, unsere Quadrillentour „balancez“, einmal von seiner Tänzerin ab-, einmal ihr zugewandt, worauf dann der Rundgang fortgesetzt wurde. Die Musik lieferte ein Trommelschläger, der ebenfalls im Kreise nahe den Tanzenden herumwanderte und das ausgespannte Fell wacker bearbeitete. Andere hockten in der Mitte des Kreises. Wiewohl die Tänzerinnen nach den Anforderungen, die ein Wadaijüngling an Frauenschönheit stellt, höchst begehrenswert erschienen, wollten sie dem europäischen Reisenden mit ihrem raffinierten Kopfputz, den roten Nasenkorallen, dem Rot der Schminke, den graupunktierten Lippen, dem Übermaß von Gold- und Silberschmuck und zu alledem der Männerkleidung recht häßlich vorkommen.

Die Beschneidung ist in Wadai allgemeine Landessitte; sie wird an den Knaben, die acht bis zwölf Jahre alt sind und einer und derselben Ortschaft angehören, gewöhnlich gemeinsam vorgenommen. Es gilt als Schande, bei dem Vorgange den Schmerz merken zu lassen. Den braven Knaben beschenkt der Vater und Bruder mit einem Rind oder Schaf, der Onkel ernennt ihn wohl zu seinem künftigen Eidam. Er empfängt das Kennzeichen der Beschnittenen, die Sandalen. Mit einer selbstgefertigten Peitsche geht er während der Heilungsfrist auf Eroberungen aus. Seine

Schwestern und Cousinen überliefern ihm einen Teil ihrer Schmucksachen, die sie später durch einige Metzen Getreide wieder einlösen; doch auch fremde Mädchen zwingt er durch seine Peitsche zu derselben Lieferung; alle Hühner ferner, die er mit seinem Wurfholz erlegt, gehören ihm; ja er hat das Recht, den Nomaden, welche Milch zu Markte bringen, dieselbe wegzunehmen und durchreisenden Kaufleuten die Waren mit Beschlag zu belegen, bis sie dieselben durch ein Geschenk auslösen.

Vom 17. August bis 1. Oktober führte Nachtigal einen Ausflug nach den Heidenländern im Süden Wadais aus und zwar in Begleitung eines königlichen Boten. Das schwierigste Stück des Marsches war der Durchgang durch die waldigen Sümpfe, die man mit dem Namen „Sunta" bezeichnet. Am 6. September betrat man den Morast, der durch Verästelungen des zum Gebiet des Schari gehörigen Flusses Salamat gebildet wird. Alles war Wasserfläche und grundloser Brei. Bis an die Knie stand Nachtigal beständig in diesem Morast, denn sein Reitstier hatte mit sich selbst genug zu thun; das Unglück wollte, daß sein Führer nach einigen Stunden jeden Orientierungspunkt verlor, die Tiere einmal übers andere stürzten und das Gepäck von sich schleuderten. Mitten in diesem Brei wurde Halt gemacht, der Führer drang allein vor, um einen Ausweg zu suchen. Um der Lage die Krone aufzusetzen, brach ein furchtbarer Gewitterregen los. Endlich kommt der königliche Bote zurück, es geht vorwärts, doch kaum hatte man ein halbes Dutzend Schritte gemacht, so guckten die Lasttiere nur noch mit dem Kopfe aus der Wasserfläche heraus, während das Gepäck sich den Blicken entzog. Man fischte es auf, lud es auf die Schultern und Köpfe und trieb die ledigen Tiere, so gut es ging, vorwärts. Endlich erreichte man einen Baum, dessen Umgebung etwas über die Wasserfläche emporragte; hier schlug man unter fortrieselndem Regen, in vollständig nassen Kleidern, neben den zitternden Tieren das Nachtquartier auf. Es war eine Schreckensnacht. Feuer war nicht herzustellen, keine Mahlzeit, Schwärme von Moskitos, die Beine im Wasser, die Oberkörper auf dem Trockenen, so erwartete man das Morgengrauen. Endlich ließ der Regen nach, die Sonne brach durch die Wolken. Auf Gerüsten breitete man die Kleider zum notdürftigen Trocknen aus. Am Nachmittag brach man auf und erblickte den ersehnten Fluß (Bahr es-Salamat), der dreihundert Schritt breit in beträchtlicher Strömung dahin schoß. Seinem hohen Ufer zog man entlang bis zum Abend; etwa 1 km weit waren die Flußränder mit dichtem Schilf gesäumt, in welchem sich Flußpferd, Rhinozeros, Büffel, wohl hier und da auch Hyäne, Giraffe, Löwe und Elefant verbargen. An einer Stelle, die von Schilf entblößt war, und von der auch der Wald ziemlich weit abstand, schlug man das Lager auf. Nachtigal wurde von einem heftigen Fieber befallen. Am folgenden Tage arbeitete man sich wiederum durch Sumpfniederung hindurch, wo nur das Flußpferd seinen Pfad gezogen; doch nach vierstündiger, anstrengender Wanderung zeigte sich

noch kein Ende der Sunta, sondern nur ein neues beschwerliches Hinterwasser des Salamat; besinnungslos sank der von hochgradigem Fieber ergriffene Reisende von seinem Reitochsen. Erst am nächsten Tage brachte ihn ein sechseinhalbstündiger Marsch nach dem Mangaridorfe Dumbuane und hier fand er Behausung, Pflege und Nahrung.

Die Botschaft, daß ein Gesandter des Königs von Darfor in Abesche eingetroffen sei und demnächst zurückkehren werde — eine schöne Reisegelegenheit für Nachtigal —, ferner sein Gesundheitszustand und die Kunde bevorstehender neuer Strapazen bei einem weiteren Vordringen, ließen in ihm den Plan reifen, von der Landschaft Runga nach der Hauptstadt zurückzukehren. Während des nun folgenden zweiten Aufenthaltes brachte er die Rede auf die Ermordung Dr. Vogels, eine Unthat des Vaters König Alis, an welcher dieser edelsinnige Fürst nicht den geringsten Anteil hatte, und die man ihm gegenüber nicht ohne Gefahr zur Sprache brachte. Doch versprach er Nachtigal, etwa noch vorhandene Papiere des Ermordeten auszuhändigen, was jedoch nicht geschah. Aus den Erzählungen der älteren Freunde Nachtigals ging klar hervor, daß die fanatischen Bewohner von Abesche den Argwohn des Königs gegen türkische Spione benutzt hatten, sein Mißtrauen gegen den blondhaarigen Fremden zu erwecken. Am dreizehnten Tage seines Aufenthaltes wurde er bei einem Ausfluge in die Umgegend der Stadt überfallen und in der Nähe einiger Granitfelsen, die man Nachtigal zeigte, erschlagen. Eine gewisse Unvorsichtigkeit Vogels lag allerdings vor, sofern er rastlos Tag für Tag unter den argwöhnischen Leuten umherwanderte, schrieb, zeichnete, ohne zu bedenken, daß er gerade hierdurch ihr Mißtrauen aufs höchste erregte.

Wadai besaß in seiner ursprünglichen Ausdehnung natürliche Grenzen, im Norden die große Wüste, im Westen den Fitrisee, im Süden den Bahr es-Salamat, im Osten Darfor; doch hatte es sich unter König Alis kraftvoller Regierung verschiedene umliegende Landschaften angegliedert, so daß es ein Gebiet von 170000 qkm mit etwa $2^1/_2$ Millionen Seelen umfassen mochte. Es steigt nach Osten allmählich an (von 250 bis zu 600 m). Der Norden Wadais besitzt vorherrschend dürren Felsboden und leidet teilweise an Wassermangel, für den Osten und das Zentrum ist ein leichter, reichbewässerter Sandboden, für den Süden ein thonreicher, fetter Boden charakteristisch. Auf dem hohen Ostrande entspringen die Hauptadern des Landes, die Flüsse Batha und Buteha, die in der Regenzeit reißende Ströme darstellen, dagegen in der Trockenzeit in zusammenhangslose Wasserbecken zerfallen oder ganz austrocknen; doch findet man auch dann noch in ihren Kiesbetten in geringer Tiefe (1—$1^1/_2$ m) reichliches Trinkwasser. Wasserreicher, ausgedehnter ist das Gebiet des von den Gebirgen Darfors kommenden Salamat im Süden des Landes, nur daß auch er keine das ganze Jahr Wasser führende Ader darstellt. Der dürre Felsboden des Nordens giebt nur spärliche Duchn- und Baumwollenernten,

das Zentrum und der Osten bilden die Hauptkornkammer des Landes mit ihrem Reichtum an Duchn, während der fette Thonboden des Südens auch Durra und Massari (Mais) hervorbringt. Außer diesen Getreidefrüchten zeitigt der Boden Erdnüsse, Sesam, Tabak, Indigo, Baumwolle, Kürbisse — auch zu Instrumenten und Gefäßen verarbeitet —, die als Volksnahrung beliebte wilde Gurke (Ngurli genannt) Wassermelonen und endlich eine Menge Gartenkräuter, aus welchen die zum Aïsch (dem nationalen Mehlmus) unentbehrlichen Saucen bereitet werden. Der Baumwuchs, bestehend in verschiedenen Akazienarten, Bambus, Tamarinde, Deleb- und Dumpalme, steht in geradem Verhältnis zum Wasserreichtum der einzelnen Landschaften. Die wüsten Steppenlandschaften des Nordens sind eine Heimat der Strauße, die wasserdurchtränkten Sumpfebenen im Süden des Salamat beherbergen Herden von Elefanten; am Fitrisee und in den waldigen Dickichten am Batha und Buteha lauert der Löwe neben dem Wildschwein. Überhaupt hat Wadai an wildem Getier — Leoparden, Wildkatzen, Hyänen, Krokodilen, Rhinozerossen, Giraffen, Büffeln, Gazellen, Schlangen, Skorpionen, Schildkröten, Affen, Störchen, Ameisen — durchaus keinen Mangel. Als Haustiere sind Rind, Schaf und Kamel zu verzeichnen. Das Rindvieh Wadais ist eine Spielart der Buckelrinder Bornus; am häufigsten erscheint es in brauner Färbung, als Reittier und Lastträger findet es bei dem Reichtum des Landes an Eseln und Kamelen höchst selten Verwendung. Die Esel gehören einer schönen, großen, starken Rasse an und sind vorwiegend von grauer Farbe; die Kamele ähneln den edlen Tieren der Tubu; ihre Milch und das Fleisch junger, fetter Tiere bilden eine Hauptnahrung der Vornehmen. Der größte Leckerbissen ist die rohe Kamelleber. Die Schafe Wadais entbehren der Wolle, ja sie sind im Süden des Landes vollständig glatthaarig; doch ihre Milch wird sehr gern getrunken, ihr Fleisch dem des Rindes vorgezogen und ihr Fell als Kleidung benutzt. Die Bedeutung des Schafes erreicht die Ziege, deren Leder vortreffliche Wasserschläuche und Stoff zu Lederarbeiten darbietet. Die wadaische Pferderasse hat nur spärliche, kleine, unschöne Vertreter; doch leisten sie in der Ausdauer, namentlich im Bergsteigen, ganz Außergewöhnliches; Rappen und Schimmel sieht man höchst selten, Füchse und Isabellen sind allgemein verbreitet.

Die Bevölkerung Wadais ist zusammengesetzt aus den den Kern bildenden einheimischen, schwarzen Stämmen des Innern, die sich sprachlich verstehen und in ihrer äußeren Erscheinung, wie in ihren Lebensgewohnheiten nur wenig von einander abweichen. Zu ihnen kommen nun aber die eingewanderten Tubu-Abteilungen im Norden, die Heidenstämme im Süden und die arabischen Elemente, welche als Kamel- und Rinderhirten ihr Dasein fristen. Werfen wir noch einen Blick auf Regierung und Volksleben!

Der Thronerbe in Wadai ist in der Regel der älteste Sohn des Königs und zwar aus vollberechtigter Ehe (seine Mutter darf also keinem der unter-

worfenen Stämme entsprossen sein); er muß vollsinnig, frei von augenfälligen Gebrechen, womöglich auch schriftkundig sein. Nie darf er eine Anordnung rückgängig machen; die fünf täglichen Gebete sowie das dreißigtägige Fasten im Monat Ramadan sind unerläßliche Gebote des Koran auch für ihn. Er geht stets weiß gekleidet, und nie sieht man ihn öffentlich ohne Säbel oder Karabiner. Er hat keine bestimmte Schlafstätte, ißt ganz allein und muß auf den Genuß von Merissa (Bier) verzichten. Den Blicken seiner Unterthanen setzt er sich nur am Freitag aus, wenn er zur Moschee schreitet und öffentlich Gericht hält. Der Brunnen, aus dem der König sein Wasser bekommt, ist mit Zeug verhängt, damit kein profaner Blick das Wasser entweihe; aus demselben Grunde sind die Wasserkrüge ganz in Stoffe eingenäht, und jeder, der den Wasserträgern des Königs begegnet, hat niederzuhocken und mit abgewandtem Gesicht zu warten, bis jene vorüber sind, wenn er nicht ausgepeitscht sein will. Thronberechtigte jüngere Prinzen werden im Interesse des inneren Friedens vom Oberhaupt der Schmiede geblendet. Das tägliche Leben des Herrschers verläuft nach fester unverletzlicher Regel, welche Aufstehen und Schlafengehen, Essen und Trinken, Beten und Arbeiten genau festsetzt.

Das Reich Wadai zerfällt in sieben Provinzen, welche durch vier Kemâkil verwaltet werden. Sie reisen fleißig in ihren Bezirken umher, inspizieren, sprechen Recht und ziehen ihre Einkünfte (in jeder Ortschaft eine Ladung Getreide, ein Gewand, ein Stück Rindvieh, einen Hammel) ein; sie entscheiden sogar über Leben und Tod. Ihrer Gerichtsbarkeit unterstehen jedoch nicht die Personen von königlichem Geblüte, welche unter den Bereich des Königs fallen, und die Schmiede, die im „Sultan der Schmiede" ihren eigenen Oberrichter besitzen. Dieser Sultan el-Haddadin (König der Schmiede) ist ein Schatten des Königs mit allen Zeichen, doch ohne den Besitz der Macht. Seine Frauen heißen gleich denen des Königs Hababat, seine Töchter Prinzessinnen; er sitzt vor dem Sultan unbedeckten Hauptes, im Burnus und auf dem Teppich; er ist der Richter über alle Schmiede im Lande, ist Gelehrter — denn er versteht den Koran — und Leibarzt des königlichen Hauses, dem auch in dieser Eigenschaft die Thüren des Harems offen stehen; er blendet die etwaigen Thronprätendenten und rasiert wöchentlich das königliche Haupt. Von den Mitgliedern der Schmiede-Innung zieht er die Steuern für den König ein, nämlich Spaten, Beile, Messer, Lanzen und Ketten — einige Tausend von jeder Gattung — und er selbst empfängt den vierten Teil dessen, was er abliefert. Merkwürdig bleibt bei dieser bevorzugten Stellung des Oberhauptes die Verachtung, in welcher die Kaste der Schmiede sonst steht; sie dürfen nur untereinander heiraten, niemand ißt mit ihnen an einem Tische, und ein „Schmied" geschimpft zu werden, ist eine tödliche Beleidigung.

Unter den Regierungsbeamten bildet auch der Fattaschi (der Sucher) eine eigentümliche Erscheinung, er hat auszukundschaften, in welchen Haus-

haltungen Merissa (das verbotene Bier) sich findet. Seine Helfershelfer sind im ganzen Lande verteilt und bestrebt, gleich ihrem Meister die Leute zu überraschen. Er hat das Recht, die Merissabrauer oder vielmehr Brauerinnen durchzupeitschen, ihnen die Köpfe kahl zu rasieren, die Merissakrüge entzwei zu schlagen ꝛc. Doch gegen ein gutes Trinkgeld pflegt er schon ein Auge zuzudrücken.

Sorgfältig organisiert wie die Verwaltung, ist auch das Kriegswesen Wadais, auf dessen Darlegung wir jedoch verzichten müssen. Doch richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die eigentümliche Ordnung des Gemeinde- und Familienlebens. Die Wohnstätten auf den Dörfern sind Strohhütten. Erdhäuser besitzt nur die Hauptstadt, Ziegelhäuser sind allein der Palast des Königs und die Moschee; sie sind zugleich die einzigen Gebäude, die man geweißt hat. Die Strohhütten haben annähernd die Zuckerhutform; bei ihrem Bau wird zunächst ein leichtes Holzgerüst hergestellt; es besteht aus Stangen, die man im Kreise aufstellt, an der Spitze zusammenbindet, im Umfange aber durch kreisförmig laufende Querhölzer verbindet. Auf diesem Gerüst wird nun eine dicke Strohschicht befestigt, die man mit sorgfältig geflochtenen Matten überkleidet. Die lang ausgezogenen Spitzen der Strohhütten sind in der Regel mit Straußeneiern geschmückt. Die Möbel der Hütten bestehen zunächst aus einer einfachen, mit einer Matte bedeckten Bank, ferner aus Thongefäßen zur Aufbewahrung des Getreides, Wasserkrügen, Eß- und Trinkgefäßen aus Kürbisschalen und schwarzgefärbten, oft mit Füßen versehenen Holzschalen. Die Kornbehälter sind zuweilen Krüge von solcher Ausdehnung, daß man sie nicht in die Hütte setzen kann, sondern die Hütte über dieselben baut. Größere Haushaltungen enthalten im umfriedigten Hofraume mehrere Strohhütten und auch solche für Gäste, während unbemittelte Familien eine einzige Hütte gemeinsam bewohnen.

In Dörfern von einiger Bedeutung findet man drei öffentliche Gebäude oder richtiger Hütten, eine für die Alten, eine für die Männer (vom 25.—50. Jahre) und eine für die Jünglinge. Kleine Ortschaften verfügen nur über eine öffentliche Hütte, die als Moschee, als Schule und als Herberge für die im Lande umherziehenden Gelehrten oder Bettelstudenten dient; neben dieser Hütte ist dann ein Schattendach, unter welchem die Männer den Tag mit Baumwollespinnen, Weben und Nähen verbringen, wenn sie nicht mit Landbau beschäftigt sind. Eine eigene Wohnung hat der Mann nur zur Nachtzeit; die Privathütte gehört der Frau, weshalb im Falle der Ehescheidung auch nicht die Frau das Haus verläßt, sondern der Mann, der ja leicht ein anderes Unterkommen findet, da er mehrere Frauen besitzt. In größeren Gemeinden finden wir die männlichen Glieder den ganzen Tag über losgelöst von der häuslichen Gemeinschaft und je nach dem Alter in besonderen öffentlichen Hütten vereinigt. Die in der Hütte der „Alten" versammelten führen den Namen Dschemma. Aus dem Dschemma geht

der Ortsvorsteher (Mandschak) hervor, der in Gemeinschaft mit einem Staatsbeamten die Gemeindeangelegenheiten ordnet. Da in Wadai — mit Ausnahme einiger Landschaften — aller Grund und Boden Eigentum des Königs ist, so hat der Ortsvorsteher die Äcker auf Rechnung des Königs zu verpachten; sonst arbeitet er mit den übrigen auf dem Acker, überwacht mit dem gesamten Dschemma die öffentliche Sitte, bespricht die Angelegenheiten der Gemeinde, erledigt Rechtsstreitigkeiten, besonders sofern sie Arbeitsscheue, Verleumder und ähnliche Sünder betreffen; wer öffentliches Ärgernis erregt, wird des Dorfes verwiesen, während die gewöhnlichen Vergehen durch einige Maß Getreide gesühnt werden. — Die Genossenschaft der „Männer" (vom 25.—50. Jahre), die sogenannte Sibjan, besitzt gleichfalls eine gemeinsame Hütte, in der sie arbeiten, wenn nicht öffentliche oder private Angelegenheiten sie in Anspruch nehmen. Zu den öffentlichen Arbeiten gehört die Instandhaltung der öffentlichen Gebäude, die Wegbesserung, Erfüllung der Kriegspflicht und Bestellung der Baumwollenplantagen des Königs. Ein Aufseher ist zugleich Vogt bei der Arbeit und Sittenwächter. Ausstoßung trifft den Arbeitsscheuen wie den, der die Regel der Sibjan verletzt. Der Aufseher der Sibjan überwacht durch einen besonderen Vertreter, den „Arak", auch die weibliche Jugend (bis zum 30. Jahre), wiewohl diese eine eigene Aufseherin besitzt. — Die Jünglinge bis zum 18. Jahre leben gemeinschaftlich in der Schule unter Aufsicht des Lehrers (die jungen Leute vom 18.—25. Jahre gehören anfangs noch zu den Schülern, treten aber später in die Sibjan über). Sie betreten das elterliche Haus nur bei Mahlzeiten, verbringen sogar die Nächte oft in der Schule unter Altersgenossen. Die Summe aller anzueignenden Wissenschaft stellt der Koran dar, die freie Zeit füllen Feldarbeiten für den Lehrer aus. Wenn ein Schüler das Kunststück fertig gebracht hat, alle 114 Suren*) auswendig zu wissen, so ist er der Stolz des Hauses. Da sich in jedem Orte eine Elementarschule befindet und Schulzwang vorhanden ist, so darf es uns nicht wundern, wenn ein gewisser Grad religiöser Bildung überall verbreitet ist. Auf den etwa dreißig höheren Schulen des Landes sollen nach glaubwürdiger Versicherung auch Sprachstudien neben die rein religiösen treten.

Strenge Vorschrift regelt wie die Feste, so auch die Höflichkeitsbezeigungen in Wadai. Dem Bekannten reicht man die Hand, indem man nach dem Befinden fragt, sich erkundigt, wie er die Nacht verbracht oder die Tageshitze ertragen hat. Gegen Fremde erhebt man die Hand senkrecht, wünscht Frieden und geht vorüber. Stößt man auf eine Gesellschaft, so hockt man in ihrem Kreise nieder, fragt nach dem Befinden, spricht den Friedensgruß und zieht seines Weges. Sieht die Frau einen Mann ihr entgegenkommen, so bleibt sie in einer Entfernung von zwanzig Schritt stehen, wendet das Gesicht ab und wartet, vornübergebeugt oder auch auf

*) Die 114 Psalmen, aus denen der Koran besteht.

den Knieen, bis der Herr der Schöpfung ein Stück von ihr entfernt ist. Vor einem sitzenden Manne hat sie auf den Knieen vorüber zu rutschen, die gleiche Pflicht gilt für junge Leute, die sich älteren Personen nähern. Merkwürdigerweise fehlt zwischen Eltern und Kindern jede Ehrfurchtsbezeigung; nur wenn der Vater von einer Reise zurückkehrt, stellt sich der Sohn mit vorgebeugtem Körper ihm gegenüber, die Tochter empfängt ihn knieend. Der Vater aber legt seine Rechte auf ihre linken Schulter ohne jedes Wort.

Die Wadawa (Bewohner Wadais) kleiden sich nicht mehr in Felle, sondern Hose, Sandalen und weiße Toben bilden die landesübliche Kleidung; vornehme Leute tragen über dem Hemd noch den Kaftan aus Seide, Tuch oder Kattun. Der rasierte Kopf kennt — die studierende Jugend ausgenommen — keine Bedeckung. Der gewöhnliche Schmuck der Männer besteht in silbernen Fingerringen, in Oberarmbändern aus Elfenbein, Horn oder Stein, vor allem aber in der Dum-Frucht, d. h. einem großen Hübel zwischen Ohr und Nacken, welcher durch trockene Schröpfköpfe künstlich erzeugt wird und als Wahrzeichen kriegerischen Mutes gilt. Einen Wadawi (Einzahl von Wadawa) ohne Waffen sieht man höchst selten; er ist unzertrennlich von seiner Lanze, seinen Wurfspeeren. Der Vornehme fügt diesen Waffen gern das Schwert, den Schild oder die eisenbeschlagene Keule bei, die am Sattel hängt. Sein Roß hüllt er in einen Wattenpanzer bis zu den Knöcheln ein, so daß nur Augen und Ohren hervorschauen.

Am 11. Januar 1874 sagte Nachtigal dem König Ali, seinem treuen Beschützer, Lebewohl, um am 17. Januar in Gesellschaft einer Karawane seine Reise durch Darfor und Kordofan nach dem Nil fortzusetzen.

---

10. Den Kongo hinab zum Ozean.

Am Morgen des 25. August 1876 erschallten die Trommeln in Udschidschi, um Stanleys Expedition zum Aufbruch zu rufen. Durch die Pocken und Desertionen war die Zahl der waffen- und gepäcktragenden Männer auf 129 vermindert. An waldigen Hügelrücken, deren Thäler von Büffeln bewohnt waren, stieg man am Westufer des Tanganjika aufwärts, bis man den Kamm einer Bergkette erreichte, welche die Wasserscheide zwischen dem See und dem oberen Kongo (Lualaba) bildete. Das Relief des Landes zeigte eine Bergwelle nach der anderen, und aus den Thalbecken erhoben sich Hügel. Die Berge senden von allen Seiten klare Quellen herab, die Thäler duften von Wohlgerüchen, die Felsen haben sich mit Schlingpflanzen, die Baumstämme mit Moos umkleidet. Und doch ist dies herrliche Stück Erde nicht zu vergleichen mit unseren als schön gerühmten Landschaften; dazu sind die Übergänge zu schnell und unvermittelt, die Erde ist zu fruchtbar. Die Gräser sind mannshoch, hart und scharf wie Messer; das Schilf-

rohr schneidet und schießt hoch auf wie Bambus; die Schlingpflanzen und Winden werden mehr als armstark; die über 30 m hohen Stämme sind zum Teil mit stahlharten, scharfen Dornen besetzt, und so ist es unmöglich, in den pfadlosen Gegenden den zahlreichen Spuren des Wildes nachzugehen, um so mehr, als auch die schneidigen, mannshohen Gräser das Zurechtfinden sehr erschweren.

Am 15. Oktober sah die Expedition die Stelle, wo der in der Nähe des Tanganjika entspringende Luania seine Wasser in den majestätischen Lualaba-Kongo ergießt, der hier eine Breite von wohl 1300 m besitzen mochte. Mit stillem Entzücken ruhte Stanleys Auge auf dem stolzen Strome, den er sich bis zur Mündung zu verfolgen gelobte, um eins der großen Geheimnisse der geographischen Forschung zu entschleiern.

Als Stanley nach Nyangwe am Kongo herabstieg, traf er mit dem Araber Tippu-Tib zusammen, einem großen, schwarzbärtigen Manne in seinen besten Jahren; ein intelligentes Aussehen, der Ausdruck von Willenskraft in seiner Haltung wie in seinen Bewegungen gaben diesem Manne etwas Achtunggebietendes. Es war derselbe, dessen Eingreifen in Stanleys damaliges und späteres Leben von so hoher Bedeutung sein sollte. Er allein kannte jene Wildnis nördlich von Nyangwe, bis wohin sie Vater Livingstone durchforscht hatte; er allein konnte die nötigen Flinten stellen, die ein Vordringen nach Norden unter durchaus feindliche Stämme ermöglichten. Nach längeren Verhandlungen erbot er sich, für die Summe von 22500 Mk. die Stanleysche Expedition sechzig Lagerweiten zu begleiten, und zwar sollte jedes Lager mindestens um einen vierstündigen Marsch vom andern entfernt liegen.

Nyangwe unter 4° 15′ s. Br. am rechten Ufer des Lualaba war in jener Zeit der äußerste Punkt, bis zu welchem arabische Händler von Sansibar aus vordrangen, und in der That gab es auf dem Markte daselbst alles zu kaufen vom einfachsten Kochtopfe bis zum schönsten Mädchen aus den Landschaften der Umgebung.

Mit großer Streitmacht rückte am 2. November 1876 Tippu-Tib in Nyangwe ein, und am 5. fand der Abmarsch nach Norden zu statt in unbekanntes Land. Die 154 Mann Stanleys wurden durch die stattliche Bedeckung sehr ermutigt. Zwischen hohen Graswänden zog sich der schmale Pfad hin, senkte sich zu Gräben und Gewässern hinab und endigte am 6. November in der dunklen Höhle des schaurigen Mitambawaldes, in den kein Lichtstrahl eindrang. Der Tau träufelte fortwährend auf die Marschierenden herab, jedes Blatt goß wie eine Schale beim leisesten Anstreifen seinen Inhalt auf sie nieder, nicht minder die Schlinggewächse, die den Stamm umringelten und die Guirlanden, die sich von einem Baume zum andern rankten. Die vielen Schichten der Zweige über den Köpfen der Reisenden dämpften den blinkenden Sonnenstrahl zum matten, feierlichen Zwielicht herab. Der Weg wurde sehr bald zu einem zähen, lehmigen

Teige, und bei jedem Schritte spritzte schlammiges Wasser über die Füße. Man hatte Grabenränder hinab- und hinaufzuklettern. Die Kleider wurden schwer, Stanleys Helmhut wie Blei. Der Schweiß drang aus allen Poren, die Atmosphäre war erstickend. Die einzelnen Sektionen des Bootes mußten wie stumpfe Pflüge durch den zähen Boden geschleift werden. Bis zum 19. November war man so am rechten Ufer nach Norden vorgedrungen; am 20. setzte man auf das linke über mit Hilfe der Eingeborenen, der Wenya. Man saß in heiterer Stimmung an deren Lagerfeuern bis zum Abend. Am nächsten Morgen waren sie sämtlich verschwunden; doch kennzeichneten zwei Reihen aufgesteckter Menschenschädel zu beiden Seiten der Dorfstraße sie deutlich als Menschenfresser. Von diesem Tage ab wählte Stanley mit seinem noch einzigen weißen Begleiter Frank Pocock, Tippu-Tib und 33 Mann den Wasserweg zum weiteren Vordringen, während die Hauptmasse am linken Flußufer hinzog. Man suchte Verkehr mit den Eingeborenen, um Nahrungsmittel zu kaufen. Doch diese steckten höchstens die Köpfe aus dem Dickicht und schrieen „Ooh—hu—hu, Ooh—hu—hu, Ooh—hu—hu!"

Der Strom hatte an Breite zugenommen; 1600 m war die Entfernung beider Ufer; waldige Inseln teilten ihn, waldige Ufer begrenzten ihn. Hinter Stanleys Boote zogen nun sechs Kanoës her, das schwimmende Lazarett, welches die Pocken- und Ruhrkranken, sowie die durch Dornen an den Füßen Verwundeten trug.

Als man am 18. Dezember in der Nähe eines menschenleeren Markt-Grasplatzes landete — die Landabteilung war noch zurück — wurde man von den Wilden mit Pfeilschüssen empfangen, so daß Stanley Mühe hatte, einen Lagerzaun aufzuführen. Kaum war derselbe fertig und die ausgestellten Kundschafter zurückgerufen, als die Wilden zu Hunderten anrückten. Sie sprangen gegen das Lager und schleuderten mit ungeheurer Kraft ihre Speere. Trotzdem die Snidergewehre selten ihr Ziel verfehlten, drängten sie doch so nahe an den Lagerzaun, daß die Mündungen der Gewehre fast ihre Brust berührten. Die Dämmerung machte dem Kampfe ein Ende, doch der Höllenlärm der feindlichen Kriegshörner aus Elfenbein dauerte fort. In der Nacht kroch einer der Wilden auf dem Bauche bis an den Lagerzaun; er fand jedoch die Fremden wachend, und es entspann sich ein kurzes, aber heftiges Mitternachtsgefecht.

Am nächsten Morgen gewahrte Stanley vom Flusse aus eine kaum $^1/_4$ Meile weiter nordwärts liegende Stadt, aus einer Reihe von Dörfern bestehend und mit großartigen Palmen- und Bananenpflanzungen umgeben. Sofort brach der Vortrab zu Boot dahin auf, fand das erste der Dörfer leer, verbarrikadierte die Eingänge und behauptete dies Lager gegen die anstürmenden Wilden, indem, als ein Angriff zu Land und Wasser gleichzeitig erfolgte, die Landabteilung noch im letzten Augenblick anrückte. Hier bei Vinya-Ndschara (2° 20′ s. Br.) erbeutete man durch List 23 Kanoës

und von hier aus beschloß Stanley, nach der Umkehr Tippu-Tibs, seinen Weg auf dem mächtigen Strome fortzusetzen. Es war am 28. Dez. 1876, als er seine Leute aufforderte: „Nun schifft euch ein, meine Freunde; laßt uns sogleich aufbrechen, und möge unsere Reise glücklich sein!"

In allen Dörfern des rechten wie des linken Ufers erschallten die Kriegstrommeln und Kriegshörner; mit wütenden Gebärden stellten sich die Männer am Rande des Uferdickichts auf, andere trieben ihre Kanoës heran gegen die der Fremden, schossen ihre Speere ab, schreiend: „Fleisch, Fleisch! Ah, ha! Wir werden Fleisch in Menge haben! Bo—bo—bo—bo—, Bo—bo—bo—bo—o—o!" Bald sollte sich der Feindlichkeit der Menschen ein zweites Hemmnis hinzugesellen; man war in die Nähe der Stanley-fälle (unmittelbar unter dem Äquator) gelangt.

Am 7. Januar 1877 hörte man das Getöse derselben so nahe, daß die Kanoës ans Ufer getrieben und nun auf einem durch den Urwald gehauenen Waldwege um den Katarakt herumgeschleppt wurden; auf der Mitte des Wegs hatte man eine Art befestigten Kriegslagers errichtet, denn von allen Seiten tönten Kriegstrommeln, Kriegsgeschrei und Rufe nach Menschenfleisch. Sobald der erste Wasserfall überwunden war, atmete die ermattete Mannschaft auf, doch sieben solcher Katarakte galt es zu überwinden auf ähnliche Weise und unter denselben erschwerenden Umständen wie den ersten. Der letzte erschien Stanley als der großartigste, weil der mächtige Strom seine ganze Wassermasse über einen nur 450 m breiten Felsendamm hinabschleuderte.

Am 28. Januar waren diese Mühsale überwunden, erleichtert setzte man die Wasserfahrt fort und machte die Beobachtung, daß der Strom seine Nordrichtung in eine nordwestliche verwandelte; bald gewann er auch an Breite, die sich von 3000 auf 3700 m steigerte. Zahlreiche Inseln spalteten die Fluten, doch Inseln wie Ufer wimmelten von feindseligen Menschen. Am 1. Februar fuhr man vor der Mündung des Aruwimi, die zwar seicht und durch viele Inseln verlegt war, vorüber. Seine Quelle vermutete Stanley schon damals an jenen Höhenzügen, die nach NO. die Quellflüsse des weißen Nils entsenden; ja er sprach es unumwunden aus, daß der Aruwimi und der Uelle Schweinfurths ein und derselbe Strom seien*). Nach Aufnahme dieses Nebenarmes dehnte sich der Kongo gewaltig aus, er bildete drei, vier, ja sechs Arme, welche durch Reihen langer Inseln voneinander getrennt wurden. Zwischen diesen Inselreihen huschte die Expedition dahin, der sich noch immer kein freundlicheres Geschlecht von schwarzen Mitmenschen zeigen wollte, obschon ihre Vorräte zu Ende gingen, und sie also gezwungen war, mit jenen schwarzen Teufeln in Verkehr zu treten.

Am 13. Februar passierte man die Mündung des Sankuru, der

*) Nach neuesten Forschungen ist der Uelle der Oberlauf des Mobangi oder Ubangi (rechtseitiger Zufluß des Kongo, der weiter stromabwärts mündet).

sich auf der linken Seite wohl 450 m breit in den Kongo ergoß. Tags darauf erschallten die mächtigen Kriegstrommeln an den Ufern wie nie vorher, und nachmittags 3 Uhr kämpften 63 Kanoës gegen die Expedition. Sie waren angefüllt mit zum Teil sehr kühnen Bangalas, die nicht etwa durch das Kriegsgeschrei: „Yaha—ha—ha, Ya Bangala!", sondern vielmehr dadurch gefährlich wurden, daß jedes Kanoë durchschnittlich fünf Flinten besaß, so daß 315 mit Metallstücken geladene feindliche Gewehre den 44 Sniderbüchsen der Expedition gegenüberstanden. Glücklicherweise hatten die Feinde keinen Begriff von der Tragweite ihrer Geschosse, und so ging auch dieses 31. Gefecht mit einem hartnäckigen überlegenen Feinde, wenn auch nicht ohne Verwundungen, so doch ohne Verluste an Menschenleben vorüber.

Am 18. Februar durchschnitten die Fahrzeuge Stanleys wiederum den Äquator, am folgenden Tage kamen sie an der Mündung eines sehr tiefen und über 1 km breiten Nebenflusses (Kassai-Kwa River) vorüber, der bedeutende Strömung und ein Wasser von der Farbe schwarzen Thees besaß. An der linken Seite der Mündung lag die Ansiedelung Ikengo, und der Hunger trieb die Abgehetzten zur Landung auf einem gegenüberliegenden Strominselchen; hier endlich gelang es, mit den Eingeborenen in Tauschverkehr zu treten, und die schwarzen Ferkel, Ziegen, Schafe, Bananen, Pisang, das Kassawabrot, Mais, Mehl, Yams und Fische waren den Heißhungrigen eine längst ersehnte Erquickung. Vom 26. Februar mehrten sich die kleinen Grasinseln, die von Flamingos, Pelikanen, Störchen, Reihern, Gänsen, Enten ꝛc. bewohnt waren; doch die immer näher an den Strom herantretenden Uferberge ließen in Stanley bange Besorgnis entstehen, er vermutete abermals Katarakte. Am 9. März floß unter 3° 14′ s. Br. ein bedeutender linker Zufluß mit 410 m breiter Mündung in den Kongo, der Nkutu oder Kwango der Portugiesen. Nur etwa 10 km unterhalb dieser Stelle erfolgte der 32. und letzte Kampf mit den Schwarzen des Ufers, der, wenn auch siegreich, so doch mit vierzehn Verwundungen für die ohnehin schon bedenklich zusammengeschmolzene Expedition endete. Am 12. März langte man an einer Stelle an, wo der Strom sich von 1300 m plötzlich bis 2300 m erweitert, und die auf Franks Vorschlag mit dem Namen Stanley-Pool (Stanley-Pfuhl) belegt wurde. Doch rasch zog sich das Strombett wieder zusammen, und schon am nächsten Tage ertönte zum Schrecken Stanleys das Gebrause des ersten Kataraktes der Livingstone-Fälle.

Die Bevölkerung der Ufer war durch den Handelsverkehr an Fremde gewöhnt; aber der Strom schien sich jedem Vordringen entgegenzustellen. „Lavariffe versperren ihm den Weg und vorspringende Bergwälle, Reihen ungeheurer, quer durch den Strom gehender Steinmauern, so daß er sich in vielgekrümmtem Laufe bald durch tiefe Schlünde winden muß, bald wieder über hohe Terrassen in einer langen Reihe hoher oder niedriger

Wasserfälle und Stromschnellen hinabstürmt. Itsi (der König von Ntamo am Beginn der Livingstone-Fälle) hatte berichtet, daß nur drei Katarakte vorhanden seien, welche er das „Kind", die „Mutter", und den „Vater" nannte. Das Kind, eine beinahe 200 m lange Strecke Wassers mit vielfach unterbrochener Oberfläche, und die Mutter, welche aus gefährlichen, eine halbe Meile weit herabjagenden Stromschnellen bestand, hatten wir glücklich passiert, und uns auch weiter darüber hinaus gearbeitet. Aber der Vater ist die wildeste Stelle eines Stromlaufs, die ich je gesehen habe. Man nehme einen $6^1/_2$ km langen und 800 m breiten Streifen des Ozeans und lasse einen Orkan auf ihm wüten, und man wird von diesen hochaufspringenden Wogen einen ziemlich genauen Begriff erhalten. Der Lärm war fürchterlich und betäubend. Ich kann ihn nur mit dem Donner eines durch einen Felsentunnel fahrenden Schnellzuges vergleichen. Stromschnelle folgte jetzt auf Stromschnelle."

Frank hatte an jedem Tage die Expedition um die Stromschnellen herumzuführen, und während die rüstigen Männer sodann zum Strome zurückkehrten, mit den älteren Männern, den Weibern und Kindern ein Lager zu errichten. Den Rüstigen aber fiel die Aufgabe zu, wo es möglich war, mit kräftigem Ruderschlag die Katarakte zu durchfahren, andernfalls eine breite Bahn mit Reisig zu bestreuen und die Kanoës auf derselben um die Stromschnelle herum zu schleppen. Bei den „Lady Alice"-Stromschnellen am 12. April wollte es das Unglück, daß, als man das prächtige Boot über die Strudel hinwegleiten wollte, die aus Pflanzen geflochtenen Taue rissen und Stanley mit den Tüchtigsten seiner Mannschaft in wütender Hast auf den Kämmen der stolzen Wogen blitzschnell stromab gejagt wurde und zwar immer hart an den Felsblöcken vorbei, die den Strom einengten. Bald wurde das Boot wie ein Kreisel gedreht, bald schien es im Abgrund zu versinken, um im nächsten Augenblick wieder auf den Schaumkämmen zu tanzen. Nur seiner eisernen Ruhe und der Kühnheit seiner wie Kinder gehorchenden tüchtigen Bootsleute gelang es, die Lady Alice aus den Wirbeln in eine ruhige Bucht des Ufers zu treiben. Langsam nur rückte man unter diesen Umständen vorwärts. Vom 16. März bis 22. April, also in 37 Tagen, hatte man $8^1/_2$ deutsche Meilen zurückgelegt.

Daß man der zivilisierten Welt näher rückte, merkte man zum Schrecken daran, daß die Waaren der Expedition an Tauschwert immer mehr einbüßten. Mußte man doch vier Ellen starker Leinwand für ein einziges Huhn zahlen. Zucker, Kaffee und Thee waren aufgebraucht. Die Erkrankungen an Ruhr, Geschwüren, schleichendem Fieber mehrten sich, da die ausgemergelten Körper an Widerstandskraft täglich einbüßten; waren doch Schweine- und Ziegenfleisch Seltenheiten geworden, mußte man sich doch mit kaltem Kassawabrot, Erdnüssen, Erbsen, Yams oder grünen Bananen schon seit langem begnügen. Auch der Leiter der Expedition hatte längst sein letztes Paar Schuhe verbraucht. Seinen einzigen weißen Begleiter und Freund Frank Pocock,

seinen Schiffsbaumeister Salaam Allah und noch manchen teueren Gefährten mußte er an den Stromschnellen der Livingstone-Fälle lassen, bis er am 16. Juli nach übermenschlichen Strapazen an jenem Falle ankam, den Kapitän Tuckey bereits 1816 von der Westküste aus erreicht. Da der Zweck der Reise erfüllt und der große Livingstone-Strom (obere Kongo) mit dem Kongo Tuckeys in Verbindung gebracht war, so wurde die weitere Stromfahrt aufgegeben, und am 31. Juli wankten die abgematteten, geschwächten, erkrankten Reste der stattlichen Expedition, die 356 Köpfe stark von Sansibar ausgerückt, über die Felsterrassen am rechten Stromufer hin, um das fünf Tagereisen entfernte Boma, eine portugiesische Niederlassung, zu erreichen.

Am 3. August hatte man sich bis Nsanda geschleppt, man errichtete Hütten und schlug das Zelt auf, der Häuptling des armseligen Ortes erbot sich, mit drei von Stanleys Leuten einen Führer nach dem ihm wohlbekannten Boma (= Embomma) zu entsenden und Stanley schrieb, nachdem er sein regelmäßiges Mittagsbrot: drei gebratene Bananen, zwanzig Erdnüsse und einen Becher schlammigen Wassers — verzehrt, folgenden Brief:

Dorf Nsanda, 4. August 1877.

An irgend einen Herrn in Embomma, der Englisch versteht.

Geehrter Herr!

Ich bin an diesem Orte von Sansibar aus angekommen mit 115 Seelen, Männern, Weibern und Kindern. Wir befinden uns in einem dem Hungertode sehr nahen Zustande. Von den Eingeborenen des Landes können wir nichts kaufen, denn sie lachen über unsere Zeug-, Perlen- und Drahtsorten. Ich habe mir daher die Freiheit genommen, drei meiner jungen, aus Sansibar gebürtigen Leute mit einem Knaben, Namens Robert Feruzi von der englischen Mission in Sansibar, mit diesem Briefe abzusenden, der Sie um Hilfe anfleht. Ich kenne Sie nicht, aber man hat mir gesagt, daß ein Engländer in Embomma wohnt, und da Sie ein Christ und ein Ehrenmann sind, so beschwöre ich Sie, mein Gesuch nicht unbeachtet zu lassen. Erwünschter als alles andere würden zehn bis fünfzehn mit Reis oder Korn beladene Träger sein, damit ich die ganz ausgehungerten Magen meiner Leute sofort füllen könnte. Diese Lieferungen müssen innerhalb zwei Tagen ankommen, oder ich werde eine entsetzliche Zeit mitten unter Sterbenden durchleben müssen. Natürlich leiste ich Bürgschaft für jede Ausgabe, die Ihnen durch dieses Geschäft veranlaßt wird. Wenn Sie kleine Luxusartikel wie Thee, Kaffee, Zucker und Zwieback zur Hand haben, so bitte ich, für mich selbst einen kleinen Vorrat davon zu übersenden und dadurch die Schuld der Dankbarkeit nur noch zu vermehren, welche ich Ihnen für die rechtzeitige Ankunft der meine Leute vom Hungertode rettenden Vorräte zollen werde. Inzwischen versichert Sie seiner aufrichtigen Hochachtung

Ihr ergebener

H. M. Stanley,

Befehlshaber der anglo-amerik. Expedit. zur Erforschung Afrikas.

Nachdem der Brief und eine französische und spanische Übersetzung den im Schreiben genannten Boten ausgehändigt waren und der Rest der Expedition sich am 5. und 6. August noch bis zum Dorfe Banza Mbuko vorwärts geschleppt hatte, erwartete derselbe teilnahmlos in dumpfem Hinbrüten das Ende; nur dann und wann drang das Wehklagen eines kleinen Kindes, das Wimmern einer verschmachtenden Mutter an Stanleys Ohr. Da nahten auf einmal von der Höhe die Boten mit zahlreichen Trägern, und Lobgesänge hallten durch die Luft. Am 9. August, am 999. Tage nach dem Aufbruche von Sansibar, war man soweit gestärkt, daß man nach Boma aufbrechen konnte und bald stand Stanley vier weißen Männern gegenüber, errötend, weil er sich beim Erstaunen über ihre bleiche Gesichtsfarbe ertappte. Noch wagte er es nicht, sich mit ihnen auf einen Fuß zu stellen; die ruhigen blauen und grauen Augen erregten in ihm eine gewisse Scheu, die unbefleckte Reinheit ihrer Anzüge blendete und beschämte ihn. Nach drei Tagen eines durch herzliches Zuvorkommen angenehmen Aufenthaltes in Boma trug der Dampfer ihn und seine Leute durch die breite Pforte der Kongomündung in den offenen Ozean, er aber dankte in seinem Innersten Dem droben, der sein himmlisches Sternenbanner schützend über ihn gehalten, zu großen Erfolgen vorausgetragen.

11. Die Gründung des Kongostaates*).

Als Stanley, mit zerrütteter Gesundheit von seiner großartigen Durchquerung Afrikas zurückkehrend, in Marseille eintraf, wurde er von zwei Abgesandten König Leopolds II. von Belgien begrüßt, welche ihm einen großen Plan des hochherzigen Königs in Bezug auf Afrika mitteilten, bei dessen Ausführung er auf Stanleys Beihilfe rechne. Wer die Erlebnisse des verdienten Forschers auf seiner großen dreijährigen Reise (1874—77) kennt, der wird begreifen, daß der Gedanke, in das Land schwerer Sorgen zurückkehren zu sollen, zumal in seiner damaligen Körper- und Gemütsverfassung gar nichts Verlockendes hatte. Er wünschte zwar dem Unternehmen des opferfreudigen Monarchen das beste Gedeihen, stellte aber nur den Schatz seiner Erfahrungen zur Verfügung desselben, dem er bei der Zerrüttung seines Nervensystems nicht einmal seine Aufwartung zu machen imstande war. Nachdem er in England bei guter Nahrung, behaglicher Wohnung und Befreiung von allen Sorgen in kurzer Zeit wunderbar gekräftigt und unter diesen Umständen an die Ausarbeitung seines Werkes, „Durch den dunklen Weltteil", gegangen war, begab er sich nun ledig aller

*) Quelle: H. Stanley, Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Deutsch von Wobeser. Leipzig, Brockhaus 1885. 2 Bände.

Pflicht nach dem europäischen Festlande, um König Leopold seine Aufwartung zu machen. Derselbe wollte zu Stanleys großer Freude die Ausführung seiner Pläne noch eine Zeitlang hinausschieben. Ein neuer Rückgang seiner Gesundheit, besonders in Hinsicht des Gemüts, zwang ihn zu mehrwöchentlichem Aufenthalte in der Schweiz, wo er dermaßen hergestellt wurde, daß ihm der Genuß der sogenannten Freiheit zu einer drückenden Last wurde. Da traf ihn ein Brief der Kommissare des Königs, die ihn zu einer Unterredung nach Paris luden.

Von dieser Zusammenkunft im August 1878 ab rechnet Stanley den Beginn des großen Unternehmens, das sich auf die Ausnutzung der gewaltigen Wasserstraße bezieht, die Stanley durch seine Thalfahrt auf dem Kongo erschlossen. Die verschiedensten Mittel und Wege einer Nutzbarmachung wurden auf jener Versammlung erörtert und die Beschlußfassung dem Protektor anheimgestellt. König Leopold berief im November desselben Jahres den Reisenden, sowie eine Anzahl bedeutender Kauf- und Finanzleute aus England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland zu ernster Beratung nach seiner Hauptstadt. Auf der Tagesordnung stand die einzige Frage, was aus dem Kongo und seinem Becken im allgemeinen Interesse gemacht werden könne. Selbstverständlich mußte man vorher Klarheit darüber besitzen, wie weit der Kongo für Schiffe mit geringem Tiefgang fahrbar sei, welchen Schutz die anwohnenden Häuptlinge kaufmännischen Unternehmungen gewähren könnten, ob die Schwarzen den Vorteil friedlichen Verkehrs mit dem weißen Manne zu begreifen fähig wären, ob die Häuptlinge Zölle und zwar Durchgangszölle erheben würden, was für Erzeugnisse die Wilden zur Erwerbung europäischer Waren zu bieten vermöchten, in welchen Mengen diese Produkte geliefert werden könnten für den Fall, daß eine Eisenbahn vom unteren Kongo bis Stanley-Pool, wo die Katarakte des Unterlaufs überwunden sind, hergestellt sein würde. Nicht alle hier aufgeworfenen Fragen konnten sofort beantwortet werden, sondern es war eine neue Expedition dazu nötig. Die Organisation und Leitung derselben wurde Stanley übertragen, während sich zur Tragung der Kosten eine „Association Internationale du Congo“ bildete.

Stanleys Dienstanweisung ging dahin, daß er dem Überlandwege entlang Stationen zur Erleichterung des Handels und zur Bequemlichkeit der die Aufsicht führenden Europäer anlegen und in deren unmittelbarer Nähe, sowie zu beiden Seiten der zu eröffnenden Verkehrsstraße Grund und Boden erwerben solle durch Pacht oder Kauf. Weiter aber sollte, wo dies möglich und zwar unter Voraussetzung der nötigen Sicherheit möglich war, eine Dampfschiffahrtsverbindung eingerichtet werden. Nachdem in der Generalversammlung am 2. Januar 1879 Stanleys Pläne und Kostenanschläge gebilligt worden waren, dampfte er nach Sansibar ab, um von seinen alten Gefährten diejenigen, welche ihr Glück an seinen Stern heften wollten, von neuem anzuwerben. Mittlerweile konnten in Europa alle jene Aufträge

ausgeführt werden, welche sich auf Ausrüstungsgegenstände bezogen: Dampfer, Leichter, Walfischboote, tragbare Holzhäuser, aus welligem Eisen herzustellende Vorratsräume, Wagen 2c.

Nachdem unter Genehmigung des Sultans von Sansibar Stanley einen Teil seiner alten Veteranen wieder geworben, kam er am 14. August 1879 an der Mündung des Stromriesen an, um denselben entlang Niederlassungen zu gründen, die Ufer in friedlicher Weise zu erobern, so daß in diesem Gebiet der europäische Kaufmann mit dem schwarzen Händler in friedlichen Verkehr trete, Gerechtigkeit, Gesetz und Ordnung herrsche, Mord aber und Menschenhandel verbannt sei; dies und nichts anderes war die Idee des Kongostaates.

Die zivilisierten Begleiter des Reisenden waren bereits vor ihm in Banana angelangt. Ferner waren einige zwanzig Holzhütten nebst der „Villa" des Chefs, sowie eine ganze Flotille kleiner für die Flußfahrt bestimmter Dampfer und Boote bereits gelandet; diese acht Fahrzeuge gewährten, als sie so in einer Reihe am Ufer lagen, einen erfreuenden Anblick. Nachdem man die Fahrzeuge montiert und in regelmäßigen Gang gebracht, schritt man am 21. August 1879 zur Inangriffnahme des zivilisatorischen Werkes. Ruhig rollte der Riese Kongo seine braunen Fluten ins blaue Weltmeer; von dem Deck ihrer Fahrzeuge musterten ihn jetzt Stanleys Leute von Sansibar mit ganz anderen Augen als vor zwei Jahren. Die Tiefe an der Mündung schwankte zwischen 60 bis 900 Fuß. Mit fünf Knoten Geschwindigkeit schoß er dahin, an den Ufern von dichten Mangrovemauern, durchbrochen von einzelnen Palmen, eingeschlossen. Die Alluvialablagerungen an den Ufern dünsteten stark aus; keine Spur tierischen Lebens zeigte sich. Zuweilen fährt der Dampfer an holländischen Faktoreien vorüber, wo die fünfzehn Zentner schweren Palmölfässer sofort den Haupthandelszweig andeuten. Schlamminseln teilen den braunen Strom, alle dicht bewaldet, eine nicht von der andern zu unterscheiden. Bis 55 oder 60 km von Banana entfernt besitzt das Fahrwasser die für die größten Kriegsschiffe nötige Tiefe, die weitere Bergfahrt wird durch eine veränderliche Barre erschwert, die von ortskundigen Lotsen mit 10—12 Fuß Tiefgang bei der Bergfahrt überschritten werden kann; doch ist die Thalfahrt auch von Schiffen mit 15—18 Fuß Tiefgang ohne Unfall bewerkstelligt worden. Stanley giebt für die Trockenzeit 16, für die Regenzeit 22 Fuß geringste Tiefe für jene Stelle bei Ponta da Lenha an.

Die Uferlandschaft änderte sich, als man am 22. August von Ponta da Lenha nach Boma aufbrach; die Mangrovewälder verschwanden, da ihnen die Salzflut zu fehlen begann; seltsam wogende und wild nickende Gräser säumten die Ufer und bedeckten das Hinterland. Man überblickte an diesem Tage zum erstenmale die volle Breite des Stromes, die von Ufer zu Ufer 10 km betrug. Man näherte sich Boma, das eine ganze Anzahl von Faktoreien enthält, die sich aus Warenlagern, Schuppen, Werkstätten

und den Wohnhäusern der englischen, französischen, holländischen oder portugiesischen Firmen zusammensetzen. Ihre von den Schwarzen erhandelten Waren: Kautschuk, Öl, Gummi, Nußkerne der Ölpalme, Erdnüsse, Elfenbein, Orseillemoos, Kaffee gehen auf kleineren Dampfern nach der Hauptniederlage in Banana, wo ein regelmäßig eintreffender Ozeandampfer die Weiterbeförderung nach Europa übernimmt. Dies Boma erweckt traurige Erinnerungen; war es doch lange Zeit hindurch einer der Hauptpunkte, wo die „schwarze Ware“ flottenweise nach Amerika verfrachtet wurde. Kann es unter diesen Umständen wundernehmen, daß die Ebene ringsum mit ihrem stumm nickenden Grase so ganz im tiefen Schweigen daliegt? Was könnte dies Boma heute sein, wenn ringsum eine dichte Bevölkerung, erzogen zur Arbeit, die Gegend belebte, so wie es am oberen Kongo der Fall! Die Artikel, welche die Magazine der heutigen Europäer zu Tauschzwecken enthalten, sind Baumwollenstoffe aus Manchester, Wollen-Savelist aus Rochdale, Decken aus Yorkshire, Messerschmiedewaren und Gewehre aus Sheffield und Birmingham, Töpfer- und Eisenwaren, Perlen und Messingdraht aus verschiedenen Teilen Europas, Branntwein und Rum aus Holland und Hamburg, Tabak und Fische aus Amerika.

Seit 1879 ist Boma beträchtlich gewachsen. Die französische katholische Mission hat sich daselbst niedergelassen; die internationale Assoziation hat daselbst ihre Maschinenschuppen, Kohlenlager, Vorratsräume, ein kleines Dorf für die angestellten Schwarzen, ein Haus ihres Buchhalters, alles durch eine Decauville-Bahn mit schöner eiserner Landungsbrücke verbunden, errichtet. Auf luftigem Hügel erhebt sich das Hospital dieser Gesellschaft. Der Verkehr mit den Schwarzen vollzieht sich in ruhiger Weise, auf sichrer Grundlage. Denn derjenige weiße Kaufmann, der sein Geschäft auf Lug und Trug bauen wollte, würde in kurzem auf allen nach Boma führenden Fuß- und Wasserpfaden verschrieen, verachtet, gemieden werden. Eine Boma gegenüberliegende Insel ist mit Erfolg dem Gartenbau gewidmet worden; die europäischen Gemüse, Apfelsinen, Zitronen, Limonen, Melonen, Guaven und Ananas gedeihen in dem Boden vortrefflich. Und wenn europäische Kartoffeln und Bataten, Tomaten, Zwiebeln, Steckrüben, Lattich, Kohl, rote Rüben, Möhren und Bohnen recht annehmbare Beiträge zur Pflanzenkost liefern, so ist die Küche der Europäer auch mit Fleisch nicht schlecht versorgt; denn frisches Rindfleisch, Schafe, Ziegen, Hühner, Enten sind immer zu haben. Sofern sich der Europäer, der außerdem auch Weizenbrot und Reis haben kann, nur vor hitzigen Getränken und eisig gekühltem Trunke in acht nimmt, so wird er nicht über die Lebensweise am Kongo klagen können.

Während nun die kleine Flotille Stanleys das gesamte Gepäck und Material der Expedition von Banana nach Boma beförderte (600 Tonnen), steuerte Stanley aufwärts, um günstige Lagerplätze zu suchen, nach denen das gesamte Material von den Dampfbooten überführt wurde. Der erste dieser Landungsplätze war Mussuko, 135 km von der Küste entfernt, das

man in vierunddreißig Tagen mit der besten Aussicht auf weiteren Erfolg erreicht hatte. Der größere Dampfer „Albion“ wurde mit erfreulichen Nachrichten nach der Heimat entsendet. Der Strom veränderte sich von Boma ab wesentlich, indem er die seeartige Breite und die unendlichen Gabelungen aufgab und als ein einziger Faden aus felsiger Schlucht herausströmte. Die Felswände nahmen an Höhe zu; der Fluß war einmal bis auf 1300 m zusammengeschnürt, die Tiefe betrug immer noch an den schmäleren Stellen 45, 60, ja 90 m. Die Ufer bis zu den steilen Wänden waren mit tropischem Dickicht besetzt, aus dem sich Palmen und federartige Farne abhoben. Auch auf dieser Strecke traf man noch dann und wann Faktoreien.

Am 26. September ging Stanley mit der Dampfbarkasse „Espérance“ von Mussuko aus abermals voraus, um den höchsten Punkt der Schiffahrt zu bestimmen, wo zugleich die Hauptstation errichtet werden sollte. Der Fluß nahm sehr bald die Form des Cañons an, sofern er von 600—1000 Fuß hohen, fast senkrecht aufsteigenden Felswänden eingeschlossen wurde. Seine Breite verminderte sich auf einer Strecke bis auf 550 m, die Tiefe dagegen war ganz außergewöhnlich, 100 m, die Strömung ungemein stark. Jedoch bald erweiterte sich das Strombett wieder, die Strömung ließ nach, man erreichte die Mündung des an der Nordseite einströmenden Lufu und damit das am Norduſer liegende Vivi=Gebiet. Hier hörte man schon in der Ferne die wild klagenden Töne der kleineren Fälle von Vivi, man war an der Grenze der schiffbaren Strecke des unteren Kongo angelangt, einer Strecke, die ein neun Knoten laufender Dampfer bei der Bergfahrt (von Banana nach Vivi) in 13 Stunden 10 Minuten zurückzulegen vermag.

Am Fuße des 290 m hohen Burgbergs (Castle=Hill) breitete sich auf der Nordseite des Stroms ein 105 m hohes Plateau von 230 m Länge und 42 m Breite aus; zwei Seiten desselben, nämlich die südliche oder Flußseite und ebenso die Ostseite, waren schlechthin unersteiglich, die Nordseite hatte ihre Deckung durch den Burgberg, während die Westseite einen beschwerlichen Aufstieg bot; doch war durch einen Pfad Erleichterung zu schaffen. Für die nötige Sicherheit bezw. für leichte Verteidigung waren alle natürlichen Vorbedingungen gegeben. Durch Niederbrennen des über 4 m hohen, undurchdringlichen Grasdickichts wurde der Boden gesäubert. Im Norden des Plateaus in einer Mulde lag das Dorf Tschinsalla, wohin Stanley durch den ihn als Dolmetscher begleitenden Massalla eingeladen wurde. Beim erfrischenden Palmwein erfuhr er, daß der Vividistrikt fünf Dorfhäuptlinge zähle, von denen Mavungu als eine Art Senior angesehen wurde. Die im kühlenden Baumschatten liegenden zwerghaften Wohnungen, die freundlichen Bewohner, die auffällige Fruchtbarkeit des Bodens: alles dies ließ in Verbindung mit der festungsartigen Lage das Plateau von Vivi als einen sehr geeigneten Punkt für Anlegung einer wichtigen Station erscheinen. Er bat Massalla, die fünf Häuptlinge zu

einem „Palaver“ (Besprechung) in sein Lager am Flusse zu bescheiden. Noch vor Ankunft derselben wurde die Beschaffenheit des Stromes an jener Stelle gewissenhaft geprüft und bei etwas heftiger Strömung doch eine vollständig ausreichende Tiefe gefunden.

Die fünf Häuptlinge trafen, von Massalla begleitet, ein, und nun galt es, die politischen Fragen zu erledigen. Sie wie ihre bewaffnete Begleitung hatten sich aus dem Erlöse des Handels anständige Kleidung aus bedrucktem Baumwollenstoff oder ungebleichtem Kattun beschafft; den Kopf deckten baumwollene Mützen, doch auch englische Filz- oder Strohhüte. Ihre Waffen waren Feuersteingewehre. Nachdem Stanley durch den Dolmetscher den Willkommengruß der Häuptlinge gehört und zur Darlegung seiner Absichten aufgefordert worden war, gab er ihnen durch denselben Vermittler kund und zu wissen, daß er Raum brauche, um Häuser zu errichten, Gärten und Felder anzulegen, Straßen zu bauen, die jeder ungehindert benutzen könne, ohne daß ein Häuptling Zölle erheben dürfe. Am nächsten Tage verlangte er ihre Entscheidung, ob sie das nötige Gebiet unter den angegebenen Bedingungen abzutreten geneigt seien.

Pünktlich und nüchtern erschienen am nächsten Morgen die Vivi-Häuptlinge in abgelegten Soldaten- und Lakaienuniformen; die Matten zum Niedersitzen wurden ausgebreitet, der Salutschuß erdröhnte, und das Palaver begann, indem sich der Senior durch den Dolmetscher wörtlich also vernehmen ließ: „Der Mundele (weiße Mann) kann, wenn er bei uns bleiben will, von allem Lande, das nicht von Dörfern, Gärten oder Feldern besetzt ist, wählen; so viele Häuser bauen, Straßen anlegen und andere Arbeiten unternehmen, als ihm beliebt; er soll als der „Mundele“ von Vivi betrachtet werden, und kein anderer Weißer soll ohne seine Erlaubnis den Fuß auf das Gebiet von Vivi setzen; kein eingeborener Häuptling des Innern oder an den Stromufern im Bezirk von Vivi soll einen der in seinem Dienste stehenden Leute belästigen; es sollen ihm Arbeitskräfte geliefert werden, und die Leute von Vivi, welche Lust dazu haben, sollen bei ihm arbeiten; jede Gesellschaft, weiße oder schwarze, eingeborne oder fremde, soll auf dem Wege durch das Gebiet von Vivi bei Tag und Nacht ohne Hindernis gehen; wenn eine Veruneinigung zwischen seinen Leuten, weißen und schwarzen, und der Bevölkerung von Vivi entsteht, sollen nicht die Häuptlinge selbst die Rache ausüben, sondern die Klage vor den Mundele von Vivi bringen, damit dieser über Recht und Unrecht entscheide; wenn einige ihrer Unterthanen bei einer unrechten That ertappt werden, soll der weiße Mann den Häuptling rufen, damit er die Klage vernehme und, wenn das Verbrechen erwiesen ist, nach Landessitte die übliche Strafe zahle. Alles dies soll schriftlich aufgesetzt werden; der weiße Mann soll es vorlesen und der englische Dolmetscher übersetzen; zunächst müssen wir aber wissen, so schloß die Rede, was die Häuptlinge als Gegenleistung für diese Zugeständnisse erhalten werden.“

Die Größe des Vividistriktes betrug 45 qkm; der unbebaute, aber anbaufähige Teil mochte 500 Acker betragen, alles übrige war bergiges, mit Felsstücken besäetes Terrain oder trocknes Vorland am Flusse; doch weil an dieser Stelle die Schiffahrt ihr Ende erreichte, die Anlegung einer Straße von hier aus stromaufwärts möglich war und die Einrichtung eines Hafens keine Schwierigkeiten machte, so bot Stanley 32 Pfd. Sterling (640 Mk.) in Waren bar und einen monatlichen Pachtzins von 3 Pfd. Sterling (= 64 Mk.). Die Bedingungen wurden angenommen und der Vertrag von allen Beteiligten förmlich unterzeichnet.

Nun begann die Arbeit. Nachdem von dem vorigen Lager Leute, Reis und Fleischvorräte, Hacken, Spitzäxte, Schaufeln, Brechstangen, Schmiedehämmer, Zelte und Segeltuchhütten durch die Boote herzugeschafft worden waren, fingen am 1. Oktober 1879 etwa 100 Mann an, einen Aufstieg nach dem Felsplateau herzustellen durch Fels und halbverbranntes Schilf. Auch 56 schwarze Männer von Vivi ließen sich anwerben als Arbeiter, entfernten vom Plateau Gras und Steine, ebneten die Ameisenhaufen ꝛc. Die Europäer trugen auf den Dampfbooten das gesamte Gepäck der Expedition herzu. Stanley entwarf mit Rücksicht auf Feuersgefahr und Verteidigung den Plan, der jedem Gebäude auf dem Plateau seinen Platz anwies, ebenso dem Garten. Und bald erwuchsen unter Leitung eines Ingenieurs aus den fertig mitgebrachten Bestandteilen die eisernen Vorratskammern; ein Oval, wo man die Felsstücke ausgebrochen und gegen 2000 Tonnen schwarzer Alluvialerde niedergelegt, bezeichnete den mit Gemüse und Fruchtbäumen bepflanzten Garten; eine zweistöckige Villa aus Holz ward zur Aufnahme des Chefs der Station Vivi bestimmt; Ställe und Schuppen für die Heu- und Kleievorräte, für Ziegen, Enten, Schweine, Werkstätten für Schmiede und Zimmerleute vervollständigten die Gruppe der Gebäude, die nun die Station Vivi darstellten. Bereits am 6. Februar 1880 konnte Stanley nach Europa berichten, daß die Ausgangsstation für weitere Unternehmungen fertig sei, und damit war zunächst die Aufgabe des großen Pioniers erfüllt.

Bald finden wir ihn unterwegs auf einer Kundschafterreise nach den oberhalb Vivis liegenden Isangilafällen; er unterhandelt wiederum mit den beteiligten dreißig Häuptlingen, um das Recht zu erlangen, eine Straße nach Isangila durch ihr Gebiet zu führen, die sie in keiner Weise zu belästigen, sondern durch Stellen schwarzer Mitarbeiter in ihren Bezirken zu fördern versprechen sollen. Es war eine Straße, auf welcher die schweren Dampfer und Leichter stromauf geschafft werden sollten, um oberhalb der Katarakten von Isangila wieder ihrem heimischen Element übergeben zu werden. Mit der ihm eigenen Energie machte sich Stanley mit 106 Männern an dies Riesenwerk, nachdem er 2 Dolmetscher, 3 Aufseher, 43 Arbeiter, 14 Hausdiener, 3 Waschjungen, 3 Köche und 4 Jungen aus Vivi auf der Station Vivi zurückgelassen. Am 18. März 1880 wurde durch eine Reihe

von langen Stöcken mit weißen Fahnen die Wagenstraße abgesteckt; die Arbeiter, welche das Meßband zogen, mußten sich der Trittleitern bedienen; denn das Gras war 3 und 4 m hoch. Das Roden des Grases war die erste Arbeit; das Ausfüllen von Vertiefungen, Schluchten und Spalten, das Beseitigen von Bäumen, Sträuchern und großen Felsblöcken folgte. Besonders durch das Verfahren mit den letzteren erwarb sich Stanley den weithin bekannten Namen Bula-Matari, d. i. der Felsenbrecher. Brücken mußten über die nicht auszufüllenden Schluchten geschlagen werden. Durch eingeborne Arbeiter verstärkt, rückte die Arbeit gut vorwärts. Bereits am 21. Februar 1881 war die etwa 80 km lange Wagenstraße von Vivi nach Isangila vollendet und die Beförderung der gewaltigen Lasten der Boote, Kessel &c. über Berg und Thal bewerkstelligt.

Von der Station Isangila erfolgt nun ein weiterer Schritt nach dem Innern; etappenweise rückt die kleine Kolonne unserer Pioniere, bald mit mehr, bald mit weniger Schwierigkeiten kämpfend, vorwärts; die folgenden Stationen sind Majanga, weiter am Stanley-Pool: Leopoldville, im ganzen also zunächst fünf. Da Stanley von einer zu Dampfer unternommenen Kundschafterreise in den auf dem linken Ufer oberhalb Stanley-Pool einmündenden Kwa-Mfini und den Quellsee dieses Flusses, den 1860 qkm großen Leopold II.-See, krank zurückkehrte, übergab er die Leitung der Unternehmung an Dr. Pechuel-Lösche und reiste nach Europa ab, wo er im Oktober 1882 eintraf.

Er stattete dem Komitee der Association Internationale du Congo Bericht über das seither Geleistete ab, daß man 670 km weit vom Meere bis zur Einmündung des Kwaflusses vorgedrungen sei, fünf Stationen (Mussuko, Vivi, Isangila, Manjanga, Leopoldville) gegründet, einen Dampfer und ein Segelboot nach dem oberen Kongo geschafft, während ein anderer kleiner Dampfer und ein Segelboot die Verbindung zwischen der zweiten und dritten Station unterhielten. Zur Sicherung dessen, was man erworben, schlug Stanley den Bau einer Eisenbahn vom unteren nach dem oberen Kongo (von Vivi nach Isangila) vor, ferner betonte er die Notwendigkeit, daß die internationale Assoziation sich einen Freibrief der europäischen Staaten verschaffe, welcher ihnen gestattete, den Bahnbau auszuführen und das Land, durch welches dieselbe läuft, zu regieren, kurz welcher die Sicherheit biete, daß die Verwaltung über das erworbene Land in keine andere Hand als in die ihrige übergehen könne. Er forderte die Konsolidierung des Werkes, indem man von allen Häuptlingen längs des Wegs zwischen den einzelnen Stationen das Abtreten ihrer Gewalt und Rechte an die Gesellschaft verlangte.

Nach sechswöchentlichem Aufenthalte ging der kühne Forscher gestärkt nach dem Kongo zurück, wo er seinen Stellvertreter und auch verschiedene Leiter der Stationen nicht mehr vorfand. Sie hatten sich entfernt, nach Europa zurückbegeben, die Expedition war thatsächlich ohne Führer und die

Verwirrung groß. Wieder war seine ganze Energie nötig, um Ordnung zu schaffen; er sandte aber auch den Kapitän Elliott mit 74 Mann nach dem Kuilu-Niadi-Distrikt, (so benannt nach dem Kuiluflusse, der nördlich vom Kongo mündet), damit derselbe eine Reihe von Stationen zwischen Isangila und dem nächsten Punkte an diesem Flusse, sowie am unteren Laufe desselben anlege; auf diese Weise sollte der Assoziation ein weites Gebiet im Binnenlande und ein Stück Küste zwischen Kongomündung und dem französischen Gabun gesichert werden, damit man einen zweiten Weg zum oberen Stromgebiet des Kongo besitze. Sowohl die Gründung der Stationen als auch die Verträge mit den Häuptlingen längs des Weges gingen gut von statten. Die Chefs der Kongostationen erhielten Auftrag, mit den Häuptlingen an den Flußufern des Kongo gleichfalls Verträge über Gebietsüberlassungen abzuschließen.

Nachdem Stanley mit großer Mühe zwei neue Dampfboote, den „Royal“ und „A. I. A.“ (die Initialen der Gesellschaft) von Vivi auf dem Landwege nach Isangila befördert und die halb verfallene Station Leopoldville wieder geordnet, brach er am 9. Mai 1883 mit stattlichem Geschwader auf, um stromaufwärts neue Niederlassungen zu gründen und durch neue Verträge das Gebiet der Assoziation zu vergrößern. Wir haben die dabei erforderlichen Arbeiten bei Gründung Vivis ausführlich dargelegt und damit den Typus aller ähnlichen Stationen gezeichnet. Hier seien daher nur die Hauptpunkte dem Namen nach genannt: Kimpoko am oberen Ende des Stanley-Pools, Bolobo, Äquator-Station an der Mündung des schwarzen Flusses unter der Linie, endlich Stanley-Fälle-Station. Nachdem überall die Gebäude errichtet und europäische Leiter eingesetzt waren, überließ Stanley die weiteren Gebietserwerbungen dem tüchtigen Kapitän Hanssens und dampfte am 10. Dezember 1883 heimwärts.

Über die wirtschaftliche Bedeutung des Kongo und des Kongobeckens entnehmen wir seinem Werke noch folgendes:

Die Länge des Stromes beträgt mehr als 4800 km*); schiffbar ist zunächst der Teil desselben Stromes, zwischen Ozean und Vivi = 176 km; dann folgt die unschiffbare Strecke der unteren Reihe der Livingstone-Fälle bis Isangila = 80 km; weiter das größtenteils schiffbare Stück bis Manjanga = 141 km; nicht fahrbar ist die Region der oberen Livingstone-Fälle bis Leopoldville = 137 km; daran aber reiht sich die durchaus schiffbare Strecke bis zu den Stanley-Fällen = 1718 km; zwischen dem untersten dieser Fälle und Njangwe liegt eine Strecke von 620 km; von hier bis zum Moerosee sind 708 km; der Moerosee ist 108 km lang; von dort nach dem Bangweolosee sind 354 km; der See selbst hat 274 km Länge. Die Abschnitte im Stromlauf sind nach Stanley folgende:

*) Wobei zu berücksichtigen ist, daß sich Stanley die Wasserstraße über den Bembasee nach dem Tschambesi bis zu dessen Quellen verlängert vorstellt.

a. Der untere Kongo vom Meere bis Leopoldsville; er schließt die See- und Gebirgsregion ein. Der Fluß ist zunächst auf einer meerbusenartigen Erweiterung von 3—12 km Breite und 112 km Länge und sodann auf einem engen Kanal von etwa 1400 m Breite, aber sehr großer Tiefe schiffbar. Die Seeregion, eine schmale Zone zwischen Meer und Hügelland, macht bei Boma der Gebirgsregion mit vielen Hügelgruppen Platz, welche sich 386 km weit von West nach Ost erstreckt, von der Mulde des Kongo diagonal zerlegt. Die Gebirgsregion macht bei dem geringen Höhenunterschiede der Hügel den Eindruck des Plateaus, dessen Lehmdecke durch die tropischen Regengüsse meist abgeschwemmt ist. Wo sie sich noch findet, bemerkt man Palmenhaine und tropisches Dickicht, sonst aber Wüsten übermannshohen Grases. Das Kongobecken auf dieser Strecke mag 82500 qkm umfassen, die durch Sklavenhandel sehr zusammengeschmolzene Bevölkerung jedoch nur 300000 Köpfe, die unter wenigstens 300 Häuptlingen stehen. Die Schwarzen sind lenksam, gelehrig, der Disziplin zugänglich. Nur die eigentliche Seeregion ist einigermaßen durch den Handel ausgebeutet.

b. Das innere Becken des oberen Kongo; es reicht von Leopoldville bis zum Meridian der Stanley-Fälle. Der Fluß beschreibt auf dieser Strecke einen nach Süd geöffneten Bogen; er ist von den Quellen seiner linken Zuflüsse in gerader Linie 1469 km, von der Wasserscheide, die ihm seine rechten Nebenadern zusendet, 531 km in der Luftlinie entfernt. Die bedeutendsten Nebenadern sind Kwa (Kassai), Mohindu, Ikelemba, Lulungu und Lubiransi. Sämtliche hier aufgezählte Flüsse sind Hunderte von Kilometern schiffbar und durchströmen reichbewohnte Gebiete. Weniger bedeutend sind die Adern, die dem rechten Ufer des Kongo tributpflichtig sind, und doch sind auch diese wenigstens 30, höchstens 450 km schiffbar. Das Gebiet, dem diese Flüsse die Feuchtigkeit entziehen, mag 2750000 qkm betragen; es ist das reichstgesegnete im ganzen Kongobecken, weil es zufolge seiner Lage zu beiden Seiten der Linie von den Regenschauern zehn Monate hindurch getroffen wird, und die Schätzung der Bevölkerung ergiebt die stattliche Zahl von 29 Millionen; sie sind sauber, leben in geräumigen Häusern unter dem Schatten von Ölpalmen und Bananen, ihre Felder sind sorgfältig bestellt und zwar von den Männern. Andere Strecken sind herrliches Prärieland, das Wißmann als die künftigen Weidegründe der Welt bezeichnet. Die durch Handelsverkehr nutzbar zu machenden Schätze sind: Palmen, besonders Ölpalmen, Kautschuk, Kopalharz, Erdnüsse, Orseilleflechte, Rotholz, Pflanzenfasern zur Herstellung von Papier, Tauwerk, Körben, Matten, ferner Tabak, schöne Hölzer, wilder Kaffee; Affen-, Ziegen-, Antilopen-, Büffel-, Löwen- und Leopardenfelle, Federn tropischer Vögel, Flußpferdzähne, Bienenwachs, Weihrauch, Myrrhen, Schildkrötenschalen, Hanf und als wertvollstes Produkt Elfenbein, das nach Stanleys Schätzung (200000 Stück Elefanten mit je 50 Pfund Elfenbein)

allein einen Preis von 100 Millionen Mark darstellen würde. Und doch nimmt Elfenbein erst die fünfte Stelle ein, wenn man die Erzeugnisse des oberen Kongobeckens nach ihrem Werte ordnet, zu denen übrigens auch Eisen, Kupfer, Graphit, Gold, sowie die verschiedensten Getreide-, Knollen-, Baumfrüchte und Gemüse zählen.

c. Die Webb-Lualaba-Sektion (zw. etwa 4° nördl. und 12° 30′ s. Br., sowie zwischen 25° 20′ und 30° östl. L.) stellt ein Gebietvon 615000 qkm, eine (durch den Hauptstrom und beiderseitige Nebenflüsse gebildete) Flußlänge von 8000 km dar, von welch letzteren zweimal 880 km schiffbar sind, nämlich einmal zwischen den Baswa- und Njangwefällen und sodann zwischen den Kasongofällen und den Stromschnellen unterhalb des Moerosees. Die Bevölkerung, die durch Sklavenjagden und -abschlachten in den letzten zwanzig Jahren furchtbar gelitten, wird auf 6 Millionen geschätzt. Die Niederlassungen der Araber am Lualaba könnten besonders wegen ihrer großen Menge disziplinierter Sklaven zur Ausbreitung des Handels beitragen. Die Erzeugnisse dieser Sektion des Kongobeckens ähneln denen der vorigen, nur daß auch Rinderherden hinzutreten.

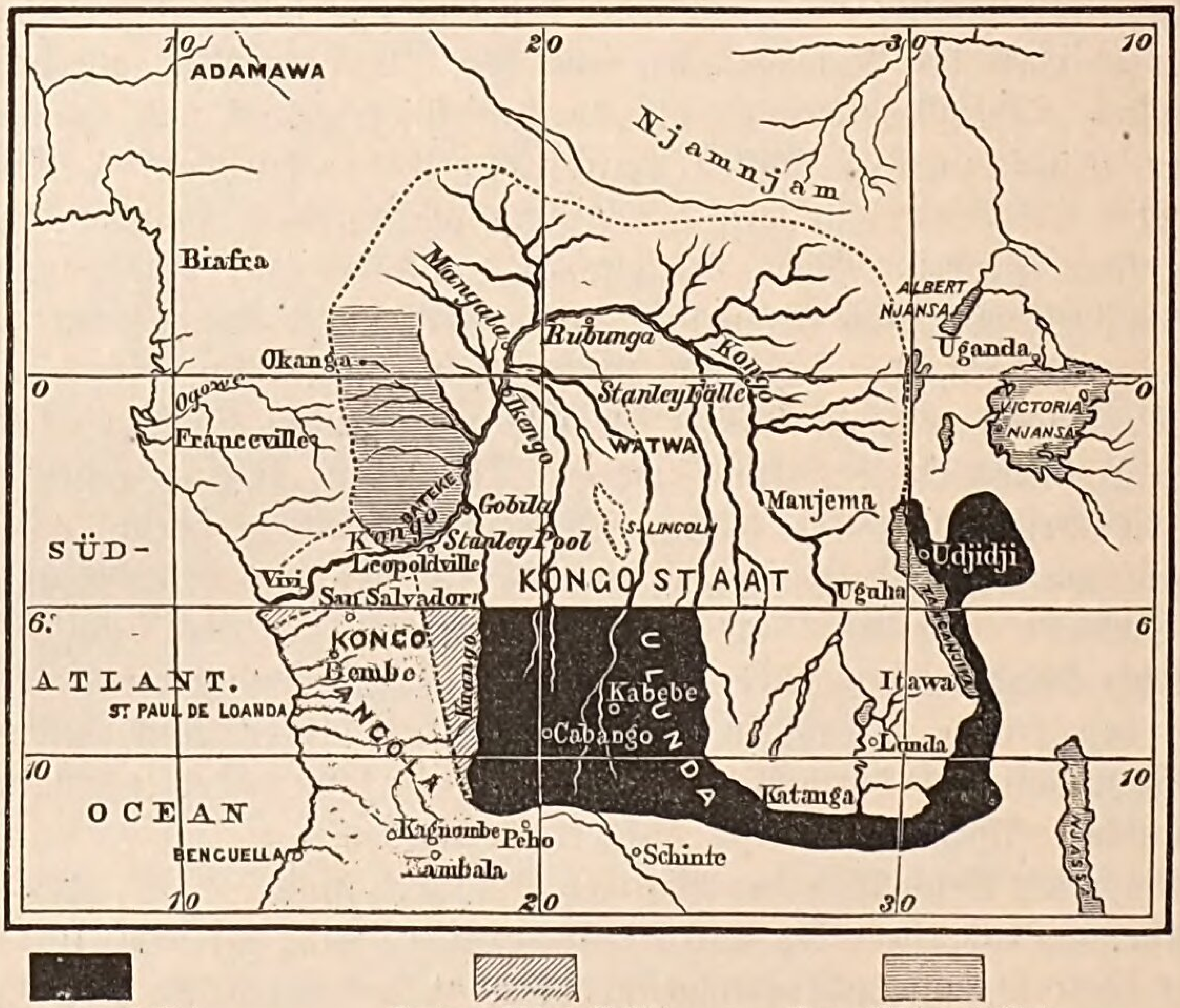
d. Indem wir auf Grund der uns vorliegenden Karten des Kongostaates Stanleys vierte Sektion (die des Tschambesi) beiseite lassen, bleibt noch die Erwähnung der letzten, der Tanganikasektion übrig, mit einem Flächenraum von 232000 qkm, von denen allerdings 23000 qkm auf das Seebecken entfallen, und einer Bevölkerung von 2325000 Seelen. Zahlreiche Rinderherden, andererseits Getreide-, Hirse- und Maiskultur bieten außer den früher erwähnten Erzeugnissen des oberen Kongobeckens die Handelsprodukte, die durch Araber und eine Niederlassung der internationalen afrikanischen Assoziation bereits ausgebeutet werden.

Nach den Beschlüssen der Berliner Konferenz sind die $3^3/_4$ Mill. qkm des Kongobeckens (siehe die Skizze!) so verteilt, daß auf das französische Gebiet 156000, auf das portugiesische 76000, das herrenlose 875000 und den Kongofreistaat $2^2/_3$ Mill. qkm mit 27694100 Bewohnern entfallen.

Nachdem nun die Assoziation des oberen Kongo das Gebäude des Kongostaates im groben errichtet, lag dem königlichen Gründer daran, die Weiterentwickelung desselben zu sichern, indem er die Regierungen in Europa und Amerika um Anerkennung, Sicherung und friedlichen Schutz ersuchte, das Gebiet desselben gegen die französischen und portugiesischen Besitzungen abgrenzte und mit allen ein Abkommen wegen Zusicherung der Neutralität traf. Die Gesellschaft konnte 450 Verträge mit souveränen Häuptlingen über die ihr gemachten Abtretungen vorlegen; diese kleinen Gebiete sollten nun zum stattlichen Ganzen vereinigt werden, das von der Gesellschaft in gesetzmäßiger Weise erworben war und wie ein unabhängiger Staat regiert werden sollte.

Zur Regelung der auf den Handel im Kongostaat bezüglichen und für die Kolonialerwerbungen überhaupt wichtigen Fragen wurde für den

15. November 1884 eine internationale Konferenz auf Anregen des Fürsten Bismarck nach Berlin berufen, zu welcher das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Spanien, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Portugal, Rußland, Schweden-Norwegen und Türkei Vertreter entsendet hatten. Den Gesandten waren Delegierte und Fachleute, darunter Stanley selbst, beigegeben. Schon in der Eröffnungssitzung legte Fürst Bismarck die Aufgabe der Konferenz dar, die in der Lösung folgender drei Aufgaben zu suchen war: 1. freie Schiffahrt nebst Handelsfreiheit auf dem Kongo; 2. freie Schiffahrt auf dem Niger;



Herrenloses Gebiet. Portugiesisches Gebiet. Französisches Gebiet.

Politische Einteilung des Kongobeckens.

3. die zu beobachtenden Formalitäten behufs künftiger gültiger Gebietsannexionen auf dem afrikanischen Kontinent. In allen Punkten wurde Einigung erzielt, die Handelsfreiheit und Neutralität des Kongofreistaates zugestanden, die Assoziation als Eigentümerin anerkannt, der Kongostaat von dem französischen und portugiesischen Besitz abgegrenzt, wie die Skizze und der vorstehende Text es angeben, und der hochherzige Gründer und Förderer Leopold II. von Belgien zum Protektor ernannt. —*)

*) Daß in den nachstehenden Ziffern Stanleys mehr allgemeine Schätzungen vorliegen, darf nicht Wunder nehmen; die Hübnerschen Tabellen geben für 1894 im Kongostaat 11 Provinzen mit 2252000 qkm und 14 Mill. Bewohnern an, 17 Dampfer, $6^1/_5$ Mill. Mark Einfuhr und $6^1/_{10}$ Mill. Mark Ausfuhr; Leopoldville ist auf 5 bis 6000, Vivi auf 4000 Seelen angewachsen.

Welche Ausdehnung der Kongohandel bereits erreicht hat, mögen folgende Zahlen darthun, die sich übrigens einzig und allein auf die Ausfuhr beziehen, da Einfuhrsteuern nicht erhoben werden dürfen. Daß nach dem Bau der Kongobahn zwischen Vivi und Leopoldville, welche also die schiffbaren Teile des Kongo verbindet, eine wesentliche Steigerung zu erwarten steht, liegt auf der Hand.

Artikel	1887:		1888:	
	Quantität in kg	Wert in Mark	Quantität in kg	Wert in Mark
Palmöl	1 780 000	640 800	1 177 000	639 200
Palmnüsse	4 861 000	777 600	5 973 000	955 200
Elfenbein	92 000	1 472 800	101 000	1 628 000
Kaffee	1 331 000	1 447 200	575 000	690 400
Gummi	441 000	1 394 400	593 000	1 662 400
Kopal	74 000	108 800	81 000	113 600
Wachs	59 000	100 000	37 000	61 600
Fasern	447 000	60 800	157 000	20 800
Orseille	39 000	34 400	55 000	48 800
Häute	26 000	23 200	30 000	26 400
Erdnüsse	54 000	12 800	157 000	37 600
Sesam	52 000	10 400	49 000	9 600
Rocon	—	—	1 144	952
Kupfer	—	—	9 401	15 040
Baumwolle	—	—	921	808
		6 083 200		5 910 400

12. Stanleys letzte Durchquerung Afrikas von West nach Ost 1887—1889.*)

(Aufsuchung von Emin Pascha.)

Im Jahre 1878 übernahm unser deutscher Landsmann, Dr. Eduard Schnitzer — als ägyptischer Beamter Emin Pascha genannt — den Gouverneurposten der Äquatorialprovinz am oberen weißen Nil. Er war der Nachfolger Gordons, brachte binnen kurzem der unter dem Drucke der ägyptischen Sklavenjäger und Soldateska seufzenden Landschaft die Segnungen des Friedens zurück und gab sich gleichzeitig der geographischen und naturgeschichtlichen Erforschung derselben hin. Mit dem Jahre 1884 begann

*) Quelle: Stanley, Im dunkelsten Afrika. Leipzig, Brockhaus 1890. 2 Bde. und Stanleys Briefe über Emin Paschas Befreiung von J. Scott Keltie, autorisierte deutsche Übersetzung von H. v. Wobeser. Leipzig, Brockhaus 1890.

aber seine Lage eine sehr ernste zu werden. Die Mahdisten hatten Chartum in den Händen, Gordon gefangen, ja auch die Provinz Bahr-el-Ghasal, die Nachbarin der Äquatorialprovinz, niedergeworfen. Emin mußte seine alte Residenz Lado am weißen Nil im Stich lassen und nach Wadelai, mehr in der Nähe des Albert-Sees gelegen, übersiedeln. Doch bald klopft auch hier das Unglück mit eherner Faust bei ihm an: wie die Unzufriedenheit seiner Leute wächst, so schwinden ihm Munition und Vorräte, und eingekeilt zwischen den wüsten Fanatikern im N. und dem unwürdigen Sohne des großen Kaisers Mtesa im S.*) blickt der letzte Pionier europäischer Zivilisation im Sudan sorgenvoll in die Zukunft.

Wohl wäre es ihm ein Leichtes gewesen, allein sich zu retten, doch sein Pflichtgefühl erlaubte ihm nicht, seinen Platz ohne Aufforderung aufzugeben und seine Leute im Stich zu lassen. In europäischen und amerikanischen Blättern wurde seine Lage eingehend besprochen und in England, dessen Regierung die ungünstige Lage im Sudan zum großen Teil zu verantworten hatte, bildete sich ein Komitee zu dem Zwecke, eine Expedition zum Entsatze Emins auszurüsten. Es gelang demselben, Stanley zum Befehlshaber zu gewinnen.

Obschon dieser am 13. Dezember 1886 noch in New York war, finden wir ihn am 25. Januar 1887 bereits auf dem Telegraphenbureau zu Sansibar, wo er nach London an seine Auftraggeber melden konnte: „Ich habe die Expedition auf der „Madura" eingeschifft und bin den ganzen Tag damit beschäftigt gewesen. Sie besteht bei der Abfahrt aus 9 europäischen Offizieren, 61 Sudanesen, 13 Somali, 3 Dolmetschern, 620 Sansibariten, dem berühmten Tippu Tib und 407 von dessen Leuten. Über Land sind Boten nach Uganda, sowie nach den Stanley-Fällen abgeschickt." Diese Boten sollten Emin von der nahenden Hilfe benachrichtigen und an den Stanley-Fällen wohl die Untergebenen Tippu Tibs, der hier Beamter des Kongostaates war, zur Bereithaltung weiterer Träger auffordern. Die ersteren haben jedoch ihr Ziel nicht erreicht.

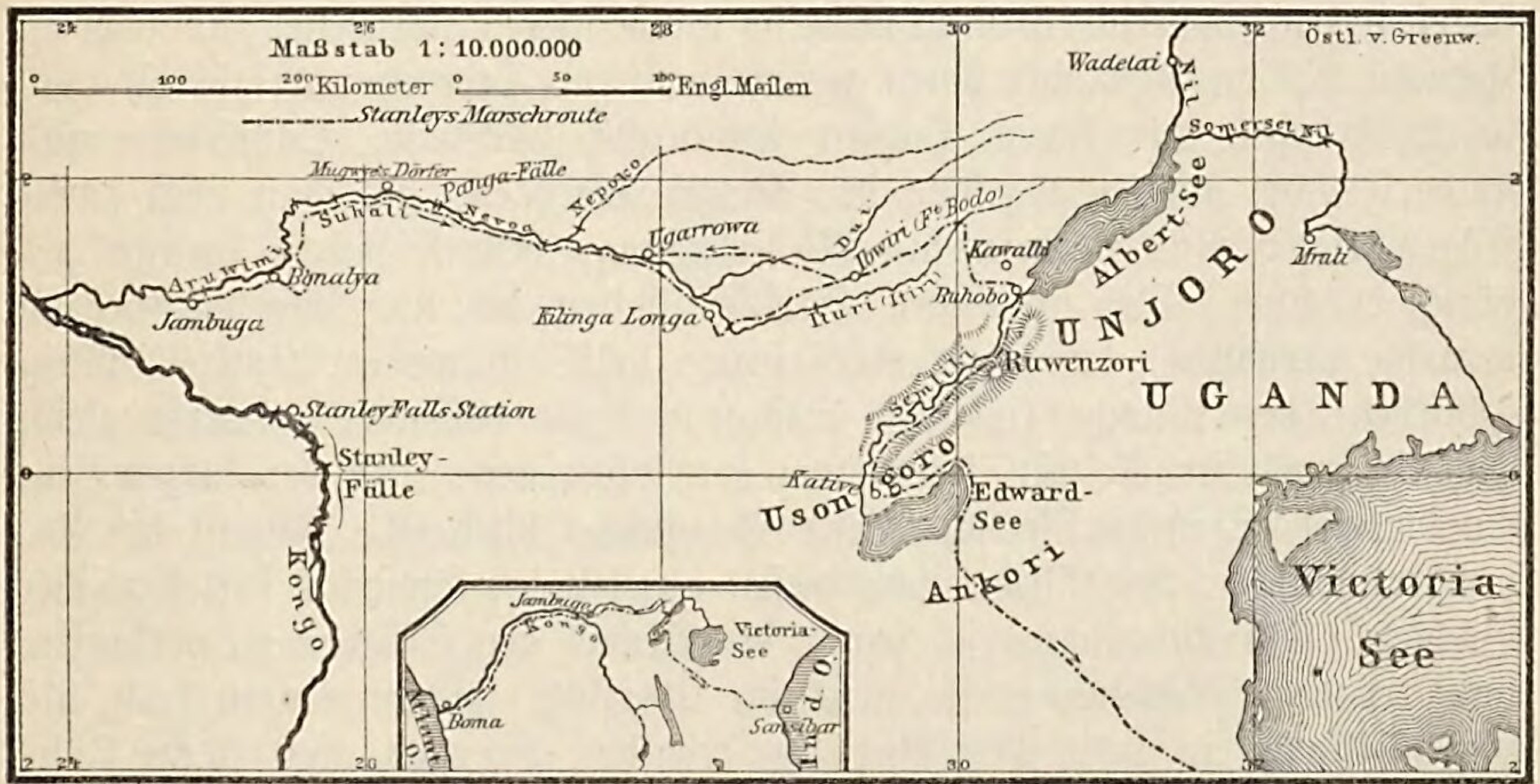
Am 18. März 1887 hatte das Schiff den Weg um das Kap der guten Hoffnung bis zur Kongomündung glücklich zurückgelegt. Über zwei Jahre sollten vergehen, ehe die Welt wieder etwas von den Kühnen erfuhr; denn der erste Brief Stanleys erreichte Europa erst am 1. April 1889.

Der Kongostaat machte seinem Gründer ein verdrießliches Gesicht, als er denselben bei Boma begrüßte. Hungersnot bis Stanley-Pool hinauf, ungenügende Dampfer zur Beförderung von Leuten und Gepäck: das waren die ersten Meldungen, die ihm der Präsident des Freistaates machte. Mit Benutzung der mächtigen Wasserstraße des Kongo — soweit diese überhaupt bei den zahlreichen Katarakten nutzbar zu machen war — und unter der Förderung der Stationsvorsteher, die damit nur dem Befehle des Königs

*) König Muanga von Uganda.

von Belgien nachkamen, rang sich die Expedition unter großen Mühen bis zur **Mündung** des **Aruwimi** durch, jenes von der ersten Durchquerung her bekannten rechten Zuflusses des Kongo. Schon unterwegs hatte sich Stanleys „**Freund**" Tippu Tib von der Expedition getrennt, um von den Stanley-Fällen eine Trägerkolonne von 800 Mann zu holen.

Nicht weit von der Mündung des Aruwimi ließ Stanley den Major **Barttelot** mit 130 Mann und dem größten Teil des Gepäcks zurück, damit derselbe in seinem Lager zu **Jambuga** die Ankunft der von Stanley-Pool nachgesandten Dampfer mit Offizieren und Waaren, sowie das Eintreffen Tippu Tibs erwarte. Diese Nachhut sollte er Stanley zuführen, der bereits am 28. Juni 1887 mit 389 Köpfen am Flußufer stromaufwärts strebte. Schon am ersten Tage begannen die Kämpfe mit den Eingeborenen, die



Geograph. Anst. von Wagner & Debes, Leipzig

thörichterweise die Expedition als feindlich ansahen — und wer wollte ihnen das nach den mit den arabischen Sklavenhändlern gemachten Erfahrungen verdenken! — ihre Dörfer anzündeten und unter dem Schutze des Rauches der Expedition zu Leibe rückten. Gern wäre man einem Pfade der Eingeborenen durch den nun beginnenden, tropischen Urwald gefolgt; doch nur eine Elefantenspur leitete in das unfreundliche Dickicht. Da man fürchten mußte, in dieser Wildnis einander zu verlieren, bahnten sich die Pioniere nach zehntägigem Mühen mit der Axt einen Weg nach dem Flusse zurück und hielten sich fortab an denselben; er trug die Kanoes mit den Kranken und einen Teil der Lasten. Bis zu den Dörfern **Mugwye's** waren Lebensmittel leicht zu beschaffen; denn die menschlichen Siedelungen mit ihren kegelförmigen Hütten besaßen Pflanzungen von Maniok, Mais und Bananen. Von Mugwye's Dörfern an trat die Hungersnot an sie heran wie ein gewappneter Mann. Die Waldwildnis, wo die Leute Nahrung suchten, bereitete vielen das Verderben, indem sie sich verloren, den vergifteten Pfeilen

der tückischen Buschbewohner erlagen, durch absichtlich gelegte, künstlich versteckte Dornen sich schmerzende Geschwüre zuzogen und an Ruhr litten. Die dampfende Atmosphäre mergelte den Körper aus, so daß sie nur mit Mühe und Not die Kanoes an den Pangafällen ans südliche Ufer und um die Katarakte herumschleppten. Als man die Araberstation des Ugarrowa erreichte, zählte man 30 Tote, 26 Flüchtige und 56 Dienstuntaugliche, die man hier zurücklassen mußte.

Nur mit 273 noch leidlich kräftigen Begleitern setzte Stanley am 19. September den Marsch nach Osten fort. Endlos dehnte sich der Urwald, dessen triefendes Unterholz die Gesichter peitschte, die Kleider feuchtete und bleischwer machte, dessen Dampfbadluft die Kühnen geradezu systematisch schwächte. Die Gegend war von arabischen Sklavenjägern derart verwüstet und entvölkert, daß die Entbehrungen in 16 Tagen 8 Mann dem Tode überlieferten, während 52 nicht mehr im stande waren, sich weiter zu schleppen. Kapitän Nelson blieb mit ihnen zurück, während Stanley unermüdlich vorwärts drängte mit einem Haufen wandelnder Skelette; Schwämme und wilde Früchte mußten tagelang den Magen betrügen, bis man nach zwölf Tagemärschen eine Manjuema-Niederlassung, dem Kilinga-Longa gehörig, erreichte. Die arabischen Händler hatten die nun folgende Gegend derartig verwüstet, daß nicht eine einzige Hütte in weitem Umkreis übrig geblieben; der plumpe Huf des Elefanten hatte vollends der Erde gleich gemacht, was der Rohheit jener etwa entgangen war. In der kurzen Zeit, wo die Expedition im Bereiche dieser Manjuema blieb (31. August bis November) wurden ihre Glieder von diesen abgefeimten Schurken verleitet, ihre Büchsen, ihre Munition, ja sogar die Decken der Offiziere zu verkaufen, und trotzdem schwammen sie nicht im Überfluß, sondern waren froh, als Gegenleistung ein paar Maisähren zu erhalten, wogegen auch solche Fälle nicht zu den Seltenheiten gehörten, daß man sie mit Speeren verwundete, an Pfähle band und auspeitschte.

Bettelarm und nackt, hoffnungslos und in stummer Ergebung verließ man Kilinga-Longa, wo nur Dr. Parke und Kapitän Nelson mit den Kranken zurückblieben. Auch das Stahlboot fand keine Träger mehr. Endlich am 12. November 1887 einige Meilen vor Ibwiri war man über die Zone der arabischen Verwüstungen hinaus, man befand sich in einem Distrikte mit jungfräulichem Boden. Doch die Strapazen waren über das Menschliche hinausgegangen. Stanley sah sich in seinem Lager umgeben von 174 wandelnden Ruinen; das waren die Pioniere, die ihm von seinen 389 übrig geblieben; 94 lagen noch krank an der Marschroute. Doch wo war das frohe Kindergemüt geblieben bei jenen Sansibariten, die sonst ihrem Meister getrost, fast spielend folgten in die Schrecken des dunklen Weltteils? Sie überließen sich stumpfem Hinbrüten; sie hofften nicht mehr, den Nyansa (Albert-See) und den weißen Mann, den Freund des Meisters (Emin) zu sehen; sie glaubten nicht mehr, daß sie binnen kurzem samtweiche Prärieen

mit blökenden Rinderherden antreffen würden. Bitten, Drohungen, ja selbst die vom Schmerz verzerrten Züge einiger Aufgeknüpften hatten ihre Wirkung an diesen abgestumpften Seelen verloren. Sie brauchten zweierlei: Nahrung und Ruhe, und beides wurde ihnen in Ibwiri. Die 13 Tage der Erholung thaten an ihnen Wunder, sowohl in Bezug auf ihre Körperkräfte, wie in Bezug auf ihr Gemüt. Noch 200 km waren bis zum See zurückzulegen. Am 5. Dezember lag der düstere Wald mit seinem Todesschweigen und seinen Todesmühen hinter ihnen; nach 160 Tagen badeten sie sich wieder im goldenen Sonnenlicht; auf einem Plateau mit grünen, weichen Matten schritt man dahin, die Leute jauchzten vor Lust und sprangen mit ihren Lasten auf dem Kopfe fröhlich umher; Dörfer und Felder wurden zahlreicher, und wenn auch die Scharmützel mit den Eingeborenen nicht ausblieben, so konnte doch Stanley am 12. Dezember 1887 nachmittags 1 Uhr 15 Minuten seinen Leuten zurufen: „Bereitet euch vor auf den Anblick des Nyansa". Um $1^1/_2$ Uhr lag er zu den Füßen der Zweifler. Man befand sich 5200 engl. Fuß über dem Meere, der See lag 2900 Fuß unter ihnen. Wie eine silberne Schlange wand sich ein Fluß, der Semliki, nach dem Südufer des Sees hin. Nun ging es an den Abstieg über steinigen, zerrissenen Boden. Die Anwohner des Seeufers in Kakongo wollten von Blutsbrüderschaft, von Geschenken, von einer Lieferung von Lebensmitteln und Kanoes nichts wissen, doch gaben sie wenigstens Trinkwasser ab. Von Emin war keine Spur zu entdecken; die Boten Stanleys, die ihm von Sansibar aus gesandt worden waren, konnten ihn nicht erreicht haben. Da Stanley nicht einmal Bäume entdecken konnte, welche sich zu Kanoes aushöhlen ließen, so beschloß er die Umkehr nach seinem Lager zu Ibwiri und vor allem die Herbeischaffung seines Stahlbootes.

In Ibwiri wurde ein Fort (Fort Bodo) errichtet und eine Abteilung der Leute nach Kilinga-Longa geschickt, um das Expeditionsboot zu holen; alles Untragbare wurde in dem Fort aufbewahrt und geschützt durch eine Besatzung, die zugleich mit der Anlegung von Mais- und Bohnenfeldern in der Nähe der kleinen Festung beauftragt wurde. Mit den noch verfügbaren Leuten beschloß Stanley wiederum zum See aufzubrechen, denselben in seinem Boot zu befahren und sich mit Emin in Verbindung zu setzen. Am 2. April 1888 übergab er Kapitän Nelson das Kommando im Fort, während er mit Jephson, Dr. Parke und einer Begleitungsmannschaft den zweiten Marsch nach dem See antrat. Einen Tagesmarsch war er noch vom Nyansa entfernt, als ihm die Eingeborenen von Kawalli am See berichteten, daß ein weißer Mann Namens Malejja ihrem Häuptlinge ein schwarzes Paket übergeben habe, das er Stanley aushändigen solle. Sie erzählten wunderbare Geschichten von den Schiffen des Weißen, die so groß „wie Inseln" gewesen, so daß sie kaum jemand anders als Emin Pascha gesehen haben konnten. In der That war in dem Packet eine Nachricht Emins enthalten, der, zufolge ihm zugetragener Gerüchte, auf seinem Dampfer

Nachforschungen nach dem weißen Mann veranstaltet hatte. Am 29. April um 5 Uhr nachmittags erblickte Stanley den Dampfer „Khedive", der mit Emin und dem italienischen Reisenden Casati an Bord nach dem Lager der Expedition heranfuhr. Abends 7 Uhr fand eine herzliche Begrüßung, die Übergabe der Briefe des Khedive an den Pascha und die Aussprache über den Zweck von Stanleys Expedition statt. Daß der kühne Amerikaner eine Aufnahme mit offenen Armen und eine freudig dankbare Zustimmung Emins erwartete, wer fände das psychologisch nicht vollkommen gerechtfertigt? Welcher Mann aber läßt andererseits das Werk seines Lebens und das Wrack der Zivilisation im Stich, wenn er weiß, was davon abhängt, zumal wenn er sich noch nicht unrettbar verloren sieht und bei dem Retter wohl gar Nebenabsichten vermutet? Nur aus diesem Grunde dürfte Stanleys Drängen zur Entscheidung und Emins Zögern in unbefangener Weise zu beurteilen sein. Bis zum 25. Mai waren die nötigsten Verabredungen getroffen; dann eilte Stanley nach Fort Bodo, während er von seinen Leuten Jephson bei Emin zurückließ, damit dieser die Truppen von den Plänen Stanleys mit verständigen helfe. In Fort Bodo waren fast zehn Acker Land unter Kultur, die erste Maisernte war eingebracht, die neue Auspflanzung hatte bereits begonnen.

Bange Sorge lastete auf Stanleys Gemüt, fast ein Jahr war vergangen seit seinem Aufbruch von Jambuga und noch hatte er keine Nachricht von Major Barttelot und der Nachhut empfangen. Die Unruhe trieb ihn stromabwärts, und in Bunalja (Bonalya) stand vor einer Lagereinzäunung der einzige Weiße, der ihm die Trümmer der Nachhut zuführte. Major Barttelot war durch die Manjuema erschossen, Tippu Tib wortbrüchig geworden, und besonders er trug die Schuld an der Verzögerung, indem er die achthundert versprochenen Träger nicht beschaffen zu können vorgab und seine persönliche Teilnahme als unmöglich erklärte. Außerdem war die Nachhut durch das Gerücht von Stanleys Tode erschreckt worden, so daß sich die Offiziere derselben veranlaßt gefunden, die persönliche Ausrüstung des Befehlshabers als überflüssiges Gepäck den Kongo hinabzuschicken. So stand er in Lumpen mitten in Afrika.

Von Ugarrowas Station aus vermied er den Weg am verarmten Südufer des Aruwimi entlang und bahnte sich am Norduser einen Pfad durch die Niederlassungen der zwerghaften Wambutti, überschritt dabei auch den großen rechten Zufluß des Aruwimi, den Dui. Am 18. Januar 1889 finden wir ihn mit den vereinigten Resten der Vor- und Nachhut zum drittenmal am Nyansa im Lager von Kawalli; er fand zwar noch nicht Emin und dessen Leute, wohl aber einen Brief Jephsons, der ihm die Meuterei unter den Truppen des Paschas eröffnete. Aufgestachelt von einigen ägyptischen Offizieren, die Emin und Stanley als verbündete Abenteurer und die Briefe des Khedive als Fälschungen hinstellten, unternommen zu dem Zwecke, um sämtliche Soldaten und Frauen an die Engländer zu ver-

kaufen, hatten sie den Gouverneur Emin nebst Jephson festgenommen, den ersteren abgesetzt, ja beabsichtigt, den Befreier Stanley in eine Falle zu locken und aller mitgebrachten Munition und Vorräte zu berauben. Der diesem Frevel auf dem Fuße folgende Einfall der Mahdisten in der Äquatorialprovinz und ihre entsetzlichen Niedermetzelungen redeten jedoch eine so deutliche Sprache, daß man den Fall Chartums und die Richtigkeit der Sendung Stanleys durch den Khedive nicht mehr bezweifelte, daß vielmehr ein Teil der Offiziere und Soldaten mit Sehnsucht des Befreiers harrte.

In der Zeit, wo die Mahdisten Verstärkungen von Chartum herbeiholten, führte Emin Leute und Gepäck (gegen 1400 Traglasten) auf seinem Dampfer ins Lager von Kawalli, so daß endlich am 10. April 1889 der Aufbruch nach Sansibar erfolgen konnte. Ehe wir der Expedition auf dem Rückmarsche folgen, überblicken wir die Landschaft von der Mündung des Aruwimi bis zum Albertsee! Weiß war ihre Farbe auf den Karten von Afrika, bevor Stanley seinen Fuß auf diesen Boden setzte; schwarz wird sie in Zukunft aussehen müssen als ein Stück afrikanischen Urwaldes, den die Expedition in 160 Tagen durchschritt, während die Grassteppe nur 8 Tage erforderte. Von Nord nach Süd erstreckt sich dieser Tropenwald von den Grenzen der Monbuttu (am Uelle Schweinfurths) bis Njangwe (am Kongo), von West nach Ost umfaßt er das ganze Gebiet vom Kongo an der Mündung des Aruwimi bis ungefähr 30° ö. L. und bedeckt ein Areal von 665000 qkm. Wie weit er im W. über die Kongofurche hinausreicht, ist noch unbekannt. Fünf Sprachgebiete waren zu durchschreiten in jenem Lande, das vom Kongo nach dem Albertsee anstieg, von 1400—5500 Fuß. Nördlich und südlich von der Marschroute war das Terrain durch Erhebungen, Berggruppen und Ketten vielfach unterbrochen. Der wohl 1200 km lange Aruwimi, der seine Fluten durch diesen Waldbezirk rollt, führt verschiedene Namen an verschiedenen Strecken (Suhali, Newoa, No-welle, Itiri, Ituri, wenn wir sie von der Mündung nach der Quelle zu anführen). Er ist ein schöner breiter Strom von 1500—2700 Fuß Breite, reich an Inseln, wo Austernfischer ihr ergiebiges Gewerbe treiben. Maß doch Stanley auf einer derselben einen Haufen Schalen von 30 Schritt Länge, 12 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe. Am Ufer giebt es Fliegen, Bienen, Schmetterlinge in ganzen Wolken. Schon kurze Zeit nach dem Abmarsch von Jambuga traf man auf Stromschnellen, die von Panga an, wo das Wasser 30 Fuß herabstürzte, häufiger wurden. Auch der große rechte Zufluß des Aruwimi, der Nepoko, bildet kurz vor seiner Einmündung einen Katarakt, über den er sich 1000 Fuß breit seinem Hauptstrom in die Arme wirft.

Der Wald selbst bildet in den unteren Teilen ein dichtes Gebüsch, triefend von Tau und Regen; darüber spannten Stämme bis zu 60 m Höhe ihre mächtigen Kronen aus; Dornen und Stacheln; Bäche und größere Wasseradern, die sich ihren Pfad tief in den Boden gerissen; übergelehnte und gestürzte Baumstämme; Ameisen, Bienen der verschiedensten Arten,

Zecken und Mücken: sie alle bildeten größere und kleinere Hindernisse für die vordringenden Pioniere; Affen, worunter Schimpansen; über den Strom fliegende Ibisse und Taucher; Elefantenherden, die das Unterholz unter großem Getöse niederstampften; mit giftigen Pfeilen bewaffnete Zwerge und braunfarbige Neger, die in regungsloser Stellung hinter Baumstämmen mit dem Speer in der Hand lauerten und die Kriegstrommel plötzlich ertönen ließen: sie hielten die Mannschaft in steter Aufregung. Nebel und trüber Himmel verschleierten die Sonne oft bis 11 Uhr vormittags; fast jeder zweite Tag war ein Regentag; kein Wunder, daß in dieser Treibhausatmosphäre, in diesem ewigen Dunkel die Körper ausgemergelt, die Gemüter vollständig abgespannt wurden. Kein Wunder auch, daß man das Grasland in der Nähe des Nyansa mit ausgelassener, fast kindischer Freude begrüßte am 5. Dezember 1887! Leuchtete doch die goldene Sonne wieder, ging sich's doch wie auf Teppichen auf dem weichen Grase, das dem in englischen Parks nichts nachgab; blickten doch wieder Büffel-, Elen- und Antilopenherden mit ihren großen Augen die kühne Schar fragend an; waren doch nach der Hungersnot in den Dörfern Zuckerrohr, Bananen, Tabak, Mais, Paradiesfeigen, Melonen, ja sogar Töpfe voll Weins zu finden!

Nach 44-tägigem Warten konnte — wie wir bereits vorher andeuteten — der Aufbruch der vereinigten Retter und Geretteten vom Lager von Kawalli aus erfolgen, am 10. April 1889. Stanley führte nur ungefähr 600 von Emins Leuten mit sich, die übrigen blieben auf eigene Gefahr hin und bald ereilte sie das Geschick in der Gestalt der verstärkt zurückgekehrten Mahdisten. Schon nach zweitägigem Marsch brach die Kraft Stanleys, die bisher allen Schwierigkeiten getrotzt, zusammen; 28 Tage war er ans Lager gefesselt. Dann aber zog die große Karawane in ungefähr 64 km Entfernung vom Albert-See am Westufer desselben südwärts durch welliges Land, das mit rohrartigem Grase bestanden war. Von Tag zu Tag trat am südlichen Horizonte eine große, schneebedeckte Bergkette immer höher und kühner hervor. Bei Buhobo am Semliki (dem Zuflusse des Albert-Sees an seinem Südende) stand man auf einer Hügelkette, welche das Semlikithal auf der Nordwest- und Südwestseite begrenzt. An der entgegengesetzten Seite stieg der schon früher bemerkte riesige Schneeberg Ruwenzori auf, der sich mit seinem östlichen Ausläufer allmählich zum Tafellande von Unjoro herabsenkt. Der buckelige westliche Ausläufer schien in unbekannte Länder abzufallen. Zwischen diesen beiden Bergbarrièren breitet sich das Semlikithal aus; dasselbe war mit vor Reife weißem, wogendem Grase bedeckt, dessen wellenförmige Bewegung die Einbildung hervorrief, daß man vor einem See stehe. Freudig begrüßten die Ägypter diese vermutete Fortsetzung des Nyansa; war doch vor Jahren auch Bakers geübteres Auge durch dieselbe Erscheinung irre geführt worden. 16—32 km dehnt sich die vom tropischen Walde umsäumte Grasebene aus zwischen den Bergwänden; in ihrer Mitte zog der glitzernde Semliki nach Norden. Zwei

Tagemärsche brachten die Expedition an diesen mächtigen Strom heran, der 250—300 Fuß breit, durchschnittlich 9 Fuß tief, mit $3^1/_2$—4 Knoten Geschwindigkeit dem Albert-Nyansa zueilte.

Man überschritt denselben und erfuhr bei dieser Gelegenheit einen tückischen, aber verfehlten Angriff der Warasura oder Wanjoro, der Unterthanen des in jener Gegend allgemein gefürchteten Kaba-Rega. Am Ostufer des Semliki bewegte sich der Zug südwärts durchs Awambaland wiederum in waldigem Terrain, bis man in der Nähe des Ruwenzori oder „Wolkenkönigs“ offenes Land antraf. Der 18000—19000 Fuß hohe Bergriese machte ein sehr saures, grämliches Gesicht, er erschien meist wie eine tropische Gewitterwolke; nur gegen Sonnenuntergang traten einzelne Spitzen, Grate, Ketten, mit blendendem Schnee bedeckt und von zerrissenen Wolken umtobt, hervor. Doch zeigte er sich bei Sonnenaufgang oft auch in voller Majestät, frisch und klar, aufragend in die Himmelsbläue; jede Linie, jede Spalte, jede turmartige Spitze hob sich deutlich ab, und im nächsten Augenblicke schon hatte er sich launisch in seine Hülle von Regenwolken eingemummt. Der Teil des Semlikithales, durch welchen die Expedition marschierte, ist unter dem Namen Awamba bei den Eingebornen bekannt. Die Hütten der letzteren (Wakondju) stiegen bis zu 8000 Fuß an den Bergwänden in die Höhe, und bei kriegerischen Überfällen sollen sie sogar in der Schneeregion Zuflucht gesucht haben. Leutnant Stairs erklimmte diese afrikanischen Alpen bis zur Höhe von 10677 Fuß, zwei tiefe Schluchten setzten seinem weiteren Vordringen ein Ziel. Er brachte als botanische Ausbeute Riesenheidekraut, Brom- und Heidelbeeren und andere Alpenpflanzen mit, die Emin als kundiger Botaniker mit sichtlicher Freude bestimmte.

Das nächste Ziel des Marsches war der südlich vom Albert-See gelegene Nyansa, den Stanley bereits 1877 entdeckt, und der auf den Karten in der Regel unter der Bezeichnung Muta Nsige vorkommt. Er ist im N. und NW. von der dürren Landschaft Usongora begrenzt. Bei der Stadt Kative fand man einen großen, ungemein ergiebigen Salzsee von 3,2 km Länge und 1,2 km Breite, dessen gesättigte Lake die ganze Umgegend mit dem so unentbehrlichen Gewürz versorgt. Sodann folgte man dem Ostufer des neuen Nyansa, bis dasselbe nach SW. abbog. Stanley taufte ihn auf den Namen Albert-Edward-Nyansa oder kürzer Edward-Nyansa. Er ist im Verhältnis zu den übrigen Seebecken des zentralen Afrika als klein zu bezeichnen, ist aber als Sammelbecken aller südwestlichen Nilzuflüsse von großer Wichtigkeit und giebt seine Beisteuer zur Bildung des größten Stromes, des Nil, ab durch seinen Abfluß, den Semliki, der die Wasser in den Albert-See trägt.

Der Albert-See ist also die wahre, zweifellose Quelle des Nil, weil in ihn der östliche wie auch der westlichste Arm desselben (letzterer =Semliki) ihre Wasser ergießen, während der weiße Nil den einzigen großen

Abfluß darstellt. Und im Mittelpunkt des afrikanischen Kontinents zwischen 3° n. und 1° s. Breite ist eine teils mit Graswuchs, teils mit Wald bestandene Mulde, an deren linker Seite, wenn man nordwärts blickt, die ununterbrochene Linie eines Hochlandes von 1000—3000 Fuß Höhe aufsteigt, welches sich im Osten steil zur Mulde, im Westen allmählich zum Becken des Ituri (Aruwimi) herabsenkt und die Wasserscheide zwischen Kongo und Nil darstellt. Der Ostrand der Mulde besteht im nördlichen Teile aus dem 1000—3000 Fuß hohen Plateau von Unjoro, im mittleren aus der 4000—15000 Fuß hohen Ruwenzorikette, die im „Wolkenkönig" oder „Regenschöpfer" bis über 18000 Fuß aufsteigt und das „Mondgebirge" der Alten darstellt, im südlichen Teile aus dem 2000—3500 Fuß hohen Rande der Plateaus von Uhaijana, Unjampaki und Ankori. Die Mulde selbst enthält im N. das Becken des Albert-Nyansa, in der Mitte die Thalfurche des Semlikistromes, im S. Ebenen und das Becken des Edward-Nyansa. Zweiundsechzig Flüsse stürzen von den schroffen Thalrändern in die Mulde, die Gebirge abtragend, die Seen verflachend und den westlichen Quellarm des Nilstroms bildend. Die Temperaturverhältnisse der Mulde erinnern naturgemäß an ein Treibhaus.

Die Expedition verließ das Ostufer des Edward-Sees und wandte sich den hohen Tafelländern von Ankori zu. Kühle Winde fegten über die Hochflächen, und der jähe Temperaturwechsel rief zahlreiche Fiebererkrankungen hervor, auch bei Männern, die an afrikanisches Klima gewöhnt waren, wie Emin Pascha. Am Südende des Viktoria-Sees meldete ein Kreuz, daß die Pioniere der Wissenschaft mit den Pionieren des Christentums zusammenstießen. Ihren ferneren Marsch, der nicht durch bisher unbekannte Gebiete führte, sowie ihr Eintreffen unter deutschem Schutz in Sansibar dürfen wir als den Lesern bekannt voraussetzen.

---

13. Wißmanns Entdeckungen im südlichen Kongobecken.*)

Während Stanley durch seine Stromfahrt 1876/77 die Wasserlinie des Kongo aus dem Dunkel hervorzog und durch seine letzte Durchquerung von West nach Ost 1887/89 Klarheit schuf über den rechten Zufluß Aruwimi, verdankt die wissenschaftliche Welt die Enthüllung der zahlreichen von Süden her in den Hauptstrom einmündenden Zuflüsse der Forscherthätig-

*) Quelle: H. Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880—83 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wißmann. Berlin 1889. Walther und Apolant. NB. Die Reiseroute ist in Andrees Handatlas, Supplement, Blatt 31/32 ersichtlich.

keit zweier deutschen Männer: Pogge und Wißmann. Wir folgen ihnen auf ihrem Zuge, bei welchem die südnördlich strömenden Wasseradern in der Hauptsache quer durchschritten wurden in der Richtung von West nach Ost.

Am 1. Juni 1881 verließen Wißmann und Pogge die letzte Station im Osten der portugiesischen Kolonie Angola (Malandje, spr. Malandsche) an der Spitze einer Karawane, welcher die deutsche Flagge voranwehte. Hatten sie bis zur genannten Niederlassung eine wellige Savanne mit tragbarer Hängematte durchschnitten, so erfolgte von da ab das Vordringen, — wenigstens der europäischen Reisenden — auf Reitochsen. Wißmann ist des Lobes voll über dieselben, die er für unentbehrlich hält in jenen Landschaften; sie gehen alle Gangarten: Schritt, Trab, Galopp und Karriere, durchwaten Sümpfe, schwimmen mit dem Reiter im Sattel sicher durch breite Flüsse, steigen mit Gewandtheit steile Böschungen hinauf und hinab, wittern Fallgruben, sind zum Springen abzurichten und bekunden einen großartigen Ortssinn; bei einer Verirrung braucht man sie nur umzuwenden und kann sicher sein, daß sie genau der getretenen Spur folgen. Sobald das unabhängige Afrika betreten worden war, begannen die Betteleien und Zollplackereien der Dorfhäuptlinge; ein schwarzer Herold erschien und meldete das Nahen der Dorfhoheit, bald folgte diese selbst in einer roten, schmierigen Uniform, welche den Oberkörper bedeckt, indes bunte Taschentücher zu einem Hüftentuch Verwendung gefunden haben. Ein widerspenstiger Ziegenbock, den man an den Hörnern zum Opferaltare zerrt, und ein Körbchen Maniokmehl sind die fürstlichen Gastgeschenke, die der Häuptling in feierlicher Rede überreicht, nachdem er sich auf eine Strohmatte niedergelassen. Mit unerschütterlicher Ruhe taxiert Pogge den wirklichen Wert der Gaben, mißt 4 Ellen Kaliko ab und fügt einige Flaschen verdünnten Branntweins als Gegengeschenk hinzu.

Durch lichten Hochwald, der des Schattens ermangelte, bewegte man sich südostwärts und überschritt in einer Höhe von 1260 m die Wasserscheide zwischen dem Quige (spr. Quische) und Lui, von denen der erstere zum Quanza (Westküste), der letztere zum Quango, also zum Kongo sich wendet; denn der Quango eilt zum Kassai, dem bedeutendsten Zuflusse des Kongo. Man war damit in das Kongobecken eingetreten.

Den höchsten westlichen Rand desselben fand man allerdings erst etwas weiter östlich in einer Höhe von 1450 m im Lande der Minongoneger; ähnlich hohe Erhebungen finden sich erst in Ugogo (ö. vom Tanganika in Deutschostafrika) wieder, so daß diese höchsten Punkte ziemlich genau die Ränder des Kongobeckens angeben. Nachdem man den westlichen Höhenrand erklimmt, senkte sich der Weg ins Thal des Quango, der in raschem Laufe sein Sandsteinbett durcheilt. Er hatte damals zur Zeit seines niedrigen Wasserstandes 35 m Breite, wovon nur 8 m auf das eigentliche Flußbett entfielen. Hatte diese tiefste Wasserlinie 7 m Wasserstand, so

waren die seitlichen Erweiterungen des Flußbettes nur $1/_2$ m tief mit Wasser bedeckt. Doch sah man deutlich, daß in der Regenzeit der Wasserstand um 4 m wächst. Nachdem am 1. Juli mittels 9 m langer Baumstämme die Brücke hergestellt war, überschritt man den Strom, bahnte sich durch ein bewaldetes Hochplateau, das von Bienen und Ameisen wimmelte, den Weg durch die tief eingeschnittenen Bäche und Zuflüsse des Quango und erreichte den ersten Urwald, dessen Riesenstämme ein Behänge von Lianen trugen. Man that sich gütlich in seinem Schatten, zumal der im Unterholz aufschießende Amomum seine schönen sauersüßen Früchte spendete. Am 20. Juli wurde Kimbundu erreicht, das Residenzdorf des gleichnamigen Makosa-Häuptlings, wo im Hause des letzten weißen Händlers, des Herrn Saturnino de Souza Machado, das Quartier aufgeschlagen wurde. Kimbundu mit seinen strohgedeckten, bunt durcheinander gewürfelten Lehmhütten ist der Knotenpunkt zahlreicher Karawanenstraßen.

Nach reiflicher Überlegung wählten Wißmann und Pogge nicht die Oststraße zur Residenz des Lundareichs, sondern die nördliche, weil der Reichtum des Lubukulandes und die Zugänglichkeit der Eingebornen mehr Aussicht auf guten Erfolg der Reise boten. Am Luelle (Zufluß des Kassai) zogen sie bald im Urwald, bald durch Wiesengründe nordwärts. Antilopen weideten im üppigen Grase, Schlangenhalsvögel hockten in den Zweigen am Bachesrande, und nachts ließ der Ibis seinen Schrei hören. Die Wege in dem Lande der Kioque waren in gutem Stande, und in ihren Dörfern gab es zu billigen Preisen Ziegen, Schweine, Hühner, Wild, Hirsebier, Maniok, Kartoffeln, Erdnüsse und Bananen. Am 16. August bog man vom Luelle ostwärts ab, überschritt ein mit dürrer Savanne bedecktes Plateau, um dann zum Thal des Tschikapa, der gleichfalls zum Kassai eilt, hinabzusteigen. Der Boden war rote, fette Erde, wo sich Termitenhaufen auftürmten, die schwarzen Träger — Kimbunduleute — schwelgten in dem Überfluß der reichen Dörfer, besonders in Tauben und Hühnern, die sie freilich in ihrer Fühllosigkeit lebendig rupften, laufen ließen, wieder einfingen und dann lebend in heißem Wasser brühten. Im Tschikapa legte Wißmann die Angelleine aus, die er um die Hand gewunden; die Ernte bestand aus 3 rotgoldigen Karpfen und einem Wels von je 12 bis 20 Pfund. Ein andrer Wels von riesiger Größe hätte ihn mit fortgerissen, wenn nicht ein Träger die Leine zerschnitten hätte. Übrigens näherten sich auch die ersten Leoparden dem Lager. Am Westufer des Tschikapa zog die Expedition auf Urwaldpfaden und durch Savannen nordwärts; es gab unzählige kleine Bäche zu überschreiten, welche durch Bodenwellen geschieden waren; es waren die Wässerchen, die westöstlich auf den Tschikapa stießen. 65 m breit bei $3^1/_2$ m Tiefe wälzte dieser seine gelben Fluten nordwärts, große Steine, Sandbänke, Stromschnellen waren im Überfluß vorhanden. Die Regenzeit hatte Ende August eingesetzt, und täglich gab es einige tüchtige Regenschauer mit in Kauf zu nehmen.

Die Reisenden waren aus den Gebieten der Kioque in diejenigen der Aqua=Lunda eingetreten, eines tiefschwarzen, kräftigen Negerstammes, der leider im Bau der Hütten, wie in der Herstellung der Bogen, Pfeile und Messer Trägheit und Liederlichkeit als hervorragende Charakterzüge erkennen ließ. Die Kleidung bestand entweder aus Rindenstoff oder auch nur aus 2 kleinen Häuten, die man — entsprechend dem Leder des Bergmanns — vorn und hinten am Gürtel befestigt hatte. In ihren Hütten nahm die Bettstatt aus gespaltenen Palmenstengeln mit einer Haut als Zudecke die Hälfte des Raumes ein; außer einem Holzmörser zum Stampfen des Maniok und einigen Töpfen war nichts von Geräten zu bemerken. Das Haar war auf dem Hinterkopfe wie ein Chignon zusammengedreht, der übrige Schädel mit einem kleinen, spatenähnlichen Werkzeug rasiert. Die Gleichgiltigkeit der Aqua=Lunda, sowie ihre geringe Dichtigkeit sind ohne Zweifel die Folge jener grenzenlosen Despotie der Großkönige, die in jedem Augenblick das Leben der Unterthanen durch Hinrichtungen, die Freiheit durch Verkauf und das Eigentum durch Erpressungen gefährden. Die Richtung der Expedition blieb dieselbe: nordwärts am Westufer des Tschikapa, über zahlreiche Seitenbäche, die durch Bodenwölbungen getrennt waren; die Galeriewälder reichten aus den Niederungen über die Bodenschwellen hinweg, um denen des nächsten Thales die Hand zu reichen. Ananas traten wild auf, Züge grauer Papageien ließen sich sehen, auch der König der Tiere meldete sich, man fand die Hälfte einer Pferdeantilope als Rest seines Mahles in der Nähe des Lagers.

Ende September, als man sich der Mündung des seitherigen Führers in den Kassai näherte, wechselte der Landschaftscharakter wiederum: wie in einem Parke wandelte die Karawane dahin; hellgrüne Matten, dunkle, boskettartige blühende Gebüsche und Palmenhaine wechselten miteinander. Dörfchen und Einzelgehöfte lagen am Wege, bis man Kikassa am Kassai erreichte. Wißmann brannte vor Begierde, den Strom zu sehen, und brach sich den Weg zu demselben durch einen Urwaldstreifen, der bei Hochwasser die Uferlinie des Flusses bildete, watete durch 2 Lagunen und über eine breite Flußpferd=Wiese, und stand nun vor einem 300 m breiten, ruhig fließenden Wasser, dem das Auge weithin nach Norden folgte. Die Frage nach seiner Richtung, seinem Ziel, seinen Anwohnern enthielt für den staunenden Forscher die stille Verpflichtung, auf einer späteren Reise auch dieses Problem zu lösen. Das rechte Ufer des Kassai stieg steil auf zu einem 50 m über dem Flußspiegel liegenden Plateau, während auf der linken der höhere Thalrand erst in 1500 m Entfernung sich bemerkbar machte. Große viereckige Fischnetze aus Rohrfaser und Kanoes von 8 bis 12 m Länge und $^3/_4$ m Breite lagen an der Fährstelle.

Als am 3. Oktober die Karawane übergesetzt war, befand sie sich auf vollständig neuem Boden: Von 1450 m Meereshöhe am Westrande des Kongobeckens war sie auf 540 m herabgestiegen; die mit Krüppelbäumen

bestandene, eine zeitweilig vom Galeriewald unterbrochene Savanne lag zunächst hinter den Reisenden, ebenso das erste Dritteil des zu durchquerenden Erdteils; kurz, sie hatten den Schritt aus Westafrika in das zentrale Gebiet gethan und machten sofort die Bekanntschaft eines neuen großen, in viele Stämme geteilten Negervolks, der Baluba, die sich bis zum Lualaba ausdehnen. Der Weg nach Osten führte durch herrliches Parkland, über kurze, saftige Wiesen, die von Waldbosketts unterbrochen und von schäumenden Bächen, in denen sich Palmen spiegelten, durchzogen waren. Auf den gut gehaltenen, von Ölpalmen und Bananen eingerahmten Feldern stand Mais (der geröstet als Leckerbissen angeboten wurde), Bananen, süße Kartoffeln, Zuckerrohr; alle Feldarbeit besorgten die Frauen, die Männer betrachteten das süße Nichtsthun und das Berauschen durch Hanfrauchen als ihr Vorrecht. Die Hütten waren von Gärten umfriedigt, wo Kürbisse, Pfeffer, Hanf, Tabak und Tomaten trefflich gediehen, und auf großen Märkten (Kitamba) boten die umliegenden Ortschaften die Erzeugnisse von Feld, Garten, Wiese (Pilze) und Hühnerhof (Eier) in erstaunlicher Fülle dar.

Am 30. Oktober wurde das Thal des Lulua (der rechtsseitig in den Kassai fällt) erreicht und in des Häuptlings Mukange Residenz, in Lubuku, dem Lande der Freundschaft, ein längerer Halt gemacht. Das Wißmann angewiesene Lehmhaus von 36 m Länge und 10 m Breite war des Häuptlings eignes Schloß, der seiner ersten Gabe (Mähnenschaf, frische Fische, Eier, Hirsebier, Ananas, Maniokmehl pp.) die Bitte an die Reisenden anfügte, während ihres Aufenthaltes nichts zu kaufen im Dorfe, sondern ihn etwaige Wünsche wissen zu lassen. Und wie der Häuptling, so das Volk der Baschilange (Stamm der Baluba). Eine Fabel trug wohl das ihrige dazu bei, die Aufnahme der Weißen besonders herzlich zu gestalten. Die Vorgänger der jetzigen beiden Häuptlinge waren mit Elfenbein westwärts gereist, ohne die Heimat wiederzusehen; nach dem Glauben der Baschilange waren sie ins Maiji — Kalunga (ins Geisterwasser, Meer) hinabgestiegen, und die beiden Reisenden galten als die zurückkehrenden Geister jener. Kein Wunder also, daß Wißmann eines Tages die Anzeige seines Gastfreundes erhielt, daß seine — Wißmanns — Mutter und Vetter ihn zu besuchen kämen. Allerdings war diese Mutter, eine alte häßliche Negerin, überrascht von dem Gestaltenwechsel des Sohnes. Doch als der Wiedergefundene sie freundlich begrüßte und — auf die ihm zugefallene Rolle eingehend — sich nach seinen zurückgelassenen Weibern erkundigte und ihr ein aus dem Geisterwasser mitgebrachtes Perlenhalsband umhing, da war der Bann gebrochen, und er hatte Mühe, sich dem freundlich gebotenen Mutterkusse zu entziehen.

Legt diese Fabel den Glauben an ein Fortleben und Auferstehen der Baschilange ganz offenbar dar, so ließ sich auch sonst die Spur einer höher entwickelten Geisteskraft nicht verkennen, sofern sie oft nach dem Grunde der

Dinge fragten, so z. B. warum Wißmanns kleines Gewehr eine viel größere Kraft besitze als ihre Waffen. Ihr Gerechtigkeitsgefühl greift zu den Gottesurteilen und zwar am liebsten zum Hanfrauchen, um Schuld und Unschuld zu finden. Inmitten eines Zuschauerkreises, der die Riambapfeife (Hanfpfeife) stets von neuem füllt, muß der Angklagte rauchen, bis er in der Berauschung plaudert oder umfällt. In Handelssachen sind die Baschilange freilich Kinder; am besten spricht hierfür die Thatsache, daß ihnen die westwärts wohnenden Kioque oft ihre Waren — Gummi und Elfenbein — ablocken, sie monatelang mit dem Zahlungsversprechen hinhalten, bis die Gutmütigen die Geduld verlieren und leer heimziehen. Ihres fleißigen Land- und Gartenbaues haben wir gedacht; es erübrigt noch, auf ihre Gemeindeverwaltung hinzuweisen. 30 bis 50 rechteckige, mit Gras überkleidete Hütten, deren jede in Koch- und Schlafraum abgeteilt ist, bilden ein Dorf, wo in der Regel die Häuser der Verwandten einander benachbart sind. Fast halbstündig stößt man auf ein solches Dörfchen, deren je vier bis zehn eine Gemeinde (Baqua oder Bena) bilden. Wie in der Mitte unserer Dörfer die Kirche, so steht dort im Zentrum der Niederlassung ein großer Pavillon mit hohem, turmartigem Dache: die Herberge der Fremden und zugleich das Gemeindeamt für die Versammlungen der Männer. Die Frauen werden durch Kauf erworben, indem der Werbende dem Vater der Erwählten einige Zeit hindurch das Ergebnis der Jagd und ein Hüftentuch aus europäischem Tuch überbringt. Sobald er die dritte Frau heimführt, muß er ein zweites Haus bauen; denn nur zwei Gattinnen dürfen unter einem Dache wohnen. Die Knaben werden im Alter von vier bis sechs Jahren beschnitten. Eine höchst seltsame Erscheinung in Lubuku ist jedenfalls darin zu suchen, daß der Riambakultus (Hanfrauchen) nach der Art des Islam mit Feuer und Schwert von einer Gemeinde zur andern verbreitet worden ist, daß unter der Herrschaft dieses berauschenden Giftes sanfte Sitten gediehen, daß man den Fremden, besonders den Kioque, das Land öffnete, durch diese Feuergewehre eintauschte und so einzelnen Rottenführern die Gründung größerer Reiche ermöglichte, deren zur Zeit von Wißmanns und Pogges Besuch zwei bestanden (dasjenige Mukenges und Tschingenges.)

Den Lulua bezeichnet Wißmann (obschon beim Baden eines Tages plötzlich der Kopf eines Flußpferdes in seiner Nähe auftauchte) als den schönsten Fluß, den er gesehen. Fünf Inseln, bestanden mit Urwald und Palmen, zwangen ihn dort, wo Wißmann ihn sah, sich in verschiedenen Armen den Weg zu brechen; Pandanusdickicht deckt die Felsenufer der Inseln, Granitblöcke überragen die Wasserfläche, und weiter stromab, wo er sich beruhigt hat, liegen gleich langen Streifen die Sandbänke, auf denen Krokodile den Panzerleib sonnen, Wildgänse und schönfarbige Reiher ohne Furcht vor den gefährlichen Sauriern stolzieren.

Am 1. Dez. wurde der Marsch zur nächsten Wasserader, die dem Kassai tributpflichtig ist, fortgesetzt über ebenes Land, das mit Granitblöcken be-

streut, mit Ölpalmen besäet, von tiefen waldigen Schluchten zersägt war; Meerkatzen, Nashornvögel und graue Papageien belebten die Bäume, und zur Nachtzeit erhoben sich Hunderttausende von Flugfüchsen, um der Jagd obzuliegen. Vom 12. Dezember ab macht sich wiederum die flache, sandige Savanne breit mit ihrem 3 m hohen, trockenen, verfilzten Grase. In der Nähe des Lagers mußte stets ein Umkreis durch Feuer gesäubert werden, damit man vor nächtlichen Überraschungen sicher war. Präriebrände waren dabei nicht zu fürchten, da sich das Feuer mit Zweigen ausschlagen ließ. Häuptling Mukenge, welcher die Reisenden eskortierte, benutzte die Gelegenheit, um in seinen Dörfern die Steuern einzutreiben: Kupferkreuze, Elfenbein, Gummi, Sklavinnen. Unter 5° 45′ s. Br. und 23° 14′ ö. Gr. fand man den durch die Negerphantasie und frühere Reiseberichte zu einem See erster Größe aufgebauschten Munkambasee, ein von Binsen gegürtetes, unbedeutendes Becken, das sich bei 5 km Länge und 2 km größter Breite in sieben Stunden umreiten ließ. Das Wasser war trinkbar, von kleinen Welsen belebt, in den Binsen hausten schwarze Wasserhühner, Enten, Strandläufer, schwarze und weiße Geier, Bussarde, Schildraben und Purpurreiher, sowie ein schwarzer Storch mit weißen Flügeln.

Sobald am 3. Januar 1882 der Fluß Lubi in großen Kanoes überschritten war, befand sich die Expedition im Lande der Bassonge (ebenfalls ein Balubastamm), die zwar dem Kannibalismus ergeben sind, sonst aber als das am höchsten stehende Volk des südlichen Kongobeckens zu gelten haben. Ihre Dörfer bestehen aus einer 20 m breiten geraden Straße, zu deren beiden Seiten die hohen geräumigen Häuser mit übermannshohen Thüren in einer gewissen Regelmäßigkeit stehen. Die Zwischenräume sind durch Gärten ausgefüllt. Die Wohnungen stehen auf einem Unterbau von Lehm, so daß der Fußboden stets trocken ist. Beim Eintritt bemerkt man im Vorraum die Feuerstelle, hinter derselben die Schlafstätte mit breiten Betten aus Palmenzweigen. Ein hängendes Gestell unter dem Dach nimmt die Netze und andere Geräte auf. Die Räumlichkeiten sind sehr sauber gehalten, der Körper wird durch häufiges Baden gepflegt und erhält durch leichtes Einölen eine glänzend braune Farbe. Wohlthuend berührt es, die Frau nicht als Lasttier behandelt zu sehen, sofern die Arbeitsteilung ihr die häusliche Arbeit, dem Manne die Feldbestellung zuweist. Man sieht die Eheherren mit der Hacke auf ihrem Acker thätig. Das Haar wird chignonartig auf dem Wirbel zusammengedreht, sonst ist der Schädel rasiert. Als ein unbedingtes Erfordernis der Frauenschönheit wird das Wegschlagen der beiden oberen Schneidezähne mittels Holzmeißels und Hammers angesehen.

Am 14. Januar that sich vor dem Auge der Reisenden ein weites Thal auf; von dem Häuptling Katschitsch, einem blinden Greise mit weißem Haar, hörten sie, daß hinter einem Streifen Urwaldes der Lubilasch (auch Sankurru genannt) sich verberge, der nur dem Lualaba und Kongo an Größe nachsteht im zentralen Afrika. Ein Übersetzen lehnte der Alte ent-

schieden ab, angeblich, weil er es nicht verantworten könne, wenn die Fremdlinge von den Menschenfressern jenseits verspeist würden, in Wahrheit aber, um die Expedition, die sich beim Schwinden ihrer Vorräte nach Wißmanns eigenem Ausdruck kaum noch „fortwürgte", möglichst zu entlasten. Auf einem Urwaldpfade schlich und kroch der Reisende durch das Lianendickicht bis zum Lubilasch, der dem Kassai an Mächtigkeit gleich schien, 200 m breit war, in den Dschungeln die zahlreichen Spuren von Elefanten und Büffeln aufwies, ja eine Herde Flußpferde stürzte sich vor Wißmanns Augen schwerfällig in die braunen Fluten. Des Alten Märchen von Menschenfressern steigerte die Angst der Träger so, daß es fast zur Meuterei kam; da bekundete ein einfaches Negerweib, Mukenges Schwester, eine wahrhaft heroische Gesinnung, indem sie erklärte: „Ich bleibe bei Kassongo und Kabassu (Pogge und Wißmann); mögen unsere Söhne sagen, daß unsere Männer Memmen sind; mich sollen sie nicht beschimpfen!"

Häuptling Katschitsch mußte, damit er Kanoes lieferte, eingeschüchtert werden. Man machte ihm weis, daß Pogge der größte Fetischero (Zauberer) sei und mit seinem Sambi (Gotte, Geiste) in der nächsten Nacht sprechen werde. Alles war in gespanntester Erwartung beim Eintritt der Dunkelheit. Wißmann eröffnete ein Schnellfeuer aus Chassepots nach dem Walde zu, ließ rotes bengalisches Feuer abbrennen, Raketen in weitem Bogen aufsteigen, die alle nach dem Flusse zu niedergingen und schloß seine pyrotechnische Vorstellung mit einem Kanonenschlage. Das wirkte. Am nächsten Morgen waren die Führer bereit, und am 28. Januar früh 10 Uhr ging das Übersetzen vor sich. Am rechten Ufer fragte Wißmann nach dem Namen des Stromes „Sankurru", hörte er wiederholt und deutlich und hätte fast einen Luftsprung ausgeführt, daß er endlich den Gegenstand so vieler Fabeln und Annahmen gefunden. Am rechten Ufer also Sankurru, am linken Lubilasch!

Man befand sich auch jenseits des Flusses noch im Gebiet des Reiches Koto (welches Katschitsch gehörte), die Landschaft blieb dieselbe: wellige Grassavannen mit eingestreuten Akazien, nur die Dörfer der Bassonge von Palmenhainen beschattet; von Kannibalismus war keine Spur zu entdecken.

Am 14. Februar trat den Reisenden im Lande der Bene-Ki (ebenfalls ein Stamm der Bassonge) eine ganz eigenartige Erscheinung entgegen: Riesenstädte mit republikanischer Verfassung, indem Regierungs- und Rechtsfragen von einem Rat der Alten erledigt wurden. Die längste dieser Städte zog sich 17 km lang auf dem Scheitel eines Höhenzuges hin; zu beiden Seiten der 20 bis 40 m breiten Straße lagen die Gehöfte, dann folgten an den beiderseitigen Abhängen nach unten Gärten, Bananenstreifen, Felder, zwischen denen die Fußpfade zum Wasserholen wie die Zähne eines Kammes ins Thal führten. Die Erzeugnisse des Land- und Gartenbaues waren entzückend anzusehen. Leider wiesen aber die Perkussionsgewehre in den Händen der gutmütigen Schwarzen auf den Verkehr mit den Arabern hin,

man bekam also hier die erste Fühlung mit dem Osten. Heute sind diese eigenartigen Städterepubliken durch arabische Habgier und Sklavenjagd vertilgt. In welchem Rufe diese Islambekenner standen, zeigte sich am deutlichsten darin, daß je weiter nach Osten um so mehr die Leute mit Weib, Kind und Habe vor der Expedition das Weite suchten, da die weißen Männer für Araber gehalten wurden. Diese östlichsten Bassonge waren übrigens berüchtigte Kannibalen, die selbst den an Krankheiten Gestorbenen nur ein Grab in ihrem Magen gönnten; schnitten sie doch den Toten die äußersten Glieder an Zehen und Fingern — wohin die Krankheiten fahren — ab, wickelten sie in Blätter und überantworteten sie dem Wasser! Die nächsten Verwandten verzehrt man beim Dahinscheiden nicht — selbst, sondern überliefert sie einer Nachbargemeinde in der Gewißheit, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten werde.

Im Thal des Lomani, der dem Sankurru zufließt, zog die Expedition nordwärts bis dahin, wo er nach West abbog; nun galt es, das schwerste und letzte Stück Arbeit im südlichen Kongobecken: das Überschreiten der Wasserscheide zwischen Lomani und Lualaba, um Nyangwe zu erreichen. Durch hohes Filzgras und Akaziengebüsch, durch Pfützen, Lachen und Tümpel, über feuchten Lehmboden arbeiteten sich die Geschwächten, fast von allen Mitteln Entblößten nach Ost. Sumpfvögel und Elefanten schienen sich in diesem Morast wohl zu fühlen, immer höher wurde das Gras, immer tiefer das Wasser, die Reitstiere versanken und reckten oft nur die Nüstern über Wasser; Pogge, der durch einen Kieferbruch schon lange leidend war, schleppte sich kaum noch fort, sein Bart war grau geworden; Schlafdecken, Kleider und Wäsche faulten, das Eisen rostete. In dieser Sumpfwildnis gedachten die Reisenden am 22. März 1882 des Geburtstages ihres Kaisers. Man mußte Kanoes zimmern, und erst am 9. April konnte man den Marsch fortsetzen, da die tiefsten Stellen jetzt im Kanoe überwunden werden konnten. Am 15. endlich lag der Kongo vor ihren Augen und drüben im Bananenwalde die gelben Häuser der Araberniederlassung Nyangwe.

Zwanzigster Abschnitt.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Ägyptens. — 2. a) Die Pyramiden und ihre Umgebung. b) Volksleben in Kairo. — 3. Ägypten und der Nil. — 4. Alexandrien und Kairo. 5. Der Kanal von Suez. — 6. Samuel Bakers Entdeckungsreisen in den Quellgebieten des Nils bis zum großen Nil-See. — 7. Dr. Georg Schweinfurths Forschungsreise im obern Nil-Gebiet. Die menschenfressenden Monbuttu, die „geschwänzten" Niam-Niam und die zwerghaften Akka.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Ägyptens.*)

Ägypten ist ein Land der Wunder; sein Himmelsstrich, seine Fruchtbarkeit, seine zahllose Menge von alten Denkmälern und seine mannigfachen Naturerscheinungen erregen Bewunderung und Erstaunen; Denkmäler, an denen viertausend und vielleicht noch mehr Jahre vorübergegangen sind, haben in ihrem Innern noch Gemälde aufzuweisen, die so neu scheinen, als ob sie erst vor kurzem verfertigt worden wären; die ungeheuren Massen, welche die Ägypter aufeinander gehäuft haben, und die zahlreichen Grabgewölbe in den Bergen verraten ebensoviel Kunstgeschicklichkeit, als Sinn für das Große und Übersinnliche.

Ägypten ist von Äthiopien her bevölkert worden; eine Kolonie aus diesem Lande ist dem Laufe des Nils gefolgt und ließ sich in dem südlichen Teile des Landes Ägypten nieder. Seine mittägigen Gegenden sind zuerst bevölkert worden, und je näher die Monumente am Wendekreise liegen, desto älter sind sie. Es bildet sich gleichsam eine Generation von Denkmälern, und das Alter eines jeden beträgt dreimal mehr, als das Alter der ältesten Staaten von Europa.

Alle Tempel und Paläste sind von Sandstein erbaut; bloß 2—3 sind von Kalkstein, und nimmt man die Obelisken und Kolossalbildsäulen aus, so findet man allein unter den Trümmern von Alexandrien und in seinen Moscheen mehr Granit verarbeitet, als man von Kairo aus bis zu

*) Nach dem „Narrative of a journey in Egypt and the country beyond the Cataracts. By Thomas Legh, Esq." (Vergl.: „Malerische Reisen in Ägypten und Syrien ꝛc." Leipzig.)

den Wasserfällen antrifft. Erst dann hat man die Denkmäler ganz von Granit aufgeführt, als der Sitz der Monarchie nach Memphis verlegt wurde, worauf man Oberägypten alles das raubte, was man fortschaffen konnte, um damit die anderen Teile des Landes zu bereichern. Aus den Felsen von Elephantine zog man die ungeheuern Blöcke, aus denen man die turmhohen Obelisken meißelte und die wunderbaren Kapellen zu Sais und Butos erbaute. Die Arbeiten, die dazu erforderlich waren, um sie vom Felsen loszumachen, sie auf Flöße zu bringen, 220 Stunden von den Steinbrüchen fortzuschaffen, sie zu behauen, auszuhöhlen, zu polieren u. s. f., zwingen uns Achtung ab ebensowohl vor der Wissenschaft und Geschicklichkeit, als vor der Ausdauer und Beharrlichkeit der alten Ägypter. Die bloße Aufstellung eines Obelisken ist noch jetzt hinreichend, einem Baumeister einen berühmten Namen zu machen, und die Ägypter haben eine große Anzahl derselben aufgerichtet.

Alle diese Denkmäler liefern den Beweis, daß alles in diesem Lande für die Götter und die Könige gebaut worden ist.

Bei den alten Ägyptern war ein Tempel nichts anderes, als ein großes Buch, das ihrer Ehrerbietung und Anbetung geöffnet war und das ihnen die Gottesfurcht lehren sollte. Auch sind alle zum Gottesdienste gehörigen Orte inwendig und auswendig mit religiösen Bildern und heiligen Lehrsprüchen bedeckt. Man trifft sie an unter den Säulengängen (Arkaden), an den Säulen, in den niedrigen Sälen, an den Wänden der Treppen und in den langen Gängen. Lebhafte und schreiende Farben, welche diese Gemälde verschönern und auffallend machen sollten, mußten dazu mitwirken, die Einbildungskraft zu erschüttern, während das feierliche Halbdunkel in den Tempeln zum heiligen Schauer und zur Anbetung stimmte. In den Vorsälen der Tempel trifft man Zeichnungen, welche auf die Kenntnis der Gestirne sich beziehen; die Tempel zu Dendera und Esneh gehören zu den neuesten Gebäuden des alten Ägyptens, und zeugen von dem Zustande der Sternkunde, wie sie vor 4800 Jahren blühte!

Der Zweck, nach welchem die Ägypter ihre Denkmäler bearbeiteten, war ihre ewige Dauer. Zwanzig Tempel sind jetzt noch vollkommen so gut erhalten, als wären sie vor wenigen Jahren erbaut.

Als die Ägypter ihre ersten Säulen errichteten, schienen sie keine andere Idee zu verfolgen, als einen Lotoskelch*) auf seinem Stengel darzustellen. Die Franzosen, welche unter Napoleon die Unternehmung nach

*) Die Lotos- oder ägyptische Seeblume (Nymphaea Lotos L.), mit weißen Blumen und herzförmig gezähnten Blättern, spielt in der Religion der Hindu wie bei den Ägyptern eine große Rolle. Sie ist, wie ihre Verwandte, die Nymphaea Nelumbo (mit bald weißen, bald rötlichen Blumenblättern, von der Größe unserer Sonnenblumen), durch ihre Wurzel und Samen so nahrhaft, daß alte Völker sich fast ganz davon nährten. Darum verehrten die Brahmanen und Ägypter sie als Symbol der zeugenden fruchtbaren Naturkraft.

Ägypten mitgemacht, haben zuerst die Ähnlichkeit der ägyptischen Säulen mit den verschiedenen Naturerzeugnissen des Landes bemerkt. An der Basis der Säulen haben die Ägypter im Zirkel die Blätter der Nymphäa eingegraben, und dem Teile des Schaftes, der dem Knaufe am nächsten ist, die Form eines Bündels Lotosstengel gegeben. Diese Nachahmung ist später auch von ihnen auf andere Erzeugnisse des Pflanzenreichs ausgedehnt worden. Sie haben die Lotosknospe und den Kopf des Dattelbaums dargestellt, und unter den Verzierungen von Knäufen die Zweige des Dums (einer Art Fächerpalme) und die Blüten des Nelumbo gezeichnet. Die Griechen scheinen das meiste in ihrer Bauart von den Ägyptern entlehnt zu haben.

Wenn der Anblick eines ägyptischen Tempels unsern Geist zum Erstaunen und zur Verwunderung hinreißt, so wird er ebenso sehr überrascht durch die Gemälde, die auf allen Teilen zur Verschönerung angebracht sind. Alle beziehen sich auf die Verehrung der Götter des Landes; sie stellen Geschenke, Opfer und Gegenstände dar, die zur Astronomie und zum Ackerbau gehören. Man bemerkt da mehrere Gottheiten, von denen die Geschichte noch gar nichts gemeldet hat.

Jedes Gemälde besteht gewöhnlich aus drei Personen: der Gottheit, an die man das Geschenk richtet; dem Priester, der ihr dasselbe überreicht, und einer Gottheit von niederem Range, die hinter der ersten steht.

Die Gemälde in den Palästen unterscheiden sich wesentlich von denen in den Tempeln. Beinahe alle stellen große Thaten, kriegerische Unternehmungen, Übergänge über Flüsse, Belagerungen fester Plätze, Gefechte zu Lande und zu Wasser, Truppenmärsche u. s. w. vor. Die Form der Waffen und ihre Anzahl zeigen deutlich, daß schon damals die Zerstörungsmittel ebenso mannigfaltig und zahlreich waren, als jetzt. Die Basreliefs, welche die Triumphzüge des Siegers vorstellen, folgen auf jene, die seine Siege selbst verherrlichen sollen. Man schleppt die Gefangenen vor ihn hin und unter seinen Augen zählt man die Haufen von Händen und anderen abgeschnittenen Gliedmaßen, um damit die Zahl der erlegten Feinde zu veranschaulichen.

Man beschuldigt die alten Ägypter, sie hätten die Feinde geopfert. Aus diesen Basreliefs sieht man, daß es der Fall war; man brachte die Feinde den Göttern zum Opfer dar.

Mit den Göttern und Königen haben die Toten die Sorgfalt und Huldigung der alten Ägypter geteilt. Das längste Leben eines Königs konnte ihm kaum so viel Zeit lassen, sein Grab zu machen; auch sind die Gräber der Könige von Theben das Erstaunenswürdigste, was die größte Geduld und Anstrengung zu stande bringen konnte. Bei der Aushöhlung der Grotten konnte man nur eine sehr kleine Anzahl von Arbeitern beschäftigen, und dennoch sind sie bis auf die kleinsten Teile mit Gemälden und Hieroglyphen geschmückt, deren Farbe noch ihre ganze Frische und Leb-

haftigkeit haben. Die Figuren, welche man nicht bemalte, sind gleich der schönsten Gipsarbeit poliert.

Die alten Ägypter hatten den Glauben, sie würden nach einer gewissen Reihe von Jahrhunderten wieder ins Leben zurückkehren, wenn ihre Körper keine Veränderung in den Gräbern erlitten hätten; daher rührte das Einbalsamieren, und deshalb suchte man auch die Mumien gegen die Überschwemmungen des Flusses zu sichern. Diese Hoffnung auf Wiederbelebung war auch die Ursache, warum man Pyramiden zur Aufbewahrung der Königsleichname baute. Die Pyramiden versahen vielleicht die Stelle der Berge und wurden in der flachen Sandwüste Mittelägyptens errichtet, in dem mehr bergigen Oberägypten fehlen sie fast ganz.

Überall in Oberägypten, wo man die Stelle und Ruinen einer alten Stadt antrifft, kann man mit Sicherheit im Schoße der benachbarten Berge die Gräber ihrer Einwohner finden. Auch kann man in jedem dieser Gräber die Geschichte des Ägypters finden, der darin begraben liegt. Sie ist an den Wänden und Mauern dargestellt.

Die Liebe zu dem Ungeheueren, welche den Morgenländern eigen ist, war die Schöpferin der gewaltigen Denkmäler in Oberägypten und bei Memphis, der Kolossalstatuen und der Tempel und Pyramiden. Alle diese Werke konnten nur aus dem religiösen Geiste der Menschen entspringen und unter einer Priesterherrschaft zur Vollendung kommen.

Die erstaunenswürdigsten Überreste von Baudenkmälern findet man zu Theben, in Mittelägypten, auf beiden Seiten des Nils gelegen, der hier breiter ist als irgendwo. Man benennt die noch vorhandenen Ruinen nach den Dörfern, welche sich auf der Ebene zu beiden Seiten befinden. Auf der Westseite stehen die Dörfer Medinat-Abu und Kurnu, und auf der Ostseite Luxor und Karnak, wozu noch am Nordostende das Thal Med-Amuth kommt. Die meisten geben den Monumenten auf der Ostseite den Vorrang.

Wenn der Reisende den Palast von Luxor besucht, so fallen ihm zunächst zwei aus einem einzigen Granitblocke gearbeitete Obelisken in die Augen, die der Eingangsmauer gegenüber in einer Entfernung von vierzehn Schritten voneinander stehen. Zwischen ihnen und der Mauer sind zwei Kolossalstatuen von schwarzem Granit, 12 m hoch und einen sitzenden Mann darstellend, dessen beide Hände auf seinen Schenkeln ruhen. Diese Statuen sind von der Mauer drei und von den Obelisken acht Schritte entfernt. So findet man also schon in einem Raume von elf Schritten ungeheure Denkmäler, wovon jedes, wenn es allein stände, durch seine Größe auffallen würde.

Links, wenn man durch den Thorweg kommt, sieht man eine Säulenreihe, die jetzt einen Teil arabischer Häuser bildet. Die Flügel des Gebäudes, welche hinter der Eingangsmauer sein sollten, sind gänzlich zerstört. Sie führten zu einem zweiten Säulengange, der noch vorhanden ist, und der aus

zwei Reihen, jede von acht Säulen mit dem Lotoskelche, besteht. Ihre Höhe beträgt 16 m und ihr Abstand voneinander 5 m.

Links und rechts, und zwar 25 Schritte von dem großen Säulengange, fangen zwei andere Säulenreihen an, deren Knäufe eine abgestutzte Lotosknospe darstellen. Aus dem Plane des Ganzen sieht man, daß es aus ungefähr 60 einzelnen Gebäuden bestand. Einem solchen Riesenbau entsprach dann auch das Hauptthor von 15 m Höhe mit seinen gewaltigen Seitenflügeln (Pylonen = Propyläen), die mit noch ganz deutlich zu erkennenden Skulpturen bedeckt sind. Auf dem östlichen oder rechten Flügel sieht man eine Menge Krieger auf ihren Kriegswagen, von zwei Pferden gezogen. Sie setzen über einen Fluß oder Graben und verfolgen den fliehenden Feind. An der Spitze fährt der König mit dem Bogen in der Hand. Oben sieht man ein Lager von vielen Zelten. Auf dem linken Flügel erscheint der Sieger auf seinem Wagen, wie er die Gefangenen mustert. Von allen den historischen Reliefs ist vielleicht keins, das in Rücksicht auf den Ausdruck so merkwürdig wäre als dieses.*)

Die Ruinen von Karnak liegen nördlich von Luxor, von den Ufern des Nils etwa 750 m entfernt. Sie befinden sich, wie jene in Luxor, auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung und sind mit einer Mauer von Backsteinen eingefaßt. Der Umfang dieser Mauern beträgt ungefähr 4800 m und man brauchte anderthalb Stunden, ehe man sie im Schritt umreiten könnte. Auch hier geben die Ruinen von den zahlreichsten und verschiedenartigsten Gebäuden Kunde, die das Ganze bilden. Die Fassade des großen Palastes von Karnak ist gegen den Fluß gekehrt, von welchem eine Allee von Sphinxkolossen herüberführte, wovon aber bloß noch zwei übrig sind. Sie haben Widderköpfe und Löwenkörper. Einer von den inneren Sälen ist so riesenmäßig, daß eine von unseren größten Kirchen bequem darin stehen könnte, denn sein Flächeninhalt beträgt 4500 qm. Die Decke, welche aus ungeheueren Steinblöcken besteht, wird von 134 Säulen getragen. Jede Säule der beiden mittleren Reihen, die etwas größer sind als die übrigen, hat nicht weniger als 20 m Höhe und bei einem Durchmesser von 3 m einen Umfang von 9 m. Von welchen Begebenheiten, welche die Weltgeschichte nicht mehr kennt, von welchen Szenen sind diese Säulen einst Zeuge gewesen?

Auf den Riesensaal folgt abermals ein Säulenhof, und endlich erst eine Menge von anderen Sälen und Gemächern, die vermutlich dem Könige zur Residenz dienten, während er in dem großen Saale den Gesandten fremder Völker Audienz gab und den Zins empfing, welchen sie seiner Macht brachten.

Der Tempel von Medinat-Abu liegt fast ganz in Trümmern; aber nordwestlich davon erstreckt sich eine Ebene, zum Teil mit einem Mimosen-

*) „Description de l'Egypte“ = das auf Befehl Napoleons ausgearbeitete Prachtwerk der Gelehrten, welche ihn auf seiner Expedition begleiteten.

walde bedeckt, die ein wahres Kolossenfeld ist. Man sieht hier 17 Kolosse, teils noch ganz, sitzend, stehend, teils umgestürzt und halb zertrümmert. Einer von ihnen ist die berühmte Memnonssäule, von der man erzählt, daß sie bei Sonnenaufgang einen wunderbaren Klang von sich gegeben habe. Ihr Kopf wird jetzt zu London im Britischen Museum aufbewahrt. Es ist eine Kolossalbüste aus einem einzigen Granitblocke, die von der Brust bis zum Kopfwirbel 3 m hoch und 240 Zentner schwer ist.

Die noch vorhandenen Pyramiden (sämtlich in Mittelägypten) teilt man in fünf Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Die Gruppe von Gizeh (Dschisseh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Die größte derselben ist an 140 m hoch, also höher als viele Stadttürme. Da die großen, hellgelben Quadern (meist aus hartem Kalkstein) stufenförmig gelegt sind, so kann man mit geringer Mühe auf der Außenfläche bis zum Gipfel hinansteigen. Von unten sieht dieser ganz spitz aus; oben angelangt, findet man aber Raum für eine ganze große Gesellschaft. Neun Meter über der Grundfläche befindet sich ein niederer, schmaler Eingang, zu welchem man über Schutt und Steintrümmern hinansteigt. Ein so enger Gang, daß nur einer hinter dem andern gehen kann, führt erst abwärts, dann wieder aufwärts in ein weites, längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach, in welchem ein leerer, marmorner Sarkophag steht, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße sind über den Fußboden verstreut. Unter diesem größeren Zimmer liegt ein zweites kleineres, zu dem wiederum ein abschüssiger Gang führt. Auch zwei brunnenähnliche Schachte sind da, die sich zuweilen mit Wasser füllen, und mit dem Steigen und Fallen des Nilwassers im Zusammenhang stehen sollen.

Ob die Pyramiden noch anderen Zwecken gedient haben, als zu Begräbnisstätten — wer weiß es? Ägypten ist ein geheimnisvolles Wunderland.

---

2. Die Pyramiden und ihre Umgebung.*)

Kairo, 13. Dezember.

Am 4. morgens lagen wir vor Alexandrien, nach glücklicher, schöner Fahrt; flach und seicht steigt das Ufer, hoch ragt die Pompejussäule über die weißen Palastgebäude empor. Durch die zahlreiche, aus großen, schweren Schiffen bestehende Kriegsflotte des Pascha hindurch waren wir bald im Hafen und ritten auf Eseln, mit Hilfe tüchtiger Prügel, durch die schreiende Menschenmenge und durch die engen, schmutzigen Gassen nach dem Hotel auf dem großen Platze der Konsuln. Alexandrien ist ein Gemisch von Orient und Occident ohne allen Charakter; die Pompejussäule, eigentlich

*) Aus Briefen des Prof. Lepsius: „Über die ägyptische Expedition“. (Nach ausführlichen Mitteilungen der Preuß. Allgem. Staatszeitung bearbeitet.)

dem Diokletian geweiht, hat meine Erwartung nicht befriedigt, von der Inschrift ist keine Spur mehr vorhanden. Am 7. Dezember schifften wir, gezogen von galoppierenden Pferden, den Kanal Mahmudieh, der doch ein stattliches Werk ist, hinauf; nachts hinüber auf ein kleines Dampfschiff auf dem Nil, der dann am 8. morgens, nachdem der kalte Nebel sich verzogen hatte, in aller seiner Herrlichkeit mit seinen dorf- und palmenreichen Ufern unter einem orientalischen Himmel vor uns lag, während wir seinen starken Wogen mit jener modernen Dampfkraft entgegenfuhren, die weder die Pharaonen, noch Antonius und Kleopatra kannten. Am 9. morgens in Kairo; da erfuhr ich, daß die Expedition noch bei den Pyramiden von Gizeh sei. Dort traf ich mit den Freunden zusammen. Sie können denken, mit welcher Freude! Am Sonntag morgen waren wir auf der großen Pyramide. Die Aussicht, das reiche Nilthal auf der einen, die tote Wüste auf der anderen Seite, in der nächsten Nähe das Gräberfeld, über das fünf Jahrtausende hingegangen sind, ohne seine Male zerstören zu können, ist vollkommen einzig und nicht zu beschreiben. Die ganze Expedition ist wohl; von Hitze leidet man nicht, wohl aber von Kälte. Ich bin jetzt wegen der Einkäufe wieder einige Tage in Kairo. Hier ist nun der volle Orient. — Alles, was man sich davon träumt aus den Märchen der Tausend und Einen Nacht, ist hier Wirklichkeit; Konstantinopel, selbst Kleinasien ist nichts dagegen; so sagen alle, die dorthin kommen. Kairo ist eine Wunderstadt mit ihren dicht gedrängten Häusermassen, ihren engen Gassen und vortretenden Häusern voll wunderlichen Schnitz- und Schnörkelwerks, ihren riesengroßen Moscheen, ihren schlanken, pfeilartig emporsteigenden Minarets, ihrer reichen, üppigen Umgebung voll der schönsten Gärten mit Palmenhainen, großblätterigen Bananen, Cypressen; durch diese bunte Szenerie läuft der lärmende, halbnackte, muskulöse Araber und Ägypter, reitet auf geputztem Esel der schweigende Türke und zieht mit langsamen Schritt das hohe Kamel einher. An der einen Seite der Stadt dehnen sich Gärten und Felder bis zum Nil, an der andern tritt das Mokattamgebirge nahe an dieselbe heran; auf einem Vorsprung liegt die Citadelle. Gestern abend hatten wir einen Zauberer bei uns, nicht denselben, von dem wir in Lanes Reise lasen, welcher seinen Knaben die Erscheinung des Admirals Nelson, einarmig und nicht zu verkennen, in dem Spiegel eines Tintenkleckses hatte erblicken lassen, aber einen ganz ähnlichen. Er beschrieb uns den jetzigen Prinzen von Wales mit schwarzen Hosen und Schnurrbart u. s. w. Heute abend werden wir einen Schlangenbeschwörer haben. Sobald die Untersuchungen auf dem Pyramidenfelde beendet sind, denken wir nach Sakkara überzusiedeln, dessen Pyramiden zwar kleiner, aber vielleicht noch älter sind; von da geht es nach dem Fayüm, das nur etwas über eine Tagereise entfernt ist. Dann hat Lepsius den Plan, daß wir alle zu Kamel und Esel auf dem östlichen Ufer langsam bis Syene hinauf und am westlichen Ufer wieder hinunter gehen. Die Reise nach dem weiten Süden bleibt dem nächsten Winter aufbehalten.

Gizeh, im Zelt bei den Pyramiden, 1. Jan.

Hier, an der Spitze des Delta, wo das Wüstenplateau, das bisher von Norden her die westliche Seite des Delta entlang in südöstlicher Richtung strich, nun in fast südlicher fortgeht, bildet sich gerade an der Ecke südlich von Kairo, nördlich von der Stätte des alten Memphis, eine etwas vorspringende Terrasse in unregelmäßigem Viereck von etwa 1200 m ins Gevierte. Diese hat sich die vierte Dynastie memphitischer Könige (nach Manetho) zum Begräbnisplatze ausersehen und auf der Diagonale derselben die drei Riesenwerke erbaut: auf der nordöstlichen Ecke Cheops die große Pyramide, auf der südwestlichen Mykerinus die kleine, in der Mitte des ganzen Plateaus Chephren die zweite; rings um sie her dehnt sich ein ungeheueres Gräberfeld aus jenen uralten Zeiten. Mit der Erforschung dieser bisher viel zu wenig beachteten Monumente (das Interesse hat sich bisher fast ausschließlich Theben und den Dynastieen der Amenophis und Ramses zugewandt) fand ich unsere Expedition beschäftigt, die seit dem 9. November hier weilte und wohl noch einiger Tage bedarf, um mit der reichen Ausbeute auch nur einigermaßen abschließen zu können. Vom Fuß der zweiten Pyramide geht ein tiefer Einschnitt durch das Plateau östlich in die Ebene hinab; in diesem, geschützt vor den jetzt herrschenden Weststürmen, stehen unsere Zelte; auf erhöhtem Hügel daneben die preußische Flagge. Ein anderer Teil unserer Gesellschaft hat sich die nahen Felsengräber zur Wohnung eingerichtet, und ähnliche Räume dienen uns zur Küche, zu Magazinen, zur Stallung für unsere Kamele und Esel. Daß wir auf solche Weise nur diejenigen gebrauchen, in welchen sich keine Hieroglyphen finden, versteht sich von selbst.

Hier beginnt denn immer frühmorgens in der schweigenden Wüste ein reges Leben; wenn bei Ihnen noch alles in tiefem Dunkel begraben liegt (bei uns geht die Sonne jetzt vor 7 Uhr auf, und wir sind zugleich um eine Stunde Ihnen in der Zeit voraus), vergolden die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der Pyramiden, und bald steigt die goldene Kugel mit ihrem siegreichen Glanz auch für uns über das östliche Gebirge herauf; dann kommen aus dem nahen Dorfe unsere Arbeiter und harren, im Kreise kauernd, daß man sie an die verschiedenen Orte ihrer Bestimmung sende; auch unsere Gesellschaft zerstreut sich noch in der frischen Morgenkühle (wir haben oft nur + 3° C. bei Sonnenaufgang gehabt) an die Arbeit, und nun beginnt der Tag warm zu werden. Von unendlicher Schönheit und Lieblichkeit sind die stillen und heiteren Tage, wie wir deren in der vorigen Woche viel gehabt haben; dann leuchtete die massenhafte, durch Licht und Schatten wunderbar durchbrochene Wüste in ganz eigentümlich ernsten braunen, roten und gelben Tönen; das fruchtbare Nilthal ist wie eine Samtdecke aus Grün und Schwarz zusammengesetzt; zwischendurch ziehen sich blau leuchtende Kanäle, erheben sich in malerischen Linien Dörfer aus Palmenhainen und fernerhin die weißen Minarets von Kairo; darüber

liegt an der Spitze des Mokattamgebirges die Citadelle in scharfen Linien; am Gebirge selbst aber zeigt sich jede Schlucht, jede Felsbildung bei der heiteren klaren Luft in den deutlichsten Formen und Umrissen, obgleich alles mit dem reizendsten violetten, lilaroten Duft übergossen ist, und über dem allen wölbt sich der wolkenlose Äther in tiefblauer Pracht! Freilich sind nicht alle Tage so schön; wir haben auch kalte, bewölkte und stürmische Tage, an denen wohl einmal ein Zelt zusammenstürzen will und man sich gern zu einem Freund in sein Grab flüchtet. Fast immer aber sind die Sonnenuntergänge von einer nicht auszusprechenden Schönheit; da erglänzt der westliche Himmel unten in orangenfarbener Glut, oben in rosenrotem Lichte, bis zum Zenith hinauf, das Gebirge aber in goldenem Purpur. Dann kommen Deutsche und Araber aus allen Gräbern und Thälern zurück; letztere hocken im Kreise nieder, in ihre weißen Mäntel gehüllt auf die Bezahlung wartend; die Männer bilden einen, die Kinder einen zweiten Kreis, und so geht alles in seiner Ordnung. Ein Grab ist unser Eßzimmer; daß die lange türkische Pfeife und der Kaffee in seinen kleinen Schälchen, die statt der Untertasse ein metallenes Täßchen haben, nicht fehlen, versteht sich von selbst. Aber von der Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels können Ihnen selbst die klarsten deutschen, ja auch die römischen Nächte noch keinen Begriff geben. Gerade über uns leuchtet der Orion, unter ihm der Kanopus, den Europa nicht kennt; dagegen hat der Polarstern sich schon tief gegen den Horizont geneigt, und der große Bär ist nicht mehr „unteilhaftig der Salzflut".

Jede Pyramide bildet den Mittelpunkt eines Gräberfeldes, auf welchem die Verwandten, Priester und hohen Beamten des königlichen Erbauers begraben liegen, teils in Kammern in den Felsen gehauen, teils in hohen Malen, die in rechteckiger Gestalt mit schrägen Wänden und flachen Decken meist etwa 4 m hoch aufgebaut sind, als solide Würfel aus gewaltigen Quadern. In diesen Malen findet sich dann meist eine Kammer voll reicher Hieroglyphen und bildlicher Darstellungen, die als Kapelle gedient haben mag, und hinter derselben ein tiefer Schacht oder Brunnen. Ähnlich ist die Einrichtung der Felsengräber, und die Gesamtanschauung dieser Denkmäler giebt die überraschendsten Aufschlüsse über die Bedeutung der Pyramiden und ihr Verhältnis zu den vor ihnen erbauten Tempeln. Die Hieroglyphen und Darstellungen in den Gräbern, aus denen frühere Reisende nur einzelne pikante Lebensszenen ausgezogen, sind sowohl für die Sprache, wie für die künstlerische Entwickelung und für die Geschichte jener uralten Zeit sehr wichtig, und die Reihenfolge der Namen giebt manchen geschichtlichen Anhaltepunkt. Manchmal können wir eine und dieselbe Familie in verschiedenen Gräbern durch drei Geschlechter hindurch verfolgen. Der künstlerische Charakter der uralten Hieroglyphen ist in fester, gesunder Derbheit und Wahrheit sehr eigentümlich ausgesprochen, und sehr bald sowohl von der Blütezeit der Thutmosis und Sesostriden, als von der Zierlichkeit der

Psammetiche zu unterscheiden. Aus ersterer finden sich hier nur einzelne verlorene Spuren; die große Sphinx, deren Inschrifttafel wir zum erstenmal genau haben, ist bekanntlich von einem Thutmosis; aus der Zeit der Psammetiche aber, ungefähr 700 Jahre vor Christus, hat sich eine ganze Gräbergruppe zwischen die vielleicht schon damals sehr zerstörten Bauten der ältesten Zeit eingenistet.

Aber keine Karte, keine Worte, keine Bilder können Ihnen den Eindruck dieser Stätte, wo der Tod sich in seiner majestätischen Größe zeigt, geben. Mit den Pyramiden geht es wie mit dem Kolosseum von Rom, das Auge oder die Seele kann den Eindruck ihrer Größe nicht festhalten, und man wundert sich immer von neuem darüber, wenn man den Blick wieder darauf richtet. Die ungeheure riesenhafte Masse ist in die einfachsten geometrischen Formen eingegrenzt; sie wirkt ganz als Masse und ist doch auch durch die Form vollkommen beherrscht, darum erdrückt sie nicht mehr; der Geist hat ihr schon sein Siegel aufgeprägt. Interessant ist es mir, bei diesem Anblick unserer germanischen Baukunst zu gedenken, deren vollkommenstes Meisterwerk, den Kölner Dom, ich noch vor kurzem in all seiner Pracht gesehen, und dessen Eindruck mir daher so lebendig vor Augen steht. Da hat der Geist sich in einen Kampf mit der Masse eingelassen und hat sie überwunden — ähnlich wie sie im Organismus überwunden ist durch das Lebensprinzip, und zuletzt mit freiem heiteren Spiel der Willkür über der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit schwebend, entfaltet sich dort jene Linie in immer neuen Blüten und Gliedern; die einfache, zu Grunde liegende mathematische Linie ist wie durch einen reichen Schleier verhüllt, wie mit den freien schwellenden Formen des Lebens umkleidet. Hier dagegen kommt alles darauf an, daß die einfache mathematische Linie in der Masse selbst sich ganz klar dem Auge entgegenstelle und sich der Seele ungestört in ihrer herrschenden Gesetzmäßigkeit aufdränge. Sie bringt dadurch einen ungeheuren, aber erhebenden Eindruck hervor. Die zweite Pyramide, die Chephren (Schafra der Hieroglyphen) erbaute, liegt etwas höher als die größte; auch ist an der Spitze ein Stück der Bekleidung erhalten, welches sie jetzt über die größere hervorragen macht. Dieser glatten Bekleidung wegen ist aber die höchste Spitze fast unzugänglich; doch sind Lepsius und Bonami oben gewesen; wir andern drangen nur bis unter die Bekleidung vor, was leicht ist. Ein Panorama von der Spitze, gerade im Mittelpunkt des Ganzen, ist eine der interessantesten unter der Masse von Zeichnungen, die wir von diesem wenig durchforschten Feld mitbringen. Auch eine Anzahl Gipsabgüsse der bedeutendsten Sachen hoffen wir unserm Museum zu gewinnen.

In dieser großartigen Umgebung haben wir nun unsere Weihnacht gefeiert. Von der Spitze der großen Pyramide leuchtete abends ein prächtiges Feuer, höher als das Kreuz auf St. Peters Dom. Im Innern der Pyramide aber, in der hohen, rings mit Granitblöcken von fast 6 m Länge gedeckten Kammer des Königs hatten unsere deutschen Freunde ein Christfest

angerichtet; in dem Sarkophag des Cheops stand ein schöner Palmbaum, mit unzähligen Lichtern und Südfrüchten geschmückt.

Nach einigen Tagen werden wir von hier aufbrechen und uns nach dem nur wenige Stunden entfernten Sakkara wenden, wo auch kleinere Pyramiden sind, und wo wohl der eigentlich älteste Begräbnisplatz für Memphis war. Von da geht es nach dem eine Tagereise entfernten Fayum, wo Labyrinth und Mörissee unserer harren, für welche der ausgezeichnete Architekt Linant, im Dienst des Paschas, bedeutende Vorarbeiten gemacht hat.

Sakkara, 30. März.

Daß ich an einem solchen Tage, wie der heutige, an Sie schreibe, um den Abgang des Postdampfschiffes nicht zu versäumen, müssen Sie mir hoch anrechnen; denn es ist einer von den Tagen, wo man vollkommenes Recht zu haben meint, höchstens für sich selbst, keineswegs aber für andere zu leben. Sie kennen einen römischen Scirocco; Sie kennen auch einen Londoner Novembernebel — setzen Sie diese beiden zusammen, substituieren aber dabei in dem Gemenge des letzteren dem dicken rötlichen Rauch einen noch dickeren rötlichen Sand, und geben Sie dem Ganzen eine Temperatur von 34—36° C., so haben sie einen Tag des Chamsinwindes, wie wir ihn am Montag hatten und heute wieder haben. Mit Mühe macht sich um Mittag die Sonne Bahn durch diese dumpfe, schwere Masse; aber das Gebirge gegenüber ist nicht zu erkennen, kaum die nahen Dörfer des Nilthals; heute morgen sah man nicht über dreißig Schritte weit. Wenn ich dem noch hinzufüge, daß dieser Wind seinen Namen (die Fünfzig) von der Zahl der Tage hat, die er in dieser Jahreszeit zu wehen pflegt, so mögen Sie sich einen ungefähren Begriff von der Stimmung machen, in die ein solcher Tag den Reisenden versetzt, und werden diesen Brief mit angemessener Nachsicht beurteilen. Wir leben unter Gräbern; unsere Beschäftigung ist nur mit den Toten. Denn alle Spuren einstiger Herrlichkeiten sind von der Stätte des alten königlichen Memphis verschwunden. Die Paläste der Könige und die Tempel der Götter sind so spurlos vergangen, wie die Hütten der Armen, nur die Wohnungen der Toten haben sich erhalten. Die Stätten des alten Memphis deckt größtenteils ein weit ausgedehnter Palmenwald, in welchem mehrere Dörfer auf Schutthaufen oder Unterbauten alter Ziegel von Nilerde liegen. Bei dem Dorfe Mit-Rahenne sind ungeheure Wälle oder künstliche Hügel von solchen Ziegeln; man hat sie für Umwallungen gehalten und gar von dem Wall gefabelt, durch den Menes den Nil abgedämmt habe — nach Herodot $2^1/_2$ Meilen weiter südlich; wir sind geneigt, sie für Reste mächtiger Unterbauten zu halten, für jene Höhen, auf welchen nach Strabo die Königsburg lag. In ihrer Nähe liegt auf dem Antlitz, teilweise noch im Schlamm begraben, der Koloß des Ramses-Sesostris, der zu dem Schönsten gehört, was die ägyptische Skulptur aufzuweisen hat. Das vollkommen wohl erhaltene Gesicht ist von einer Schön-

heit und Feinheit der Formen und des Ausdrucks und von einer Vollendung der Arbeit, die man an dieser Stätte nur mit Wehmut anschauen kann. Unweit davon Bruchstücke eines gleich großen (10 m) Kolosses und einige kleine Statuen von Granit, auch eine Thürschwelle und wenige andere Bruchstücke. Alles dies bezeichnet wohl wenigstens die Nähe des Tempels des Phtha (Vulkan), der beinahe das größte Heiligtum Ägyptens war, und das ist alles, was von Memphis geblieben! An Ausgrabungen können wir in dem feuchten, schollігen, jetzt noch dazu meist bebauten Boden nicht denken; unser Arbeitsfeld ist die Wüste.

Am Rande dieser Wüste, gerade westlich von jenen Resten, zwischen Abusis und Sakkara, hängen dann unsere Zelte am steilen Felsenabhang auf einer kleinen Terasse auf halber Höhe des Wüstenplateaus, mit der herrlichsten Aussicht nach Osten über die Thalebene auf die Steinbrüche des Mokattam; in den Felsen hinter uns sind große Gräber, darunter ein sehr interessantes mit vielen Kammern, sternverzierten Decken und Wänden voll von hieroglyphischen Inschriften, die lange Kapitel aus dem Totenbuch enthalten; es ist aus der Zeit der Psammetiche. Das Wüstenplateau selbst ist hier nichts als ein weit ausgedehntes Gräberfeld, seit Jahrtausenden von Toten und von Schatzgräbern durchwühlt; nur die unterirdischen Grabkammern, die Schachte und Brunnen haben sich erhalten; die Grabgebäude sind verschwunden bis auf wenige Spuren. Sind doch selbst viele Pyramiden bis auf die Grundfläche abgetragen. Welchen Anblick mußte in alten Zeiten diese „Berghöhe" mit vielen Pyramiden, den „Gräbern der Könige" darbieten, als Strabo sie sah! Noch jetzt ist's ein staunenswerter Anblick, von jenen Ziegelhügeln bei Mit-Rahenne gesehen. Da sieht man zuerst in Nordosten auf hohem und steilem Fels die Pyramide von Abu-Roasch, von der nur der untere Teil erhalten, dann, etwa eine Meile weiter nach Süden, die drei Riesen von Gizeh; etwa anderthalb Meilen weiter die Gruppe von Abusis, von der sich drei auszeichnen; wieder eine halbe Stunde weiter, gerade im Osten, unsere vier Pyramiden von Sakkara; in gleicher Entfernung von da nach Süden, von den vorigen durch einen Thaleinschnitt getrennt, in dem ein großer Weg zur Nekropole (Totenstadt) hinaufgeführt haben muß, vier andere, die man auch noch nach Sakkara benennt; dann über eine halbe Meile weiter die merkwürdige Gruppe von Daschur, aus zwei riesenhaften Pyramiden von Quadern (ähnlich der Bauart derer von Gizeh und an Größe der des Mykerinus zu vergleichen) und zwei anderen nicht minder interessanten aus Ziegeln von Nilerde bestehend. Bei der zweiten Gruppe von Sakkara zeichnet sich noch ein großes, rechteckiges Grabgebäude aus mächtigen Blöcken aus, etwa 120 Schritte lang und 30 breit, von den Einwohnern Mortabat el Farahan — Thron des Pharao — genannt. Ob man ehemals die mehrere Meilen stromaufwärts gelegenen Pyramiden von Lischt und Meidun von da aus gesehen, mag zweifelhaft bleiben; aber gewiß ist, daß zwischen diesen Gruppen vereinzelt, aber meist mit einem Gräberfeld

umgeben, noch eine Anzahl anderer Pyramiden gestanden, von denen zum Teil nur der Unterbau erhalten ist; viele kleinere neben den größeren, offenbar für Familienglieder der Könige, nicht für selbständige Herrscher bestimmt.

Merkwürdig ist es, daß sich beweisen läßt, daß die bestgebauten die ältesten sind; ebenso bei den Grabmälern. So beginnt unsere Kenntnis ägyptischer Kunst bei einer Stufe der Vollendung architektonischer Technik und Tüchtigkeit des Baues wie der Skulptur, die, in jenem grauen Altertum so unmittelbar aus der Nacht hervorspringend, Staunen erregen muß.

Die ältesten Gräber sind wahrscheinlich schon im Altertum, zum Teil schon von den Hyksos geplündert und zerstört worden. Doch haben wir einige Mumien gefunden in bisher unberührten Gräbern, die wir in die Pyramidenzeit setzen müssen. Es ist ein eigenes Gefühl, in einen solchen eben geöffneten tiefen Schacht hinabzusteigen und unten in der Seitenkammer den noch unberührten hölzernen, inwendig reich bemalten Sarkophag zu öffnen; drinnen liegt, meist in einem zweiten innern Sarge, der Tote in ein Leichentuch von der schönsten, festesten Leinwand mit zierlichen Fransen sorgsam eingeschlagen, das Antlitz mit einer Maske von einer Art papier maché bedeckt, der Körper aber meist sehr zerstört, das Haupt auf eines jener zierlichen hölzernen Kissen oder Gestelle gestützt, die Sie wohl aus den Museen kennen; neben ihm liegt meist sein Stock, der Wanderstab seiner Pilgerschaft! Einmal fanden wir auch einen Bogen dabei. Auf den Sarkophagen standen mehreremale Schiffe mit Ruderern, auch das Modell eines Häuschens und einer Scheune von Holz und sehr roh gearbeitet. Dergleichen Sachen sind in Theben viel schöner; was wir hier gefunden, hat nur den Wert des höheren Altertums. Nicht ohne fromme Scheu kann man diese Räume, welche die Pietät der trauernden Freunde geschmückt, dieser Zeichen frommer Liebe berauben; doch die Gegenwart mit ihrem Wissensdrang macht ihr Recht, wenigstens ihre Macht über den Tod geltend.

Die Araber hier, gewöhnt an die habgierigen Ausgrabungen der Antiquitätenkrämer, können nicht recht begreifen, was wir wollen, und sehen uns verwundert an, wenn wir mehr nach beschriebenen Steinen, als nach goldenen Arm- und Halsbändern u. dgl. suchen. Uns aber ist die schönste Mumie ohne eine geschichtliche Andeutung natürlich viel weniger wert, als ein unscheinbarer Stein mit einem Königsring, und wir sind glücklich genug gewesen, auch hier einige neue bisher unbekannte Königsnamen aus der ältesten Zeit zu finden. So reiht sich Bruchstück an Bruchstück, um die Geschichte der ältesten Zeit aufzuklären, mit der wir in innigem Zusammenhang des Bewußtseins stehen können. Äußerst wichtig ist uns darum dieser erste Teil unserer Reise, der sich über Erwarten so lange verzögert hat; der Süden kann uns wohl eine reichere Anschauung ägyptischen Lebens, aber keine geschichtlichen Ergebnisse von gleicher Wichtigkeit geben. Manche von den wichtigsten Steinen finden wir vermauert in den Häusern der nahegelegenen

Dörfer, aus denen sie meist mit Leichtigkeit zu erhalten sind. Die Einwohner der nächsten Dörfer hier genießen keines besonderen Rufes; doch haben wir eben keine Ursache zu klagen. Es ist ein Volk von edlen Anlagen und nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller, die das Land kennen, viel bildsamerer Natur, als die Türken. Möchte nur einmal ein Versuch gemacht werden, sie zu bilden! Was hilft die Bildung von Fabriken, Flotten, Heeren, wenn die bildsamen Menschen nicht gebildet werden! Dagegen liegt in der Natur des Türken etwas Nobles, Feines und wenigstens der Anschein einer sittlichen Würde, die dem Araber abgeht. Daher das Übergewicht, das dem Türken immer über und gegen den Araber zu Gebote steht, und von dem wir mancherlei Beispiele gesehen. Bei einem neulichen Besuch in Abusis trafen wir mit einem türkischen Steuereinnehmer zusammen, der uns zu Pfeife und Kaffee auf seinen im Schatten ausgebreiteten Teppich einlud, während sein koptischer Schreiber mit den Ältesten des Dorfes die Steuer abmachte; neben ihm standen die gefürchteten Waffen seines Amtes: Stock und Kurbatsch (Peitsche aus der Haut des Nilpferdes). Das Dorf zählt etwa 300 erwachsene Männer und zahlt dem Pascha monatlich 24 Beutel, d. i. 2448 Mark — eine Summe, die nicht nach Kopfzahl, sondern nach den Ländereien berechnet wird. Für einen Feddan, ungefähr einen Morgen, werden jährlich im Durchschnitt 57 Piaster (à 20 Pf.) bezahlt; das ist Pacht und Steuer in einem.

Das Nilthal steht jetzt in voller Frühlingspracht da; die Hülsenfrüchte sind fast reif, das Korn schon lange in schweren Ähren nickend, Gurken und Melonen Früchte ansetzend; erstere zum Teil schon reifend. Diesen drohte neulich ein gefährlicher Feind: ein ungeheurer Heuschreckenschwarm, der, von Südwest kommend, die Luft wie ein dichtes Schneegestöber erfüllte, in stundenweiter Erstreckung — uns ein interessantes Schauspiel. Mehrere Tage zogen sie so heran; dann sah man sie millionenweise am Rande der Wüste liegen, die von weitem wie mit grünem Moos bedeckt erschien — alle in Paaren, die Weibchen grau, die Männchen grünlich-gelb. Regen und Gewitter hinderten sie, hier großen Schaden zu thun, wirksamer als die Feuer und Trommeln, mit denen die Bauern sie von ihren Melonenfeldern zu verscheuchen suchten. Am neunten Tage waren sie alle verschwunden. So ist die Witterung noch immer wechselnd, von großer Hitze und trockenem Sandtreiben zu Kälte und Gewitterregen, welche oft von der Wüste kommen, sich jedoch meist erst über dem Thale entladen. An schönen, etwas luftigen Tagen ist eine Temperatur von 29—30° C., eben, was man wünscht; mehr haben wir nur selten gehabt. Auch der Frühlingsschmuck der zierlichsten Feldblumen fehlt dem Thale nicht; Veilchen werden freilich nur in Gärten gezogen; mit einem schönen, heimatduftenden Sträußchen beschenkte uns neulich Soliman Pascha (Oberst Selves), der in seinem Garten wohl ein dankbareres Kulturfeld finden mag, als in der ägyptischen Armee. Er will in diesem Jahre einen Versuch machen mit der neuerlich aus Algier gemeldeten

Entdeckung der Zuckergewinnung aus der Kaktusfrucht; Rosen werden wir im Fayum finden, wo wir unsere Ostern zu feiern hoffen. Denn hier sind wir nun so gut wie fertig und mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt.

b) Volksleben in Kairo.

Sakkara, 17. April.

Die ganze Umgegend ist äußerst fruchtbar; aber fast vier Fünftel des Ertrages gehen an den Pascha. Fast alle Dörfer sind in beständigen Rückständen. Ein reicher Mann ist Zielpunkt aller Ränke von oben und unten. Die Leute hier in Sakkara und Abusis stehen übrigens in keinem besonderen Ruf, doch haben sie alle patriarchalische Sitten. Gestern abends kam der Schech von Sakkara mit den Wächtern und setzte sich zu unserm Kaffee ins Zelt. Er hatte seinen Sänger mit, welcher niederkauernd, unter ausdrucksvollen Bewegungen der Arme und des Kopfes, die beliebte Romanze von Abu Zeid sang (über die Sie in Lanes vortrefflichem, durchaus lesenswerten Werke nähere Auskunft finden). Der Sänger trug mancherlei fast die ganze Nacht über vor, und da mein Zelt etwas entfernt stand, tönte der einfache Rhythmus, die eintönige Melodie gar nicht unangenehm durch die stille, schöne Vollmondnacht herüber. Das Volk ist leiblich ein prächtiger Menschenschlag; schöne Gesichter wie in Alatri von Olevano muß man freilich hier nicht suchen; aber sie sind vortrefflich gebaut, schlanke und kräftige Gestalten, durch geringe Bekleidung und viele Bewegungen in der Luft vollkommen ausgebildet.

So oft ich aus der Einsamkeit unserer Wüste nach Kairo komme, überrascht mich stets aufs neue die wunderbare Mannigfaltigkeit des orientalischen Lebens. Nichts ist dem bunten Gewimmel am Hafen von Alt-Kairo zu vergleichen, wo ich gewöhnlich Halt zu machen pflege. Große Haufen verschiedenartigen Getreides liegen aufgeschüttet; daneben sitzen die Eigentümer rauchend in ihrer orientalischen Ruhe; zwischendurch drängen sich Kaufleute in langen Gewändern, Fellahs und Beduinen in Lumpen, Soldaten in schmutziger Uniform, hier und da ein Arnaut in prächtiger Kleidung mit schweren, schön verzierten Waffen; Waren aller Art werden feilgeboten von Trödlern aller Farben, vom Schwarz des Negers bis zum Weiß des Europäers; Pferde galoppieren, Kamele schreiten langsam durch das Gedränge; Boote laufen ohne Aufhören ein und aus. Und dahinter breitet sich nun im hellsten Sonnenglanz der herrliche Strom, durchschnitten in allen Richtungen von unzähligen Barken und Booten jeder Größe mit ihren so malerischen ungeheuern dreieckigen Segeln. Aus der Mitte des Stromes erhebt sich das reiche Eiland Rodda mit seinen üppigen Gärten, aus denen heitere weiße Landhäuser im neutürkischen Stil vorleuchten; am jenseitigen Ufer ebenfalls Gärten und Häuser, dann die Palmen und Minarets von Gizeh und dahinter in blauer Ferne, riesengroß, die Pyra-

miden. Das sieht sich vom gastlichen Café, in das die Schwalben ein- und ausfliegen, während oben in der Luft Habichte und Geier kreisen, gar behaglich an.

Endlich muß ich Ihnen doch auch von den Festlichkeiten des Mulid en Nebbi, d. h. des Geburtsfestes des Propheten, erzählen, die mir, wie alles, was ich bisher von dem religiösen Leben der Mohammedaner gesehen, einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht haben, durch das dumpfe schwärmerische Wesen, gegen welches doch selbst unsere ärgste Mystik auf einer ganz anderen Stufe steht. Es war zwar auch manches Heitere dabei. So bot der große Platz Birket el Esbekieh (der bei einer Überschwemmung unter Wasser steht) und die daran stoßenden, mit Konditorläden gefüllten Straßen, besonders abends im festlichen Schmuck bunter Lampen, einen seltsamen, aber heiteren Anblick dar. Am Platz waren eine Menge großer bunter, weit offener Zelte aufgeschlagen, reich erleuchtet, teils zum Kaffeetrinken, teils zu den religiösen Tänzen bestimmt; an hohen Mastbäumen hingen Lampen in mancherlei Formen und Zusammenstellungen; eine Anzahl Schaukeln trieben ihre Räder auf und ab oder im Kreise herum zu höchstem Ergötzen alter und junger Kinder; zahlreiche Gruppen saßen im Kreise um Märchenerzähler, Tänzer (Tänzerinnen sind jetzt verboten und verbannt) und Sänger des Abu Zeid und anderer Romanzen; eine Menge Volks drängte sich im hellsten Mondschein zwischen den Zelten und Bäumen auf und ab, lärmend und schreiend, oder saß ruhig bei einer langen Pfeife, des schönen Abends sich freuend, während viele dort im Freien ihre Nachtruhe hielten. Das alles war recht hübsch; wenn man dann aber eine Prozession der wilden, halb betrunkenen, halb begeisterten Derwische (Leute aus dem Volk, Arbeiter, die sich aber zu einer der vier großen Klassen oder Sekten der Derwische zählen) hinter einer mit Sprüchen gestickten Fahne herziehen sah, oder zu einem der Kreise unter Zelten oder freiem Himmel hintrat, wo ein Zikr gehalten wurde, da ward einem grauenhaft zu Mute. Ein Zikr ist ein Tanz, von diesen Derwischen und jedem beliebigen ausgeführt, während andere ein Kapitel aus dem Koran singen; die übrigen fallen dabei von Zeit zu Zeit ein, murmeln aber immer das Wort Allah, auf einer Stelle stehen bleibend, aber die mannigfachsten Bewegungen machend. Sie fangen an mit leiser Stimme, sanftem Nicken des Kopfes und Erheben der Hand, allmählich aber steigern sie sich bis zu den lautesten, wiewohl heiseren Tönen und den fürchterlichsten Verzerrungen des Leibes und Antlitzes — immer Allah! Allah! murmelnd oder schreiend. Bisweilen sollen einzelne sich bis zu Krampfanfällen erregen. In der Mitte eines der Zikr stand an einem großen Mast ein uralter Schech, von ehrwürdigem Ansehen, mit langem grauen Bart, vom Gürtel auf nackt, barhaupt (auch bei Tage in der heißesten Sonne), die Hände über den Bauch gefaltet; stundenlang stand er, das Haupt von der Linken zur Rechten in nickender Bewegung erhaltend — wofür er besonderes Ansehen und Ehre genießt. Es war wie eine wunderbare dämonische

Gewalt über diesen Leuten, als wären sie vom Gotte besessen, als vereinigte sich ihr ganzes Leben und Dasein in der Achtung dieses einen ausschließlichen Gottes, dessen Namen sie ausrufen — „des Wahren, des Ewigen, des Einen und Allmächtigen" — der aber die Freiheit und die Liebe nicht kennt. Es steigen einem seltsame Gedanken dabei auf, und manche Erinnerung an die Schellingschen Vorlesungen wurde in mir lebendig. Es war wirklich, als sähe man noch eine jener enthusiastischen, schwärmerischen Religionen des Altertums vor sich, nur mit ihrem ganzen Charakter auf einen Gott übertragen. Der Islam ist in der That eine ganz vorchristliche Religion, und es ist sehr interessant, mit dieser Stufe des Bewußtseins einmal in lebendige, sinnliche Berührung gekommen zu sein. Was hat das Christentum und die Weltgeschichte nicht alles an und in uns occidentalischen und germanischen Völkern gebildet — welchen Rhythmus, welche Melodie von Seelen- und Geistesschwingungen sich folgen lassen; der Orient steht im Grunde noch immer da, wo der Islam ihn gefunden.

Bei Tage sah man viele Frauen unter dem Volksgedränge, bei Nacht auch nicht eine einzige. An einem Tage sah ich, was man eine Derwischin nannte, eine in Lumpen gehüllte Frau, ohne Schleier, mit fliegendem Haar, vom Volke geneckt und auf dasselbe mit einer langen Stange losschlagend, wahrscheinlich wahnwitzig. Aber das Merkwürdigste ist am letzten, dem Haupttage des Festes, Dienstag den 11. dieses Monats, die Prozession der Doseh.

Sie erinnern sich des schönen römischen Blumenfestes, der Infiorata von Genzano, wie dort die Leute mit Lust und Liebe den ganzen Tag über den zierlichen Blumenteppich bereiten, und die Erde, über welche die Füße der Gesalbten, die das Heilige tragen, hinschreiten sollen, in tausend Farben und Lichtern zu erblühen scheint; wie die weite Straße ein Blumenfeld wird, bis dann endlich in den goldenen Abendstrahlen auf wallender Fahne das Bild der göttlichen Himmelskönigin heranwallt, von den schönsten der irdischen Frauen und Mädchen gefolgt. Welch kindlicher, freundlicher, liebevoller und heiterer Dienst! Nun sehen Sie die Prozession des Islam. Der Schech, einer Derwischsekte angehörig, zog aus der Moschee, wo er gebetet, mit einem großem Gefolge über den Esbekieh-Platz nach der Wohnung eines anderen Schechs, kurz nach der Mittagsstunde. Die Menschenmenge auf dem Platz drängte sich, essend und trinkend, dazwischen. Endlich wurde die Volksmenge auseinander getrieben, es bildete sich eine Gasse, ich gelangte glücklicherweise in die erste Reihe, wo ich mich mit dem nächsten zerlumpten und bärtigen Muselmann umfaßt hielt, um sicher zu sein gegen das Gedränge. Durch die Gasse kam nun ein wüster Haufe fanatisch aufgeregter Derwische geschritten, gerannt, getaumelt, sich umfaßt haltend, Schaum vor dem Munde, Allah! Allah! rufend, die stieren Augen fast leblos. Nach wenigen Schritten warfen sie sich mitten in der Gasse aufs Angesicht nieder, ihrem Beispiele folgten bald mehrere, und so bildete sich durch die ganze

Gasse ein Teppich von Menschenleibern, dicht aneinander gedrängt, quer durch gelegt, die Arme vor sich gestreckt; unmittelbar an den Köpfen und Füßen standen in dichten Reihen die Zuschauer. Über die Menschenleiber hin liefen ein paar andere Derwische, sie zurecht legend, Gebete und den Namen Allah über sie murmelnd. Es mochten wohl über hundert daliegen, soweit ich sehen konnte, dicht gedrängt; viele zitterten am ganzen Leibe, alle murmelten Allah! Immer von neuem ergriff einen aus der umstehenden Menschenmenge, alt oder jung, die Wut, sich plötzlich auch neben die Liegenden zu werfen. Da kam der Zug des Schech, voran zu Fuß mehrere Fahnenträger, über die Männer hin, dann der Schech zu Roß, eine alte ehrwürdige Gestalt. Das Roß, von zwei Derwischen geführt, scheute sich zuerst, den Fuß auf die Menschen zu setzen, aber nach einigem Widerstreben gelang es, und nun zog es langsam, gemessenen Schrittes, obwohl noch immer etwas widerspenstig, über den Teppich von Menschenleibern hin. Es war ein grauenhafter Anblick! Einige Derwische folgten noch nach; die Getretenen, von denen jeder zwei Tritte vom Huf bekommen haben mußte (sie hatten so dicht gelegen, daß das Pferd auch nicht ein einziges Mal dazwischen hätte treten können), sprangen meist auf und schlossen sich der Prozession an, einige aber mußten aufgehoben und teils besinnungslos, teils in bittern Schmerzensschreien weggeschleppt werden. Das Volk aber sagt, daß keiner verletzt werde, infolge des Namens Gottes und der Gebete, die der Schech in der Nacht zuvor verrichtet. Dieser zog nun nach dem Hause des anderen Schech; in dem Hofe desselben wurde dasselbe Schauspiel des Hinreitens über die Menschenleiber wiederholt, damit es mit Bequemlichkeit diejenigen sehen konnten, welche der Schech besonders in sein Haus einlud, worunter immer viele angesehene Franken sind. — Ich ging auch noch nach dem Hause des Schech, dort aber waren nur die gewöhnlichen Zikrs, und das sonst wohl vorgekommene Auffressen von Schlangen und Glas fand diesmal nicht statt.

Es ist mir sehr lieb, daß ich diesen grauenvollen Gottesdienst einmal mit angesehen und die Menschen in ihrer Dummheit, ihrem Fanatismus und ihrer Gleichgültigkeit dabei beobachtet habe. Aber wie wohl war es mir doch, als ich dem allen entflohen war und am Gründonnerstag auf meinem Dromedar durch Palmenhaine hindurch unsern Zelten zuritt, zur Feier eines stillen Osterfestes in unserer Wüste.

3. Ägypten und der Nil.*)

Das Thal Ägyptens nimmt in seiner Länge etwa den vierten Teil des Landes ein, welches der Nil auf seinem Laufe von Mittag gegen Mitternacht, bis er sich ins Mittelländische Meer ergießt, durchströmt. Dieser Fluß tritt in Ägypten ein, nachdem er den Katarakt (Wasserfall) von Assuan und Elefantis zurückgelegt hat. Auf dem rechten Ufer ist das fruchtbare Land durch Sand, die arabischen Gebirge und das Rote Meer begrenzt; auf dem linken Ufer sind die Wüsten Libyens mit ihren Oasen. Nach der Sage wäre einst der Nil zwischen Asien und Afrika die Grenze gewesen. So viel ist gewiß, daß der durch den Nil befruchtete Teil Ägyptens durch seine reiche Vegetation zwischen zwei weiten, gleich öden und unwirtlichen Ländern eine Scheidewand bildet.

Die Länge des Thals von Ägypten in der Richtung von Süden nach Norden mit einer kleinen westlichen Abweichung beträgt $7^1/_5$ Grad, gerade den 50. Teil des Umfanges der Erde, wie die Alten sagten. Zwei Bergketten schließen dieses Thal im W. und O. auf etwa zwei Dritteilen seiner Ausdehnung; hierauf erweitert es sich plötzlich zu einer großen dreieckigen Ebene, die durch Wasser des in mehrere Arme gespaltenen Nils und seiner zahlreichen Verbindungskanäle vielfach durchschnitten wird.

Ägypten zerfällt in drei große Landschaften: sie heißen Oberägypten (Thebaïs), Mittelägypten (Heptanomis), Niederägypten oder das Delta, weil die an das Meer anstoßende Ebene zwischen den äußersten Armen des Nils die Triangelform dieses griechischen Buchstabens hat. Mehrere Seen, darunter einige vom Umfange von 90 km, liegen an dem Ufer des Meeres, mit dem sie durch Durchschnitte, in welchen man alte Mündungen des Nils erkennt, zusammenhängen. Wirklich hat sich manches seit dem Altertum sehr verändert. Die Anschwemmungen des Flusses und des Meeres haben sich vermehrt und die Länge der Grundlinie des Delta vergrößert. Dagegen befindet sich ein Teil des Landes, den die alten Ägypter mit Dämmen schützten, heutzutage unter Wasser, und man schreibt die seit der geschichtlichen Zeit vorgefallenen Einsenkungen der Ausdehnung mehrerer dieser Seen zu. Durch neuere Arbeiten wurden einige derselben so hergestellt, daß sie jetzt zum Schiffahrtsverkehr zwischen dem Nil und dem Hafen von Alexandrien dienen.

Zwei Bergketten engen, mit Ausnahme des Delta, das ganze Thal Ägyptens ein. Diese Gebirge sind von mittlerer Höhe, unbebaut und vom Fuß bis zum Gipfel völlig kahl. Von ihrem Endpunkte gegen Niederägypten

*) „Ägypten" von Champollion-Figeac. (Deutsch von Dr. Mebold.) „Weltgemälde-Galerie." (Stuttgart.) Samuel White Baker: „The Albert Nyanza". (London.) „Samuel Bakers Entdeckungsreise 2c." (Ausland.)

bis etliche km vor dem Katarakt sind beide kalksteinartig, weiterhin bestehen sie aus dem zu den Bauwerken von Theben benutzten Sandsteine. Gegen Syene und Philä trifft man die Steinbrüche mit dem rosenfarbenen Granit, berühmt durch die großen Denkmäler, die dort ausgehauen wurden, und von wo auch der nach Paris gebrachte Obelisk von Luxor herstammt. Diese beiden Ketten nähern sich zuweilen, zuweilen gehen sie wieder auseinander, so daß das Thal eine verschiedene Breite hat, die aber gegen das Meer hin immer mehr zunimmt.

Die arabische Kette bricht bei Kairo plötzlich ab. Die libysche oder westliche Kette läuft im Norden in einer weniger steilen Böschung aus. Auf der Höhe von Kairo, das auf dem rechten Ufer des Nils liegt, entsendet sie gegen das Innere des Thals einen Absenker, der die Plattform (plateau) der Pyramiden bildet und, gegen Nordwesten vorgehend, in den Sandebenen des Delta sich verliert. Dort ist es, wo sich das Thal der Natron-Seen und des sogenannten Flusses ohne Wasser bildet, der wirklich nichts enthält als eine beträchtliche Menge versteinerten Holzes.

Man kann vorstehende Bemerkung in die Worte zusammenfassen: Ägypten ist ein angebautes Thal, ein Streifen Pflanzenerde, der sich durch die Wüste zieht. Sonst bilden die Thäler, welche großen Flüssen zum Bette dienen, eine Art Wiege, wo die Wasser den untersten Grund einnehmen. Anders ist es in Ägypten. Der Querdurchschnitt stellt sich hier als eine leichte konvexe Kurve mit tiefer Ausrandung der oberen Teile dar, welche bei niederem Wasserstande das eigentliche Nilbett ist. Aus dieser seltsamen Gestaltung des Bodens folgt, daß der Fluß, wenn er sich ein wenig über das Niveau des Ufers erhebt, den ganzen rund erhabenen Teil des anstoßenden Landes, d. h. das ganze angebaute Land, überschwemmen muß. So ist Ägypten nichts als das Flußbett des Nils, und was dieser nicht bewässert, ist Wüste. Die Wasser des Himmels vermögen die Wüste nicht zu verwandeln, das ist nur dem Schlammwasser des Nils möglich.

Bevor der Fluß Ägyptens Grenze erreicht, bildet er fünf Katarakte; der von Syene bei seinem Eintritt in Ägypten ist der sechste, oder wenn man vom Mittelländischen Meere aufwärts geht, der erste. Es erheben sich hier auf beiden Seiten Widerlager eines quer dahinlaufenden Gebirges, welches der Fluß, um sich eine Bahn zu eröffnen, fast rechtwinklig durchschneiden mußte. Diese Bahn ist sehr ungleich, übersäet mit mehr oder minder hohen Granitblöcken, von denen einige große Inseln sind. Diese Felsen steigen über das Wasser empor und stauen den Nil auf nach allen Richtungen. Aufgehalten von diesen Hindernissen, wälzt sich der Fluß zurück, bäumt sich auf und setzt darüber hinweg. So bildet er eine Reihe kleiner Kaskaden, deren jede wenige Zentimeter hoch ist, mit vielen Wirbeln und Schlünden.

Man könnte sich über das Vorhandensein eines solchen Hemmnisses der Flußschiffahrt wundern, wenn man an die zahlreichen Proben einer

achtsamen und weisen Verwaltung des ägyptischen Landes denkt. Allein diese Klippen von Syene, anstatt ein Vorwurf gegen die Fürsorge der alten Regenten Ägyptens zu sein, zeugen vielmehr für sie, indem man bei näherer Ansicht in ihnen ein sehr wirksames Verteidigungsmittel gegen die Einfälle der äthiopischen Völkerschaften erblickt, die mehr als einmal Ägypten angriffen und dasselbe durch die Gewalt der Waffen einer vorübergehenden Herrschaft unterwarfen, die vielleicht dauernd geworden wäre, hätte nicht dieses natürliche Bollwerk, durch Hilfe der Kunst noch fester gemacht, dazu beitragen müssen, der Eroberungslust dieser Horden Einhalt zu thun, und sie in den Grenzen ihres Gebietes südlich von Ägypten zurückzuhalten.

Das Merkwürdigste am Nil sind aber die periodischen Überschwemmungen. Es ist wunderbar anzusehen, wie jedes Jahr regelmäßig unter einem heiteren Himmel ohne irgend ein Vorzeichen, ohne eine wahrnehmbare Ursache, wie durch eine übernatürliche Gewalt die bis dahin klaren und durchsichtigen Wasser eines großen Flusses um die bestimmte Zeit der Sommersonnenwende plötzlich die Farbe wechseln, sich in einen Strom von Blut verwandeln, anschwellen, bis zur Herbstnachtgleiche allmählich steigen, das ganze umliegende Land überschwemmen, und dann in einem ebenso bestimmten Tempo wieder abnehmen, nach und nach zurückweichen, und um die Zeit, wo andere Flüsse anfangen auszutreten, in ihre Ufer zurückkehren.

Die alten Philosophen haben sich mit vielerlei Erklärungsversuchen dieser Erscheinung abgemüht. Heutzutage weiß man, daß die periodischen Regen in Kordofan, Abessinien und den noch südlicheren Ländern im Süden vom Wendekreise des Krebses die einzige Ursache dieser Überschwemmungen sind.

Namentlich ist durch Sam. Bakers*) nach dem zweiten westlichen Nilsee gerichtete Entdeckungsreise der Strombau des Nils und das Verhältnis der Hauptarme: Weißer und Blauer Fluß und Atbara — hinsichtlich ihrer Wassermenge und des periodischen Steigens klarer ins Licht gestellt worden. Als Hauptader des Nils muß jetzt unbedingt der Weiße Fluß der Araber — Bahr el Abiad — anerkannt werden, dem der Blaue Nil als bloßes Seitengewässer sich unterordnet**). Der „Weiße Fluß" nämlich strömt das ganze Jahr hindurch mit einer fast sich gleich bleibenden Wassermenge, und sein Steigen ruft keineswegs allein die großen Überschwemmungen des Unterlaufs hervor. Das Wasser des Bahr el Abiad ist grauweißlich, trübe und hat einen Beigeschmack von Pflanzenresten. Da er ein Abfluß von großen Seen ist und seine Länge so bedeutend, daß er jenseits und diesseits des Äquators fließt, also an der Regenzeit der südlichen und nördlichen Halbkugel Anteil hat, so ist er vor Wassermangel geschützt. Der Blaue

---

*) S. den betr. Abschnitt!

**) Volle Klarheit über den Bau des Stromes verdanken wir erst Stanleys letzter Expedition; vergl. S. 434 dieses Bandes.

Nil hingegen ist ein periodischer Gebirgsstrom, ein Wildwasser in großem Maßstabe. In der trockenen Jahreszeit ist er so seicht, daß er nicht einmal die kleinen Kähne zu tragen vermag, welche zwischen Sennaar und Chartum verkehren. Könnte man den Weißen Nil aus dem Flußbett entfernen, so würde der Blaue Nil niemals das Mittelmeer erreichen, sondern gleich einem Wüstenfluß auf halbem Wege verdunsten. Sein Wasser ist in der trocknen Zeit sehr schmackhaft und klar, so daß es den blauen ungetrübten Himmel Sennaars widerspiegelt, daher ihn denn auch die Araber Bahr el Azrek — Blauer Strom — nannten. Zur Regenzeit aber schwillt er an wie ein tropischer Gebirgsstrom und färbt sich dann, den Staub der abessinischen Gebirge mit sich führend, rot. Er ist der eigentliche Erzeuger des Nilschlammes, hat jedoch bei diesem Geschäfte am Atbara, seinem nördlichen Nachbar, einen Gehilfen. Der Atbara ist der letzte Nebenfluß, den der Nil zur Verstärkung erhält. Als ihn der englische Reisende Baker zuerst sah — es war am 13. Juni — stellte er sich als Ghor, d. h. als ein trockenes, blendendes Flußbett dar. Nur hier und da waren einzelne Weiher stehen geblieben, um welche sich Krokodile, Flußpferde und Leute drängten, um ihren Durst zu löschen. Zwar fallen die ersten Regen in Abessinien schon Mitte Mai, aber die Wasserbecken und Flußbetten füllen sich erst Mitte Juni. Die Regengüsse sind äußerst heftig, und der Atbara, hoch angeschwollen, tobt dann furchtbar, schleppt entwurzelte Bäume mit sich und Tierleichen, worunter die Leiber von Elefanten und Büffeln, die vom Strom plötzlich überfallen, nicht mehr entfliehen konnten. Seine Breite beträgt dann 400 m, seine Tiefe 8 m. Sobald seine und des Blauen Nils Gewässer Ägypten erreichen, hebt sich der Spiegel des väterlichen Stromes an den Nilmessern. Sie also sind es, welche das Steigen des Nils bewirken, während der Weiße Fluß früher wächst und nur wenig zu den Schwankungen beiträgt. Der letzte Regen am Atbara fällt Mitte September und von diesem Tage an bis zum nächsten Mai netzt kein Tropfen Tau und kein Tropfen Regen mehr die Grenzgebiete Abessiniens.

In Ägypten fällt fast gar kein Regen; im unteren Teile des Landes ist er eine Seltenheit, im oberen ein Ereignis. Die ganze Vegetation ist somit das Ergebnis der jährlichen Überschwemmungen des Nils, *durch die tropischen Regen veranlaßt*. Die Wirkung dieser Regen spürt man aber in Ägypten erst vier bis sechs Wochen später, als sie gefallen sind, nämlich zu Ende Juni. Von dieser Zeit an ist der Fluß *drei Monate lang* (bis zur Herbstnachtgleiche) im Steigen begriffen, und von da ab wieder drei Monate im Fallen.

Während der Überschwemmung ist der Anblick Ägyptens höchst eigenartig; es gleicht einem großen Meere, aus dessen Schoß Städte, öffentliche Gebäude und Straßen, welche die Verbindung unterhalten, hervorragen.

Nun aber die Wirkung dieser Erscheinung! Die Überschwemmungen des Nils haben inmitten einer Wüste das *Erdreich herbeigeführt*,

welches zur Entstehung eines der berühmtesten Reiche, die je bestanden, erforderlich war. Der Nil ist der Schöpfer des Bodens gewesen; ganz Niederägypten ist nichts als eine allmähliche Anschwemmung des Flusses, welcher, indem er die Grenzen der See zurückdrängte, durch seinen Niederschlag eine ganze Landschaft dem Thale von Thebaïs anfügte. Das Delta ist eine Spolie (Raub) Abessiniens, aus einer Entfernung von dreihundert Meilen durch den Fluß herbeigeschafft. Mit Recht sagten die Alten: Niederägypten sei ein Geschenk des Nils. Aber das gilt von ganz Ägypten, wenn man den kulturfähigen Boden betrachtet, der erst das Land zum Lande macht.

Die ägyptischen Priester erzählten den griechischen Reisenden, daß, als Menes, ihr erster König, den Thron bestieg, Niederägypten aus einem Moraste bestand, der sich vom Mittelländischen Meere bis zum See Möris ausdehnte, was eine Entfernung von sieben Schiffstagereisen ausmacht. Herodot fügt die Bemerkung hinzu, noch bis auf drei Tagereisen oberhalb dieses Sees sei das Land Alluvialgrund (Anschwemmung), und wirklich ist dieser bis zur ersten Spaltung des Flusses in zwei Arme, in gerader Linie ungefähr vierzig Stunden vom jetzigen Ufer des Meeres, deutlich zu erkennen.

Was Herodot und die ägyptischen Priester sagten, wurde von den neueren Gelehrten als richtig befunden, die Erhöhung des Bodens des ägyptischen Delta ist eine der wichtigsten Thatsachen, an denen die Geologie ihre Theorie üben kann. Was sich auf Menes bezieht, ist vielleicht weniger genau; die Frist scheint zu kurz, als daß der Fluß in diesem Zeitraume von 7000 Jahren die Untiefen des Meeresstrandes hätte in wohnliches und anbaufähiges Land verwandeln können.

Die Erhöhung wird durch die Stoffe bewirkt, welche der Nil von den Gebirgen Abessiniens ablöst, mit sich fortführt und nach und nach in den verschiedenen Gegenden seines Laufes zurückläßt. Durch diese Stoffe erhöht sich das Flußbett, und durch den links und rechts vom Flußbett abgesetzten Schlamm ebenso das Land umher. Es ist ein gleiches Verhältnis in diesen beiden Wirkungsarten. Aus einer Menge von Beobachtungen hat man herausgebracht, daß die Erhöhung in tausend Jahren 170 cm betrug, so daß sich seit König Menes eine Erhöhung von etwa 10 m ergäbe. Nun kam man aber bei Nachgrabungen in dem Delta auf 12—15 m bloß durch Lagen von Pflanzenerde mit Quarzsand vermischt, wie ihn der Nil mit sich führt.

Das Wasser des Nils steht schon von alters her in dem Rufe, daß es gesund sei, und die neueren Forscher haben dies bestätigt. Es ist sehr leicht und von angenehmem Geschmack, so daß ein Reisender sich der Vergleichung bedient hat, es sei unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen. Die Ägypter sagen, wenn Mohammed davon getrunken hätte, so würde er Gott um ein ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken

zu können. Man macht davon noch häufig Sendungen nach Konstantinopel für den Gebrauch des Großherrn und des Serail.

Aus dieser gedrängten Schilderung des Nils ersieht man die Wohlthaten, die er über Ägypten verbreitet. Es bildet sich, es besteht nur durch ihn. Wenn seine Überschwemmungen aufhörten, geriete es in die furchtbarste Not. Wenn der Fluß vertrocknete, würde Ägyptens Ackerboden veröden und in kurzer Zeit von der Wüste verschlungen sein. Der berühmteste Statthalter der Portugiesen in Ostindien, Albuquerque, wollte im fünfzehnten Jahrhundert, um dem portugiesischen Handel in Indien das Monopol zu sichern, Ägypten zerstören, und zu diesem Ende entwarf er den Plan, den Nil, bevor derselbe den Katarakt von Syene erreicht, abzuleiten. Der Gedanke war für menschliche Kraft zu kühn — aber es lag ihm Wahrheit zu Grunde.

Der Nil wurde von den alten Ägyptern nicht nur durch den Beinamen des Heiligen, des Vaters und Erhalters des Landes gefeiert, sondern er wurde als ein Gott verehrt und hatte einen Dienst und Priester. Man ging in der Verehrung des Stromes so weit, daß er als ein sichtbares Abbild Amuns, der höchsten Gottheit, betrachtet wurde. Er war für die Ägypter eine Offenbarung dieses Gottes, der in dieser Gestalt das Land belebte und bewahrte, weshalb auch die Griechen den Nil den ägyptischen Jupiter nannten.

Der Nil ward unter einer Person dargestellt, die von menschlicher Gestalt und sehr dick war; auf dem Haupte einen Kranz von Iris oder Schwertlilien, dem Sinnbild des Flusses zur Zeit der Überschwemmung. Der Nilgott brachte im Namen der Könige, die er unter seine Obhut genommen, den großen Göttern Spenden dar. Man sieht ihn abgebildet, wie er ein Tabulett trägt, worauf bald vier Vasen sind, gefüllt mit heiligem Wasser, und ein Zepter, das Sinnbild der Reinheit, bald Brot, Früchte, Blumensträuße und verschiedene Eßwaren, aus denen gleichfalls das Zepter der Reinheit emporragt.

4. Alexandrien und Kairo.*)

In unserem Gartenschloß am Kanal wurde uns zunächst in einem großen Empfangssaal, den ein kostbarer Teppich und vergoldete Möbel schmückten, die unvermeidliche morgenländische Bewillkommnung mit Kaffee und Tschibuk zu teil, worauf man den Hoheiten samt den übrigen Mitgliedern der Expedition ihre Wohngemächer anwies. Der Palast hätte für

*) Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha nach Ägypten und den Ländern des Habab ꝛc. (im Frühjahr 1862 unternommen). Leipzig.

eine doppelt so große Anzahl von Gästen überreichlich Raum gehabt. Die Zimmer waren in einer Mischung von orientalischem und europäischem Luxus ausgestattet; die Fenster sahen auf einen Garten mit Palmen, Orangebäumen, Bananen und anderen südlichen Gewächsen hinaus. Die Tafel, zu der man uns gegen mittag einlud, bedeckten Delikatessen aller Zonen, zu einem Mahl geordnet, das nicht weniger als dreißig Schüsseln zählte.

Alexandrien ist eine halb europäische Stadt, die sich im Frankenviertel nicht wesentlich von den Hafenplätzen am Nordgestade des Mittelmeeres unterscheidet.

Wir fuhren nach eingenommenem Mahle zunächst am Mahmudieh-Kanal hin, wo Gruppen, Alleen und Haine von Palmen, Sykomoren, Tamarisken und Orangebäumen, Züge von beladenen Kamelen, Herden von Büffeln, Schafen und sehr hübsch gebauten Ziegen, und Massen braunen und schwarzen Volkes im Turban und Fes unser Gefühl, im Orient zu sein, lebendiger werden ließen. Auf dem Kanal wimmelte es von seltsam altertümlich gebauten Lastschiffen verschiedenster Größe. Seitwärts lagen, mit ihren niedrigen graubraunen Lehmhütten, großen Ameisenhaufen vergleichbar, verschiedene Fellah-Dörfer. Arabische Kehllaute in grellen Rufen, näselnder Matrosengesang, dumpfes Gebrüll von Kamelen gaben diesem wandernden Bilde morgenländischen Treibens einen noch mehr überraschenden Eindruck. Der Kanal von Mehmed Ali, in den Jahren 1819 und 1820 erbaut, ist das großartigste Werk der Wasserbaukunst, welches in Ägypten seit der Zeit der Pharaonen zustande gekommen ist*). Nur eine so rücksichtslose Despotie, wie die damals herrschende, konnte ihn in so kurzer Zeit vollenden. Eine Viertelmillion Menschen wurde zu den Arbeiten zusammengetrieben, 20000 davon starben an Hunger und Krankheit.

Die kommerzielle Bedeutung des Kanals ist sehr beträchtlich; er ist, indem er die Stadt mit dem Rosette-Arm des Nils verbindet, die Hauptverkehrsader von Unter-Ägypten und ersetzt bei einer Breite von etwa 30 m den Bewohnern Alexandriens den Mangel eines vor ihren Mauern mündenden Flusses fast vollständig. Mächtige Haufen von Durrha und Weizen, Orangen, zahlreichen Droguen, Baumwollenballen und anderen Waren, die von den Schiffern und Lastträgern an seinen Ausladeplätzen aufgeschichtet werden, zeugen für den außerordentlichen Reichtum des Landes. Alexandrien ist durch ihn erst zur der großen Handelstadt von 231000 Einwohnern**) geworden, als welche es jetzt in der Geographie seinen Platz einnimmt,

*) Alexandrien liegt auf dem schmalen Landstreif, der den See Mareotis vom Meere trennt, 12000 Schritt von der kanopischen Nilmündung, hat zwei Seehäfen und den großen Kanal von Mahmudieh, bereits von den alten Ägyptern gegraben, dann versandet, vom Vizekönig von Ägypten neu hergestellt, — er zieht sich von der Pompejussäule bis unter die Stadt Saoué in einer Länge von 12 deutschen Meilen, einer Tiefe von $5^1/_2$ m und einer Breite von 27 m.

**) Im ersten Jahrh. n. Chr. zählte Alexandrien gegen eine Million Einwohner.

und auch die Bewässerung des Landes ist durch ihn wesentlich gefördert worden.

Unser zweiter Besuch galt der sogenannten Pompejussäule, die sich nicht fern vom Kanal und etwa 1000 Schritt südlich von der Mauer der Stadt auf einer Bodenerhebung befindet, an deren Abhange einer der mohammedanischen Begräbnisplätze Alexandriens liegt, und neben welcher wir bei unserer Ankunft ein kleines Zeltlager wandernder Beduinen aufgeschlagen fanden. Die Säule ist nächst der Alexandersäule in Petersburg der gewaltigste Säulenmonolith der Welt. Ihr Schaft, aus dunkelrotem Granit gearbeitet, hat bei seinem Umfange von fast 9 m eine Höhe von 22, ihr korinthisches Kapitäl oben einen Durchmesser von nicht weniger als 5 m. Weshalb man sie mit Pompejus in Verbindung gebracht hat, ist nicht wohl zu begreifen, da eine auf ihr befindliche Inschrift keinen Zweifel übrig läßt, daß sie von Publius, dem Präfekten von Ägypten, zu Ehren des Kaisers Diokletian errichtet wurde, der hier im Jahre 296 n. Chr. einen Aufruhr der stets zu Empörungen geneigten Bewohner des Landes dämpfte.

Der Friedhof hat nichts von der Anmut anderer orientalischer Begräbnisplätze. Kunstlos, von keinem Baume beschattet, liegen die gemauerten Grabstätten nebeneinander auf dem sandigen Abhang. Auch die Beduinen hatten wenig von der stolzen Romantik freier Wüstensöhne. Demütig nahten sie sich, um einen Bakschisch zu holen und küßten die dargereichte kleine Münze zum Zeichen der Dankbarkeit.

Wieder in den Wagen gestiegen, fuhr die Gesellschaft von hier nach dem europäischen Platz, wo sich die vornehmen Hotels, die prächtigsten Verkaufsläden der Stadt, die Kontore der Dampfschiff-Kompanieen und die an ihren hohen Flaggenstangen kenntlichen Wohnungen der Konsuln befinden, und wo man kaum ahnen würde, so tief im Süden zu sein, wenn nicht die Kutscher der hier haltenden Mietwagen zum Teil das türkische Fes trügen, nicht bisweilen ein arabisch verschleiertes Weib, eine Karawane von Reitern zu Esel, eine Gesellschaft Griechen in Fustanellen oder ein brauner langbärtiger Ägypter in Turban, Abaja und roten Schnabelschuhen das Gewimmel dunkler fränkischer Trachten unterbräche.

Anders in der Bazarstraße, deren Besuch uns in den arabischen Stadtteil führte. Doch spielt auch hier das europäische Element eine merkliche Rolle, und da die kostbarsten Waren nicht in offenen Läden, sondern im Innern der Häuser ausliegen, so macht ein Gang durch diese Märkte selbst auf den Neuling im Morgenlande nicht den Eindruck bunter Pracht, den er erwartete.

Die Fahrt von hier zu den Nadeln der Kleopatra führte uns wieder in das graue Altertum zurück. Es sind zwei Obelisken, von denen der eine nicht fern von einem zerfallenen Turm aus der Römerzeit noch aufrecht steht, während der andere hart daneben und halb mit Sand bedeckt, am Boden liegt. Jener wurde von Mehmed Ali den Franzosen, dieser den

Engländern geschenkt. Das Material ist roter Granit, die Höhe des stehenden beträgt 22 m, die des umgestürzten etwas weniger. Mit der schönen Ptolemäerin Kleopatra haben diese stattlichen Monolithen, die auf jeder ihrer vier Seiten mit tief eingemeißelten Hieroglyphen bedeckt sind, so wenig zu thun, als die Pompejussäule mit dem römischen Triumvir, nach dem sie getauft ist. Sie gehören vielmehr ihrer Entstehung nach in eine Zeit, die mehr als ein Jahrtausend vor der Zeit war, wo Römer im Nilthal zu herrschen begannen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in die Regierungsperiode des Pharao Thutmosis III., des Besiegers der Hyksos. Früher in der berühmten Priesterstadt On oder Heliopolis aufgestellt, wurden sie in späterer Zeit hierher gebracht, um einen dem Cäsar geweihten Tempel zu schmücken. Die Stelle, die sie jetzt einnehmen, ist aber keine würdige; denn unmittelbar neben ihnen breitet sich eine Art Vorstadt von niedrigen Lehmhütten aus, in der sich allerlei schmutziges Volk, nackte Kinder und Rudel böser Hunde tummeln, und welche die greuelhaftesten Gerüche ausströmt*).

Nachdem wir in schönen Betten mit Moskitonetzen eine angenehm wohlthuende kühle Nacht verbracht, begaben wir uns Freitag den 7. März auf den Bahnhof der Eisenbahn, die Alexandrien mit Kairo und Suez verbindet, um mit einem der Gesellschaft vom Vizekönig zur Verfügung gestellten Extrazug die Weiterreise anzutreten. Die Einrichtung der Waggons, namentlich des Staatswagens, in dem das herzogliche Paar Platz nahm, war ebenso vornehm als bequem, und die Lokomotive, die gleich ihren Schwestern in Europa ihren Namen trug, nur daß er in arabischen Charakteren geschrieben war, that ihre Schuldigkeit in lobenswerter Weise.

Nachdem wir den Bahnhof verlassen, fuhren wir zunächst auf dem breiten, doppelschienigen Damme hin, der zwischen dem Mahmudieh-Kanal und dem See Mariut (Mareotis) hinläuft, und in dessen Nähe es von zahlreichen Scharen wilden Geflügels, Silber- und Löffelreihern, Strandläufern, Enten und trägen kropfhalsigen Pelikanen wimmelte. Dann durchschnitt die Bahn in südöstlicher Richtung eine große, anfänglich gut bebaute Ebene, in der von Zeit zu Zeit Dörfer und kleine Städte sichtbar wurden. Allerlei neue, bisweilen seltsame, mitunter komische Bilder zogen in dem Rahmen des Wagenfensters an uns vorüber. Felder mit Baumwollenstauden und Zuckerrohr, lange Züge von Kamelen, Herden von Büffeln, beturbante Eselsreiter, Dörfer mit Palmen, unter denen nackte Kinder spielten, Ackerleute mit dem Pflug und dem Stachelstab, die schon vor drei Jahrtausenden hier üblich waren und deren Gespann, wunderlich anzusehen, aus einem Kamel und einer Kuh bestand.

Wir durchfuhren Kafr-Dauar, dann die Stadt Damanhur, beides

---

*) Der den Engländern geschenkte Obelisk ist von diesen in einem besonders gebauten eisernen Schiffe 1877 nach London übergeführt und dort 1878 auf dem Themsekai aufgestellt worden.

häßliche Geniste von Lehmhütten, und trafen endlich bei Kafr-Sejat am linken Ufer des großen westlichen Nilarmes (von Rosette) ein. Hier führte früher eine eigentümliche Vorrichtung über den Strom. Auf beiden Ufern war ein hohes Holzgerüst angebracht, welches beweglich war und den eintreffenden Zug in verschiedenen Abteilungen, von Dampffähren gezogen, über das Wasser hinüberschaffte. Dieser wenig praktische und langweilige Ersatz für eine Brücke war 1858 Ursache eines großen Unglücks, indem der vom Beiramsfest in Alexandrien zurückkehrende Sohn Ibrahim Paschas, ein hoffnungsvoller junger Prinz, bei der Überfahrt mit seinem Wagen und gesamten Gefolge in den Fluß hinabstürzte und in den Wellen den Tod fand.

Jetzt überspannt eine stattliche, kunstvoll angelegte Röhrenbrücke den Strom, und traurige Ereignisse wie jenes sind nicht mehr zu fürchten. Überhaupt ist die Eisenbahn mit praktischem Sinn gebaut. Der Damm derselben, zur Zeit der Überschwemmung mit teilweiser Wegspülung, zur Zeit der Sommerhitze mit Austrocknung und Verwehung vom Winde bedroht, würde ein System wie das unsere, wo die Schienen auf Holzschwellen ruhen, nicht ertragen. Die Schienen dieser ersten Eisenbahn des Orients liegen deshalb statt auf Schwellen auf sogenannten chairs, einer Art von gußeisernen Schüsseln oder Kesseln, deren Wölbung nach oben gekehrt ist und die miteinander durch starke Stäbe von gewalztem Eisen verbunden sind. Eine Rasenbekleidung des Bahnkörpers fehlt gänzlich, und Gräben trifft man neben demselben nur an einigen Stellen. Bahnwärter kennt man gar nicht, ebensowenig eine Uniformierung der Schaffner, aber trotzdem sollen Störungen des Betriebes und Unglücksfälle eine große Seltenheit sein.

Bei Kafr-Sejat, wo der Zug, um frisches Wasser einzunehmen, siebzehn Minuten hielt, hatten wir das sogenannte Delta betreten, die große Anschwemmung des Nilschlammes zwischen dem Rosette- und Damiette-Arm des Stromes. Der schwarze Boden dieses Landstriches ist überaus fett und fruchtbar, und überall, wohin wir sahen, vortrefflich angebaut und auf kunstreiche Weise bewässert. Wiederholt trifft man große Kanäle, welche die befruchtende Flut des Stromes in das Innere des Dreiecks leiten, wo sie von kleineren Kanälen den einzelnen Feldmarken und von diesen wieder durch sehr einfach gebaute Schöpfmaschinen den Rinnen zugeführt werden, welche die Äcker durchschneiden. Auch der Graben neben der Eisenbahn diente an manchen Stellen als Bewässerungskanal dieser Art und mehreremale trafen wir die Schöpfmaschinen in voller Arbeit. Diese Maschine — arabisch Katweh — besteht aus einem Gefäße von Flechtwerk, welches die Gestalt und Größe einer gewöhnlichen Backschüssel hat und von zwei Arbeitern an Bastseilen in schwingende Bewegung gesetzt wird.

Die Arbeiter haben, Gesicht gegen Gesicht am Wasser stehend, jede Katweh an zwei solchen Seilen, tauchen sie taktmäßig mit geschicktem Wurf in den Kanal, schwingen sie empor, um sie zu leeren, und tauchen sie dann wieder ins Wasser, um sie von neuem gefüllt empor zu schwingen. Dieses

Geschäft sieht sich gut an. Übung hat eine große Sicherheit erzeugt, und die Leute arbeiten so regelmäßig und so taktfest, wie das Pendel einer Uhr. Das Schwingen der schweren Schüssel ist jedenfalls ungemein anstrengend, besonders unter ägyptischer Sonnenglut, aber diese Araber sind Menschen von zähem, kräftigem Sehnen- und Muskelbau, und so gewinnt die harte Arbeit unter ihren Händen das Ansehen spielender Leichtigkeit.

Die Dörfer, die man bei der Weiterfahrt erblickte, waren nicht schöner als die vorhergehenden, und die Städte wetteiferten mit ihnen in Schmutz und Zerfallenheit. Selbst Tanta, die größte unter ihnen, machte keine Ausnahme. Die dortige Moschee, in ganz Ägypten berühmt als das Grabdenkmal des hochverehrten Heiligen Said Achmed Ali Bidaui, sieht in der Ferne wie eine Ruine aus, um die sich ein Haufen großer und kleiner Kothütten angesetzt hat. Das Land dagegen ist überall reich und schön und wie für den Landwirt und Botaniker, so auch für den Jäger und Zoologen höchst interessant. Zahlreiche Raubvögel belebten die Felder und kreisten in der Luft. Auf den Begräbnisplätzen watschelten träge weißgraue Aasgeier, am blauen Himmel schwebten deren Gegenbilder, schwarze und graue Adler stolz mit weitgebreiteten Schwingen über die Ebene hin. Über den Dörfern zeigten sich Schwärme von Tauben und hier und da ein Habicht oder Sperber; an Kanälen und Wassertümpeln der kleine weiße Nilreiher neben langbeinigen Arten von blau und weißem Gefieder, dazu Enten in Menge; endlich eine Gattung Kiebitze mit kleinen Sporen an den Flügelgelenken und verschiedene Arten von Eisvögeln und Strandläufern: alle mehr oder minder schwatzhaft und geschäftig dem Futter nachtrachtend, welches Erde, Wasser und Luft der geflügelten Welt darbieten.

Von Tanta fuhren wir fast ganz südlich, glitten an Mahallet Roh, Mahal el Kebireh, Samanhud Birked el Sab vorüber, überschritten dann bei dem mit stattlichem Schlosse eines früheren Vizekönigs Abbas-Pascha geschmückten Benha auf einer zweiten schönen eisernen Röhrenbrücke den Damiette-Arm des Nil und erreichten endlich, nachdem wir noch einen Teil des alten Gosen durchschnitten, nachmittags halb vier Uhr den Bahnhof von Kairo.

Der Eindruck, den dieses letzte Bild der Fahrt macht, ist ein sehr bedeutender: links gelbgraues Wüstengebirge, eine lange, baumhohe Felsenwand und darunter, aus Palmengruppen, Obstgärten und Hainen von Nilakazien und Sykomoren emporstrebend, die Stadt der Kalifen mit ihrer Citadelle und den Minarets von 300 Moscheen; rechts über Bulak, der Hafenstadt, und Gizehs Palmen die blauen Riesenzelte der Pyramiden — die Pyramiden, die gewaltigsten Schöpfungen des alten Ägyptens, und daneben Masr El Kahira, in seinen Bauwerken die edelste Schöpfung des mittelalterlichen Sarazenentums. In der That ein ergreifender Anblick.

Der Zug hielt in einer hohen Halle. Ein Haufen schwarzbrauner, dunkeläugiger Packträger stürzte sich, als die Wagenthüren sich öffneten, ge-

schäftig den Reisenden entgegen, um ihre Dienste anzubieten. Diener des Paschas erschienen, um die Hoheiten zu empfangen, Kawassen schafften, nicht ohne Anwendung von Gewalt in Gestalt von Stockschlägen, Raum. Ein reich vergoldeter Staatswagen, mit prachtvollen Arabern bespannt, nahm das herzogliche Paar, eine Anzahl anderer Equipagen das Gefolge desselben auf und der stolze Zug setzte sich nach der Stadt zu in Bewegung; Läufer voran, die mit lautem Ruf: „Guarda, guarda! Rigluk, rigluk, ya Schech! — Schemalak, Jeminak!“ dem Volksgewimmel in den engen Gassen Platz zu machen geboten. Kawassen zur Seite, die mit gewohnter Rücksichtslosigkeit den Stock brauchten, wo das Wort des Läufers nicht gewirkt, bewegte sich der Zug zunächst an dem schönen Promenadenplatz der Esbekijeh hin und dann durch allerlei große und kleine, gerade und krumme Straßen, bald rechts, bald links einbiegend, an bunten Bazars und altertümlichen Moscheen vorüber immer tiefer in das große Labyrinth hinein, bis der Wagen der Hoheiten endlich vor dem zum Absteigequartier bestimmten kleinen Palast des Vizekönigs hielt. —

Dieser Palast ist nicht ohne architektonische Schönheiten, manche malerische Erker, Gänge und Treppen schmückten ihn. Auch an vergoldetem Gerät, geschnitzten Stühlen und hübschen Kronleuchtern ist kein Mangel. Aber das Gebäude war offenbar seit geraumer Zeit unbewohnt, wie die Spinnweben in den Ecken und die dumpfe Luft in den Zimmern bewiesen, und so war der Aufenthalt darin kein sehr behaglicher. Indes richtete man sich mit Hilfe des Hausmeisters, eines alten Türken, so gut ein, als es die Örtlichkeit erlaubte und tröstete sich, daß der Aufenthalt höchstens ein paar Tage dauern werde.

Während die Frauen den mittlerweile hereingebrochenen Abend zu Hause zubrachten, unternahm der Herzog, von einem der Dolmetscher und anderen Herren der Gesellschaft begleitet, einen Ausflug durch die Straßen der Stadt, welche das nächtliche Leben des Ramadan doppelt phantastisch erscheinen ließ. Man besuchte verschiedene Kaffeehäuser, die mit Laternen und lodernden Herdfeuern die Vorübergehenden zur Einkehr einluden und ein interessantes Bild arabischer Schenken boten. Es sind meist sehr enge, stark verräucherte und nur mit einer Lehmbank und einigen niedrigen aus Palmenstäben zusammengefügten Sesseln, ein paar großen Wasserkrügen, Kochgeschirr und Tassen ausgestattete Gemächer, deren einziger Schmuck in in einem hübsch verzierten Thürbogen oder einem Gitter am Eingang, sowie in einer Anzahl von Nargilehs, d. i. Wasserpfeifen mit Glasurnen und biegsamen roten Röhren besteht, aus denen persischer Tabak geraucht wird, und die der beturbante Wirt seinen Gästen gegen kleine Entschädigung für die Füllung vermietet. Die Tassen, durchgehends sehr klein, stehen statt auf Untertassen in Metallgefäßen von der Form und Größe unserer Eierbecher. Die Gesellschaft in diesen Räumen raucht, träumt und sinnt still vor sich hin. Einige spielen Domino, andere ein Spiel mit kleinen Metall-

bechern, die mit der Wölbung nach oben auf einem runden Brette stehen. Der Bankhalter versteckt unter einen dieser Becher einen Ring, schiebt die Becher durcheinander und läßt nun raten, wo sich der Ring befindet. Bisweilen erscheint im Kreise der Turbane und Kaftane ein Märchenerzähler oder ein wandernder Straßensänger, welcher in der Weise der altgriechischen Rhapsoden, bald singend, bald deklamierend, Stücke aus der Geschichte Antars, des „Vaters der Ritter“, oder aus dem berühmten Roman Dulhammeh vorträgt, wo dann alles Ohr ist, der Wirt das Kaffeebrennen vergißt, die Spiele ruhen und selbst die Wasserpfeifen ihr Gurgeln mäßigen.

Die Haltung der bärtigen Herren in diesen Schänken war durchgehends eine höchst anständige. Wir trafen unter ihnen sehr würdevolle und edelgebildete Gesichter, und die Art, wie sie sprachen und sich gebärdeten, hatte einen vornehmen Zug. Man empfing uns freundlich, bot uns Sitz an und gab bereitwillig auf unsere Fragen Antwort. Dazu die dunkeln Augen dieser Gruppen, die bunten Farben und der malerische Schnitt der Kleidung, die matte Beleuchtung, die sarazenische Architektur der Häuser draußen — in der That, unser Gang durch die Stadt glich einem Traume aus der Zeit von Tausend und einer Nacht.

Gelegentlich ging man an einer beleuchteten Moschee vorüber, deren anmutige Fenstergitter, Portalnischen, Säulenbündel und Rosetten den reinsten altarabischen Stil zeigten. Dann wieder schmale, dunkle Gassen mit überhängenden Erkern, unter denen nur hier und dort eine einsame Laterne hingaukelte, oder die Schatten eines Rudels jener herrenlosen Straßenhunde hinhuschten, welche Kairo zu Tausenden bewohnen. Plötzlich ein kleiner, freier Platz und darauf eine Moschee in Rundbogenstil, vor welcher eine Anzahl dunkler Gestalten ein wildes Geschrei ausstoßend, sich in den seltsamsten Verrenkungen bewegte, es war ein sogenannter Ssikr, einer der Tänze, mit denen die Orden der heulenden Derwische sich in Verzückung zu versetzen pflegen. Um ihren Schech versammelt und einen Kreis bildend, bückten sich, warfen sich, schlenkerten sich die unheimlichen Gestalten schon seit mehr als einer Stunde unablässig taktmäßig auf und nieder. Jedes Bücken begleitete lauter Allahruf, während der Vorsteher Gebetformeln murmelte. Eine einzige düster brennende Ampel beleuchtete die Szene dieses wüsten Gottesdienstes, der von Minute zu Minute an dämonischer Aufregung zunahm. Einzelne Ausrufe Verzückter ließen sich hören. Einer und der andere der Betergesellschaft, schwächer als die übrigen, schien von der ungeheuren Anstrengung der Lungen und Rückenmuskeln zusammenbrechen zu wollen, manchem stand Schaum vor dem Munde, andere rollten die Augen wie Verzweifelte. Ein großer wohlbeleibter Neger gebärdete sich wie besessen, und es hatte den Anschein, als wäre er wirklich in Wahnsinn gefallen.

Das Allahgebrüll des schwarzen Derwisches wurde zu einem kurzen, heiseren Bellen, sein Bücken zu einem rasenden Auf- und Niederschnellen, bei dem der Kopf beinahe den Boden berührte. Er hatte den höchsten

Grad der andächtigen Brunst erreicht, welche das Ziel der Derwischtänze ist, er taumelte, raffte sich auf und taumelte wieder; die innere Glut hatte, so schien es, das Gehirn des Unglücklichen versengt — er war „malbus“, betrunken von Allah, verloren in der Flamme des Ewigen. Man faßte ihn. Er wand sich brüllend und schäumend, um seine Verbeugungen fortzusetzen. Aber man hielt ihn fest, bis seine Kraft erschöpft war, und legte ihn dann auf den Steinboden der Vorhalle der Moschee nieder, um über ihm zu beten. Wir entfernten uns in einer Stimmung, in die sich Staunen, Ekel und Grauen mischten.

Am nächsten Morgen weckte uns die herrlichste Sonne, und als wir die Fenster öffneten, war die Luft draußen so frisch und angenehm wie der Atem eines deutschen Maitags. Wir besuchten zu Wagen zuerst die Citadelle, welche im Osten der Stadt auf den Vorhöhen des Mokkattam-Gebirges liegt, dann einige der schönsten von den vielen alten Moscheen Kairos und begaben uns zuletzt in das bunte Gedränge der Bazars.

Auf der Citadelle hat man eine überraschend großartige Rundschau über die ganze Stadt und ihre Umgebung, die besonders bei Morgenlicht wahrhaft magisch ist. Unmittelbar vor uns in der Tiefe der große Rumelija-Platz, auf dem zwei wunderbarschöne Moscheen aus der Zeit des besten Stils herniederblicken, und über den ein Gewimmel von allerlei morgenländischen Gestalten sich hinbewegt. Dann das Häusermeer der Stadt, in warmes Gelb und Rosenrot gehüllt, von unzähligen Minarets, einfarbigen und weiß und rot gestreiften, türkischen und altsarazenischen überragt, von Gärten mit verschiedenen Schattierungen unterbrochen. Jenseits der Stadt Gärten und grüne Felder, hier und da ein weißer Palast und am Saume der libyschen Wüste die Pyramiden von Gizeh. Dann wieder im Vordergrunde zur Rechten die große Totenstadt von Kairo mit den Grabmälern der Mamelucken-Sultane, zum Teil vom Sande der östlichen Wüste überweht. Zur Linken der rotgelbe Kamm des Mokkattam, auf dem eine Menge Windmühlen ihre Flügel bewegen. Auf gleicher Höhe endlich mit unserem Standpunkte blicken wir auf die prachtvolle Moschee Mohammed Alis mit ihren mächtig anschwellenden Kuppeln von vier Minarets.

Gehen wir näher an dieses Gebäude heran. Wir treten zunächst in einen durchgehends mit Steinplatten gepflasterten Vorhof, den schöne Säulengänge umgeben, und in dessen Mitte sich ein geschmackvoll verzierter Brunnen erhebt, an welchem die zum Gebet kommenden Moslemim ihre vorgeschriebenen Waschungen verrichten. Dann begeben wir uns durch ein prächtiges Portal in das Heiligtum selbst, welches von feinem, marmorartigem Kalkstein erbaut, innen mit gelblichem Alabaster von Tel el Amarua ausgelegt ist. Die Kanzel hat die Form der unseren. Die Richtung nach Mekka ist durch eine kleine Wandnische im Südosten angedeutet.

In der Mitte hängt, umgeben von kleinen Lampen, ein ungeheurer Kronleuchter. Auf den mit Matten bedeckten Boden werfen bunte Glas-

fenster phantastische, farbige Lichter. Rechts vom Eingange verhüllt eine Scharlachdecke einen Sarkophag, der auf grünen, mit Gold gestickten Teppichen steht. Es ist der Sarg Mohammed Alis. Die Moschee des Reformators von Ägypten ist zugleich sein Grabmal.

Die übrigen Gebäude der Citadelle bieten wenig Sehenswertes. Es sind Kasernen und ziemlich schmucklose Paläste, in denen die Kanzleien und Gerichtshöfe ihren Sitz haben. Der Jussufsbrunnen, von irgend einem König des Altertums gegraben und von Saladin wieder hergestellt, geht bis auf die Tiefe des Nilspiegels hinab und liefert, durch ein Räderwerk mit sehr primitiver Maschinerie ausgeschöpft, ein verhältnismäßig recht kühles Wasser.

Schließlich möge noch der Stelle an der Mauer Erwähnung geschehen, wo bei der bekannten Niedermetzelung der Mamelucken Emir Bei mit herzhaftem Harrassprung seinen Verfolgern entging, während alle übrigen Mamelucken durch das aus allen Fenstern und Ecken des Burghofs knatternde Rottenfeuer von Mohammed Alis Arnauten niedergestreckt wurden.

Die Moscheen, welche wir in der Stadt besuchten, fanden wir großenteils sehr verfallen, aber selbst in dieser Trümmerhaftigkeit noch schön. Einige sind durchweg bedacht, andere offene Mauervierecke, an deren inneren Wänden bedeckte Säulengänge hinlaufen, welche da, wo die Mekka-Nische sich befindet, doppelte, drei- und vierfache Säulenreihen haben. Von der Decke hingen Lampen und Laternen herab, die bei den Abendgottesdiensten der großen Feste dienen. An den Wänden stehen Koransprüche geschrieben, Bilderschmuck ist durch den Propheten verboten. Doch ersetzt die Architektur, was die Malerei nicht leisten konnte, durch phantastischen Zierat von reichster Erfindung, schön geschwungene Tropfennischen, anmutigste Säulenknäufe, Erker und Altane, Gitterwerk mit entzückend schönen Mustern, Rund- und Spitzbogen von edelster Form. Und wer trotzdem noch fromme Bilder vermißt, dem giebt sie das tägliche Leben in den betenden Gruppen, die sich zu allen Stunden und namentlich, wenn der Mueddin (Muezzin) seinen Ruf zum Gebet vom Minaret in die Straßen hinabgesungen hat, hier bilden. Ein solcher Beter im Bart der Patriarchenzeit und in seiner malerischen alten Tracht, in seiner würdevollen Haltung, mit seinem Erheben der Hände, seinen Kniebeugungen, seinem schließlichen Niederwerfen, wobei die Stirn den Boden berührt, ist in der That ein Bild andächtiger Sammlung und Versenkung in das Göttliche.

Ganz andere Eindrücke boten die Bazare. Die breiteren Hauptstraßen, die dahin führten, zeigten in ihren Häusern, vorzüglich im Frankenviertel, noch europäischen Stil, in dem Menschenstrome, der sie durchwogte, noch Gesichter und Trachten, die uns daheim nicht würden aufgefallen sein. Aber in den engen Seitengäßchen des Bazars hörten diese Spuren abendländischer Sitte und Art ganz auf, und wir tauchten hier beinahe völlig im Leben des Orients unter. Ein halbdunkles Labyrinth enger, krummer, oben zum

Schutz gegen die Sonne mit Matten überspannter Gassen nahm uns auf, durch dessen Menschengewimmel unsere Reitesel nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr für die Kniescheiben ihrer Herren Bahn brachen. Wie eine ungeheure Maskerade gingen Türken und Kopten, Beduinen vom Sinai, Neger und Abessinier, Griechen in kokett tänzelnder Fustanella, zottige Derwische und ehrwürdige Mollahs, Frauen vom Lande mit nackten Kindern auf den Schultern, Städterinnen in tiefster Verschleierung an uns vorüber. Langhalsige Kamele erhoben brüllend ihre Köpfe über die Menge. An den Ecken klingelten Geldwechsler mit ihren Piastern, Wasserträger mit ihren Schläuchen von Ziegenfell auf dem Rücken rasselten zu dieser Musik, Bettler und Ausrufer von Brot, Gemüsen, Obst oder Pfeifenköpfen schrieen um die Wette die Vorübergehenden an mit rauhem Gurgelton oder näselndem Gekreisch. Rechts und links war das Erdgeschoß der die Gasse einfassenden Gebäude in eine fortlaufende Reihe von kleinen Zellen verwandelt, in denen Handwerker arbeiteten, oder Kaufleute, den Tschibuk rauchend, mit Käufern unterhandelten oder ihrer Kunden warteten.

Die einzelnen Gassen und Gäßchen schienen immer einem bestimmten Gewerbe zugewiesen zu sein, wie denn auch die verschiedenen Bazars einen bestimmten Warenverkehr umfassen, der Hamsauvibazar vorzüglich von Tuch- und Seidenstoffhändlern, die Sukarijeh von Händlern mit Zucker und getrocknetem Obst, der Suk-es-Salah von Waffenschmieden besetzt ist. Wir bogen in eine Gasse ein, wo in allen Verkaufszellen Bündel von roten und gelben Schnabelschuhen hingen, und Schuster mit Vollbart und Turban ihren Pechdraht zogen und ihren Hammer handhabten. Ein anderes Gäßchen zeigte fast nur bunt überzogene Tschibukrohre, rote Schläuche, Weichsel- und Jasminstämme für Pfeifen. Wir kamen durch eine Schneider- und eine Sattlerstraße, an einer langen Zeile von Parfümerieläden vorbei in einen Bazar, wo es allenthalben blitzte, denn es waren Gold- und Silbertressen, Gold- und Silberdraht und ähnliche Waren ausgelegt. Die Läden dieser Kaufleute waren etwa eine halbe Mannshöhe über der Straße und hatten zum Verschluß eine Holzklappe.

Das Zentrum eines solchen Bazars ist gewöhnlich ein „Okul", d. h. ein großes Gebäude, welches im Erdgeschoß Verkaufsläden enthält, während die oberen Stockwerke zu Niederlagen für massenhaftere oder besonders kostbare Waren bestimmt sind und in der Regel zu Herbergen für fremde Kaufleute und Mekkapilger dienen.

Kairo ist durchweg von Stein erbaut, die Häuser sind zwei, mitunter auch drei Stockwerk hoch, die Lagen der graugelben Kalksteinquadern bisweilen abwechselnd weiß und rot getüncht. Der Oberbau besteht aus gebrannten Ziegeln, die mit Mörtel beworfen sind und tritt, auf Balkenköpfen ruhend, etwas über die unteren Geschosse hervor. Das flache Dach hat in der Regel einen drehbaren Windfang, der zur Kühlung des Hauses dient. Die Fenster im Erdgeschoß sind bloß Luftlöcher, mit eisernen Gitterstäben

verwahrt, und so hoch über dem Boden angebracht, daß man selbst zu Pferde nicht hineinsehen kann. Die oberen Stockwerke aber haben statt unserer Fenster einige „Maschrebijeh", d. h. Erker mit schön gemustertem, hier und da bemaltem Holzgitterwerk, die so aussehen, als habe man an die Häuser große Vogelbauer gehängt. In den von Türken und Arabern bewohnten Häusern gehen die Fenster der Wohnzimmer und vor allem die des Harems immer auf den Hof hinaus, an den sich mitunter ein kleiner Garten mit einer Palme und einigem Buschwerk anschließt. Größere Gärten sind im Innern der Stadt selten, ebenso größere öffentliche Plätze. Dagegen fehlt es nicht an solchen im Umkreis, besonders an der Nilseite. Der schon bei unserer Einfahrt in Kairo erwähnte Esbekijeh-Platz am Westende der Stadt, wo die großen europäischen Hotels und das französische Generalkonsulat liegen, ist mit prächtigen Laubbäumen und wohlriechenden Sträuchern bepflanzt, zwischen denen sich gutgehaltene Wege schlängeln und wo Kaffeewirte ihre Lauben errichtet haben; er bildet eine der anmutigsten Promenaden der Welt. Die Spaziergänger sind hier meist Griechen und Südeuropäer, vorzüglich Italiener, und man begegnet nicht selten Damen, die nach neuester Pariser Vorschrift gekleidet sind.

Als wir an der Esbekijeh vorbei durch die nach Schubra führende Allee fuhren, bemerkten wir in prächtigen Equipagen auch die vornehme Welt Kairos, zu welcher außer den Prinzen des vizeköniglichen Hofes, den Prinzessinnen, den Ministern und Konsuln, die Bischöfe der verschiedenen christlichen Sekten und einige große Bankiers zählen.

Für die Eisenbahnreisenden, welche von Alexandrien nach Suez fahren, ist Kairo der Mittel- und Ruhepunkt. Extrazüge fahren von Kairo nach Suez in 4 Stunden, der gewöhnliche Zug braucht von Alexandrien nach Kairo 7 Stunden, und ebensoviel von Kairo nach Suez. Zwischen jenen beiden Stationen fährt man zweimal, zwischen diesen nur einmal des Tages. Die frühere Wüstenpost, obwohl sie fast durchgehends im Galopp fuhr, brauchte von Kairo bis Suez 18 Stunden. Die ganze Strecke von Alexandrien bis Suez, von Meer zu Meer, könnte jetzt von einem gewöhnlichen Zuge in einem Tage zurückgelegt werden, wenn sich das mit der orientalischen Bequemlichkeit und Geringschätzung der Zeit vertrüge.

---

5. Der Kanal von Suez.

In der Nähe von Kairo, wo der Nilstrom noch seine Wasserfülle beisammen hat, biegt in nordöstlicher und östlicher Richtung, durch das Wadi Tumilât ziehend, der sogenannte Süßwasserkanal ab, eine Wasserstraße von 187,5 km Länge, 15 m Breite und — je nach dem Wasserstande des Nils — von $1^1/_2$—$2^1/_2$ m Tiefe; er hat in erster Linie Bedeutung für die Landenge

von Suez, die jedes trinkbaren Wassers entbehrt; er teilt sich dann in zwei Arme, deren nördlicher und kürzester an dem neugegründeten Ismailia vorüber in den großen Salzwasserkanal mündet, während der andere südöstlich zwischen den Bitterseen hindurch nach Suez zieht, wo er durch eine Schleuse in den Binnenhafen mündet.

Ohne diesen Süßwasserkanal wäre das noch viel größere Werk des Salzwasserkanals, der von seiner Mündungsstadt Suez den Namen führt, gar nicht zu vollbringen gewesen, denn ohne ihn würden die Arbeiter und die an dem Hauptkanal wohnende Bevölkerung ohne Trinkwasser sein. Nicht nur die südliche, auch die ganze nördliche Hälfte des Isthmus von Suez zehrt von diesem Nilwasserkanal; zwei eiserne Röhren führen von Ismailia, wo ein durch Dampf in Bewegung gesetztes Pumpwerk angebracht ist, das trinkbare Wasser bis nach Port Said, dem nördlichen Anfangspunkte des berühmten „Kanals von Suez", der zwei Meere, das Mittelländische und Rote Meer, und somit die Schiffahrt dreier Erdteile verbindet, also einen sehr bedeutenden Teil des Welthandels in neue Bahnen lenkt. Der Handelsverkehr zwischen den Ländern Europas mit Arabien, Persien, Vorder- und Hinter-Indien, ja selbst China und Japan und mit ganz Australien wird bedeutend erleichtert und beschleunigt, die Wasserstraße wird um 4000 Seemeilen kürzer als der bisher benutzte Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung — und das Mittelmeer mit seinen Häfen, aber auch der auf Eisenschienen schnell in die Hauptstraße gelangende deutsche Ausfuhrhandel, erhält die höchste Belebung.

Mit seinem nie fehlenden Scharfblick hatte schon Napoleon I. während seines Feldzuges in Ägypten (im Jahre 1798) die Wichtigkeit einer direkten Verbindung des Mittelmeeres mit dem Roten Meere für die Interessen Frankreichs erkannt und den Plan entworfen, beide durch einen Kanal zu verbinden. Er beauftragte seinen ersten Ingenieur Lepère mit der Nivellierung der Landenge, und das Ergebnis der Messungen war überraschend genug, daß der Wasserspiegel des Roten Meeres um 11 m höher liege als der des Mittelmeeres. Das war jedenfalls ein Irrtum, aber er schreckte von dem Unternehmen ab, denn man fürchtete ein so rasches, gewaltsames Einströmen des Arabischen Meeres in das Mittelmeer, daß eine Versandung des Kanals unvermeidlich sei.

Fast ein halbes Jahrhundert später, in den Jahren 1846 und 1847, wurde durch den englischen Ingenieur Stephenson, den Franzosen Talabot, den Österreicher Ritter Negrelli und den Ägypter Linart Bellefonds Bei ein neues Nivellement ausgeführt, aus welchem sich ergab, daß der mittlere Wasserstand des Roten Meeres nur 16 cm höher sei als der des Mittelmeeres.

Dieses Ergebnis der vorgeschrittenen Wissenschaft verscheuchte alle Furcht vor den technischen Schwierigkeiten des großen Unternehmens, das besonders in Napoleon III., der es wie ein Vermächtnis seines Oheims, Napoleons I., betrachtete, einen mächtigen Gönner fand. Der rechte Mann, der mit allem



Der Kanal von Suez. (Port Said.)

Feuer und Enthusiasmus, aber auch mit aller Zähigkeit und Ausdauer den Plan des Meerkanals ins Werk zu setzen, mit aller Klugheit und Umsicht die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die Mittel herbeizuschaffen, den Eifer rege zu erhalten verstand, fand sich in Ferdinand von Lesseps, dem Sohne des früheren ägyptischen Vizekonsuls. Von Said Pascha, dem Vizekönig von Ägypten, dem er persönlich nahe stand, erhielt er im Jahre 1854 die Konzession, und der Verein, dessen Seele er war, nannte sich Compagnie universelle du canal maritime de Suez. In 400000 Aktien, jede zu 500 Franks, ward die Summe von 200 Millionen Franks (160 Mill. Mark) gezeichnet; Frankreich beteiligte sich daran mit mehr als der Hälfte, Said Pascha mit einem Viertel der Summe; der Rest ward von Rußland und Österreich aufgebracht, während England und Deutschland fast gar keinen Anteil nahmen. England fürchtete die Vorteile, welche die französische Seemacht durch die Eröffnung des Suezkanals davontragen würde, da letztere nun viel schneller in die indischen Gewässer gelangen konnte.

Der Bau ward im Jahre 1859 begonnen. Said Pascha hatte sich verpflichtet, 20000 Fellahs (Leibeigene) zur Arbeit zu stellen, die sich monatlich ablösten; doch diese Legionen nackter Fronarbeiter wären unzureichend gewesen, das Riesenwerk zu vollenden, wenn nicht die stärkeren Arbeiter, die unsere neue Technik in Dienst genommen, Dampf und Eisen nämlich, die schwersten Arbeiten übernommen hätten. Freilich waren noch im Jahre 1869 bei den Bauten 12000 Menschen und außerdem Maschinen, die gegen 22000 Pferdekräfte darstellten, beschäftigt; so wurden z. B. durch Dampf in Bewegung gesetzt: 10 mechanische Bodenzermalmer, 20 Erdhöhler, 30 Widder, mehr als 70 Baggermaschinen, 18 Schutt- und Schlammheber, 60 Lokomobilen, 15 Lokomotiven neben anderen zahlreichen Hilfsmitteln.

Es kam dem Riesenunternehmen sehr zu statten, daß der in kürzester Linie etwa 120 km breite Isthmus drei große Einsenkungen hat. Nahe der vom Mittelländischen Meere bespülten Nordküste, wo zwischen Damiette und den Überresten des alten Pelusium die neue Hafenstadt Port Said entstanden ist, dehnt sich der seichte Mensaleh-See aus, nur durch eine schmale Sandnehrung vom Mittelmeer getrennt. In der Mitte des Isthmus liegt der Timsah-(Krokodil-)See, der früher eine mit Binsen und Rohr bewachsene Salzlache bildete, nun aber wieder frisches Meerwasser erhalten hat. Sandige Hügel, die bei Tussum und Serapeum eine Höhe von 10—12 m erreichen, trennen ihn von den südlicher gelegenen Bitterseen, einer ehemaligen Lagune des Roten Meeres, das sich jedoch über eine Stunde weit zurückgezogen und eine mehr als 1 m mächtige Salzschicht zurückgelassen hat.

Diese Becken ersparten einen guten Teil der Aushebungsarbeiten, aber die zu besiegenden Schwierigkeiten waren dennoch ungeheuer; denn es mußte die neue Wasserstraße, falls sie für große Schiffe zugänglich sein sollte, mindestens 8 m tief, 100 m oben am Wasserspiegel breit sein. Und nicht bloß die Sand-, Stein- und Schlammmassen des Festlandes, auch die seichten

Uferstrecken der Meere, welche die Schiffe hinderten, ihnen nahe zu kommen, mußten ausgetieft und mit Häfen versehen werden, um günstige Einfahrten zu gewinnen. Auch das ist, bei Port Said wie bei Suez, glücklich vollbracht. Man hat für die Molos oder Steindämme künstliche Felsblöcke geschaffen. Jeder dieser riesenhaften Kunstblöcke wiegt 400 Zentner. Er besteht aus der Mischung von einem Teil hydraulischen Kalk (aus Frankreich) und sieben Teilen Wüstensand, welche Mischung mit der nötigen Menge Wasser befeuchtet in eine große Holzkiste gefüllt wird und in einigen Tagen erhärtet. Auf Schienengeleisen wurden diese Blöcke an den Ort ihrer Bestimmung gebracht; ein Krahn hob sie empor, trug sie ins Boot, wo sie zu zwei oder drei auf einer schiefen Ebene durch Hemmblöcke befestigt wurden; an Ort und Stelle gelangt, wurde die Hemmung entfernt, die schweren Blöcke rutschten mit wachsender Gewalt über den Rand des Bootes hinab und stürzten mit gewaltigem Schlage ins Wasser.

Der Geist des Menschen, der alle Naturkräfte in seinen Dienst zu nehmen versteht, ist der Zauberer, welcher auch aus den Einöden der Wüste, aus Sumpfniederungen und Salzseen fruchtbare Gärten und Felder, Städte und Dörfer hervorzurufen vermag. Port Said, der Hafenort am Mittelmeer, ist in wenigen Jahren eine Stadt geworden, die in ihren meist hölzernen, zum Teil auf Pfählen erbauten Häusern doch schon über 25000 Einwohner zählt, Ägypter, Österreicher, Franzosen, Italiener und Levantiner. Sie hat Moscheen, Kirchen, Hospitäler, Hotels, Bier- und Kaffeehäuser, ist der Sitz des Gouverneurs und verschiedener Konsuln, darunter eines deutschen.

Ebenso rasch ist die neue, nach dem vorigen Vizekönig von Ägypten benannte Stadt am Timsah-See, Ismailia, erblüht — und verblüht (3000 Einw.); sie war anfangs von prachtvollen Gärten umgeben, die sich gegen den gelben Wüstensand wunderbar abhoben. Doch bald (1879) ist schon der Sand wieder Meister geworden und die künstliche, nur durch das Geld und Machtgebot des Khedive eine Zeitlang gehaltene Ansiedelung verödet.

Bei el Schaluf, zwischen den Bitterseen und Suez mußte ein beträchtliches Stück des Kanals durch felsigen Boden hindurch gearbeitet werden, und hier ist die nötige Breite und Tiefe nur mühsam erreicht worden. Leichteres Spiel hatte man in der Lagune von Suez, in der sich schon das Wasser des roten Meeres befindet. Um aber hier die erforderliche Tiefe von 8 m bei niedrigem Wasserstande zu erreichen, mußten Steindämme 3000 m lang ins Meer hinausgebaut werden; das durch die Ausbaggerung gewonnene Erdreich kam der Landzunge zu gute, die sich westwärts vom Kanal nach der Stadt Suez hinaufzieht und während der Flut von den Meereswellen bedeckt wird. Auf diese Weise hat man dem Meere ein Stück Land von 80 preuß. Morgen abgewonnen, das dann zur Anlage von Docks und für die Eisenbahn benutzt wurde, welche die Docks mit der Stadt verbindet. Auf der Ostseite des Kanals ist ein zweiter Hafen angelegt, welcher der ägyptischen Regierung gehört, die ihre Kriegsschiffe und größeren Handels-

schiffe hineinlegt. Der alte Hafen von Suez ist daneben nicht überflüssig geworden, da er kleineren Seeschiffen, die den Kanal nicht benutzen wollen, und allen jenen Fahrzeugen zum Aufenthalt dient, welche aus dem Nilkanal herabkommen, der nordwärts von Suez mündet.

Suez, vor 25 Jahren noch ein ärmlicher, dem Zerfall naher Ort, ist jetzt eine Stadt, die 12000 Einwohner zählt.

Noch war das Riesenwerk nicht vollendet; die eingezahlten Kapitalien waren längst verbraucht, die Kompanie sah sich außer stande, fernere Zahlungen zu leisten und man wollte den Regierungen Europas das Unternehmen insinuieren, um es zu Ende geführt zu sehen. Darum feierte man am 17. und 18. November 1869 in prunkvoller Weise die Einweihung des Kanals, an welchem Feste die Kaiserin von Frankreich, der Kaiser von Österreich, der Kronprinz von Preußen teil nahmen. Der Vizekönig von Ägypten brannte vor Verlangen, die Augen des zivilisierten Europas auf sich und sein Land zu lenken, und die Kompanie erhoffte von dem Feste einen neuen Aufschwung des Unternehmens.

Erst im Mai 1871 wurde die Ausbaggerung des Kanals so weit beendigt, daß er in seiner ganzen Länge eine mittlere Tiefe von 8,50 m hatte, und Schiffe mit 7 m Tiefgang ungehindert den Kanal passieren konnten.

Dabei stellte sich in erfreulicher Weise heraus, daß derselbe nicht so viel, als man befürchtet, zu leiden hatte von den Sandwehen der Dünen, oder vom Abschwemmen der Ufer durch den Wellenschlag vorbeifahrender Dampfer. Ebenso haben die in Port Said errichteten Molen vollkommen auch dem schlechtesten Wetter getrotzt, denn einige Senkungen, welche man übrigens vorausgesehen hatte, haben auf die allgemeine Sicherheit keinen Einfluß gehabt.

Die Befürchtungen, welche sich auf die verschiednen Flutzeiten der beiden Endmeere gründeten, waren mindestens übertrieben, und heute ist man im stande, mit Hilfe von 16 längs des Kanals aufgestellten Flutmessern in jeder Minute die Höhe der Flutwelle von Suez bis Port Said angeben zu können. Die mit elektrischem Licht versehenen Leuchttürme an den Enden und längs der Kanallinie ermöglichen auch den Nachtverkehr, ja er scheint bevorzugt zu werden, der niedrigen Temperatur wegen (über 80 % der Schiffe fuhren nachts hindurch, sie brauchen rund 24 Stunden zur Durchfahrt). Die Herstellungskosten haben sich bis 1893 auf 395½ Mill. Mk. vermehrt; doch ist die Verzinsung eine ungemein günstige. Die Aktien (à 400 Mk.) stiegen bereits auf das Siebenfache ihres Nominalwertes; sie stehen auch heute noch auf rund 2400 Mk. Was würde Lord Palmerston, seinerzeit der eifrigste Gegner, heute sagen, wenn man ihm folgende Thatsachen unterbreitete: Die Schiffszahl des ersten Betriebsjahres 1870 (486 Schiffe mit 493911 t) hat 1893 die 3425 mit 10743789 Brutto-Tonnen erreicht, wovon 2581 oder 72½ % mit rund 8 Mill. t auf England entfallen; die englische Regierung hat die sämtlichen Aktien des Khedive und das englische Privatkapital soviel als irgend zu erlangen waren, an sich

gebracht; England kann Ägypten heute besonders deshalb nicht aufgeben, weil dies die Zugangsstraße nach Indien besitzt; es wollte in den 80er Jahren sogar einen Konkurrenzkanal bauen und hat nach Aufgabe dieses Planes die Vertiefung des alten Kanals auf 9 m und die Verbreiterung auf 75—100 m Oberflächen- und 65 m Sohlenbreite unterstützt. Die Betriebseinnahmen stellten sich 1893 auf $57^3/_4$ Mill. Mk. aus Tonnen- und Passagiergebühren. Die Gesellschaft konnte bei der andauernden Verkehrssteigerung — sie gestattet jetzt auch Petroleum-Tankschiffen den Durchgang — die Tonnengebühr um 50 Centimes per t ermäßigen, und immer neue Frachten suchen diesen Weg zwischen dem Orient und Europa auf; denn nicht bloß, daß Getreide, Baumwolle, Ölsaat, Jutte, Wolle, Reis, Teakholz, Zucker in stetig steigenden Mengen den Kanal benutzen, auch australisches Fleisch ist hinzugetreten; im Jahre 1889 wurden 17725 geschlachtete Schafe nach Europa gebracht, 1892 erwartete man bereits 60000 monatlich. Es ist für uns Deutsche besonders erhebend, zu sehen, daß unsere Flagge den 2. Platz im Suezkanalverkehr behauptet, indem 292 deutsche Schiffe (8,2 %) im Jahre 1892 den Kanal durchfuhren.

---

6. Sam. Bakers Entdeckungsreisen in den Quellgebieten des Nil bis zum großen Nil-See.

Das muß man den Engländern zum Ruhme nachsagen, daß sie in Erforschung unbekannter Gebiete des weiten Erdenrundes unermüdlich thätig sind, weder Mühe, noch Gefahren, noch Kosten scheuen und beharrlich die großen Entdeckungsarbeiten weiterführen, die ihre Vorfahren begannen. Nachdem Kapitän Speke und Grant bis zum Ukerewe-See, den sie Viktoria-Nyanza nannten, vorgedrungen waren, folgte ihnen der schon durch seine Wanderungen in Ceylon rühmlichst bekannte Sir Samuel Baker, der in Begleitung seiner heldenhaften Gemahlin im April des Jahres 1861 von Kairo aufbrach, mit dem festen, aber geheim gehaltenen Wunsch, das Geheimnis von den Nilquellen, das durch Spekes Viktoria-Nyanza keineswegs ganz gelöst war, völlig zu lösen.

Zunächst ging er auf ein Jahr nach dem nördlichen Abessinien und dessen Grenzländern, um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen und nicht ferner von einem Dolmetscher abhängig zu sein. Am 13. Juni des Jahres 1861 erreichte er die Mündung des ersten bedeutenden Nebenflusses, des Atbara, ging diesen hinauf bis zu seiner Vereinigung mit dem Setit, der auch Takkazé genannt wird, wanderte dann quer über die schmale Wasserscheide zum Blauen Nil (Bar el Azrek) und von da wieder stromabwärts nach Chartum, dem Hauptquartier der Sklaven- und Elfenbeinjäger, die alljährlich in die Länder des Weißen Nils vordringen, um ihre

Menschenjagden abzuhalten. In Chartum verweilte Baker vom 11. Juli bis 18. Dez. 1861, um sich zu seiner großen Unternehmung zu rüsten. Für die Boote, die stromaufwärts fahren mußten, wurden 40 Matrosen angeworben, außerdem 45 bewaffnete Diener als Schutzwache. Von Lasttieren wurden nicht weniger als 21 Esel, 4 Kamele und 4 Pferde an Bord genommen. Ein Deutscher, Johann Schmidt aus Krumbach in Bayern, den er gleichfalls in seinen Dienst genommen, leistete bei der Ausrüstung die beste Hilfe; er war nach dem Sudan gereist, um wilde Tiere für einen Menageriebesitzer einzuhandeln, litt aber bereits, vom Klima angegriffen, an einem bedenklichen Husten. Schon in den ersten Tagen, nachdem man sich eingeschifft hatte, starb der fleißige und geschickte Mann zum großen Leidwesen Bakers an der Auszehrung.

Am 3. Januar 1862 langten die Barken bei der Mündung des Sobat an, eines gleichfalls sehr ansehnlichen Nebenflusses des Nils, der, 110 m breit, sein klares Wasser mit starker Strömung in den weißgrauen Nil ergoß. Am 5. Januar kam die schiffende Reisekarawane am Gazellenfluß vorüber, dessen Mündung sich jedoch durch gar keine Strömung verriet, so daß man hätte glauben können, nur vor einer Ausbuchtung des Hauptstromes vorüber zu fahren. Der Negerstamm der Nu-ér, den man an beiden Ufern des Nils stromaufwärts angesiedelt fand, zeigte sich friedlich, doch auf der untersten Stufe menschlicher Bildung, den Tieren sehr nahe stehend. Die Männer reiben sich ihren nackten Körper mit Asche ein; sie gehen ganz unbekleidet, desgleichen die unverheirateten Weiber. Nur die verheirateten Frauen legen einen Gürtel von Binsen um die Hüften und durchbohren dann ihre Lippen mit einem eisernen Stift, auf den sie Glasperlen reihen. In Ermangelung des Tabaks rauchen die Männer aus großen Pfeifen Holzkohlen. Die armen Weiber sind wie überall bei diesen Negerstämmen Lasttiere, welche die meisten Arbeiten übernehmen müssen, während die Männer faulenzen. Ein Häuptling trug um seine Handknöchel ein eisernes Armband, das mit scharfen Spitzen gleich Leopardenklauen verziert war. Als sich Baker nach dem Zweck dieses Geschmeides erkundigte, zeigte ihm der Mann lächelnd die Narben auf dem Rücken einer seiner Frauen, welche Narben jedenfalls nicht von Liebkosungen herrührten.

Die Roheit aller dieser Negerstämme des Sudans zeigt sich ganz besonders darin, daß sie in der Bereitung ihres Hauptnahrungsmittels, des Brotes, nicht die geringsten Fortschritte gemacht haben, und wie es ihre Ureltern gewohnt waren, so auch jetzt noch das Korn von ihren Weibern auf weichen Sandsteinen mit einem härteren walzenförmigen Steine zerreiben lassen, wodurch der zur Unterlage dienende Mahlstein allmählich ausgehöhlt und selber zu Sand zerrieben wird, der dann ins Mehl übergeht und mit dem daraus gebackenen Brote in den Magen der Menschen. Kein Wunder — meint Baker — wenn die Herzen der Menschen in diesen Ländern zu Stein werden, da sie selber Steine verzehren.

Auf die Nu-ér folgen stromaufwärts die Kitschneger. Diese werfen, wenn sie's haben, ein Leopardenfell um die Schultern, mehr als Schmuck, denn als Kleidung. Sie sind entsetzlich mager, doch hoch gewachsen. Sie leben von dem, was ihnen der Tag beschert; Vorräte auf längere Zeit zu sammeln, fällt ihnen nicht ein. Stundenlang graben sie nach Mäusen; Leichen gefallener Tiere sind ihnen ein Leckerbissen, um so willkommener, als sie der beschwerlichen Jagd solcher Tiere überhoben sind. Obwohl hauptsächlich auf Fischnahrung angewiesen, verhalten sie sich doch beim Fischfange noch höchst einfältig, denn sie suchen ihre Beute nur zwischen dem Uferschilf auf, indem sie ihre Harpunen aufs Geratewohl hineinwerfen. Wer dann einen Fisch trifft, darf von Glück sagen. Eigentümlich ist ihre Art zu danken; sie ergreifen die Hand dessen, dem sie ihre Erkenntlichkeit ausdrücken wollen, und stellen sich so, als wollten sie darauf ausspeien. Sie speien aber nicht wirklich, sondern thun nur so.

Weiter hinauf kam man zu den Bornegern. Da die Ufer des Nils in diesen Gegenden sehr flach sind, werden sie oft überschwemmt, und es bilden sich viele Sümpfe. An Ackerbau ist nicht zu denken, Hungersnot also häufig. Auf einer erhöhten Stelle, die bei Hochwasser trocken bleibt, liegt die österreichische Mission St. Kroix, aus zwanzig mit Gras bedeckten Hütten bestehend. Der noch anwesende Priester Morlang gestand dem englischen Reisenden offen, daß die Bekehrung der Borneger gänzlich mißglückt wäre; man hatte den Posten aufgegeben und verkaufte schon in den nächsten Tagen den Platz samt allem Hausrat an den Türken Kurschild Aga für 3000 Piaster = 600 Mark. Nach Morlangs Ansicht stehen diese Negerstämme noch unter dem Tier, denn den edleren Tieren könne man doch noch Anhänglichkeit und Zuneigung abgewinnen; bei den Bor seien aber alle Wohlthaten verschwendet gewesen. Sie seien gegen ihre Wohlthäter lügnerisch, hinterlistig und völlig undankbar.

Auf die Bor folgen die Eliab. Diese haben es noch nicht einmal so weit gebracht, daß sie die Kunst des Melkens verstehen. Kühe haben sie, aber die Milch derselben geht ihnen verloren, und in Ermangelung dieses Genusses lassen sie den geduldigen Haustieren alle Monate einmal im Nacken zur Ader und genießen dann das Blut. Daneben sind die Kühe die Erzeuger des Brennmaterials; der Kuhdünger wird getrocknet zu großen Haufen aufgeschüttet, und da ein solches Feuermaterial beim Verbrennen tüchtig qualmt, so sammelt sich im Rauche Mensch und Vieh, um den Angriffen der Moskitos zu entgehen. Das Feuer wird immer auf derselben Stelle entzündet und so steigen die Aschenhaufen bis zu beträchtlicher Höhe. Sie würden ein vortreffliches Düngemittel für Ackerfelder abgeben, doch da die Eliab noch keinen Kursus in der Ackerbauchemie durchgemacht haben, so düngen sie mit der Asche vorläufig ihre eigenen Leiber, d. h. sie schmieren sie vom Kopf bis zu den Füßen damit ein und erhalten durch solchen Puder ein wahrhaft verwittertes und geisterhaftes Aussehen.

Weiter hinauf folgen die Schir. Die Männer erscheinen sehr kriegerisch, da sie mit Lanzen, Keulen und Pfeilen einhergehen; außerdem tragen sie eine gewaltige Tabakspfeife und anstatt einer Bergmannsschürze haben sie sich einen Stuhl angebunden, der nur ein Bein hat. Die Frauen lassen hinten dünne Lederstreifen wie eine Art Schweif herabhängen, woher die Sage bei den Arabern entstanden sein mag, daß im Innern Afrikas schwarze Menschen lebten mit Roßschweifen begabt. Auf dem Scheitel befestigen die Männer einen Busch von Hühnerfedern. Ihre Lieblingsstellung ist, sich auf ihren Speer zu stützen, auf einem Fuß zu stehen und den andern Fuß auf das Kniegelenk des ersteren zu stellen. Eiserne Haken sind bei ihnen sehr willkommen und werden als Geld angenommen; dies beweist, daß sie ihren Nachbarn in der Kultur voran sind.

Endlich kamen die Reisenden aus der Region der Sümpfe und Moräste heraus und langten am 2. Februar 1863 in Gondokoro (4° 55′ n. Br., 31° 46′ ö. L. von Greenwich) an. Gondokoro ist weder eine Stadt noch ein Dorf, überhaupt kein immerwährend, sondern nur ein zeitweilig bewohnter Ort, ein bequemer Landungsplatz, auf welchem die Elfenbeinjäger zwei Monate im Jahre ihre Zelte aufschlagen. Die Landschaft gewinnt hier wieder Charakter und macht einen erfreulichen Eindruck. Die Ufer des Stromes werden höher und damit trocken, Gruppen von immergrünen Bäumen erfreuen das Auge, in der Ferne zeigen sich Berge. Von der ehemaligen österreichisch-katholischen Mission sind nur noch einige zerfallene Backsteinmauern und die Zitronen- und Limonienwäldchen übrig. Die Barineger, welche diese Gegend bewohnen, gelten für den tapfersten Volksstamm am Weißen Nil. Ihre Waffen und übrige Ausrüstung gleichen derjenigen der Schir; doch bestreichen sie sich den Leib mit einer aus rotem Eisenocker und Fett bereiteten Masse, die ihnen die Farbe frisch gebrannter Ziegel giebt. Auf dem Scheitel lassen sie nur einen Büschel Haare stehen, um daran den Federbusch zu befestigen; die Frauen dagegen scheren sich ganz kahl. Ihre Hütten stehen auf Pfählen, etwa $^1/_2$ m über dem Boden, und sind sauber aus Korbruten geflochten. Ein stets rein gefegter Hof umgiebt das Pfahlhaus, dessen Boden aus einer Mischung von Sand und gepulvertem Kuhdünger festgetreten ist. Das Ganze umgiebt eine undurchdringliche Hecke von Euphorbien.

Baker ward bis zum 26. März in Gondokoro zurückgehalten; am 15. März traf sein alter Bekannter Speke und bald nachher Grant ein, die beide auf der Rückreise begriffen waren und sich nicht wenig freuten, einen Landsmann zu treffen. Sie teilten ihm mit, daß westwärts von dem großen Wasserbecken, in welchem Speke eine der Quellen des Nils gefunden zu haben glaubte,*) nach den Aussagen der Eingebornen noch ein See vorhan-

*) Es war am 28. Juli 1862, als Speke den Nil bei den Riponfällen aus dem Victoria-See abfließen sah. Er hatte eine der wichtigsten Entdeckungen des Jahrhunderts gemacht.

den sei, und daß sich dieser See vielleicht als eine zweite Quelle des Nils erweisen werde.

Baker war entschlossen, nach diesem See hin vorzudringen, aber er konnte seine Leute nicht bewegen, nach Süden weiter zu reisen — nach Osten ins Land der Latukaneger wollten sie ihm folgen. Dahin war bereits eine Bande türkischer Elfenbeinjäger aufgebrochen, und Bakers Dienstmannen, die alle zu dem räuberischen Gesindel von Chartum gehörten und am Viehstehlen und Menschenraub mehr Vergnügen fanden, als an einer streng geregelten Entdeckungsreise, hatten im Sinn, nach einigen Tagereisen ihren Herrn zu verlassen und sich den Elfenbeinjägern anzuschließen. Ibrahim, der Anführer der sogenannten „Türken“, d. h. der arabisch sprechenden ägyptischen Unterthanen, hatte überdies bei seinem Abzuge gedrohet, wenn Baker ihm folge, werde er die Bewohner von Ellyria, in welches Land man zunächst kam, gegen den Engländer aufwiegeln. Denn man hielt diesen für einen Spion und Aufpasser, der vielleicht gesandt sei, sie im Sklavenraub zu behindern.

Baker war in einer sehr gefährlichen Lage. Von seinen widerspenstigen Dienstleuten, deren Zahl sich auf 40 belief, hatten ihn 23 verlassen; die übrigen 17 konnten nur notdürftig im Gehorsam gehalten werden. Dennoch beschloß der mutige Reisende, dem Türken Ibrahim nachzuziehen, und als er denselben erreicht hatte, machte Bakers kluge Gemahlin die Unterhänderin bei Ibrahim, den sie durch Geschenke und gute Worte gewann, so daß er versprach, ihrem Gemahl nichts mehr in den Weg legen zu wollen.

Die beiden Hauptortschaften, durch welche man zuerst zog, waren Tollogo und das nicht weit davon gelegene Ellyria, beide dem Bari-Stamme angehörend. Bevor man nach letzterem Orte kommt, muß man eine Schlucht durchschreiten, und Ellyria selbst liegt noch in einem engen Thal zwischen Höhen von 6—900 m. Der Ortshäuptling wußte von dem Engpaß Vorteil zu ziehen; Baker mußte, wie jede durchziehende Karawane, einen ansehnlichen Durchgangszoll erlegen, und als derselbe entrichtet war, erbat sich der Herr Ortsvorsteher noch als Gratiszugabe einige Flaschen Branntwein. Baker reichte ihm eine Flasche starken Arak; begierig brach der Mann der Flasche den Hals ab und schüttete ihren Inhalt fast in einem Zuge die Gurgel hinab, als wäre es das unschuldigste Wasser.

Das Land der Latuka, 175 km östlich von Gondokoro, ward glücklich erreicht und erschien dem Reisenden als eines der schönsten, die er bisher gesehen. Es bringt eine Menge Körnerfrüchte hervor und ernährt große Viehherden. Die Ortschaften sind groß und stark bevölkert, die Einwohner kriegerisch, aber freundlich, stets zu Scherz aufgelegt. Die Männer sind hochgewachsen und zeigen wohlgeformte Gliedmaßen. Um ihre Kleidung brauchen sie keine Sorge zu tragen, da diese als entbehrlich erscheint. Desto mehr Sorgfalt verwenden sie auf ihren Kopfputz, an dem sie jahrelang arbeiten. Das Wollhaar wird zunächst mit Fäden von Baumbast

durchwoben, bis es einen Filz bildet, durch welchen dann die Haarspitzen von neuem hervorsprießen, welche, nachdem sie die gehörige Länge erreicht haben, abermals durchwoben werden, bis sich endlich eine fest zusammenhängende Masse gebildet hat, der man dann die Form eines Helmes giebt. Obenauf wird ein kupferner Kamm befestigt, auf der Stirnseite ein blankes Kupferblech, und je nach dem Reichtume des Helmträgers bedeckt sich der Haarfilz nach und nach mit Glasperlen und Kaurimuscheln (Otterköpfchen). Von der Spitze des Helmes nicken Straußenfedern herab.

Als beherzte Krieger verschmähen die Latuka Bogen und Pfeile, bewaffnen sich mit einem Dolch oder kurzen Schwert, mit einem Schild aus Büffel- oder Giraffenhaut und mit einem Speer, an dem eine starke Eisenspitze sitzt. Alle ihre Eisengeräte schmieden sie selber.

Ihre Dörfer sind mitunter so groß, daß man sie „Städte" nennen könnte; Tarangolle enthielt nicht weniger als 3000 „Häuser", von denen jedes durch einen Zaun eingeschlossen und befestigt war, während um den ganzen Ort ein starker Zaun von Eisenholz sich zog, der die Stadtmauer bildete. Die Eingänge oder Thore sind eng und werden nachts durch Dornbüsche geschlossen, auch die Hauptstraßen sind zu beiden Seiten mit Pfahlwerk eingezäunt und so eng, daß nur ein einziges Rind auf einmal vorwärts kommen kann. Da das Vieh kostbar ist und so hoch geschätzt wird, wie bares Geld bei uns, so will man es dem Gegner bei etwaigen Überfällen so schwer als möglich machen, die Herden fortzutreiben und in Sicherheit zu bringen. Die Rinderhürden haben ihre eigenen Umzäunungen und gleichfalls ein enges Thor, über welchem eine Art Glocke, aus der Nuß der Dolapepalme gemacht, angebracht ist, an welche das Tier beim Hineintreiben mit den Hörnern oder dem Rücken streift, so daß der Besitzer nach der Zahl der Glockenschläge die Zahl seiner Rinder bestimmen kann.

Die menschlichen Wohnungen haben freilich mit unseren Häusern, geschweige Palästen, wenig gemein; es sind ganz einfache Hütten von der Form eines riesigen Bienenkorbs, mit einem ganz kleinen Eingangsloch von 60 cm Höhe, in welches also die Bewohner auf den Knieen hineinrutschen müssen. Da man Fenster als einen ganz unnützen Luxus betrachtet, so herrscht im Innern des Bienenkorbs nächtliches Dunkel, doch auch große Reinlichkeit, wie auf den Höfen und Straßen.

An Salz fehlt es allen diesen Ländern; die Eingebornen können es seines hohen Preises wegen nur selten genießen, sind aber um so begieriger danach. Gewöhnlich helfen sie sich damit, daß sie die Ziegen-Exkremente zu Asche verbrennen, diese mit Wasser begießen, das wieder durch Kochen abgedampft wird und dann einen salzhaltigen Niederschlag zurückläßt. Auch aus der Asche eines dickstieligen Grases destilliert man Salz. Der Häuptling von Latuka verschlang begierig ganze Hände voll Salz, welche Baker ihm gab.

Die Leichname der im Kampfe gefallenen Stammesangehörigen werden nicht beerdigt, die eines natürlichen Todes Verstorbenen aber erhalten vor dem Hause, das sie bewohnt hatten, eine Grabstätte. Nach Verlauf von 14 Tagen werden sie wieder ausgegraben, man löst das Fleisch von den Knochen, thut diese in irdene Töpfe und stellt sie vor der Stadt auf einem gemeinsamen Platze auf. Vom Glauben an ein Fortleben nach dem Tode, von dem Glauben an ein höchstes Wesen, an das, was wir „Seele" und „Gott" nennen, fand Baker bei diesen Naturkindern am Weißen Nil keine Spur. Commoro, der Bruder des Häuptlings von Tarangolle, wußte übrigens auf die Fragen des Engländers ziemlich sicher zu antworten. Glaubt Ihr — so fragte Baker — daß die Menschen ebenso im Tode verschwinden, wie die Tiere?

Commoro: Natürlich!

B. Sehet Ihr keinen Unterschied in guten und bösen Handlungen?

C. Ja, es giebt gute und schlechte bei Menschen und Tieren.

B. Glaubt Ihr, daß ein guter und schlechter Mensch dasselbe Schicksal teilen und auf gleiche Weise sterben und enden müssen?

C. Ja, was können sie anders thun? Wie können sie dem Sterben entrinnen? Gute und Böse, alle sterben.

B. Ihre Leiber gehen zu Grunde, aber ihre Geister bleiben; die Guten in Glückseligkeit, die Schlechten in Elend. Wenn Ihr von einem künftigen Leben nichts wissen wollt, warum sollte dann ein Mensch gut sein? Warum sollte er nicht lieber schlecht sein, sobald er durch seine Bosheit glücklich zu werden vermag?

C. Die meisten Menschen sind schlecht; wenn sie stark sind, nehmen sie von den Schwachen. Die guten Menschen sind alle schwach; sie sind gut, weil sie nicht stark genug sind, um schlecht zu sein.

Commoro war der Bruder des Häuptlings Moy, der Tarangolle beherrschte, hatte jedoch mehr Einfluß auf die öffentliche Meinung als dieser. Baker hatte beiden Geschenke gemacht, und die gutmütigen Latuka räumten ihm wie der türkischen Gesellschaft bereitwillig Quartiere ein. Anfangs schien alles friedlich zu verlaufen. Als jedoch eine zweite türkische Bande unter dem Führer Mohammed Her in das Latuka-Gebiet eindrang und sich allerlei Unbill gegen die Eingebornen erlaubte: da riß den Negern die Geduld, und sie stellten sich in einem mit Steinen überhängten Engpaß, den die Türken durchschreiten mußten, in Hinterhalt, fielen über die Räuber her, die von ihren Flinten keinen Gebrauch machen konnten, und rieben sie sämtlich auf bis auf zwei oder drei, welche entwischen konnten. Unter den Gefallenen waren auch zwei von Bakers Leuten, die etliche Tage vorher entlaufen waren. Als man ihm ihre Flucht gemeldet, war er in die Zornesworte ausgebrochen: „Mögen die Geier über ihre Gebeine fallen!" Da sie nun drei Tage nachher niedergemetzelt wurden, blickten alle Türken auf Baker mit scheuer Ehrfurcht, denn der Glaube an das böse Auge und die Kraft der Verwünschungen war ihnen in die Glieder gefahren.

Durch das parkartige Latukaland, welches man am 2. Mai 1863 verließ, um das Obbo-Land zu erreichen, gelangte man zunächst auf einen etwa 120 m hohen Granitrücken, in welchen der Kanieti sich ein Bett gegraben hatte, der zwischen waldigen Ufern dahinfloß. Nachdem derselbe überschritten war, stieg man fortwährend durch Waldgebiete aufwärts, aus denen völlig kahle Granitkegel bis zu 1500 m Höhe emporragten. So stieg man einen Zickzackweg empor, etwa zwei Stunden lang, und als man auf der Höhe angelangt war, erkannte man, daß man sich auf einer geneigten Hochebene bewegt hatte; die abstürzende Wand ward in einer Viertelstunde wie eine steile Treppe herabgestiegen. Zwei und eine halbe deutsche Meile von diesem Paß entfernt erreichten die Reisenden unter strömendem Regen den Hauptort des Landes Obbo.

Der Boden scheint außerordentlich fruchtbar zu sein und erzeugt Guineagras in Fülle, wilde Früchte, unter denen auch traubentragende Weinreben, neun Spielarten der Yamswurzel, Erdnüsse, hoch aufgeschossener Tabak — alles gab Zeugnis vom Pflanzenreichtum des Landes. Aber die tropischen Regen dauern zehn Monate lang, vom Februar bis November, und wegen der zurückbleibenden Feuchtigkeit läßt sich dann das Erdreich schwer durch Grasbrände klären und für den Ackerbau zubereiten.

Der Landesherr war ein alter freundlicher Mann, der als Regendoktor bei seinen Unterthanen in hohem Ansehen stand. Er besitze — so glaubte man fest — die Macht, durch einen Zauberpfiff den allzureichlichen Regen entweder zu bannen, oder den fehlenden Regen herbeizuschaffen. Als einmal Baker auf seinen Fingern, die er in den Mund hielt, einen schrillen Pfiff ertönen ließ, hielt man ihn auch für einen Regendoktor und forderte ihn öfters auf, seine Macht über die Elemente zu Nutz und Frommen der Leutlein auszuüben. Katschiba — so hieß der alte Häuptling — war sehr stolz darauf, daß ein Fremder ihn mit seinem Besuch beehrte, und er flößte Baker so viel Vertrauen ein, daß dieser seine Frau unter des Alten Schutz stellte, während er nach Süden einen Streifzug unternahm.

Von Ende Juni ab erduldeten die Reisenden nicht geringe Beschwerden. Es herrschte Hungersnot, die schwarzen Blattern wüteten furchtbar unter den Eingebornen, es regnete täglich in Strömen, des Nachts fiel das Thermometer auf 18° C., und dieser Wechsel zwischen heißfeuchter Luft bei Tage und plötzlicher Abkühlung bei Nacht erzeugte Fieber, denen auch Baker mit seiner Gemahlin anheimfielen. Pferde und Kamele waren schon früher draufgegangen, nun kam die Reihe auch an die Esel, welche während der Regenzeit sämtlich umkamen. Dazu hatte Baker mit der großen Unreinlichkeit der Leute in Obbo zu kämpfen. Um die Milcheimer zu reinigen, wusch man dieselben mit dem Harn der Kühe, und die Eingebornen benutzten die gleiche Flüssigkeit auch zum Waschen ihres schwarzen Angesichts.

Erst am 5. Januar 1864, des folgenden Jahres, war Baker im stande, in Begleitung von Ibrahims Schar, die aus 45 Elfenbeinjägern bestand, welche

nach Nayoro zum König Kamrasi ziehen wollten, aufzubrechen. Da alle seine Pferde, Kamele und Esel gefallen waren, mußte er sich mit seiner Gemahlin der Reitochsen bedienen. Am 18. Januar gelangte man in südlicher Richtung in unabsehbare Grassteppen, über die nur einzelne Dolapepalmen emporragten. Öfters kam man an Moräste, die den Marsch sehr erschwerten. Der Nil wurde an den Karuma-Fällen gekreuzt in demselben Boote, das nicht lange zuvor den Entdecker Speke übergeführt hatte. Der Fluß, hier 135 m breit, stürzt über eine Schwelle von $1^1/_2$ m Höhe.

Es kostete jedoch erst einige Mühe, bis die Eingebornen, welche in den Reisenden Feinde argwöhnten, sich entschlossen, letztere auf ihren Fährbooten überzusetzen. Baker, in sehr abgetragener unscheinbarer Reisekleidung, legte schnell europäische Kleidung an, stellte sich auf einen erhöhten Punkt, ward als „der Bruder Spekes" anerkannt und erhielt nun die gewünschte Erlaubnis. Auch der König Kamrasi legte dem tapferen Reisenden allerlei Schwierigkeiten in den Weg, bevor er ihn in M'ruli, seiner Residenz, empfing. Die Neger-Majestät war gut gekleidet, und die Nägel an Händen und Füßen verrieten eine sorgfältige Pflege. Auch ihre Unterthanen gingen in einer aus sehr weichem Leder gefertigten Kleidung einher, während alle nördlich vom Karumanil wohnenden Neger vollständig nackt erschienen waren. Die eingebornen Schmiede gebrauchten Eisenhämmer und wußten den Kupfer- und Eisendraht, welchen sie durch den Elfenbeinhandel erhielten, sehr fein zu ziehen. Auch das schwarze Thongeschirr, das man sah, war zierlich gearbeitet. Dagegen zeigte sich in den Hütten, welche die Einwohner mit ihren Ziegen und Hühnern teilten, die abschreckendste Unreinlichkeit, und es schien sich hier zu bestätigen, was auch bei den Insulanern der Südsee bemerkt wurde: mit der Bekleidung ursprünglich nackter Volksstämme vermehrt sich der Schmutz. Die englischen Missionäre, welche nichts Eiligeres zu thun hatten, als bei den Südsee-Insulanern Hemden einzuführen, sahen zu ihrem Erstaunen, wie nun die Unreinlichkeit erst recht überhand nahm.

Von den Karuma-Fällen an fließt der Nil gerade westlich, ist ein reißender Strom und hat auf beiden Ufern schönen Baumwuchs. Je näher dem Ziel, desto mehr wuchs die Ungeduld des Entdeckers, vorzudringen ins Quellgebiet des geheimnisvollen Stromes. Aber die Schwierigkeiten sollten sich nun erst recht zusammendrängen. Die wenigen Dienstleute Bakers zeigten sich schwierig, der tapfere Schotte samt seiner Gemahlin hatten immer noch vom Fieber zu leiden, und als ihnen vollends Kamrasi sagte, der westliche Nilsee oder M'wutan n'zige (welcher Name von Speke als Luta n'zige aufgefaßt worden war) sei noch sechs Monatmärsche entfernt: so wirkte diese Mitteilung wie ein lähmender Schlag. Es war aber eine unverschämte Lüge, welche den Entdecker verhindern sollte, seine Reise fortzusetzen, und als ein Salzhändler eintraf, welcher die Entfernung des Sees auf zwanzig Tagemärsche angab, gestand auch Kamrasi seine Unwahrheit ein und versah Herrn Baker mit Trägern und Führern nach dem erstrebten Ziele. Zuvor

plünderte er aber den Reisenden nach Kräften aus, der ihm auch noch sein Schwert schenkte, damit er mit Bakers Führer Blut trinke, d. h. den Freundschaftsbund besiegele.

Anfangs März 1864 reiste Baker von M'ruli ab. Eine Messung seiner Erhebung über das Meer ergab 1240 m, die Entfernung vom Äquator 1° 38'. Der nächste Weg nach dem See hätte in westlicher Richtung genommen werden sollen, statt dessen zogen die Führer südwestlich am rechten Ufer des Flusses Kahfu entlang, der sich bei M'ruli mit dem kleineren Karumanil vereinigt. Der Grund dieser Abbiegung war der große Morast am linken Ufer des Kahfu. Nach mehreren Märschen über Prärieen und durch Mimosenwälder, die in voller Blüte standen, erreichte man unter strömendem Regen die Stelle, wo der Kahfu überschritten werden mußte. Baker und seine Frau, die alle Gefahren und Beschwerden heldenmütig mit ihm teilte (sie war eine Ungarin von Geburt), waren vom Fieber, von der steten Aufregung und Anstrengung und dem Klima der Tropenzone so angegriffen, daß sie bleich wie Gespenster aussahen und völlig abgemagert und entkräftet waren. Es liest sich leicht und angenehm, wenn die Reisenden von ihren Abenteuern erzählen, und die wissenschaftlichen Ergebnisse nehmen wir in Empfang, als wäre das ein schuldiger Tribut; aber was dazu gehört, um nur die Lage einer Stadt oder eines Flusses in die Lehrbücher der Erdbeschreibung eintragen zu können: das vergessen wir bald und denken nicht daran. Möge darum der Entdecker seinen letzten Marsch, der ihn zum großen Nilsee führte, selber erzählen, damit dem freundlichen Leser auch die That- und Duldkraft zu Gemüt geführt werde, welche zu einer Entdeckungsreise gehört.*)

„Wir kamen des Nachmittags am Flusse Kahfu bei einer Krümmung an, welche derselbe von Süden her macht; hier mußten wir, da wir nach Westen gingen, notwendigerweise den Fluß überschreiten. Der Strom lief gerade in der Mitte einer Marsch und war, obgleich tief, doch so mit dicht verschlungenem Wassergras und anderen Wasserpflanzen bedeckt, daß durch einen Teppich von etwa 2 m dickem Unkraut eine von der Natur geschaffene schwimmende Brücke hergestellt war. Auf dieser sich wellenförmig bewegenden unsteten Oberfläche sprang die Mannschaft rasch hinüber, wobei sie bloß bis an die Knöchel einsank, obgleich unter der zähen Pflanzendecke sich tiefes Wasser befand. Über diese verräterische Oberfläche zu reiten war ebenso unmöglich als sich hinüber tragen zu lassen; ich ging daher voran und bat Frau Baker, mir so schnell als möglich zu Fuße genau auf meiner Spur zu folgen. Der Fluß war etwa 72 m breit, ich hatte kaum den vierten Teil dieser Strecke zurückgelegt und mich umgeblickt, ob meine Frau dicht hinter mir folgte, als ich sie zu meinem Schrecken auf einer und derselben

*) Vgl. „Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nils und die Erforschung der Nilquellen". 2 Bde. (Jena.)

Stelle stehen und allmählich durch das Unkraut sinken sah, während ihr Gesicht verzerrt und ganz purpurrot geworden war. Fast in demselben Moment, da ich dies bemerkte, fiel sie um, als wäre sie geschossen worden. Alsbald stand ich an ihrer Seite; mit Hilfe von 8—10 meiner Leute, die zum Glück in meiner Nähe waren, schleppte ich sie wie einen Leichnam durch die nachgebende Pflanzendecke, und bis an den Gürtel einsinkend, arbeiteten wir uns nach der anderen Seite hinüber, indem ich sie so hielt, daß gerade der Kopf über dem Wasser war; sie zu tragen wäre unmöglich gewesen, da wir alle zusammen durch das Unkraut durchgebrochen wären. Ich legte sie unter einen Baum und wusch ihr Kopf und Gesicht mit Wasser, weil ich anfänglich glaubte, sie sei ohnmächtig geworden; aber sie lag vollkommen bewußtlos da, als wäre sie tot, die Zähne fest zusammengebissen, die Hände geballt, die Augen offen, aber starr. Es war ein Sonnenstich.

Von den Trägern waren viele mit Gepäck vorausgegangen; ich schickte eilig einen Mann nach, um einen „Angarep" zurückzuholen, auf welchem sie getragen werden sollte, nebst einer Reisetasche mit anderen Kleidern, da wir sie durch den Fluß geschleppt hatten. Vergebens rieb ich ihr das Herz und die schwarzen Frauen die Füße, um sie wieder zum Leben zurückzubringen. Endlich kam das Tragbett, und nachdem wir ihr andere Kleider angezogen, wurde sie unter Trauer wie eine Leiche vorwärts getragen. Wir mußten beständig anhalten und ihr den Kopf unterstützen, da ein peinliches Röcheln andeutete, daß sie ersticken werde. Endlich erreichten wir ein Dorf und machten Halt für die Nacht.

Ich legte sie sorgfältig in eine elende Hütte und wachte bei ihr. Mit einem kleinen hölzernen Keil öffnete ich ihr die zusammengebissenen Zähne und schob einen nassen Lappen hinein, auf welchen ich Wasser tröpfelte, um ihre Zunge anzufeuchten, die so trocken wie Pelz war. Die gefühllosen Tiermenschen, welche die eingeborne Begleitung bildeten, schrieen und tanzten, als ob alles in bester Ordnung sei; ich befahl sogleich ihrem Anführer, zu Kamrasi zurückzukehren, da ich nicht länger mit ihnen reisen möchte. Anfangs weigerten sie sich, bis ich endlich schwur, ich würde unter sie schießen, wenn sie am folgenden Morgen noch da wären. Mit Anbruch des Tages zogen sie ab, und ich war froh, ihrer ledig zu sein; ich hatte jetzt meine eigene Mannschaft und die von Kamrasi gestellten Führer.

Nahrungsmittel waren in dem Orte nicht zu bekommen. Meine Frau hatte sich nicht mehr gerührt, seitdem sie von dem Sonnenstich getroffen fiel; sie atmete nur etwa fünfmal in der Minute. Länger bleiben konnten wir nicht, meine Leute wären verhungert; so ward sie denn wieder auf das Tragbett gelegt, und wir setzten unseren Leichenzug fort. Ich war krank und gebrochenen Herzens, folgte mit Mühe dem Zuge, immer an ihrer Seite, über wilde Parklandschaften, durch Flüsse und dichte Wälder und morastige Gründe. Wieder machten wir abends Halt in einem elenden Dorfe; ich war naß und mit Schlamm überzogen und zitterte an allen Gliedern. Die Kranke blieb

bewegungslos. Um ein Licht anzuzünden, that ich Fett in einen zerbrochenen Wasserkrug, zerriß einen Lappen und bildete daraus einen Docht. Einsam und still saß ich am Bett der Todkranken und wachte.

Am anderen Morgen begann wieder der Marsch. Obgleich schwach und krank und zwei Nächte ohne einen Augenblick Schlaf, fühlte ich doch keine Müdigkeit, lief mechanisch neben dem Tragbett her, als ob ich im Traum wäre. Dasselbe wilde Land wechselte mit Sumpf und Wald. Wieder kam der Abend, wieder ward die Kranke in eine elende Hütte gestellt, und ich zündete meine Lampe an. Alles neben mir schlief; nur das Geschrei einer Hyäne ließ sich hören, als wäre das Tier begierig nach seiner Beute. Ich verbrachte die Nachtzeit damit, daß ich nasse Tücher um den Kopf meiner armen Frau schlug und ihre Lippen anfeuchtete. Von menschlicher Hilfe entfernt, wandte ich mich im Gebet zu dem, der mehr vermag als die menschliche Kunst.

Meine Lampe war ausgebrannt, ich trat in die frische Morgenluft hinaus, da im Zustande der Kranken noch keine Veränderung sich gezeigt hatte. Da hörte ich plötzlich die Worte: Gott sei Dank! Ich eilte zurück in die Hütte; meine Frau war aus ihrer Erstarrung erwacht, sie sprach, aber verworren, und in ihren Augen glänzte der Wahnsinn.

Eine Beschreibung ihrer sieben Tage dauernden Gehirnentzündung will ich dem Leser ersparen. Der Regen goß in Strömen; wegen Mangel an Lebensmitteln konnten wir aber an keinem Orte ausruhen. Wir befanden uns auf der Grenze von Nyanda, und M'tesas Volk hatte den ganzen Distrikt geplündert. In den Wäldern erbeuteten wir zuweilen wilden Honig, schossen auch mitunter einige Perlhühner. Sieben Nächte hatte ich nicht geschlafen; obwohl schwach wie ein Schilfrohr ging ich doch während des Marsches immer an der Seite des Tragbettes. Als wir abends ein Dorf erreichten, legte ich die Kranke in eine Hütte, bedeckte sie mit einem schottischen Mantel und fiel nun selber bewußtlos auf meine Matte. Die Natur behauptete ihr Recht, der Schlaf übermannte mich. Meine Mannschaft steckte jeden Abend einen neuen Stiel in ihre Axt und suchte nach einer trockenen Stelle, um der Rettungslosen ihr Grab zu machen.

Die Sonne war schon aufgegangen, und ich schlief noch. Als ich erwachte, sprang ich entsetzt vom Lager auf, denn wie ein Blitz kam der Gedanke über mich, daß sie nun tot sein müsse. Sie lag auf ihrem Bette, blaß wie Marmor und mit jener ruhigen Heiterkeit, welche die Züge annehmen, wenn der Geist von den Sorgen und Schmerzen des Lebens befreit ist. Während ich aber angstvoll auf sie hinstarte, hob sich sanft ihre Brust, nicht mit den krankhaften Schlägen des Fiebers, sondern natürlich. Sie schlief, und als sie bei einem plötzlichen Geräusch ihre Augen öffnete, waren sie ruhig und klar. Sie war gerettet! Gott allein weiß, was uns geholfen, nachdem alle Hoffnung schon geschwunden war. Welche Dankbarkeit mich in jenem Augenblick erfüllte, will ich nicht versuchen zu schildern."

Die Genesene hätte nun ganz besonders der Ruhe bedurft, aber man durfte nicht weilen, wenn man nicht verhungern wollte: so ward sie auf einer Bahre weiter getragen. Am 13. März erreichte man das Dorf Parkani. Baker sah im fernen Westen einen hohen Gebirgszug aufsteigen und vermutete, daß hinter demselben der ersehnte M'wután n'zige liegen mochte. Allein der eingeborne Führer versicherte ihn, daß jenes Gebirge bereits die westliche Grenze des großen Sees sei und dieser schon ganz nahe ihnen zu Füßen liege, sobald man den nächsten Höhenzug überschritten habe. Würde man zeitig aufbrechen, so könne man schon am nächsten Mittag im See baden. Baker konnte vor Aufregung nicht schlafen, denn endlich stand er am Ziel seiner langen, mühevollen und gefährlichen Reise. „Der Tag brach in wunderbarer Klarheit an," erzählt er, „und nachdem wir in ein Querthal hinabgestiegen waren, arbeiteten wir uns am jenseitigen Abhang hinauf. Ich eilte der Höhe zu. Plötzlich lag in Glorie meine Beute vor mir. Tief unter uns, einem riesigen Becken von Quecksilber gleich, breitete sich ein großer Wasserspiegel aus mit einem unbegrenzten Horizont nach Süden und Südwesten blitzend unter den Strahlen der Mittagssonne. Gegen Westen, 10—12 deutsche Meilen entfernt, erhoben sich vom Wasserspiegel blaue Gebirge bis zu 2000 m Höhe." Der östliche Abhang des Sees fiel unter Bakers Füßen jäh in eine Tiefe von 500 m zur Thalfläche hinab; der Zickzackpfad war aber so steil und gefährlich, daß die ohnehin sehr matten Entdecker zwei volle Stunden brauchten, bis sie an den Fuß des Abhangs gelangten. Dann mußten sie noch eine halbe Wegstunde über parkartig beschattete Wiesen zurücklegen, bis sie den Rand des Wassers erreichten. „Die Wellen," erzählt Baker, „schlugen über helle Kieselbänke, ich stürzte durstig und ermattet in den See und trank mich satt an den Quellen des Nils." Da Speke das östliche Nilbecken mit dem Namen „Viktoria-Nyanza" getauft hatte, so nannte Herr Baker nun das westliche, nach seiner Meinung größere und bedeutendere Becken Albert-Nyanza oder Albert-See.

Der Spiegel des Sees liegt 643 m ü. M., ist also 428 m niedriger als der Nil in M'ruli; also geht der Wasserabfluß von Osten nach Westen. Unter 1° 14′ nördl. Breite, wo Baker den See erreichte, fand er denselben etwa 90 km breit, nach Süden jedoch die Breite im Zunehmen. Das Wasser ist tief, süß, durchsichtig. Doch waren die östlichen Ufer von Salz geschwängert, und die Küstenbewohner laugten dasselbe aus, wodurch sie einen wichtigen Handelsartikel gewannen. Auch der Fischfang wurde eifrig betrieben und, nach den großen Angelhaken zu urteilen, muß es sehr große Fische im See geben.

In dem Fischerdorfe Vancovia hielten die Reisenden Rast, dann fuhren sie in einem Ruderkahn nordwärts und gelangten nach 13 Tagen (die Fahrt war sehr langwierig, weil man sich immer an der Küste halten mußte) nach dem Dorfe Magango, an den Vereinigungspunkt des Nils mit dem See unter 2° 16′ nördl. Breite. Etwa 32 km nördlich von diesem Vereinigungs-

punkt tritt der Fluß aus dem großen Wasserbehälter wieder heraus und setzt seinen Lauf als „Weißer Nil" nach Gondokoro fort.

Durch die Seen wird es dem Nilstrom möglich, das ganze Jahr hindurch Wasserfülle zu haben, während die Nebenflüsse, die von Osten aus den abessinischen Alpen kommen, nur einen Teil des Jahres wassermächtig sind, dann aber fast versiegen und nur Lachen und Sümpfe und einen schmalen Wasserstreifen übrig lassen. Plötzlich aber schwellen sie wieder zu Strömen an; sie bewirken die periodischen Überschwemmungen des Nils und bringen den rötlichen, fruchtbaren Schlamm mit, während der Weiße Nil keine solchen Schwankungen zeigt. Ohne die großen Seen in seinem Quellgebiete würde er, bei der ungeheuren Länge seiner Laufes, unterwegs verdunsten, wie es bei so manchen Wüsten- und Steppenflüssen der Fall ist; so aber ist er der wasserreiche östliche Quellarm des Nils, und dies ist durch die große Entdeckungsreise Bakers unwiderleglich festgestellt.

---

7. Dr. Georg Schweinfurths Forschungsreise im oberen Nil-Gebiet.*)

Um die Zeit des Krieges im Jahre 1866 kehrte Schweinfurth von einer dreijährigen Reise zurück, welche er zur Erforschung der Vegetationsverhältnisse mehrerer Länder und Ufergegenden des Roten Meeres auf seine eigenen Kosten unternommen hatte. Das Verlangen, seine botanischen Untersuchungen in den Ländern an den Nilquellen und den Zuflüssen des Nils fortzusetzen, fand Unterstützung durch die Akademie der Wissenschaften in Berlin, der er seine Pläne hierüber vorgelegt hatte, und so bekam er die Mittel zu einer zweiten Afrikareise von der Humboldtstiftung. Im Juli 1868 war Schweinfurth wieder auf afrikanischem Boden, und zwar in Chartum, wo er sich mit den Kaufleuten bekannt machte, welche die sogenannten Elfenbein-Expeditionen aussenden und denen von seiten der ägyptischen Regierung die genaue Beobachtung der mit Schweinfurth abzuschließenden Verträge vorgeschrieben worden war. Sowohl der „allmächtige" Generalgouverneur als der Konsul des Norddeutschen Bundes in Chartum nahmen sich in aller Wärme des Reisenden an, und boten allen ihren Einfluß auf, die Elfenbeinhändler dem Unternehmen günstig zu stimmen. Der gesamte Handel befand sich in den Händen von sechs größeren Kaufleuten, diesen schlossen sich noch ein Dutzend kleinere an. Seit Jahren hatte aber die Elfenbeinausfuhr den Betrag von 500000 Maria-Theresia-Thalern nicht über-

---

*) Aus einem Vortrag des Reisenden in der geographischen Gesellschaft zu München. (Vgl. A. A. Z. 211, B. 1872 ff.) und Im Herzen von Afrika, Reisen und Entdeckungen im zentralen Äquatorialafrika 1868—71. Leipzig, Brockhaus 1874. 2 Bde.

schritten, und diese Summe wurde nur dadurch erschwungen, daß die Expeditionen von Jahr zu Jahr nach immer weiter entlegenen Gegenden vordrangen. Die Kaufleute unterhielten in jenen Gegenden, wo Elfenbein zu bekommen ist, eine große Anzahl von Niederlassungen, beschützt durch die in Chartum angeworbenen Bewaffneten, nachdem sie die Eingeborenen in das Verhältnis der Leibeigenschaft gebracht hatten. Diese Niederlassungen sind meist die Stapelplätze, Seribas genannt, für die von Chartum wegführenden Wasserstraßen. Der äußerste Punkt für die Schiffahrt ist Djau, da ist auch der Ausgangs- und Endpunkt der wichtigsten Forschungsreisen. Von da aus sind Reisende in südlicher und westlicher Richtung bereits 5 Grad vorgedrungen. Djau ist ein Platz mit etwa 11—12000 Bewohnern, worunter 5000 Nubier; das ganze Gebiet ist höchstens auf 200000 Köpfe anzuschlagen, verteilt aber auf einen Flächenraum von nahezu 75000 qkm. Schweinfurth wählte zu seiner Reise die westliche Wasserstraße, mit den Chartumer Kaufleuten brachte er einen Vertrag zu stande, welcher ihm die Lieferung von Lebensmitteln, Trägern, Bewaffneten u. dgl. sicherte und überdies eine Barke für die Nilfahrt zur Verfügung stellte. Seine Leute wählte sich der Reisende aus Ansässigen in Chartum aus; er war glücklich in der Wahl, denn nie hatte er eine Veranlassung, sich über sie zu beklagen.

Mit allem Nötigen versehen, wurde die Fahrt am 5. Januar 1869 nach dem Gazellenfluß begonnen. Zwischen dem 11. und 12.° nördl. Breite fand Schweinfurth die ersten Spuren einer ackerbautreibenden Bevölkerung; es waren schwarze Eingeborene, die Schilluk, welche in einer Breite von 5—6 Stunden das ganze Nilufer einnahmen und auf einer großen Strecke am untersten Laufe des Sobat ansässig sind. Sie standen damals unter der ägyptischen Regierung. Der Reisende schätzt, nach der reichen Zahl der Dörfer und deren Größe, die Bevölkerung auf eine Million; da nun die Ausdehnung des Landes der Schilluk nicht höher als auf 6800 qkm anzuschlagen ist, so ergiebt sich eine relative Volksmenge von 147 Menschen auf 1 qkm — eine Volksdichtigkeit, wie er sie bei keinem anderen Volksstamme mehr fand. Nachdem der Reisende einige Tage in Faschoda, damals dem äußersten Punkte ägyptischer Herrschaft, verweilt hatte, wurde die Fahrt in Begleitung einer anderen Barke stromaufwärts fortgesetzt. Der Besitzer des Fahrzeuges, Namens Abd-es-Sammat, „ein hochherziger Mann“, übte einen günstigen Einfluß auf das Unternehmen aus. Obgleich Schweinfurth und Abd-es-Sammat zusammen mehr als 80 Mann Bewaffnete zählten, mußten sie doch, als sie an der Sobat-Mündung vorbeikamen, vor den Schilluk auf ihrer Hut sein. Einige Tage später befanden sich die Reisenden oberhalb der Mündung des Seraflusses und in einem Gewirre von Kanälen. Durch einen von dem verstopften Hauptstrom sich abzweigenden Arm allein war es möglich, zur Mündung des Bahr el Ghasal (Gazellenflusses) vorzudringen, und selbst da gelang es nur der vereinten Anstrengung vieler

Menschen, die Barke durch einen engen Spalt hindurch zu bringen. Nach einer Fahrt von 22 Tagen wurde der Ausschiffungsplatz (am 28. Februar) erreicht.

Von der Djur-Mündung, welche außerordentlich schwer zugänglich ist, setzt sich das tiefe Fahrwasser noch auf eine Strecke von reichlich 4 deutschen Meilen bis zum Ausschiffungsplatze fort, der eine förmliche Sackgasse bildet, welche die Eingeborenen Kitt nennen, und wo nicht die geringste Strömung bemerkt wird; es ist offenbar das Bett eines alten Flusses. Erst unterhalb der Djur-Mündung tritt eine Strömung ein, und die beträchtliche Tiefe des Bettes beginnt erst von der Mündung des Bahr el Arab an. Schweinfurth betrachtet letzteren nach allen eingezogenen Erkundigungen als Hauptstrom, denn noch 75 deutsche Meilen oberhalb, in einem Abstand von der Mündung, den der Djur mit seiner Quelle gar nicht erreicht, zeigt er sich als Strom, welcher zu jeder Jahreszeit befahren werden kann. Bei seiner Rückreise im Juni hat der Reisende die sichersten Beweise dafür gesammelt, daß der Bahr el Seraf die Fortsetzung des Bahr el Arab sei. Die Reise hatte besonders auch die Aufgabe, die Bedeutung der westlichen Nil-Ab- und Zuflüsse festzustellen, und Schweinfurth glaubt den Beweis geliefert zu haben, daß das gesamte Stromgebiet 600000 qkm umfasse. „Gewöhnlich,“ sagt der Reisende, „erwähnt man des Gazellenflusses als eines unbedeutenden Nilarmes. Es kann dies nur von der Thatsache herrühren, daß der Gazellenfluß, nachdem man die abessinischen Quellen des Nils entdeckt zu haben glaubte, so auf alten portugiesischen Karten erscheint, während man doch eigentlich unmöglich die Mündung eines solchen Riesenstromes hätte übersehen können oder wenigstens von dem Vorhandensein eines solchen hätte hören müssen. Man hatte aber bereits den blauen Nil erkundet, und jener würde diesen in den Schatten gestellt haben.“

Den größten Teil des Märzmonats verbrachte Schweinfurth mit seinen Reisegenossen am Ausschiffungsplatz in einem Zeltlager auf einer kleinen Insel in dem Labyrinth von Kanälen. Über die schädlichen Einwirkungen der Ausdünstungen dieser Kanäle und Sümpfe, denen er durch seine botanischen Ausflüge mehr ausgesetzt war als andere, half er sich durch den Gebrauch von Chinin hinweg. Die Wanderungen nach dem Innern, welche er dann begann, erstreckten sich auf 30 deutsche Meilen zu Fuß. Es gab da weder Kamele noch Esel. Das einzige passende Tier, der Elefant, wird ausgerottet mit Feuer und Schwert, und nur zu dem Zweck: „einen Artikel zu verschaffen, der als nutzloses Spielzeug verarbeitet wird.“ Die anderthalb Wegstunden lange Karawane zog bis zur Seriba Ghattas in sechstägigem Marsch. Die Bewohner dieser Gegend sind wegen der fortgesetzten Viehräubereien der Nubier sehr feindselig gegen alle Eindringlinge, man kann daher nur mit bewaffneter Hand dort reisen. Die Dinka sind vorzugsweise Rinderhirten, besitzen auch eine große Menge von Schafen, den Ackerbau betrachten sie nur als Nebensache. Der Rinderreichtum des Landes ist

erstaunlich und scheint unerschöpflich, trotzdem daß alljährlich Tausende von den Nubiern geraubt werden. Die Männer erachten jede Körperbedeckung als unmännlich, in ihren Behausungen herrscht aber mehr Reinlichkeit als bei andern Völkern, und auf die Zubereitung und Auswahl der Speisen verwenden sie eine Sorgfalt, welche als Merkmal äußerer Kultur hervorgehoben zu werden verdient. Hart an den Grenzen dieser Völkerschaft haben die Chartumer Kaufleute Niederlassungen. Das Gebiet der Dinka umfaßt die gesamte Niederung, welche sich um die untere Hälfte der vereinigten Flüsse ausdehnt. Hier fand der Reisende die üppigste Vegetation. Die spezifische Verschiedenheit ist hier der hauptsächlichste Charakter der Gewächse, aber ebenso groß ist die Fülle und die Pracht der Landschaft.

Schweinfurth drang nun noch weiter in das Innere, nach Überschreitung des Djurflusses in das Gebiet der Djur, mit denen er nähere Bekanntschaft machte. Der Name Djur bedeutet Waldmensch, eine verächtliche Bezeichnung, die den Bewohnern gegeben wurde, weil sie keine Rinderherden besitzen. Sie selbst scheinen noch zu wissen, daß sie von Norden her eingewandert sind. Die Seelenzahl soll kaum 200000 übersteigen. 20 Meilen südlich wohnen die Bellanda, welche ungeachtet der verschiedenen Sitten die Sprache der Djur beibehalten haben. Zu seinem Standquartier zurückgekehrt, unternahm der Reisende wiederholt Besuche bei den dort umher zerstreuten Völkerstämmen. Im August wurde das bisher erworbene Elfenbein zu Fluß nach Chartum befördert und zugleich die erste größere Sendung von Pflanzen 2c. nach Berlin angefertigt, wo sie nach 11 Monaten anlangte. Während der inzwischen eingetretenen Regenzeit nahm Schweinfurth Körpermessungen an den Eingeborenen vor, studierte die Sprachen der nächstgelegenen Stämme u. s. w.

Die Mehrzahl der in seiner Umgebung befindlichen Einwohner, und die ihn begleitenden Träger waren fast immer Bongo, und da der Reisende in ihrem Lande den größten Teil der Regenzeit zubrachte, kam es, daß er sich mit diesem Volke am meisten vertraut machte, am genauesten dessen Sitten studierte und sich sogar dessen Sprache oberflächlich aneignen konnte. Unter den verschiedenen Stämmen derselben leben neben solchen mit ganz schwarzer Farbe wieder solche, die mehr Rot in ihrer Farbe zeigen. Die Körpergröße ist die mittlere, bei kurzen Gliedmaßen, die Muskulatur scharf ausgeprägt, der Schädelbau breit. Im Gegensatze zu ihnen sind die Völker des Tieflandes von erstaunlicher Größe, auffallend schmalen Köpfen, wie die Schilluk 2c. Durchschnittlich nimmt Schweinfurth den Stamm der Bongo zu 100000 Seelen an, so daß auf 1 qkm 3,2 kommen; infolge der steten Auswanderung kann es aber mit der Zeit nicht fehlen, daß einige dieser Stämme aussterben. Die spätere, vorübergehende Besitzergreifung all dieser Länder seitens Ägyptens wird nur dazu beigetragen haben, diese Folge zu beschleunigen; der Nubier läßt in seiner Gutmütigkeit die Eingeborenen ruhig vegetieren, weniger duldsam ist der Türke. Den Hauptgegenstand

des Ackerbaues, auf welchen die Bongo ausschließlich angewiesen sind, bildet die Negerhirse (Sorghum vulgare); Weizen und Gerste ist bei ihnen unbekannt. Dem meist felsigen Boden läßt sich jedoch nur durch die fleißigste und sorgfältigste Bearbeitung etwas abgewinnen, zumal bei dem Mangel jeden künstlichen Düngers. Eine eigentliche Religion fehlt den Bongo, für die Gottheit haben sie in ihrer Sprache keinen selbständigen Begriff, sondern ihre Bezeichnung gilt nur für Schicksal, Glück oder Unglück. Wird jemand krank, so heißt es: Loma hat ihn krank gemacht; kehrt einer ohne Beute heim oder verliert er im Spiel, so sagt man: er hat kein Loma gehabt. Wunderbar ist die Furcht vor bösen Geistern, die ihren Sitz in dunklen Wäldern haben, wo sie in Gestalt der Eulen und anderer nächtlichen Tiere hausen. Die Bongo glauben überhaupt, von den Geistern könne nichts Gutes kommen; es soll daher auch kein Mensch mit ihnen verkehren. Im Verdacht des Verkehrs mit denselben stehen bei den Bongo die alten Leute, besonders des weiblichen Geschlechts; nirgends ist der Hexenglaube mehr verbreitet, als bei ihnen. Hexenprozesse sind da wirklich an der Tagesordnung, und es ist Thatsache, daß bejahrte Leute dort zu den Seltenheiten gehören, so daß höchst selten ein weißhaariger Eingeborener angetroffen wird. In Bezug auf das Heiraten sind die Bongo auf drei Weiber beschränkt.

Die menschenfresserischen Monbuttu, die „geschwänzten" Niam-Niam und die zwerghaften Akka.

Ende September schloß sich Schweinfurth einer anderen Gesellschaft an, deren Befehlshaber Abd-es-Sammat, ein junger Nubier von Mut, Ausdauer und Unternehmungslust, sich in den Besitz ausgebreiteter Gebiete in den südlichen Teilen des Bongolandes gesetzt hatte und am weitesten nach Süden vorgedrungen war. Nach siebentägiger Wanderung kam unser Reisender in einer der Hauptbesitzungen des Nubiers an, wurde dort mit einer „unbeschreiblichen, wahrhaft orientalischen Gastfreundschaft" aufgenommen, in der schönsten Hütte untergebracht und erhielt zur Fortschaffung seiner Sachen die nötige Anzahl von Trägern. Hier verbrachte er acht Monate, unter dem Schutze des Nubiers, wobei er die Länder ringsum bereiste und südlich bis zu den Monbuttu zwischen dem 3. und 4.° nördl. Breite vordrang. Während der Monate Dezember und Januar besuchte Schweinfurth das Land der Mittu. Die Bewohner desselben sind größtenteils Ackerbauer, sie haben sehr fruchtbaren Boden und erzielen erstaunliche Mengen der verschiedensten Bodenerzeugnisse, wie Mais, Kleesamen, Erdnuß, außerdem Honig u. s. w. Als besonderes Kennzeichen an diesen Eingeborenen bezeichnet Schweinfurth die Eigentümlichkeit des Tragens eines eisernen Ringes an Lippe und Nase, den nur der Tod von ihnen trennt.

Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen kehrte der Reisende Ende 1869 zu seinem Nubier zurück, wo nun Vorbereitungen zu der eigentlichen Expedition der Kompanie getroffen wurden. Am 29. Januar 1870 brach dieselbe, über 1000 Köpfe stark, darunter etwa 350 mit Feuergewehren bewaffnet, nach dem Süden auf, zuerst das westliche Gebiet des Bongolandes längs des Tondjflusses durchziehend. Am jenseitigen Ufer dieses Flusses stießen sie auf die ersten Spuren der Niam-Niam, welche bald in hellen Haufen, phantastisch aufgeputzt, mit Schmuck von Elfenbein behangen, heranströmten: „Wer sich zum erstenmal von echten Niam-Niam umgeben sieht, wird erkennen, daß er es hier mit einem ganz besonderem Stamm zu thun hat, es ist in jeder Beziehung ein Volk mit unendlich scharf ausgeprägten Eigentümlichkeiten.“ An ihrem Äußeren ist das Merkwürdigste die lange Haarflechte, die Offenheit ihrer schwefelgelben Augen, die, von dicken Brauen umgeben, weit von einander abstehen, dann die ungewöhnliche Schädelbreite. Die breite Nase ist bei den meisten wie nach einem Modell geformt, der kleine Mund ist von außerordentlich breiten Lippen berandet; die Körpergröße ist eine mittlere, höchstens 178 cm. Der kleine Oberkörper hindert sie nicht, bei ihren Waffentänzen die größte Gewandtheit zu entwickeln. Die Schneidezähne werden, um wirksam in Einzelkämpfen eingreifen zu können, stets spitz gemacht. Die gewöhnliche Kleidung besteht in Fellen, malerisch um die Hüfte geschlungen, der Mehrzahl nach von Pavianen, deren lange Schwänze dann an der entsprechenden Körperstelle herabhängen. Daher die früheren Sagen von „geschwänzten Menschen“ in der Mitte Afrikas. Häuptlinge oder Fürsten haben das Recht, solche Felle von Luchsen oder großen gefleckten Katzen zu tragen. Auf den Haarputz verwenden die Niam-Niam viel Sorgfalt, und es wäre sehr schwer, hierin eine neue Form ausfindig zu machen, die Haare in Flechten zu legen und diese zu Zöpfen und Knäueln aufzubinden, welche die Niam-Niam nicht bereits kennten. Sie haben sehr große Haarnadeln von Elfenbein, dann einen Strohhut mit Federbusch. Weiter spielen Halsschnüre, aus den verschiedensten Zähnen (von Elefanten, Löwen ꝛc.) zusammengesetzt, eine Hauptrolle, die von der dunklen Haut des Körpers prachtvoll abstechen. Als Stammesmerkmal haben die Sandeh — das ist der Name, den sie sich selbst geben — 2 bis 3 mit Punkten ausgefüllte Quadrate tättowiert, welche eine Xförmige Figur von stets gleicher Gestalt auf der Brust bilden. Außerdem tragen die Einzelnen noch als individuelles Kennzeichen auf der Brust und am Oberarm einige Tättowierungen. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze und der Trumbasch, eine Wurfwaffe; sie besteht aus zwei gleichschenkeligen, mit spitzen Zacken versehenen Ranken. Bogen und Pfeile sind nicht allgemein im Gebrauch, wohl aber verschiedene größere Messer mit sichelartiger Klinge, den türkischen Säbeln nachgebildet. Es ist schwer anzugeben, ob man dieses Volk ein ackerbauendes oder ein Jägervolk nennen soll, beide Beschäftigungen gehen bei ihnen Hand in Hand, die Bodenbestellung ist indes entschieden eine ziemlich geringe, und bei der Fruchtbar-

keit des Bodens erscheint zumal die Arbeit unbedeutend. Wie in Abessinien wird auch hier ein wohlschmeckendes Bier erzeugt, auf dessen Bereitung die Eingeborenen die größte Sorgfalt verwenden. — Vieh jeder Art fehlt dem Lande, die einzigen Haustiere sind Hühner und Hunde. Bezüglich des Genusses der letzteren sind sie ebenso wenig wählerisch wie die Monbuttu und Dinka. Indem sich Schweinfurth hier auf seine vorausgesendete Schädelsammlung beruft, sagt er, daß der Ruf des Kannibalismus dieser Völker nicht mehr in Frage gestellt werden könne; er habe zwar Häuptlinge kennen gelernt, die einen großen Abscheu gegen Menschenfleisch gezeigt haben, aber im großen und ganzen seien jene Völker Anthropophagen. Sie tragen mit Prahlerei die Zähne der Verspeisten als Schmuck; sie schmücken ihre Gerätschaften mit deren Köpfen. Am häufigsten und allgemeinsten wird das Fett von Menschen verspeist. Es wurde schon festgestellt, daß Leichen solcher, welche auf dem Marsche starben und verscharrt worden waren, aus den Gräbern geholt und verzehrt wurden. „Einer der Gewährsmänner dieser Angabe, dem ich anfangs stets mit Zweifeln begegnete, mußte einen Teil seiner Aussage buchstäblich mit seinem eigenen Leibe bestätigen, als er in der Nachbarschaft eines Dorfes dieses Stammes seinen raschen Tod fand.“ Verschmäht wird nur jenes Fleisch, welches von einem mit ekelhafter Hautkrankheit behafteten Körper herrührt.

Städte und Dörfer in unserem Sinne giebt es dort nicht, überall sind Hütten in kleinen Gruppen zerstreut, auch der Wohnsitz des Fürsten besteht nur aus einer Anzahl von Hütten aus Stroh, die er und seine Weiber bewohnen. Die Macht eines solchen Fürsten beschränkt sich auf den Oberbefehl über alle waffenfähigen Männer, auf Vollstreckung von Todesurteilen, auf freie Verfügung über Krieg und Frieden, dann auf das Anrecht eines größeren Teils der Beute; dagegen erhält er von den im Stamme selbst gewonnenen Früchten nur das, was seine Weiber und Sklaven ihm erarbeiten. Seine Hofhaltung erkennt man von weitem an den vielen Schilden, welche in Gruppierungen aufgehangen sind und den Bewaffneten seiner Wache gehören. Sonst mangelt aller fürstliche Glanz, und jeder fremdartige Schmuck wird verschmäht. Sein Ansehen ist sonst ein vollkommenes. Nach dem Tode ist der erstgeborene Sohn der Erbe seiner Rechte, die Brüder werden mit einzelnen Bezirken belehnt.

Die größte Masse des Landes der Niam-Niam fällt zwischen den 4. und 6.° nördl. Breite. Soweit das Land bekannt ist, hat es zwischen dem 5. und 6.° nördl. Breite einen Flächengehalt von ungefähr 170000 qkm. Zunächst durchzogen die Reisenden das Gebiet des Häuptlings Nganje. Nach mehreren Tagereisen erreichten sie die Ufer des Ssuéflusses — diesen Namen trägt der Fluß bei den Niam-Niam. Der Punkt des Überganges der Karawane über denselben war 15 Meilen von der Quelle entfernt; der Fluß ist da bereits ein bedeutendes Gewässer, und die hohen Ufer mit schmalem Flußbett umschließen eine reichliche Wassermenge, welche den Reisenden auf

ihrem Rückzug im Juli beträchtliche Schwierigkeiten verursachte. Die dortige Ufergegend bezeichnet Schweinfurth als eine weit und breit menschenleere Wildnis. Mit dem fünften Breitengrad ändert sich die Bodenbeschaffenheit, die Gegenden werden sehr wasserreich, die Vegetation äußerst mannigfaltig; man könnte während der regenlosen Zeit mit großen Ochsenwagen vom Gazellenfluß bis zum oberen Djur gelangen. Vom fünften Breitengrad weg treten aber unübersteigliche Hindernisse entgegen, namentlich in der Schmalheit der Pfade, den wildverschlungenen Gewächsen, Baumstämmen u. s. w. zwischen Wasser und Sümpfen. Überall erhalten hier die Flüsse ununterbrochene Quellen, das ganze Land gleicht einem gefüllten Schwamm. Die Gegend ist stets geschmückt mit den prachtvollsten Tropenwäldern, die Mannigfaltigkeit der Baumarten ist erstaunlich; der Charakter der Vegetation und Flora entspricht demjenigen, welchen Schweinfurth bei der ersten Betrachtung der Flora am Roten Meer und Nil wahrgenommen hatte.

Der Zug der Reisenden ging nun in das Gebiet des großen Häuptlings Uando, der ihnen anfangs mit Drohungen und Feindseligkeiten begegnete, dann aber Friedensboten entgegensandte zu ihrem Empfang. Um zu ihm zu gelangen, mußten sie einen 25 m breiten Fluß überschreiten und Wälder durchkreuzen, in welchen sie Schimpansen trafen; der Umstand, daß Schweinfurth später in einer Hütte allein über ein Dutzend Schädel dieser Tiere traf, ließ ihn auf ihre Häufigkeit in einzelnen Teilen des Gebietes schließen. Bei Uando blieb die Karawane mehrere Tage und wurde von ihm reichlich mit Geschenken bedacht. Hierauf ging es nach Süden fort, man erreichte den Suakindistrikt, wo verschiedene Völkerstämme beginnen. Das Studium ihrer Sprachen und ihrer Sitten wurde leider durch den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen einzelnen Stämmen und Chartumer Kaufleuten verhindert; unsere Karawane ward hierbei in Mitleidenschaft gezogen und der Dolmetscher Schweinfurths durch einen Pfeilschuß in den Arm getötet. Die Reisenden setzten indes ihren Weg am Rand einer großen Wildnis ungehindert fort, in zwei starken Tagemärschen erreichten sie ihre erste Niederlassung und gelangten dann zum Sitze des Häuptlings Mbio, welcher die östliche Hälfte der Monbuttu beherrscht. Der eigentliche Sitz dieses Volkes ist erst südlich vom Uellefluß, den die Reisenden einige Tage später überschritten; das Land grenzt an die Besitzungen der Niam-Niam. Endlich erreichten sie einen großen, westwärts strömenden Fluß, „Uelle“, den Schweinfurth für den Oberlauf des den Tsadsee speisenden Schari hielt, der aber jetzt als oberer Teil des in den Kongo (rechts) sich ergießenden Makua oder Maqua ermittelt ist. Er wird im Unterlauf wohl auch als Mobangi oder Ubangi bezeichnet. Er hatte eine Breite von 250 m mit sehr hohen Ufern, bei einer Tiefe von etwa 6 m. Hier durchfließt er das Kredjland. Die Eingeborenen haben eine hellere Farbe, als andere Völkerschaften der inneren Gegenden Afrikas, und ihre Behausungen

umgeben sie mit großem Pomp. Ihr König bereitete unseren Reisenden unaufhörliche Überraschungen (wodurch, giebt Schweinfurth nicht an). Die Fülle der Gewächse ist bezaubernd, es giebt hier Zuckerrohr, Ölbaum, Colocasien u. s. w.

Nachdem der Uelle überschritten war, befand sich Schweinfurth auf Monbuttugebiet, im Zentrum Afrikas. Sein Hof war hier immer umgeben von dichten Haufen der Monbuttu, welche ihm gestatteten, die interessantesten Studien an ihnen zu machen. Äußerlich unterscheiden sie sich von anderen Stämmen durch hellere Hautfarbe und geringere Muskelkraft, mindestens fünf Prozent derselben sind ganz licht gefärbt. Die Männer bekleiden sich mit großen Stücken der Rinde des Feigenbaums, die durch Bearbeitung zu einem dicken Gewebe gemacht wird, das einen hübschen Faltenwurf giebt, der durch einen Gürtel festgehalten wird. Die Frauen gehen fast vollständig nackt. Die Haartracht ist gleich den Chignons, die Männer setzen auf denselben einen Strohhut mit Federbusch, die Frauen dagegen tragen den Chignon frei, bloß geziert mit großen Haarnadeln oder Kämmen. Die einzige Verstümmelung ihres Körpers beschränkt sich auf die Durchlöcherung der Ohrmuschel, was bei den Frauen dort die Mode erheischt, die auch von den Eingeborenen nie verlassen wird. Die Bewaffnung besteht aus Lanze, Spieß, Bogen und Pfeilen, sie haben auch hölzerne Schilde, dann seltsam geformte Säbel, Messer aus dem bei ihnen besonders geschätzten Kupfer. Alle anderen Metalle sind ihnen unbekannt. An Kunstfertigkeit übertreffen sie weit die Leistungen der Bongo; Schweinfurth sah ein Meisterstück eines Schmiedes, eine Kette, von einer Feinheit und Vollendung, die nur mit einer feinen Kette von Stahl zu vergleichen war. Auch im Holzschnitzen sind sie sehr gewandt und in Verfertigung von Töpfereiwaren allen Völkern Innerafrikas weit voraus. Am meisten überrascht der Bau ihrer Hütten; zum erstenmal fand Schweinfurth bei ihnen einen Dachbau mit geschweiften Bogendecken. Ungeachtet aber ihrer Kunsterzeugnisse, welche für Afrikaner eine ungewöhnliche Kultur an den Tag legen, lassen sich auch bei ihnen keine Spuren nachweisen, welche auf die Verehrung eines höchsten Wesens deuten; die bei ihnen geübte Beschneidung ist nur eine alte Sitte. Ihr Begriff des Höchsten ist Freiheit, sie wird durch das Wort Noro ausgedrückt, und auf die Frage, wo sie sich befindet, deuten sie zum Himmel. Die Macht des Königs der Monbuttu erstreckt sich viel weiter als bei dem der Niam-Niam; eine große Schar von Trabanten umgiebt ihn. Auch gehören achtzig Frauen zu seiner Umgebung, die in ebenso vielen Hütten wohnen. Vor seinem Hofe versammelt sich bei festlichen Gelegenheiten das Volk zu Tanz und Musik; zu einem solchen Feste gestaltete sich der Empfang, den er Schweinfurth bereitete.

Die Monbuttu sind dem Kannibalismus in weit höherem Grade ergeben als die Niam-Niam. „Ich brauche,“ sagt Schweinfurth, „um diese Behaup-

tung zu erhärten, nicht auf die Erzählung nubischer Begleiter oder meines Freundes Abd-es-Sammat zu verweisen, von ihren Raubzügen, von der Art, wie sie das Menschenfett gewinnen und als Speise zuzubereiten pflegen; ich brauche nur auf die große Sammlung von Schädeln hinzuweisen, die ich um Geld von ihnen erstand und heimsandte, um die Wahrheit zu beweisen, daß trotz seiner hohen Kultur auch dieser Stamm an Wildheit den anderen gleich ist. Und doch sind sie ganz verständige und vernünftige Menschen, die stets die rechte Antwort geben auf das, was man sie fragt, wie denn auch die Nubier nicht genug des Lobes zu sagen wissen von ihrer Zuverlässigkeit in freundschaftlicher Beziehung, ihrer Ordnung im Staatsleben und ihrer Gesittung."

Seit Beginn seiner letzten Reise hörte Schweinfurth auch von den Nubiern unter anderem die verworrenen Erzählungen von einem Zwergenvolke, auf welche er anfangs wenig Gewicht legte; er vermochte sich aber später durch Augenschein zu überzeugen, daß „eine ganze Reihe von Völkerstämmen in ihrer durchschnittlichen Körpergröße unter dem Mittelmaß bleibt." Diese Stämme ziehen sich längs des Uelleflusses hin, und ihr Vorhandensein ist auch von anderen Reisenden aus allen Teilen des Kontinents nachgewiesen. Einer ihrer Stämme, Akka genannt, bewohnt ein ausgedehntes Gebiet der Monbuttu; aus diesem Stamme erhielt Schweinfurth einen zwischen 15 und 16 Jahre alten Akka, den er als den sprechendsten Beweis des Vorhandenseins dieser Pygmäenvölker mit nach Europa bringen wollte, und der ihm auch anderthalb Jahre auf seinen Wanderzügen mit großer Anhänglichkeit gefolgt war, bis er leider auf der Rückreise nach Europa in Berber der Ruhr erliegen mußte.*)

Das Eigentümlichste dieser Akkas, die meist sehr schmale Gliedmaßen, besonders kleine Hände und Füße, dagegen große Ohrmuscheln und sehr entwickelte Schultern haben, ist der Schädelbau: er wölbt sich bei ungemein großer Hirnschale zu einer Kugelform. Der Unterkiefer springt schnauzenartig vor. Die Körperfarbe ist kupferrot, die Haare sind stark gekräuselt und haben stets das Aussehen von Werg. Die Gewandtheit der Akka in allen körperlichen Bewegungen ist sehr groß, besonders leisten sie in der Sprungkraft Erstaunliches. Lanzen, Pfeile und Bogen, aber von einer Kleinheit, als dienten sie Knaben zum Spielzeug, sind ihre Waffen; sie bedienen sich indes derselben auf der Jagd mit erstaunlicher Geschicklichkeit. Die Akka sind die verwegensten Elefantenjäger. Auf die Frage Schweinfurths: wie es denn möglich sei, daß solche Zwerge mit Elefanten zu kämpfen vermöchten, antwortete man: „Die Akka sind gar schlau, sie

---

*) Durch den italienischen Reisenden Giovanni Miani sind zwei junge Akkas nach Italien gekommen, wo sie im Hause des Grafen Miniscalchi-Errizo in Verona aufgezogen werden. Stanley spricht in seinen Briefen, die sich auf sein Vordringen am Aruwimi beziehen, ebenfalls von zwerghaften Wambutti.

schießen dem Elefanten ihre Pfeile ins Auge und jagen ihm ihre Lanze in den Bauch.."

Sie sind ein vollendetes Jägervolk, an Beweglichkeit, Sinnenschärfe und wohlberechneter Geschicklichkeit, womit sie dem Wilde Fallen stellen, den Monbuttu weit überlegen.

Ihr einziges Haustier ist das Huhn, und es ist merkwürdig, daß eine Mosaik aus Pompeji (im Nationalmuseum zu Neapel befindlich), worauf die Pygmäen dargestellt sind, diese Zwergmenschen gleichfalls von Hühnern umgeben zeigt.

Einundzwanzigster Abschnitt.

1. Die Wüste Kalahari. — 2. Die Hottentotten. — 3. Die Kaffern. — 4. Die Boers im Lager und daheim. — 5. Aus Ed. Mohrs Wanderungen zum Sambesistrom. Am Vaalfluß. Vom Limpopo zum Betschuanendorf Soschong. Buschmänner. Zum Sambesi. — 6. Madagaskar.

1. Die Wüste Kalahari.*)

Die ganze Strecke vom Oranjefluß im Süden, unter 29.° südl. Breite bis zum Ngamisee im Norden, und vom 24.° östl. Länge bis in die Nähe der Westküste ist eine Wüste genannt worden, weil sie kein fließendes Wasser und nur sehr wenig Brunnen hat. Doch darf man keineswegs diesen Landstrich als entblößt von Pflanzenwuchs und lebenden Wesen, die ihn bewohnen, sich vorstellen; denn er ist nicht nur von Gras, sondern auch von einer Menge Schlingpflanzen, streckenweise auch von Gebüsch und Bäumen bedeckt. Der Boden ist sehr wasserarm, aber an verschiedenen Teilen von den Betten früherer Flüsse durchschnitten; ungeheure Herden von Antilopen, welche wenig oder gar kein Wasser bedürfen, schweifen über die pfadlosen Ebenen hin. Die Bewohner, Buschmänner und Bakalahari, stellen dem Wilde und den zahllosen Nagetieren und kleineren Arten des Katzengeschlechts nach, welche sich von den letzteren nähren. Der Boden ist im allgemeinen hellgefärbter, weißer Sand, beinahe reine Kieselerde. Die Betten der alten Flüsse enthalten viel Alluvialboden, und da dieser durch die glühende Sonnenhitze ganz ausgetrocknet wird, so bleibt das Regenwasser nur in einigen Tümpeln mehrere Monate des Jahres hindurch stehen.

Die Menge Gras, welche in dieser merkwürdigen Wüste wächst, ist überraschend, sogar für diejenigen, welche Indien genauer kennen. Das Gras sproßt gewöhnlich in Bündeln, mit kahlen Stellen dazwischen, oder die Zwischenräume werden von Schlingpflanzen eingenommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen und daher wenig von den Wirkungen der

*) Quelle: David Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze, Leipzig 1858.

sengenden Sonnenhitze verspüren. Die Zahl der Pflanzen mit Wurzelknollen ist sehr groß; diese Pflanzen sind so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit zugeführt bekommen, selbst wenn während der anhaltenden monatelangen Trockenheit dies anderswo unmöglich wäre. Es giebt hier eine Pflanze, die für gewöhnlich keine Wurzelknollen hat, dieselben aber unter Umständen bildet, wo jenes Anhängsel notwendig ist, um zur Erhaltung ihres Lebens zu dienen. Eine ganz ähnliche Erscheinung findet sich auch in Angola bei einer traubentragenden Rebenart, welche zu gleichem Zwecke in gleicher Weise ausgestattet ist. Die Pflanze aber, die ich hier insbesondere im Auge habe, gehört zu der Familie der Kürbisse (Cucurbitaceae) und trägt eine kleine, scharlachrote, eßbare Gurke. Eine andere Pflanze, Leroschua genannt, ist für die Bewohner der Wüste ein wahrer Segen. An der Oberfläche sieht man nur eine kleine Pflanze mit linearen Blättern und einem Stengel, der nicht dicker ist, als der Kiel einer Rabenfeder; gräbt man aber 30—40 cm tief in den Boden, so stößt man auf eine Wurzelknolle, welche zuweilen die Größe eines Kindeskopfes erreicht. Entfernt man die Rinde, so zeigt sich, daß die Knolle aus einem Zellgewebe besteht, welches etwa wie bei einer jungen Rübe mit Flüssigkeit erfüllt ist. Infolge der Tiefe unter dem Boden, worin die Knolle sich befindet, ist diese Masse gewöhnlich köstlich kühl und erfrischend. Eine andere Pflanzenart, Mokuri genannt, findet sich in anderen Teilen des Landes, wo die Hitze den Boden ausdörrt; es ist eine krautartige Schlingpflanze, welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelknollen bildet, von denen manche die Größe eines Mannskopfes erreichen, und welche sämtlich in einem Umkreis von einer bis anderthalb Armeslänge wagerecht um den Stengel herumliegen. Die Eingeborenen schlagen den Boden ringsherum mit Steinen, bis sie aus der Verschiedenheit des Tones hören, wo die wasserspendende Knolle unter dem Boden liegt, graben dann etwa 20 cm tief nach und finden sie.

Die wunderbarste Pflanze der Wüste aber ist die Kaffergurke oder Wassermelone (Cucumis caffer). In Jahren, wo der Regen in ungewöhnlicher Menge fällt, sind unabsehbare Strecken des Landes buchstäblich mit diesen Melonen bedeckt; dies war früher, wo die Regenmenge größer war als gegenwärtig, alle Jahre der Fall, und die Bakuana schickten alljährlich Handelsgesellschaften nach dem See. Jetzt kommt diese Ergiebigkeit kaum einmal in 10—11 Jahren vor, und die letzten drei Male fiel sie mit außerordentlich nassen Jahren zusammen. Dann freuen sich Tiere jeder Art und Benennung, den Menschen nicht ausgenommen, an den reichen Vorräten. Der Elefant, als wahrer Herrscher des Waldes, schwelgt in dem Genusse dieser Frucht, und seinem Beispiele folgen die verschiedenen Nashornarten, obschon sie von Natur in der Wahl ihrer Nahrung ganz von jenem abweichen. Mit gleicher Begierde laben sich daran die verschiedenen Antilopenarten, und selbst Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse scheinen sämtlich die allgemeine Wohlthat zu kennen und zu würdigen. Diese Melonen sind

jedoch nicht alle eßbar: einige sind süß, andere so bitter, daß die ganze Familie dieser Kürbisse von den Boers „die bittere Wassermelone“ genannt wird. Die Eingeborenen unterscheiden sie dadurch voneinander, daß sie eine Melone um die andere mit einer Axt anhauen und die Zunge in den Spalt stecken. So wissen sie freilich am schnellsten, ob sie süß oder bitter sind. Die bitteren sind giftig oder wenigstens schädlich, die süßen dagegen sind ganz gesund. Diese eigentümliche Erscheinung, daß eine und dieselbe Pflanzenart sowohl süße als bittere Früchte trägt, kommt auch bei einer roten, eßbaren Gurke vor, welche man dort zu Lande oft findet. Sie ist ungefähr 10 cm lang bei einem Durchmesser von 4 cm; im reifen Zustande ist sie hell scharlachrot. Manche dieser Gurken sind bitter, andere ganz süß. Selbst Melonen in einem Garten können bitter gemacht werden, wenn einige bittere Kengwe in der Nähe sind, da die Bienen leicht den Blütenstaub von einer Pflanze zur anderen tragen.

Dem nördlichen Teile der Kalahari sind die „Salzpfannen“ eigentümlich, flache, aber sehr lange Becken, die zur Regenzeit gefüllt sind, während in der Trockenheit das Wasser verdampft und nur eine Rinde von Salz zurückbleibt. Als Livingstone beim Zuge durch die Wüste einst einen solchen Salznapf (Makarikari bei den Eingeborenen) zu Gesicht bekam, warf die untergehende Sonne gerade einen bläulichen Duft über die weißen Salzkristalle, so daß das Ganze eine täuschende Ähnlichkeit mit einem See hatte. Livingstones Begleiter warf bei diesem Anblick den Hut in die Luft, er meinte, den ersten Blick auf den Ngamisee gethan zu haben; Livingstone erging es nicht besser; schienen ihm doch sogar die Wellen zu tanzen und die Bäume sich darin zu spiegeln; ja die ausgeschirrten Tiere, die Pferde, Hunde samt den Hottentotten eilten den trügerischen Teichen entgegen. Eine Herde Zebras sah in der Luftspiegelung Elefanten so täuschend ähnlich, daß Livingstones Begleiter sein Pferd sattelte, um sie zu jagen. Allein plötzlich war es, als ob der Nebel zerriß, und sofort verschwand das Trugbild.

2. Die Hottentotten.

Die Hottentotten sind an der südlichen Spitze von Afrika zu Hause, aber in einzelnen Stämmen doch viel weiter nach Norden versprengt, als man früher dachte. Als sie die Holländer Besitz von ihrem Lande nehmen sahen, leisteten sie keinen Widerstand. Ihre verschiedenen Stämme oder Tribus lebten immer in Frieden. Sie kannten nur die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse. Ihre Reichtümer bestanden in wenigen Herden und einigen eisernen Werkzeugen, die ihnen dazu dienten, Fische und Wildbret zu töten, wovon sie sich nährten. Ihr Zustand hat sich sehr geändert. Von euro-

päischen Ansiedlern zurückgedrängt, zogen sie sich ins Innere des Landes zurück, gerieten dann aber zwischen die Kaffern und wurden von diesen erdrückt.

Zwar findet man noch jetzt unter der englischen Herrschaft einige Krals oder hottentottische Dörfer, die ruhig unter der Regierung der Kolonie leben, ihre Herrschaft anerkennen, Herden für die Kolonisten aufziehen und sie beim Ackerbau und allen Arbeiten der Pflanzungen unterstützen. Sei es aus Politik oder aus Gerechtigkeitssinn — die Engländer behandeln jetzt die Häuptlinge mit aller Rücksicht, geben ihnen Hauptmannsrang und schmücken sie mit einer silbernen Kette und einem Stock mit einem Knopfe aus Silber oder Kupfer, als Zeichen ihrer Würde. In Erwiderung dieser Auszeichnung sind die Häuptlinge verpflichtet, zu gewissen bestimmten Tagen in der Hauptstadt zu erscheinen, um dem Gouverneur und seinen Räten Rechenschaft zu geben von der Horde, die sie befehligen, und die nötigen Weisungen zu empfangen. Dieser Besuch endigt mit Geschenken von Branntwein, Tabak, Eisen und Arbeitswerkzeugen, die sie in ihre Heimat mitnehmen. Die Häuptlinge sind sehr stolz auf ihren Kommandostab.

Die Hottentotten unterscheiden sich von allen übrigen Volksstämmen Afrikas. Sie sind ein friedliches, sanftes und furchtsames Volk, durchaus nicht wild und hartnäckig. Sie sind sehr gelehrig und biegsam und deshalb leicht zu täuschen, aber auch zu allen Künsten der Zivilisation leicht abzurichten, wenn man sich nur die Mühe geben wollte. Die Rechtlichkeit, die Treue und Sanftmut ihres Charakters, ihre gegenseitige Anhänglichkeit deuten auf die günstige Anlage zur Kultur und zur Tugend. Leider werden sie von den Kolonisten beinahe ohne allen Unterricht gelassen.

Die genannten guten Eigenschaften haben sich jedoch durch die Art von Sklaverei, wozu sie herabgesunken sind, in eine sklavische Unterwürfigkeit und in eine gänzliche Aufgebung ihrer Rechte und Hoffnungen verwandelt. Sie haben wenig Laster oder Fehler, die nicht dieser Ursache zuzuschreiben wären und die eine andere Ordnung der Dinge leicht verschwinden machen könnte. Sie sind außerordentlich träge; der Hunger selbst ist nicht fähig, sie in Bewegung zu setzen, und doch, wenn sie Nahrung bekommen, verschlingen sie dieselbe mit widerlicher Gefräßigkeit. Sie essen auf eine einzige Mahlzeit eine ungeheure Menge halb gebratenes oder geröstetes Fleisch und selbst ganz rohe Eingeweide. Von einer Zubereitung der Speisen verstehen sie fast gar nichts. Ihr einziger Genuß ist zu essen; nach diesem ersten Vergnügen ist der Schlaf der zweite Hauptgenuß. Wenn die Wilden von Amerika auf die Jagd gehen, so macht ihnen diese zugleich Vergnügen, indem sie ihnen den Lebensunterhalt gewährt; aber der Hottentotte bequemt sich nur zur Jagd, um nicht Hungers zu sterben. Die Hottentotten lieben das Fleisch, wenn es halb verdorben ist, und genießen es anstatt des Salzes mit dem Saft von Limonen oder anderen scharfen Pflanzen, endlich mit Asche von verbranntem Holz.

Im allgemeinen sind die Hottentotten merkwürdig häßlich, ihre Größe ist unter Mittelstatur, ihr Gesicht ist flach und entstellt durch die Teilung der Nasenknorpel, die gleich nach der Geburt vorgenommen wird. Diese Teilung gilt bei ihnen als Schönheit und ist ein Zug der Ähnlichkeit mit den Chinesen und Malaien, bei welchen dieselbe Sitte gebräuchlich ist. Die natürliche Farbe der Hottentotten ist gelblich; aber von Kindheit an schmieren sie den ganzen Körper mit Schaffett und Asche von Tierleber und anderen Stoffen ein, was ihnen eine schmutzigbraune Farbe giebt. Doch schützt diese Einreibung sie gegen die Moskitos und andere Insekten, die in diesem Lande in Überzahl vorhanden sind. Sie haben eine große gerundete Stirn; ihre Augen sind braun und schwarz, aber ohne Glanz. Obwohl groß, sind sie doch so von der Stirn bedeckt, daß sie sich darunter zu verbergen scheinen. Ihre Backenknochen sind sehr hervorstehend, Mund und Kinn klein, was ihnen das Ansehen giebt, als endigte das Gesicht sich unten in einer Spitze. Ihre Zähne sind weiß wie Elfenbein; ihre Haare laufen in Locken wie von kurzer Wolle zusammen und sind minder dicht und schwarz als die der Neger; Bart haben die Hottentotten nicht, ihre Glieder sind zart und deuten keine Kraft an.

Trotz ihrer Trägheit gelten die Hottentoten für sehr schnelle Läufer. Die Buschmann-Hottentotten, die jetzt als die eingeborene Rasse anerkannt werden, sollen eine Zeitlang mit einem galoppierenden Pferde gleichen Schritt halten. Der General Vandeleur, obgleich sehr gut beritten, hatte, als er einst von einem Haufen dieser Wilden überfallen wurde, Mühe, ihnen zu entkommen. Es ist in der That ein wunderbarer Anblick, sie mehrere Meilen weit laufen zu sehen, ohne daß sie anhalten und dazu noch mit ihren Waffen beschwert. Diese Waffen bestehen in Assagaien oder Piken mit eiserner Spitze, die sie mit so viel Geschicklichkeit werfen, daß sie in einer Entfernung von 55 m eine Karte treffen und durchbohren. Sie tragen auch große Keulen, einen Bogen und vergiftete Pfeile.

Der Hauptluxus dieser Völker besteht in Branntwein und Tabak. Die Kleidung des der Zivilisation fremd gebliebenen Hottentotten ist eine Art Mantel, Krötz genannt, der aus Schaffell gemacht ist und über die Schulter geworfen wird. Man befestigt ihn mit einem ledernen Riemen oder einer Art von hölzerner Nadel. Im Winter tragen sie diesen Mantel mit der Wolle nach innen und nachts dient er ihnen zum Bette oder zur Decke, indem sie ihren Körper so zusammenziehen, daß sie sich ganz darin oder darunter bergen. Auch hüllen sie die Beine in eine Art Gewand, das gleichfalls von Schaffell gemacht ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Art Mütze von Kegelform und aus Leder zusammengenäht, so daß sie unter dem Kinn zusammengebunden werden kann. Lohfarbenes Leder wird anstatt der Schuhe um die Füße gewickelt und mit Darmsträngen festgehalten.

Um ihren Hals und ihren Leib hängen sie Stricke, aus Därmen oder Sehnen verschiedener Tiere verfertigt, und wenn sie vom Hunger gepeinigt

werden, so essen sie diesen Putz und zuweilen ihre Kleider noch dazu, um sich die Mühe zu ersparen, andere Nahrungsmittel zu suchen. Sie tragen immer einen Gürtel von Schafleder mit einer Tasche, worin ein Messer, eine Pfeife und Tabak ist, denn sie rauchen außerordentlich gern. Ein an beiden Enden verbranntes Stück Holz hängt an ihren Armen, als ein Amulett gegen die Hexereien der Zauberer, vor denen sie große Furcht haben. Einige tragen überdies noch Ketten von Kupfer, Rosenkränze und Fischgräten als Putz, oder einige holländische Münzen als Zierat.

Die Frauen sind klein und schlecht gebaut, das Gesäß springt so weit vor, daß sich die Kinder darauf setzen und forttragen lassen. Der Hauptunterschied zwischen den Kleidern beider Geschlechter besteht in einer Schürze von Schafleder, welche die Hottentottinnen tragen. Rücken, Hals, Schultern und Füße bleiben nackt; der Kopf ist aber mit einer kleinen ledernen Mütze bedeckt. Die Vornehmsten ihrer Horde geben sich durch die seltsamen Verzierungen, womit sie sich überladen, ein wunderliches Ansehen. Auf dem Kopfe tragen sie Federn von Straußen und anderen Vögeln, die sie mit Rosenkränzen durchwinden, deren Knospen von Messing inwendig hohl sind und klingen, wenn die Trägerin sich bewegt; eben solche Kränze tragen sie auch an den Armen und Beinen. Der Klang dieser Schellen, verbunden mit dem Ton der trockenen Häute, worein die Frauen gekleidet sind, macht ein sonderbares Geräusch, dessen Stärke den Rang der Person anzeigt. Die Kinder des einen und des anderen Geschlechts sind ursprünglich nicht mißgestaltet, aber der Wuchs der Frauen verliert schnell jede Zierlichkeit und giebt, indem die Dicke des Leibes und der Rückseite einen doppelten Vorsprung bildet, die Form eines S, was diese Völker als eine große Schönheit betrachten.

Die Hütten, welche die Hottentotten bewohnen, sind klein und elend, gemacht wie ein Bienenkorb, mit einer kleinen Öffnung statt der Thür, die so niedrig ist, daß sie nur hineinkriechen können. Das Feuer ist in der Mitte; die Familie schläft um dasselbe herum, die Füße dem Herde zugewendet. Da sie nur grünes Holz brennen, so leben sie in einem beständigen Rauche, der für jeden anderen unerträglich wäre, nur für sie nicht. Diesem Umstande schreibt man die trübe Farbe ihrer Augen und ihre häufigen Augenübel zu. Andererseits ist ihnen dieser Rauch wieder sehr nützlich, weil er die Moskitos und Insekten aller Art verscheucht, welche ihre Unreinlichkeit und besonders die halbverfaulten Stücke Fleisch und Eingeweide herbeiziehen würden, die da und dort in ihren Hütten zerstreut umherliegen. Die Häuser oder vielmehr die Hütten jeder Horde sind kreisförmig oder von Gestalt eines Halbmondes. Am Tage halten sie sich außerhalb in dem Raume, der die Wohnungen umgiebt, auf und bringen ihre Zeit damit zu, sich in der Sonne zu wärmen.

Sie haben immer eine große Menge häßlicher und halb verhungerter Hunde um sich, die sie sehr lieb haben, weil sie ihnen zur Jagd dienen

und ihr Vieh gegen die Hyänen und Wölfe beschützen; die Holländer gebrauchen sie ebenfalls. Die Gattung von Hunden ist stark und gleicht dem Wolfshunde.

Eines Tages machte es mir viel Vergnügen, Hottentotten nach dem Schall eines Instrumentes tanzen zu sehen, das eine junge Frau spielte; es war ein Brett von Tannenholz, 1 m lang und 30 cm breit, auf welches 4—5 Drahtsaiten gezogen und an ihrem Ende über einen Steg gespannt waren; in der Mitte dieser Art von Guitarre (Gabanie genannt) war ein kleines Bruchstück von einem Spiegel angebunden, von dem die Musizierende kein Auge verwandte, während des Spiels Gesichter schneidend und, wie es schien, das Vergnügen ausdrückend, das sie empfand, sich darin zu sehen.

Sie schnippte die Saiten mit einer Feder; ein Dutzend Männer umtanzte sie im Kreise, heftig mit Füßen und Stöcken auf die Erde stampfend. Auch machten sie alle Arten sonderbarer Stellungen, immer gegen die Musikerin gewendet, die eine andere Frau auf der Konza begleitete. Dieses Instrument hat Darmsaiten, die an einem krummen Stock von 1 m Länge mittelst eines Wirbels, durch welchen man ihnen die nötige Ausdehnung geben, d. h. sie stimmen kann, befestigt sind. Am anderen Ende ruht die Saite auf Federkielen. Um dieses Instrument zu spielen, legt man den Mund an die Federkiele, und der Atem oder Wind, den man ein- oder aushaucht, bringt eine Art von schwachem und klagendem Ton hervor, welcher dem der Äolsharfe ähnlich ist. Wenig fehlte, daß sich durch meine Schuld ihre Freude in einen blutigen Zank verwandelt hätte: ich warf ihnen nämlich einige Münzstücke hin, um die sich alles raufte. Die Männer ergriffen ihre Keulen, und es ward mir schwer, den Aufruhr zu dämpfen.

Die Hottentotten der Wälder oder Buschmänner unterscheiden sich in mancher Hinsicht von denen, welche die Herrschaft der Engländer anerkennen und näher dem Kap wohnen. Sie sind gelber und von weniger schmutziger Farbe, als die der Kolonie. Sie gleichen den Chinesen und werden auch chinesische Hottentotten genannt. Sie gelten für grausam und wild und schlagen sich bisweilen mit wahrer Verzweiflung. Doch im allgemeinen erwarten sie selten den Angriff und sind furchtsam. Die Pflanzer verfolgen sie aber mit Erbitterung und schonen sie niemals, als um sie dem Joche der Knechtschaft zu unterwerfen. Sie machen mit ihren Hunden oft wahrhafte Jagd auf sie und richten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Kein Wunder, daß Feindschaft zwischen den Zivilisierten und Wilden herrscht.

3. Die Kaffern.*)

Bei weitem begabter als die Hottentotten, leiblich und geistig kräftiger sind die Kaffern. Das Wort „Kaffer" stammt von dem arabischen Kafir, d. i. Ungläubiger. Der gemeinsame Name für die ganze Völkergruppe ist A-bantu. Nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze wird die Bantugruppe eingeteilt in eine östliche, eine mittlere und eine westliche. Die östliche zerfällt in

Ama-zulu (Zulukaffern) und
Ama-xosa (oder eigentliche Kaffern).

Die mittlere umfaßt die Betschuana und die westliche die Ovaherrero oder Damara.

Der reinste Kafferntypus findet sich bei den Ama-xosa (wörtlich: Leuten des Xosa, eines mythischen Königs), während der zahlreiche Stamm der Betschuanen nur als „kaffernverwandt" bezeichnet werden kann.

Der arabische Name Kaffer (eigentlich sollte Kafer geschrieben werden) ist insofern sehr bezeichnend, als alle die genannten Volksstämme, namentlich aber die Amaxosa und Amazulu ausgemachte Realisten sind, die sich an die nüchterne Wirklichkeit halten und mit idealen Vorstellungen, wie sie mohammedanische oder gar christliche Glaubenslehren bieten, gern ihren Spott treiben. Als echte Verstandesmenschen halten sie sich an die Wirklichkeit; sie sind berechnend, beziehen alles auf ihren persönlichen Vorteil und sind durchaus nicht bedenklich in der Wahl der Mittel, um diesen geltend zu machen. Der Viehdiebstahl gehört bei ihnen zur Sitte, und mit diesem Diebssinn haben sie auch die Gabe der Heuchelei sehr ausgebildet.

Die Verfassung ist patriarchalisch. Jeder einzelne Stamm hat einen Häuptling, dem er unbedingte Verehrung zollt. Als ein Hirtenvolk bedürfen die Kaffern für ihre Herden großer Weideplätze, und da sie sich von den vordringenden Bewohnern der Kapkolonie nicht wollten zurückdrängen lassen, so gerieten sie mit den holländischen Bauern und dann mit der englischen Regierung in blutige Kriege, die erst infolge der Erschöpfung der Kaffernstämme ein Ende gefunden haben.

Die Kaffern sind ein sehr kräftiger Menschenschlag, die Männer durchschnittlich 172 cm hoch, breitschulterig und muskulös. Wohlbeleibtheit kommt bei ihnen, selbst wenn sie reichlich Nahrung finden, nicht vor. Ihre Haltung ist aufrecht und stolz, ihr Gang leicht, ihre Gebärden ausdrucksvoll. Die Farbe ist schwarzbraun und die Bildung ihres Kopfes zeigt die Merkmale der äthiopischen Rasse; doch sind ihre Kiefern nicht so vorstehend, ihre

*) Vergl. Ausl. 1859, S. 606. Dr. Bleeks Forschungen in Natal in Petermanns Mitteilungen 1856, S. 362ff., und 1873, 18. über Dr. Fritsch, die Eingeborenen Südafrikas.

Nasen nicht so platt und affenartig, ihre Lippen nicht so aufgeworfen, wie bei den näher nach dem Äquator hin wohnenden Völkern. Das Haar der Männer und Weiber ist kurz und gekräuselt, der Bart der ersteren schwach und wie das Haupthaar kraus. Die braunen Augen sind scharf und glänzend, aber sehr unstet und alles mit verstohlenen Blicken musternd. Ihre Zähne sind trotz des beständigen Rauchens, welchem Männer und Weiber mit gleicher Leidenschaft ergeben sind, sehr weiß. Die Frauen sind im allgemeinen wohlgestaltet und namentlich die jüngeren zeigen mitunter wahrhaft plastische Formen. Die Männer tättowieren sich an Brust und Armen; beide Geschlechter reiben ihre Haut vom Kopf bis zu den Füßen mit Rindsfett und roter Thonerde ein, und es mag wohl bei manchen Naturvölkern ein solcher Hautüberzug eine Notwendigkeit sein, damit sie der Luft und Sonne besser Widerstand leisten können. Auch scheint das Rotfärben ein uralter Brauch zu sein, da schon Plinius desselben bei Aufzählung der Völker Äthiopiens Erwähnung thut.

Ihre Kleidung besteht in einer wollenen Decke, welche sie als Mantel um die Schultern werfen, bei heißem Wetter aber auch über den Arm hängen oder ganz ablegen. Letzteres geschieht namentlich in der Nähe ihrer Hütten, auf der Jagd oder vor einem Gefecht. Die Frauen tragen gewöhnlich Felle, die Haarseite nach innen, um den Leib. Die rohen Pelzröcke reichen bis an die Knie und werden unter den Armen durchgezogen und auf der Brust festgeknüpft, Schultern und Arme bleiben unbedeckt. In der kälteren Regenzeit werfen sie sich noch eine lange wollene Decke oder einen bis auf die Füße reichenden, aus Fellen zusammengenähten Mantel über. Sowohl Männer als Frauen lieben den Schmuck sehr, legen gern Messingringe an die Fuß- und Handgelenke, an die Finger und in die Ohren. Zu den Halsbändern wählen sie am liebsten schwarze Porzellanerde und Schnüre von Zähnen wilder Tiere.

Der Reichtum der Kaffern besteht in Rinder- und Ziegenherden, deren Hütung und Pflege ein Vorrecht der Männer ist. Keine Frau dürfte es wagen, eine Kuh melken zu wollen. Die Tiere weiden am Tage in der Nähe der auf sanften Abhängen erbauten Dörfer oder Krale und werden abends in den Viehkral, einen aus trockenen Mimosen gebildeten Verhau von kreisförmiger Gestalt, getrieben. Die dornigen Bäumchen sind so dicht nebeneinander gelegt und ineinander geschoben, daß eine recht gute Umfriedigung entsteht. Um dieselbe herum liegen die Hütten, jedoch so, daß der am tiefsten gelegene Teil des Viehkrals frei bleibt.

Die Erbauung der bienenkorbartigen Hütten liegt den Frauen ob. Es werden dazu 3—4 m lange biegsame Stangen etwa 30 cm tief in die Erde gesteckt, so daß ein kreisförmiger Grundriß entsteht. Durch Zusammenbiegen und Festbinden der Stangenspitzen wird dann eine Wölbung gebildet, und endlich das Ganze mit Reisholz durchflochten und mit trockenem Grase so geschickt bedeckt, daß der Regen daran abläuft und nicht ins Innere dringt.

Ein niedriges Loch, durch das man hineinkriechen muß, bildet die Eingangsthür, die einzige Öffnung, welche die Hütte hat.

In der Nähe der Krale, vornehmlich an den Ufern der Flüsse und Bäche, bauen die Frauen Mais und Kaffernkorn, welches Getreide einen Hauptteil der Nahrung der Kaffern bildet. Um die Körner genießbar zu machen, werden sie entweder in Wasser gekocht oder zwischen Steinen zerrieben; in letzterem Falle knetet man aus diesem Mehl kleine Kuchen und bäckt diese in heißer Asche. Außerdem genießen die Kaffern viel Milch, welche sie in ledernen Säcken gerinnen lassen und vor der Mahlzeit in dicht geflochtene Körbe schütten. Eine merkwürdige Eigentümlichkeit ist es, daß ein Kaffer aus dem Krale, in welchem er amasi oder dicke Milch gegessen hat, kein Mädchen heiraten oder sonst wie mit ihr zu thun haben darf. Fleisch lieben sie zwar sehr, erlauben sich jedoch, abgesehen vom Wild, nur selten diesen Genuß, da sie nicht gern die Zahl ihrer Rinder vermindern. Sie schlachten in der Regel nur bei Opfern und anderen festlichen Gelegenheiten oder wenn sie einen Krieg vorhaben. Das Fleisch wird teils gekocht, teils in der Asche geröstet. Sie halten täglich zwei Hauptmahlzeiten, eine vor Mittag, die andere nach Sonnenuntergang.

Ihr Hausgerät ist sehr einfach. Außer den bereits erwähnten Milchsäcken und Milchkörben verfertigen sie Matten, die zur Unterlage beim Schlafen dienen. Zur Aufbewahrung von Kleinigkeiten benutzen sie die Felle kleiner Tiere, die in Beutel verwandelt und mit Bändern zum Umhängen versehen werden. Ihre Tabakspfeifen schneiden sie aus Holz, die Köpfe derselben füttern sie mit Blech, welches sie ebenso wie die eisernen Kochtöpfe, die Beile zum Holzfällen und die Spitzen der Wurfspieße, deren sie sich bei häuslichen Verrichtungen auch als Messer bedienen, von den Weißen eintauschen.

Der Wurfspieß (Umkonto) besteht aus einem etwa $1^1/_3$ m langen Schafte von biegsamem Holz und einer ungefähr 40 cm langen eisernen Spitze; letztere wird mit ihrem unteren Ende in den vorderen Teil des Schaftes, welches nur einen Finger dick ist, eingebrannt und mit Darmsaiten umwunden. Nach hinten nimmt der Schaft noch dergestalt an Dicke ab, daß er endlich nur die eines Bleistiftes hat. Die Kaffern werfen diese Spieße etwa 70 Schritte weit, und auf 40—50 Schritte sehr sicher. Sie versetzen dieselben vor dem Fortschleudern in eine zitternde Bewegung, welche das Eindringen in das Ziel und die Sicherheit des Wurfes vermehren soll. Die eisernen Spitzen sind zweischneidig und zuweilen mit Widerhaken versehen; sie werden nicht blank erhalten, sondern zur Verhinderung des Rostens mit Fett und Kohle geschwärzt. Neben den Wurfspießen führen die Kaffern noch $1—1^1/_2$ m lange Stöcke, welche oben mit einem Knopf versehen sind und nach unten an Stärke etwas abnehmen. Sie bedienen sich derselben zum Werfen, und die Männer haben fast immer ein paar bei sich. Schon die Knaben erlegen mit diesen Stöcken ziemlich sicher kleine Vögel.

Viele Kaffern besitzen auch Feuergewehre, die teils während der Kriege von ihnen erbeutet, teils aber auch durch Kauf und Tausch von ihnen erworben wurden und meist in schlechtem Zustande sind, da man ihnen die unbrauchbar gewordene Ware anpries.

Die Kaffern haben viel persönlichen Mut,*) sind dabei gute Schwimmer und ausgezeichnete Fußgänger. Ihr feines Gehör, scharfes Gesicht und ihre Geschicklichkeit, die Spuren von Menschen und Tieren zu finden, lassen keine Bewegung ihrer Gegner im Kriege unentdeckt. Bei guter Leitung haben sie schon oft den Europäern im Kriegsfalle manche unliebsamen Überraschungen bereitet, da sie nicht langer Wagenzüge zur Nachführung von Gepäck und Proviant bedürfen, sondern außer den Waffen nur eine wollene Decke und geringen Mundvorrat in den Kampf mitnehmen. Sie sind auch gute Reiter. Ihre kleinen, aber ausdauernden Pferde legen in kurzem Galopp, der gewöhnlichen Gangart, 7—8 deutsche Meilen im Tage zurück. Gepflegt werden diese Pferde gar nicht; Gras ist ihr einziges Futter. Gelangen sie abends am Rastplatz an, so ist das erste, was die ermüdeten Pferde thun, daß sie sich im Staube wälzen, welche Unsitte wie ein erfrischendes Bad zu wirken scheint.

Tänze, Jagden und Ochsenrennen gehören zu den beliebtesten Vergnügungen. Die Ochsenrennen sind bei ihnen so beliebt, wie bei den Engländern die Pferderennen. Für seine Ochsen schwärmt der Kaffer; er preist sie in seinen Liedern. Die zum Wettkampf bestimmten Tiere werden schon sehr jung abgerichtet. Sobald sie auf den Platz geführt werden, auf welchem sie eine Probe ihrer Schnelligkeit ablegen sollen, verrät ihre Ungeduld, daß sie wissen, was bevorsteht. Eine Anzahl von Kaffern sprengt schreiend zu Pferde voran, mit Mühe hält man die Ochsen zurück, die dann freigelassen in schnellem Galopp die Reiter verfolgen. Der zurückzulegende Weg ist gewöhnlich den dritten oder vierten Teil einer deutschen Meile lang. Zuweilen geschieht es, daß ein Ochs, am Ziele angelangt, sich nicht will zufrieden geben und in seiner Wut auf die Versammlung losrennt, die dann eiligst auseinanderstiebt.

Die Tänze der Kaffern bestehen in höchst sonderbaren Bewegungen, Sprüngen und Gliederausrenkungen, die sie teils auf einem Flecke bleibend, teils in Form einer Polonaise ausführen, so daß ein Anführer den ganzen Zug leitet. Sie verdrehen dabei die Augen, zischen, brummen und schwingen wiederum so wild ihre Assagaie, daß einem zuschauenden Europäer ganz angst dabei wird.

Eigentümliche musikalische Instrumente haben die Kaffern nicht außer dem ausgehöhlten und getrockneten Kürbis, über welchen sie einige Darm-

---

*) Dr. Fritzsch sucht diese Meinung zu mäßigen, indem er das bramarbasierende, unverschämte Auftreten so manches Kaffern hervorhebt, das den Schein des Heldentums erweckt.

saiten spannen, die kaum hörbar schwirren. Dagegen sind die europäischen Maultrommeln und Mundharmonikas bei ihnen sehr beliebt geworden. Ihr Gesang ist nur ein Brummen und Gurgeln, doch fehlt es ihnen keineswegs an musikalischem Gehör, da sie die von einer Musikbande gehörten Stücke bald nachpfeifen lernen.

Von dem, was über ihre eigenen Erlebnisse hinausreicht, wissen sie nicht viel; eine fortlaufende Zeitrechnung kennen sie nicht. Ein Kaffer sagt nie: „Vor so und so vielen Jahren“ — sondern er knüpft an ein Ereignis an, z. B. an den Regierungsantritt eines Häuptlings, an ein gewonnenes oder verlorenes Treffen, an verderbliche Viehkrankheiten.

Gebete und Opfer werden an die a mahlozi, an die Geister der verstorbenen Familien- oder Stammeshäupter, gerichtet. „Unter dem Einflusse dieser Geister der Vorfahren“ verkünden die Zauberärzte das Ende einer Krankeit oder sonst eines Unglücks, indem sie zugleich die Opfer bestimmen, durch welche die Versöhnung der Geister zu wege gebracht wird. Gehen ihre Vorhersagungen nicht in Erfüllung, so werden sie darob nicht verlegen, denn ein anderer Zauberer, der gegen sie wirkt, hat dann seine Hand im Spiel. Wenn die Häuptlinge das Volk für große Unternehmungen gewinnen wollen, so stellen sie besondere Propheten, auch wohl Prophetinnen auf, die nun dasselbe in ihrem Sinne bearbeiten. Da der Besitz großer Herden für schnelle Kriegszüge hinderlich ist, verkündeten die Propheten in einem der letzten Kämpfe gegen England, das Volk möge getrost sein Vieh schlachten, nach dem Siege über die Weißen würden die Herden aus dem Jenseits hundertfach ersetzt werden. So kam das arme Volk um all seine Habe und geriet in die bitterste Not, so daß nach dem Mißglücken der Unternehmung die englische Regierung alles aufbieten mußte, um, soweit es in ihren Kräften stand, die Scharen der vor Hunger Ohnmächtigen vom Tode des Verschmachtens zu retten.

Die Häuptlinge haben das Recht über Leben und Eigentum ihrer Unterthanen, und ihre Befehle müssen genau befolgt werden. Macht sich ein Häuptling allzugroßer Ungerechtigkeiten schuldig, so läuft er jedoch Gefahr, daß ihn sein Volk verläßt. Doch seine Person bleibt auch dann unverletzlich, und seine wie seiner Söhne Handlungen können nicht gerichtet werden. Die kleinen Häuptlinge, welche Vasallen der größeren sind oder nur vermöge ihrer Abstammung diesen Titel führen, können zwar bei dem ersten Häuptlinge verklagt werden, aber daß dieser zum Nachteil des Beklagten entscheiden sollte, ist ein seltener Fall.

4. Die Boers im Lager und daheim.*)

Am 28. Januar 1879 erhielt Serpa Pinto, der sich dem Ende seiner in Loanda begonnenen Durchquerung Afrikas näherte, die Nachricht, daß sein Diener auf einem Jagdausfluge auf dem rechten Ufer des Limpopo (Grenzfluß der britischen Besitzungen an der Südostküste) ein Boernlager getroffen habe. Schon nach 1/4 stündigem Ritte langte der Major vor demselben an. Das Lager bestand aus einer größeren Anzahl Wagen, die in gleicher Richtung aufgefahren waren, und aus einigen mit Stroh gedeckten Hütten. Mitten unter den Wagen erhob sich eine Art Thorweg, unter welchem eine Drechselbank ihren Platz gefunden, während die Jagdbeute zwischen der Wagenburg umherlag. Unweit dieser menschlichen Behausungen war ein Stück Weideland eingezäunt, wo Ochsen und Pferde grasten; denn unsere Boers gehörten zu den nomadisierenden. Major Serpa Pinto sah die Frauen gekleidet in Röcke aus bedrucktem Kattunstoff und in weiße Hauben. Einige schöpften Wasser aus einem Brunnen, während andere vor den Thüren der Hütten saßen und Zwiebeln für das Mittagsmahl schälten. Waren unter diesen einige nicht gerade häßliche, so wurde doch die Meinung über diese Mütter sofort herabgedrückt, wenn man die zerlumpten, schmutzigen Kinder auf dem feuchten Erdboden sich wälzen sah.

Nach kurzer Frist ritten sieben Männer ins Lager; der älteste derselben kam sofort auf Pinto zu und redete ihn in fließendem Englisch an; der Reisende nannte seinen Namen, die Ausdehnung und den Zweck seiner Reise und betonte vor allem seine portugiesische Nationalität, da er wußte, daß die Stimmung gegen die Söhne Albions keine besonders freundliche war. Er erhielt von ihnen nicht bloß das Versprechen der Weiterbeförderung, sondern auch eine Einladung zu ihrem Mittagessen, das aus geröstetem Fleisch und Zwiebeln — weitere Gemüsearten besaßen sie nicht — bestand und vortrefflich schmeckte.

Am 4. Februar gelangte er nach der am Pilands-Berg (nordwestlich von Pretoria) gelegenen Station Souls Port. Früh am Morgen wollte er dem Missionar Gonin seine Aufwartung machen; doch war dieser abwesend; Frau Gonin trug ihm einen Imbiß auf, darunter auch herrliche Pfirsiche und Feigen. Um für seine Leute Mundvorräte einzukaufen, wandte er sich einer nahen Boersniederlassung zu. Das Land um den Pilands-Berg war vortrefflich angebaut, und überall erhoben sich die weißen Häuser der holländischen Ansiedler. In eins derselben trat Serpa Pinto ein und wurde in ein Zimmer geführt, das als Wohn-, Speise- und Empfangsraum gleichzeitig diente. Zwei Frauen waren anwesend, hinter deren Röcken und auf deren Schoße eine Anzahl Kinder, — gewöhnlich waren

*) Nach Wobeser, Serpa Pintos Wanderung quer durch Afrika. Leipzig 1881.

zwei von gleichem Alter — sich vor dem Fremden versteckten. Es wohnten nämlich unter dem einen Dache zwei Familien, die befreundeten Männer hatten an einem und demselben Tage geheiratet und lebten seit der Zeit in demselben Hause, aßen mit ihren Familien aus derselben Schüssel, alle häuslichen und Feldarbeiten wurden gemeinsam verrichtet und zwar alles in Friede und Eintracht. Derartige Fälle patriarchalischen Zusammenlebens sind hier nicht selten. Bis zur Rückkehr der Männer hielt sich Pinto im Gemüsegarten auf, der in musterhafter Weise gepflegt war.

Mit den Männern betrat er die Wohnung zum zweitenmale. Nachdem alle Familienglieder auf den an den Wänden entlang gesetzten Stühlen Platz genommen, trug eine Negerin eine Badewanne herein; der ältere der beiden Männer zog die Stiefeln aus und wusch sich die Füße, der jüngere folgte, dann die Frauen und endlich die Kinder. Nach dieser Fußwaschung setzte man sich zu Tische, doch vor dem Essen ließ sich der ältere Hausvater die Bibel geben und las mit tiefem Ernste ein Kapitel aus dem vierten Buch Mosis vor. Dann erst wurden Fleisch und ein wohlschmeckendes Gemüse aufgetragen.

Reich beschenkt mit Hühnern, Enten und den Erzeugnissen des Gemüsegartens, verließ der Reisende die Boersniederlassung.

---

5. Aus Ed. Mohrs Wanderungen zum Sambesistrom.*)

Am Vaalfluß.

Die afrikanische „fliegende Pest“.

Am 23. April 1869, morgens $9^3/_4$ Uhr, gingen unsere sämtlichen Gespanne durch den großen Vaalfluß, der an der Stelle, wo wir ihn durchschritten, mindestens die Breite der Weser bei Bremen hat. Er gehört dem westlichen System an und fließt etwa sechs deutsche Meilen nordwestlich von Hope-Town in den Oranjestrom; auch nennen ihn die Eingeborenen Hai Garib (gelber Fluß). In neuester Zeit ist er berühmt geworden durch die großen Diamantenlager, welche bei Klipdrift, Pniel und Hebron entdeckt wurden.

Mit donnerndem Lärm polterten die schwerfälligen Wogen über die runden, abgeschliffenen Felsstücke, die in seinem Bette liegen. Jedes andere Fuhrwerk, als das afrikanische, würde unfehlbar durch die furchtbaren Stöße in Trümmer zermalmt werden. Plötzlich wird ein Halt notwendig; die Ochsen müssen verschnaufen. Bald geht der „Foreloper“ wieder vor, die 16 Ochsen ziehen an, ihre 64 Beine stampfen das Wasser zu Schaum, bei

*) Nach den Viktoria-Fällen des Sambesi von Ed. Mohr (2 Bde). Leipzig 1876.

der bedeutenden Spannung knirscht laut die eiserne Kette, lärmend und wild durcheinander rufen die Kaffern die Namen der Zugochsen, um sie zu ermuntern: „trek Swartkopp,*) Kleefeld, Royemann; trek Engelmann!“ — so heißen die faulsten Ochsen des Gespannes. Mächtig knallen die riesigen Peitschen, die schwere Wagenmaschine erreicht endlich, dank den Anstrengungen der keuchenden Tiere, wohlbehalten das andere Ufer.

An der „Drift“, wo wir übergingen, lag nahe am rechten Stromufer eine kleine Farmerei, und ermüdet von der anstrengenden Arbeit des Flußüberganges machten meine Fuhrleute gegen mittag Lager und kochten ab. Um diese Zeit bemerkte ich zuerst am südwestlichen Horizont anscheinend mächtige Rauchsäulen, die immer mehr emporstiegen und bald genug unseren Scheitelpunkt erreicht hatten. Ich war in dem Glauben, das Feld sei in Brand gesteckt worden, denn das ganze Kompaß-Viertel von Südwest bis Südost war bereits von den scheinbaren Rauchsäulen eingenommen.

Ich lenkte die Aufmerksamkeit meiner Begleiter auf diese Erscheinung, und sie erkannten sogleich an dem gelblichen Schein, daß es kein Feuer, sondern die geflügelte Pest Afrikas, die allen Pflanzenwuchs vertilgenden Heuschrecken seien.

Wir saßen im Schatten unseres Wagens und verzehrten unser Mittagsmahl. Erst fielen einzelne, dann Dutzende, bald Tausende und aber Tausende von Heuschrecken vom Himmel herunter; sie kamen in so gewaltigen Scharen, daß die Luft sich verdunkelte, daß man durch dies fliegende Gewirr und Geschwirr mit bloßen Augen in die Sonne sehen konnte, die, obgleich hochstehend, rot und strahlenlos wie beim Untergange aussah. Scharen von Heuschreckenvögeln machten unausgesetzt Angriffe auf dies flatternde Insektenmeer; aber die Zahl der Tiere war Legion, unzählbar wie der Sand am Meere. Weit und breit war alles Land mit Heuschrecken angefüllt, die Wasser des Vaal, bedeckt mit den Leibern dieser Tiere, zeigten eine graugelbe Oberfläche. Der kleine Garten bei der Farm war binnen wenigen Minuten kahl gefressen.

Wie Türken mit der gelassensten Ruhe von der Welt saß die Bauernfamilie in ihrem kleinen Hause und sah der Zerstörung ihrer Garten- und Feldfrüchte schweigend zu, was insofern vernünftig war, als sich durchaus nichts dagegen thun ließ. Selbst die bittere Rinde der Pfirsichbäume ward von diesen gefräßigen Tieren angenagt.

Das Schlimmste bei der Sache ist, daß die Heuschrecken da, wo sie einfallen, auch sogleich ihre Eier legen, so daß bei Beginn der nächsten Regenzeit auch sogleich unzählige Scharen junger Tiere aus dem Boden kriechen und flügellos weiterhüpfend alle Vegetation abermals zerstören. Diese junge Brut, die noch nicht fliegen kann, nennen die Boers charakteristisch genug „Footlopers“ — Fußgänger; die fliegenden „Springhaans“

*) Zieh, Schwarzkopf!

— Springhähne. Die Leute hier sind der Meinung, daß die junge Brut noch zerstörender wirke, als die geflügelten alten Tiere.

Unsere Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen fraßen sie mit Gier, dem Elefanten und anderen großen Grasfressern scheinen sie eine Art Leckerbissen zu sein, und alle eingeborenen Stämme Südost-Afrikas halten Heuschrecken für eine Delikatesse, die sie in Haufen sammeln und geröstet und gedörrt verzehren. So zubereitet habe ich sie selbst gekostet und fand sie, ohne Salz gegessen, durchaus geschmacklos. Ihren Vorwärtsmarsch hemmt nichts. Kommen sie an einen Fluß, so stürzen sie sich ohne weiteres hinein, nach und nach bildet sich aus ihren Leibern eine schwimmende Schicht, über welche die nachfolgenden Scharen unaufhaltsam weiter hüpfen.

Wie wir später auf unserer Reise weiter in nordwestlicher Richtung ins Innere des Landes vordrangen, konnte ich noch die Verwüstung des eben erwähnten Heuschreckenschwarmes bis zum Mangwebach im Matebelelande deutlich spüren, d. h. über eine Ausdehnung in der Luftlinie von mindestens 5 Breitegraden oder 75 deutschen Meilen.

Die Gegend hier am Vaal ist im Frühling, wo alles grünt und blüht, nicht ohne landschaftlichen Reiz. An einigen der Flußübergänge, den sogenannten „Drifts“, treten sanfte Hügel dicht an das rechte Ufer heran; was der Wanderer aber besonders freundlich begrüßt, wenn er die meist einförmigen Ebenen durchwandert hat, sind die hier am Fluß sich saumartig hinziehenden Bäume, die, wenn es auch nur Mimosen sind, dennoch eine angenehme Abwechslung in das Naturbild bringen. Im Oktober prangen sie in zartgelbem Blütenschmuck, auch ist um diese Zeit das feine gefiederte Blatt lichtgrün. Sie breiten ihre eigentümlichen Äste horizontal aus und geben einen wohlthuenden Schatten.

Vom Limpopo zum Betschuanendorf Soschong.

Sehr anstrengende Märsche durch ödes, dürres Hochland führten an die Ufer des klaren, wasserreichen Limpopo oder Krokodilflusses, der am 18. Juni erreicht wurde. Sofort stürzten sich die dürstenden Ochsen in den Strom, der hier noch nicht ein Meter tief ist, und es war eine Freude, zu sehen, mit welchem Behagen die Tiere das kühle Element hinunterschlürften. Gern hätten die Leute ein Bad genommen, wenn sie nicht die Krokodile gefürchtet hätten, die zuweilen selbst den trinkenden Ochsen gefährlich werden, indem sie dieselben mit einem gewaltigen Ruck ins Wasser ziehen.

Früher gab es dort noch zahlreiche Herden von Elefanten; infolge der Nachstellungen sind dieselben aber ausgewandert und weiter nach Norden gezogen. Sonst ist der Wildstand noch immer bedeutend genug. Man trifft noch Büffel, Gnus, Giraffen, Wasserböcke, und in der Nacht vernimmt man das Brüllen der Löwen. In einem Walde stieß Mohr auf die ersten

Strauße, er schoß, ohne zu treffen, und mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes eilten die Riesenvögel davon.

Am linken Ufer des Limpopo hinziehend, erreichte Mohr am 20. Juni den Maricofluß, der in denselben mündet und wegen seiner steilen Ufer schwer zu überschreiten war: dann noch ein Nebenflüßchen, und die Grenze des Transvaallandes ward überschritten. Die Karawane betrat das Land der West-Betschuanen. Sie zog am 21. Juni durch eine Gegend, welche Mohr am passendsten mit dem Namen „Dornbuschmeer" bezeichnet, aus welchem nur vereinzelte Baumgruppen inselartig hervorragen. Der weitere Lauf des Limpopo wird durch die an seinen Ufern stehenden riesigen Bäume bezeichnet, die dem niederen Busch gegenüber wie Könige unter ärmlichem Gesindel erscheinen. Diese endlosen Buschgegenden machen auf das Gemüt des Wanderers einen niederschlagenden Eindruck. Einige langschnäbelige Rhinozerosvögel, Perlhühner und das große graue und blaue Frankolinhuhn sind die einzigen Vögel, die man hier antrifft. Die Melampus-Antilope, welche zu dieser Jahreszeit (dem Winter Südafrikas) die grasreichen Flußufer aufsucht, zeigte sich in zahlreichen Scharen.

Weiter ging der Marsch durch eine staubige, wasser- und wildlose Dornbuschwüste. Die Zugochsen lechzten nach Wasser, das sie 30 Stunden lang entbehren mußten. Am 5. Juli abends langte die Karawane vor Soschong an.

Dieses große Dorf, die Residenz des damaligen Häuptlings Matschin, hat für den Handel eine Wichtigkeit, da hier ein Markt für kostbare Straußenfedern ist; das Monopol ist in den Händen des Häuptlings. Der englische Missionär, welcher wegen des entsetzlichen Unrats im Dorfe etwas seitwärts wohnt, schätzte die Seelenzahl des Orts auf 30000. Der Schmutz in den Straßen, wenn man Fußsteige, die sich zwischen den Hütten hinziehen, so nennen will, übersteigt alle Begriffe. In der Regenzeit, wo die überall aufgehäuften Kloakenmassen flüssig werden, ist der Aufenthalt für einen Europäer fast unmöglich.

Die Höhe über dem Meere beträgt 1005 m; die Kälte in der Nacht war so groß, daß am Wasserfäßchen im hinteren Wagen der Karawane, das etwas leckte, sich 20 cm lange Eiszapfen bildeten. Und doch ist die südliche Breite nur 23° 2′. Die trockene dünne Luft leitet die Erdwärme schnell ab, und kaum ist die Sonne untergegangen, so sieht man auch die Männer in Pelzmänteln und Kapuzen. Durch die Anfertigung der ersteren, der sogenannten „Karosse", aus gut zubereiteten und geschmackvoll zusammengenähten Fellen bestehend, hat Soschong einen Ruf in ganz Südafrika erlangt.

Die Ankunft des weißen Mannes war willkommen; man forschte, ob die Karawane keine Feuerwaffen, Pulver oder Blei zu verhandeln hätte. Gewehre jeder Art sind hier ein beliebter Handelsartikel. Ed. Mohr berichtet:

Am 9. Juli machte mir der Chef mit einigen Großen seines „Reichs“ eine Staatsvisite und blieb bei mir zum Mittags- und Abendessen; er schien an der europäischen Küche und unseren Getränken Gefallen zu finden, denn sein Hunger und Durst waren kaum zu stillen. Er ist ein sehr großer und beleibter Mann, europäisch gekleidet, mit sinnlich düsteren, derben Gesichtszügen.

Der Lärm der Trommeln, das Tanzen und ein heulender Gesang hielten den Tag und die ganze Nacht ununterbrochen an, so daß wir kaum schlafen konnten. Es war gerade die Zeit, wo die herangewachsenen Jungfrauen einer eigentümlichen Behandlung unterworfen werden. Ganze Scharen dieser dunkeln Jungfrauen stehen unter der Zucht alter Weiber, welche die an und für sich schon häßlichen Gesichter der jungen Damen dadurch noch häßlicher machen, daß sie dieselben mit Ockererde gelb färben und quer hindurch brandrote Streifen pinseln. Die Herrschaft der alten Zuchtmeisterinnen ist während dieser Zeit unumschränkt, niemand darf sich ihren Anordnungen widersetzen. Ziehen diese Megären mit den jungen Mädchen, deren Hüften mit kurzen aus Schilf geflochtenen Röcken bekleidet sind, zum Dorfe hinaus, so gehen alle Männer aus dem Wege; wollte sich einer dem Zuge nähern oder käme er auch nur zufällig in die Nähe desselben, so würde er von den tollen, mit Dornbüschen bewaffneten alten Weibern überfallen und jämmerlich zugerichtet werden.

Später werden die Jungfrauen durch übermäßiges Wachen und Tanzen gequält; sie müssen mächtige Holzbündel herbeischleppen und Wasser zum Dorf tragen, sie sollen ihre Pflichten als verheiratete Weiber kennen lernen.

Buschmänner.

Am 10. Juli wurden die Wagen wieder bespannt. Für die Erlaubnis ungehinderten Durchzugs durch sein Land hatte Matschin zwei Sovereigns, etwas Blei und Kupfer erhalten. Die hügelige Gegend, in welcher man sich jetzt befand, bestand aus Grünsteinfelsen, aus deren Spalten Bäume emporwachsen, die sich epheuartig an die kahlen Klippen anschmiegen. Dann kam man durch Mopani- und Mimosenwald, auf Felshügeln zeigten sich die starren Euphorbien Natals. Der Marsch ging immer Nordost durch einzelne ausgetrocknete Betten kleiner Flüsse, an deren Lachen sich das durstige Wild sammelt. Weiterhin zeigen sich vereinzelte, mitunter phantastisch gestaltete Granitkuppen und endlose Mopani-Waldstrecken. Das in der Mitte aufgeschlitzte Blatt des Mopanibaumes (einer Bauhinia-Art) steht mit den Kanten nach oben und gewährt in dem brennenden Sonnenstrahl des dürren Landes keinen Schatten.

Nachdem sie diese sonnenverbrannte Landschaft durchzogen, kam die Karawane am 26. Juli bei der Niederlassung am Flusse Tati an, hervor-

gerufen durch die Berichte Karl Mauchs, der hier in Begleitung eines alten englischen Jägers im Quarzsande Gold entdeckte. Die Erwartungen der aus allen Weltgegenden zusammenströmenden Goldsucher wurden jedoch getäuscht, denn das Gold fand sich nur in geringer Menge.

Noch trifft man am Tati auf Buschmänner, die zwischen den im Norden wohnenden Matebele und den südlich hausenden Betschuana wie gehetztes Wild leben. Die erstere Nation hält sie für vogelfrei, und ein junger Krieger würde sich wenig daraus machen, falls ihn die Laune anwandelte, die Schärfe seiner Assagaie (des bekannten Spießes der Kaffern) zu prüfen, versuchsweise einen Buschmann damit niederzustechen. Man könnte sie die Zigeuner Südafrikas nennen, denn auch sie besitzen jene unzähmbare Wanderlust, die sich niemals an feste Wohnsitze gewöhnen kann. Sie wissen mit viel Geschick verdeckte Fallgruben zu stellen, worin sie allerlei Wild fangen; der Boden liefert ihnen eßbare Knollengewächse, Honig die Bäume des Waldes; mit der Schleuder treffen sie Reb- und Perlhühner, und die Geier zeigen ihnen die Stelle an, wo in vergangener Nacht der Löwe Großwild tötete. Hat der „Buschbaas" (wie der Löwe genannt wird) auch das Fleisch verzehrt, die starken, riesigen Markknochen des Büffels und der Giraffe, die sein Gebiß nicht zermalmen kann, muß er ihnen doch lassen. Wo ein Europäer in jenen afrikanischen Wildnissen unfehlbar verhungern würde, weiß der Buschmann noch immer sein Leben zu fristen. Ohne Tribut an die Fürsten der Kaffernstämme geht es aber auch bei ihnen nicht; sie bezahlen denselben in Tierfellen. Die Erlegung von Elefanten und Straußen ist ihnen untersagt, da Elfenbein und Straußenfedern das Monopol der Fürsten sind. Sie rauchen gern Tabak, und die Art, wie sie sich ihre Pfeifen anfertigen, ist sehr einfach und praktisch. Sie kneten Erde mit Wasser zu einem Teige zusammen, bilden einen kleinen Haufen, drücken oben eine eiförmige Vertiefung hinein, brennen das Loch mit einer Kohle trocken, nehmen dann ein Schilf- oder Grasrohr, durchbohren mit demselben die Masse, bis es die eiförmige Vertiefung erreicht, reinigen sodann das Rohr von den Erdteilchen, die hineingekommen sind, und der Pfeifenstiel ist fertig. Oben thun sie den zerschnittenen Tabak hinein, legen eine Kohle darauf und das Rauchen kann seinen Anfang nehmen. Gleich den anderen Völkern Südafrikas ziehen sie den Rauch in die Lungen ein und husten dann mit großer Gewalt und viel Behagen, bis ihnen das Wasser aus den Augen läuft. — Das stete Lauschen in der Wildnis, auch wohl die Furcht vor den vielen Feinden hat das Gehör des Buschmanns so geschärft, daß es den leisesten Ton vernimmt, welcher dem Ohr des Europäers völlig entgeht.

Zum Sambesi.

Nach sorgfältiger Ausrüstung der Karawane ward im März 1870 der neue Zug nach dem Sambesi angetreten und diesmal mit Erfolg gekrönt. Am 11. April ward der nördlichste Kral der Makalakka erreicht, Babas genannt, am 20. April zog die Karawane weiter in ein unbewohntes, durch die Matebele verwüstetes Land. Der Wald wurde dichter und dichter, so daß die Äxte fleißig gebraucht werden mußten. An den zahlreichen Wasserbehältern zeigten sich Spuren von Büffeln. Bald ward das Land wieder öde und baumlos. Unter 19° 49′ südl. Breite ward der Natafluß durchschritten, noch 200 Kilometer vom Sambesi entfernt. In der weiten Einöde, bis zum Sambesi hin, erstrecken sich Wälder, in denen die Elefanten schreckliche Verwüstungen angerichtet hatten. Der Weitermarsch erheischte die größte Vorsicht, da man in das Gebiet der Tsetsefliege kam. Unter 19° 19′ südl. Breite machten die Wagen halt, da sich Gras und gutes Wasser in der Nähe fanden, es ward ein Lager gebildet, und am 30. Mai brach Mohr zu Fuß mit 16 seiner Leute auf, in nordwestlicher Richtung durch ein offenes, mit saftigem Grase bewachsenes Hügelland. Dann gelangte man zum Guay und mußte den krokodilreichen Nebenfluß des Sambesi öfter kreuzen; hierauf kam man an einen in den Guay fallenden Gebirgsstrom, der schwer zu überschreiten war, und durchzog dann das waldreiche Bergland, wo die dicken Stämme des Baobab-Baumes immer häufiger wurden. Als man die klaren Wasser des Daka erreichte, war Mohr auch der Erreichung des Zieles seiner Reise gewiß.

Der Pflanzenwuchs ward frischer und üppiger, einer der Kaffern stand plötzlich still, zeigte mit der Spitze seines Speeres auf die Erde und rief: M'Abantu (Menschen)! Vorsichtig ging man weiter, denn es konnte ja auch sein, daß ein Hinterhalt gelegt war; da öffnete sich eine freie Aussicht nach Norden zu, es zeigten sich wohlbestellte Maisfelder und die ersehnten Hütten von Wankis Dorf. Bald fand sich ein ausgetretener Fußweg, der sich rasch nach Norden senkte, die Wanderer folgten demselben und um 9 Uhr, am Sonntag Morgen, den 12. Juni 1870, standen sie am Ufer des Sambesi.

Um seine Ankunft den Dorfbewohnern kund zu thun, feuerte Mohr rasch nach einander einige Schüsse ab; es dauerte nicht lange, so liefen die vollständig überraschten Leute ans Ufer; bald schob man ein Kanoe ins Wasser, näherte sich bis auf 50 Schritte und legte dann bei.

Diese vielgeplagten und durch Erfahrung vorsichtig gemachten Menschen hießen Mohrs Begleiter zurückgehen, er selber mußte nahe ans Ufer treten und sich bis zur Hüfte entkleiden; denn sie wollten wissen, ob er nicht bloß im Gesicht, sondern durchaus weiß und ein echter Europäer sei. Ihrem Wunsche ward gewillfahrt, und als noch einige Makalakka aus Mohrs

Begleitung sie in ihrer eigenen Sprache anredeten, war alles Mißtrauen verschwunden. Die verlangten Lebensmittel wurden geliefert und bezahlt, und Mohr schlug sein Lager auf dem sogenannten Logierhügel auf, wo er noch Spuren früherer europäischer Reisenden fand. Heute wehte zum erstenmale eine deutsche Fahne von der Spitze des Hügels, sich spiegelnd in dem prachtvollen Strom, der hier $^1/_4$ deutsche Meile breit ist und schnell, etwa drei Knoten in der Stunde, seine Fluten vorbeirollt.

Die Zusammenkunft mit Wanki, dem Oberhaupt des Dorfes, wurde durch Abfeuern von Schüssen möglichst feierlich gemacht. Gegen Zahlung von weißen Glasperlen erhielt Mohr fünf Mann als Führer und Träger zu den Wasserfällen, und am 15. Juni morgens brach er auf. Als Merkwürdigkeit von Wankis Dorf erwähnt der Reisende noch, daß dort Scharen von Tauben gehalten wurden, die er bis dahin bei keinem Volke Südafrikas angetroffen hatte.

Der Marsch nahm volle $5^1/_2$ Tage in Anspruch. Unmittelbar am Ufer des Stromes vorzudringen, war unmöglich wegen der Schluchten und Abgründe. Die vielen kleinen Bäche, die von dem Plateau herab in den Sambesi eilen, erweitern ihre Rillen in seiner Nähe und bilden steile Ufer. Einigemal führte der Weg über ganze Felder von weißem kristallinischen Quarz, der die Augen blendete und mit seinen scharfen Kanten die Schuhsohlen zerriß.

„Am 18. Juni," erzählt Mohr, „gewahrte ich abends in der Richtung Nordnordwest hoch über einem weiten grünen, anscheinend endlosen Walde weißballige Wolken, die fortwährend in vier oder fünf Säulen emporsteigend auf ein und derselben Stelle zu verharren schienen und auch in Beziehung auf die Form, bei der gänzlichen Windstille, keine Veränderung zeigten. Die Erscheinung war auffallend genug; denn soweit sonst das Auge reichte, wölbte sich der reine, klare, azurblaue Himmel wie eine riesige Glaskuppel über uns, nirgends zeigte sich das kleinste Wölkchen. Als ich Masupasila (den Führer) darauf aufmerksam machte, sagte er, es sei der Sipôma (Wasserfall), und so lange meine Pulse schlagen, werde ich den Augenblick nicht vergessen. Der von Livingstone, dem Entdecker, angeführte Name Mosiwatunya (Rauch macht Lärm) muß ein Wort der Makololo sein, eines Stammes, der bekanntlich verfiel — meinen Leuten war der Ausdruck durchaus unbekannt."

In der Nacht vom 19. zum 20. Juni war das Tosen des Wassersturzes wie das Branden der Meereswogen anzuhören. Noch war ein weiter Umweg zu machen, und erst den Mittag des folgenden Tages langte der kühne Reisende bei dem mächtigen Wassersturze an.

In der Breite von einer Drittelmeile ($2^1/_2$ km) kommt der majestätische Strom von Nordnordwest und stürzt seine Fluten 120 m tief hinunter, in eine quer durch sein Bett setzende Felsschlucht, deren Breite zwischen 72 und 90 m schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Sambesi-

fluten viele Inseln auf, alle mit dem reichsten tropischen Pflanzenwuchs geschmückt. Die Ufer sind mit weitem, offenem Walde bestanden, hier kommen ganze Gruppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den echten Stempel des Südens aufdrücken. Nahe dem Fall eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin, die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Ansehen, als ob es koche. Nahe dem westlichen Rande liegt eine kleine Insel, etwa 40 m vom Ufer entfernt; der Zweig des Stromes scheint hier eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Satz wie eine Meereswoge in die Tief hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende Felskante treten, wofern man frei vom Schwindel ist. Dann erblickt man links dicht neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in Front die lange Linie des großen Falles, die aber immer nur teilweise sichtbar ist, denn die mit der Flut herabgedrückte, zusammengepreßte und mit Wasserteilchen erfüllte Luft befreit sich gewaltsam, steigt wirbelnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- und Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem großen „Altar der Wasser" leuchten. Hat man von dieser Stelle eine Zeitlang in dieses tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hineingeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elements, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe heraufdröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul: so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können.

Wenn man, überwältigt von dem Anblick und Donnergeräusch, etwa hundert Schritt südlich geht, befindet man sich zwar immer noch im Bereich der Wasserstaubschleier, die uns für Augenblicke in dichten Nebel hüllen, dann aber wieder plötzlich sich lüften, wenn ein Windstoß das Gewölk teilt; der lichteste Sonnenglanz scheint dann auf die Szene herab.

Die fortwährende Befeuchtung mit Wasserstaub hat einen üppigen Pflanzenwuchs erzeugt, der sich mit allem messen kann, was Hinterindien, Ceylon oder Java hervorbringen. Die Farnkräuter sind Bäume geworden, riesige Schlingpflanzen von der Dicke starker Schiffstaue laufen von Ast zu Ast, und hoch über den Bambusgruppen, die an die Gestade des Irawadi erinnern, schwanken die gefiederten Häupter der Palmen.

Der Boden des „Regenwaldes" ist von zahllosen Büffeln und Elefanten ganz zerstampft, die von den kühlen Schlammbädern angezogen werden. Wo die feuchten Niederschläge aufhören, läßt die üppige Vegetation merklich nach, es tritt der gewöhnliche parkartige Wald auf mit freien Rasenplätzen.

In gerader Linie kann der Sambesistrom seinen Lauf nicht fortsetzen; er muß seitwärts durch eine tiefe Schlucht von etwa 90 m Breite

seine Wasserfülle hindurchzwängen; dann rollt er in drei bis vier mächtigen Schlangenwindungen weiter. Die Ufer bilden schroff abfallende, 150—180 m hohe Felsen; für den Menschen sind sie durchaus unersteiglich, doch die vielen dort hausenden Baboons klettern mit Leichtigkeit hinauf und hinunter.

6. Madagaskar.*)

In der Richtung seiner Längenachse der Ostküste von Afrika folgend, erstreckt sich Madagaskar zwischen dem 12. und 26.° südl. Breite, durch die reißende Mosambiqueströmung vom Festlande getrennt. Wir haben in geologischer Hinsicht eine seit alter Zeit durch Spaltbildung von Afrika getrennte Insel vor uns, und diese frühzeitige Trennung von einem größeren Kontinente, sowie die Strömungen des Indischen Ozeans müssen die Eigentümlichkeiten in Madagaskars Flora, Fauna und Bevölkerung erklären. Die meist mit flachem, mangrovebedecktem Saum versehenen Küsten sind nur an der Ostseite mit einigen (fünf) guten Häfen ausgestattet. Das südliche Drittel der Insel weist an der Ostküste ein Randgebirge auf, welches leider die Regen des Nordostmonsuns aufhält, so daß das dahinterliegende Land Steppencharakter trägt. Die nördlichen zwei Dritteile dagegen zeigen fünf gleichgerichtete, nordsüdliche Gebirgsketten, deren bedeutendste wohl die zentrale Ankaratrakette (mit einem 3000 m hohen Gipfel) ist. Zwischen ihnen liegen Hochebenen. Besitzt auch Madagaskar keine thätigen Vulkane, so sind doch Krater und Kraterseen Zeugen erloschener vulkanischer Thätigkeit.

Von bergmännisch wichtigen Produkten enthält die an Größe dem Deutschen Reich noch überlegene Insel (600 000 qkm) besonders Magneteisen, Schwefel, roten Ocker, Silber, Kupfer, Mangan, Antimon, Graphit, der den Töpfergeschirren ihren Glanz verleihen muß, Steinsalz und Salpeter.

Die Flora Madagaskars giebt an Üppigkeit den gleichgelegenen Ländern der heißen Zone nichts nach. Die Stranddünen bedecken dichte Gehege von Winden und Fettpflanzen (Mesembryanthemum). Der Strand, sofern er unter dem Einfluß von Ebbe und Flut steht, zeigt wuchernde Mangrovewälder, in deren zur Flutzeit schwimmenden, zur Ebbezeit frei über dem Boden stehenden Wurzeln riesige Krabben wühlen, während Muscheln sich an die Stämme und Blätter derselben klammern. Jeder

*) Quelle: Prof. Dr. R. Hartmann, Madagaskar. Leipzig und Prag 1886. (57. Bd. des Wissens der Gegenwart.)

Eindruck, den der Fuß in diesen Boden macht, läßt demselben Modergeruch entströmen, und nur das Rauschen des Ozeans und das Gekrächze der Sumpfvögel unterbricht die beängstigende Stille dieser Strandregion. Sobald wir dieselbe hinter uns haben, treten wir (an der Ostseite) ein in die Region des Urwaldes, der auch einen guten Teil des Innern, besonders im N. bedeckt: Pandanus, Keulenholzbaum, Bambus, Sago- und Kokospalmen, Fächerbaniane sind nur einige der zahlreichen Arten des Baumwaldes, den der Botaniker Hildebrandt in folgenden Worten feiert: „Gegen das satte Blattgrün der schweren immergrünen Laubmasse heben sich in scharfem Gegensatz die freudig bunten Zinken der eben ausgeschlagenen Baumspitzen ab. Hier wölbt sich eine riesige schneeweiß- oder rosablumige Schirmkrone, gleichsam eine einzige Blüte; dort spannen Ranken feuerroter Lianen von Wipfel zu Wipfel. Andere Schlingpflanzen umwinden wie zartgewobene Vorhänge in Goldgelb, Weiß und Lila die Säulenstämme des Waldrandes. Am wildrauschenden Gebirgsbach erhebt sich, 10 m hoch, aus vielerlei niedrigen Farngestalten der Baumfarn, gleichsam eine Märchenkönigin unter den Pflanzen, das Zartweibliche mit der Majestät vereinend. Daneben wuchern Fiederpalmengebüsche und stachelblättrige, kandelaberästige Pandanusbäume, sowie die prächtigen Blattbüschel mehrerer Cordylinen, welche den Eingeborenen heilig sind. In solchen Schluchten entwickeln sich auch die baumwuchernden Orchideen am üppigsten, der Riese unter ihnen ist Angraecum sesquipedale.“ — Neben dem Urwald werden jedoch landeinwärts und besonders an der trockenen Südwestküste Heidestrecken gefunden, denen die in Scharen auftretenden Heidekräuter und Kompositen mit reichem Blütenflor in Gelb und Rosenrot ihr charakteristisches Gepräge verleihen. Sobald die regelmäßigen Regen des Nordostmonsun den Boden tränken, entsprießen der versengten Erde weiße Pulsatillen, gelbe Kompositen, blaue Lobelien, rosenfarbene Vinkas, lilafarbene Erdorchideen, weiße Amaryllis und in überraschender Menge Adlerfarn. Veilchen und Vergißmeinnicht sind unter die Bärlappe gemischt, und später erscheinen die Steppengräser, von Winden und Schlingfarn durchwoben. Ein vermittelndes Glied zwischen den Formen des Urwaldes und der Steppe stellt der Busch dar, besonders aus Lorbeer, Myrte und Kompositen bestehend, in deren Schatten Lippenblütler und Rubiaceen wuchern.

Die Tierwelt von Madagaskar weist — wie jede der frühzeitig von einem Kontinent losgerissenen Inseln — eigentümliche Formen auf. Unter diesen nehmen die Halbaffen (der Zeigefinger der Hinterhand hat eine Kralle statt eines Plattnagels) oder Makis (Katzenmaki, Eichhornmaki) die erste Stelle ein, jene Tiere mit schlankem Körper, die zwar meist auf Bäumen leben, doch auch aufrecht stehend nach Art der Känguruhs sich bewegen, wobei der lange Schwanz den Dienst der Balancierstange versieht. Die Eingebornen verstehen jene Tiere zu zähmen und sogar abzurichten und halten sie, indem sie dieselben an die Kette legen, zum Zeitvertreib. Das

gefürchtetste Raubtier der Insel ist die Frettkatze (Pintsala oder Kintsala in der Sprache der Eingeborenen genannt). Unter den Seltenheiten der Vogelwelt sind besonders die versteinert gefundenen Reste eines straußenartigen Riesenvogels zu erwähnen (Aepyornis maximus), dessen Eier bis 30 cm Durchmesser haben. An Wildschweinen und Krokodilen, von welch letzteren die Eier eine Marktware bilden, ist durchaus kein Mangel.

Die Ethnographie Madagaskars bildet eins der vielen ungelösten Rätsel der Völkerkunde. Sicher ist ein Teil der madagassischen Völker besonders die an der Westküste auf afrikanische Einwanderung (von der Sansibarküste) zurückzuführen, während ein anderer malaiisch-polynesischen Ursprungs ist. Zu diesem letzteren zählt auch der herrschende Stamm der Howa. Seine führende Stellung verdankt derselbe dem König Radama I. (1810—20). Die Hautfarbe der Howa ist gelbbraun, zuweilen so hell wie beim Südeuropäer. Der schlanke, ebenmäßige Bau der Männer, die meist gerade, selten eingedrückte Nase, die zwar fleischigen, aber nicht wulstigen Lippen unterscheiden sie wesentlich vom Negertypus. Die nationale Tracht derselben besteht in einem um die Lenden gewundenen Zeugschurz, worüber ein langer Überwurf (die Lamba) aus Baumwolle, Seide oder Raphiafasern getragen wird, dessen Falten sehr geschmackvoll geordnet sind. Die Offiziere tragen die seidene Lamba, welche bei denen von Adel rot, bei den übrigen weiß oder buntstreifig ist. Die Frauen tragen unmittelbar auf dem Körper ein sackartiges, an den Hüften festgeknotetes Unterkleid (Saimbo), während als Oberkleid eine Ärmeljacke oder ein den Missionshemden der Südsee-Insulanerinnen ähnliches, weites Kattunkleid dient, das sich bis zum Hals und den Knöcheln erstreckt. Auch sie bedienen sich der Lamba. Das Ordnen des Haares erfordert bei den Frauen viel Kunstfertigkeit, um alle die Flechten, Zöpfchen, Rosettchen und Schnecken herzustellen. Ein Hut aus Stroh oder ein ausgedienter europäischer Amazonenhut, Sonnen- und Regenschirm gehören zum unentbehrlichen Bedarf der Howa. Der breite Strom europäischer Zivilisation, der freilich auf seinen Wellenkämmen viel Abschaum führt, hat in den höheren Ständen die Nationaltracht verdrängt. Die Prinzen machen Staat in Generalsuniformen, die Prinzessinnen scheinen sich in europäische Theatergarderoben gekleidet zu haben, die höheren Staatsbeamten stolzieren in Frack, langen Hosen und Lackstiefeln. Die Offiziere der Leibregimenter, welche den königlichen Palast zu Antananariwo schützen, sind in der wirklichen Bedeutung des Wortes uniformiert, während die Kleider der Landmilizen auf einer Auktion veralteter europäischer Theatergarderoben erworben zu sein scheinen. Die nationalen Waffen — Schild, Lanze, Pfeil, Bogen — haben dem europäischen Feuergewehr Platz gemacht.

Die Wohnungen zeigen meist rechteckigen Grundriß; die Giebel liegen im N. und S., Fenster und Thüren an der den Monsunregen

weniger ausgesetzten Westseite. Die Wände aus durchknetetem Lehm oder Thon, das steile Dach aus Binsen oder Heu, welch letzteres durch Bambuslatten befestigt wird, machen den Eindruck einer gewissen Dauerhaftigkeit. In besonders feuchten Gegenden sind auch Hütten, welche erhöht auf Pfählen stehen, nicht selten. Das Stubengerät besteht aus einigen Wasserkrügen, hölzernen Mörsern, flachen Holzschüsseln, Kochtöpfen, geflochtenen Matten, nett gearbeiteten Körben. Auf einem Eckbrettchen gewahren wir auch hier und da europäische Waren, Geschirr aus Porzellan, Glasflaschen rc. In der Nähe der Westwand ist eine viereckige Stelle des Bodens ummauert und bildet den Herd. Die Töpfe ruhen auf Steinen, der Rauch muß sich durch Thüre, Fenster und Dachritzen einen Ausweg suchen. Eine mit Matten belegte Estrade stellt die Bettstatt dar, während feinere Matten die Wände, gröbere den Fußboden bekleiden. Eine Howahütte ist in der Regel durch Pallisadenzaun oder Mauer eingefriedigt und schließt den Viehpferch mit ein, einen von Kuhdünger rc. strotzenden, übelriechenden Ort.

Die Hauptnahrung der Madagassen bildet der Reis. Man zieht die Pflanzen gewöhnlich auf künstlich bewässertem Boden und versetzt sie erst später in die Reisfelder, die man unter Wasser setzt und von Rinderhufen durchkneten läßt. Die Frucht wird im Mörser enthülst und gekocht. Auch einheimische Gemüse, Bataten, Mandiok, Bohnen, Melonen, Papayen, Orangen, Pfirsichen, Weintrauben, Bananen gehören zu den landesüblichen Gerichten und sind Gegenstände des Land- bezw. Gartenbaues, während Rinder der Zeburasse, die man früher auch zu Stiergefechten benutzte, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Truthühner, Gänse, Enten, Tauben die Fleischspeisen liefern. Beim Essen bedient man sich hölzerner Löffel oder an Stelle derselben zusammengebogener Wakoablätter, führt wohl auch die Speisen direkt mit dem Finger zum Munde. Bei Hofe wie auch in den Adelskreisen ist europäisches Tafelgeschirr in Gebrauch, der Speisezettel weist europäische Gerichte auf, man setzt Weine und Liköre vor, ja sogar das Ausbringen von Gesundheiten und Musik finden sich unter den Tafelfreuden.

Die Howa sind nicht ohne technisches Geschick und daher in manchen Industriezweigen nicht unbedeutend, die einheimische und echte Seidenraupe liefern ihnen den Rohstoff, aus dem sie vermittelst liegender Webstühle Seidenzeuge herstellen; ferner finden wir bei ihnen Baumwollengewebe, auch solche aus den Blättern der Raphiapalme und Rindenzeug. Ihrer geschickten Hand verdanken sie einen gewissen Ruf in der Verfertigung und Färbung der Matten aus Gräsern, dem Bast des Papyrus und Binsen; ebenso besitzen sie einen Ruf bezüglich ihrer Filigranarbeiten in Gold und Silber, desgleichen hinsichtlich ihrer Bambusschnitzereien: Wassergefäße, Schnupftabaksdosen, Blasrohre, Pfeifen und Musikinstrumente.

Ihre Sprache, welche zur malaiisch-polynesischen Familie gehört, ist zufolge der volltönenden Vokale, welche nur durch einfache Konsonanten verbunden werden, wohlklingend, ja musikalisch, in ihrem grammatischen Bau einfach, und höchstens die Vielsilbigkeit der Wörter könnte das Erlernen erschweren (Antananariwo, Fihatsarambelatsihi ꝛc.). Die Bezeichnungen der Wochentage und Monate sind — wie viele andere — arabische Lehnwörter. Die Howa haben natürliches, bedeutendes Rednertalent. Ihre Poesieen erheben sich selten zu bedeutenderen, volkstümlichen Leistungen, sind meist nur Augenblickserzeugnisse über alltägliche Vorgänge. — Die Eheschließung trägt einen geschäftsmäßigen Charakter, indem sich Mann wie Frau das von ihrer Seite zugebrachte Heiratsgut vertragsmäßig sicher stellen lassen, ein Verfahren, das uns nicht mehr befremden kann, wenn wir erwägen, daß Vielweiberei und oft grausame Verstoßung der Ehefrau an der Tagesordnung sind. Wenigstens der Schein einer Symbolik ist bei jener Handlung gewahrt, indem man das Schließen des Ehebundes durch Umschlingung der Brautleute mit einer Lamba versinnbildlicht. Auch essen wohl Braut und Bräutigam Reis aus einer und derselben Schüssel mit demselben Löffel. Die Sakalawa, der zweite Hauptstamm der Insel, bewerfen den Freier mit Speeren, welche dieser zwischen Arm und Seite auffangen muß. Seine Geschicklichkeit entscheidet über den Erfolg seiner Werbung. Bei diesem letzteren Stamm sollen unter gewissen Bedingungen sogar Geschwisterehen erlaubt sein. Die Beschneidung als Ankündigung der Mündigkeitserklärung teilen die Madagassen mit verschiedenen Stämmen des benachbarten Erdteiles. Ein weiterer merkwürdiger Brauch ist die Blutsverbrüderung. Sie besteht darin, daß jeder der Beteiligten dem anderen eine kleine Wunde beibringt und das „nasse Lebensgold" des anderen — wenn auch nicht ohne wohlschmeckende Zuthaten — zu sich nimmt, indem er durch schwere Eide Bundestreue gelobt. Was die Charakterzüge des Howa betrifft, so gebärdet er sich gern als Mann von Ton und Ansehen, und erheuchelt eine Gemütsruhe, die das Feuer im Innern nur mit Mühe verdeckt, denn im Grunde ist er leidenschaftlich, empfindlich, rachsüchtig. Er ist ein geriebener Handelsmann, und schon dieser Zug thut der Verläßlichkeit seines Wortes Eintrag.

Im Gerichtsverfahren spielten bis 1865 die Ordalien oder Gottesurteile noch eine bedeutende Rolle. Namentlich gab man zur Klarstellung der Schuld oder Unschuld entweder an die Hunde der Verklagten oder an diese selbst Tangenagift. Bei Wirkungslosigkeit des Giftes war der Beweis der Unschuld erbracht. Freilich lag es im Belieben des Richters, den Trank todbringend oder unschädlich zu brauen, je nachdem die ihm gezahlte Summe ausfiel. Die Howa sind kastenartig gegliedert in die Andriano (Adel), Howa (Bürgerliche) und Andewo (Sklaven), zwischen welchen Heiraten so gut wie ausgeschlossen sind.

Die Regierung in den der Howakönigin unterstellten Gebieten ist

durchaus despotisch. Die Herrscherin beutet ihre Unterthanen in der schamlosesten Weise aus; ihr Beamtenheer wird durch Furcht zur Pflichterfüllung veranlaßt. „Tief verhüllt und leise" schreitet die Rache der Despotie einher gegen verbrecherische wie gegen zu verdiente Beamte. Man ladet den aus dem Kriege heimkehrenden, mit Lorbeeren zu reich geschmückten Feldherrn zum Mahle, scheinbar um ihn zu feiern, und mitten in der Festfreude erscheint ein Bote der Monarchin, der mit süßlächelndem Gesicht den Erbleichenden auffordert, auf das Wohl Ihrer Majestät einen Becher zu leeren, welchen er in der Hand trägt. Würde das Opfer sich weigern, so würden ihn bereitstehende Lanzen durchbohren. Daher setzt er den Todestrank an die Lippen, und — sein Inneres mit Füßen tretend — ruft er: „Es lebe die Königin", zieht sich zurück und stirbt. Von den Howabeamten werden merkwürdigerweise nur die Schullehrer besoldet; alle übrigen müssen durch Privateinkünfte, Geschenke, Erpressungen und Diebstähle an den Staatskassen ihr Dasein fristen. Die Einkünfte der Gouvernements ergeben sich aus den Steuern und den hohen Ein- und Ausfuhrzöllen. Die Hofhaltung und die Veruntreuungen verschlucken davon so viel, daß für Offiziere und Soldaten kein Heller Löhnung übrig bleibt. Wer wollte es ihnen verdenken, daß sie sich auf Plünderung und Erpressung legen! Mit solchen verwahrlosten und darbenden Truppen vermag die Königin vielleicht den madagassischen Stämmen Ehrfurcht einzuflößen, der europäischen Kriegführung dagegen konnte sie trotz der Unwegsamkeit des Landes und der Unzuträglichkeit des Küstenklimas keinen erfolgreichen Widerstand leisten.

Der Handel Madagaskars entwickelt sich besonders an der Ostküste, in dem Hafen der Hauptstadt: Tamatave. Die Ausfuhr umfaßt besonders Häute, Talg, Wachs, Rinder, Schweine, Schmalz, gesalzenes Fleisch, Kaffee, Vanille, viele Matten und Säcke (aus den Blättern der Schraubenpalme zum Emballieren), während die wichtigsten Einfuhrgegenstände Baumwollengewebe, fertige Kleidungsstücke, Schirme, Wäsche, Porzellan- und Glaswaren, Wein, Rum, Liköre, Petroleum und Eisengeräte sind. Indes Engländer und Franzosen um das politische Übergewicht haderten, haben die Amerikaner den Handel in ihre Hände gebracht. Die Trägheit der Howa und der Mangel an Verkehrswegen zur Beförderung der Landesprodukte nach den Häfen sind die Haupthindernisse des Handels. Gebahntere Straßen werden mit Hilfe der Tragsessel zurückgelegt, welche von 8—12 Leuten, die sich in schnellster Gangart fortwährend ablösen, täglich bis 60 km weit getragen werden. Das landesübliche Großgeld ist der Fünffrankenthaler, welcher in vier und mehr Teile (deren Wert nach dem Gewicht bestimmt wird) zerlegt wird.

Auf hügeligem Terrain erhebt sich terrassenförmig die Hauptstadt Antananariwo mit ihren vielen Hütten, Giebelhäusern, Kirchen, wenigen Steinhäusern, den krummen, steilen, holprigen Straßen, die bei schlechtem Wetter ungangbar sind. Hier hat sich europäischer Einfluß — Zivilisation

kann man kaum sagen — am meisten eingebürgert, besonders seit den Zeiten König Radama II. Rakoto (1861—63). Er gewährte den Missionären Eingang, schützte die Europäer in ihren ganz beliebig zu wählenden Niederlassungen, ja er ließ sich sogar für die Idee erwärmen, eine Akademie der Wissenschaften zu gründen. Die letzte Herrscherin war Ranowalona III. (seit 1869), welche bei ihrem Regierungsantritt die Taufe empfing, die Götzenbilder vernichten ließ, Missionäre aller Konfessionen duldete und Kirchen und Schulen wie Pilze aufschießen ließ. Sie hat nicht vermocht, im Jahre 1895 die Einnahme der Hauptstadt durch die Franzosen und die Auferlegung des Protektorates zu hindern.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Deutschlands Kolonieen.

1. Das deutsche Südwestafrika. — 2. Kamerun. — 3. Togoland. — 4. Aus Deutsch-Ostafrika. Zwei Besteigungen des Kilima Ndscharo durch deutsche Forscher. Der erste deutsche Dampfer „Wißmann“ auf dem Nyassa. — 5. Neuguinea. Finschhafen, die erste Station in Kaiser-Wilhelmsland. Ein Zusammentreffen des „Challenger“ mit den Papuas in der Humboldtsbai an der Nordostküste von Neuguinea. — 6. Der Bismarck-Archipel. Hernsheims Erinnerungen an seinen Aufenthalt im Bismarck-Archipel. — 7. Die Samoa-Inseln.

1. Das deutsche Südwestafrika.*)

Jenes Hinterland der Angra-Pequenabai in der Größe von 560 qkm, das am 1. Mai 1883 der Bremer Großkaufmann Lüderitz von einem Namahäuptling erwarb, wird in der Geschichte der deutschen Kolonialpolitik ein dauerndes Interesse in Anspruch nehmen, weil mit dieser ersten Erwerbung in materieller Hinsicht wenig, in ideeller viel gewonnen war, nämlich die Eröffnung einer Periode deutscher Kolonialpolitik, deren Bedeutung die fernere Zukunft ganz anders würdigen wird, als die oft kurzsichtige, doktrinäre, parteiische Presse der Gegenwart. Jener Grundstock aller unserer Kolonialerwerbungen oder richtiger „Schutzgebiete“ hat sich heute bis auf das Fünffache der Größe des Mutterlandes (2640000 qkm) vermehrt, reicht in seiner Längsausdehnung von 1275 km von dem Cunenefluß im Norden bis zum Oranje im Süden (vom 17. bis $28,_5$.° südl. Breite) und in seiner Breitenerstreckung vom Meer bis zum 22.° östl. Greenwich, ja bis zu den Niederungen des Ngami und in einem schmalen Ausläufer auf dem 18. Parallel bis zum großartigen Katarakt Catima-Morio (d. i. Feuerlöscher) des Sambesi. Mochten die zunftmäßigen Nörgler anfangs Recht haben, wenn sie von einem „Sandloch“ sprachen, so würde doch heute die Ausdehnung der spöttischen Bezeichnung auf das Gesamtgebiet entweder eine Unwissenheit

*) Quelle: A. Volz, Unsere Kolonieen, Land und Leute. Leipzig, Brockhaus 1891.

oder eine Entstellung sein. Denn Südwestafrika ist die Zusammenfassung einer ganzen Reihe von Landschaften: von Sanddünen an der Küste, Weidesteppen in der Mitte, Parklandschaften im Süden nach dem Oranje zu, von Getreidefeldern im Ambo- oder Ovambolande, von Prärieen am Sambesi.

In der Hauptsache aber ist und bleibt dieses Schutzgebiet ein großes Weideland, weil die übrigen landschaftlichen Charaktere an Umfang weit hinter diesem zurückbleiben. Das Land der Ovambo, eines Negerstammes in der Nähe des 18.° südl. Breite, erfreut sich einer regelmäßigen Regenperiode, und hierin ist der Grund zu suchen dafür, daß das stachlige Akaziengebüsch der Steppe den Feldern mit Kafferkorn (Sorghum vulgare) und Negerhirse (Pennisetum distichum) Platz macht; die Halme sind dick wie Zuckerrohr und ragen 3 m empor, und Fächerpalmen beschatten die menschlichen Wohnungen, welche nicht dorfweise beisammen liegen, sondern als Einzelgehöfte inmitten der zugehörigen Felder. Im fetten Boden am Cunene werfen Termiten ihre Turmbauten auf, und Adansonien (Affenbrotbäume) mit Lianenbehang kennzeichnen die Wälder.

An den Sambesi-Ufern dehnen sich Prärieen aus, durchsetzt von Baumgruppen, und Tausende von Büffeln, Zebras und Antilopen durchziehen dieselben, wie dies aus Vater Livingstones Berichten sattsam bekannt ist. Und wo sich der Fischfluß, die allerdings nur zeitweilig Wasser führende Hauptader des Namalandes, dem Oranjefluß nähert, da werden die Weiden reicher, und der Kameldorn (Acacia erioloba) bildet stattliche Baumgruppen; in den Flußbetten, die sich wie die Tiere jener Breiten, des Jahres nur einmal satt trinken können (Weihnachten bis April), hält sich doch so viel Feuchtigkeit zurück, daß der Weizenbau in diesen Flußbetten lohnt und die Niederlassung Ausenkjer die Tabakstaude und den Weinstock mit Erfolg anbaut, indes Feigen auf jedem Sand- und Steinhaufen wuchern.

Von der 1275 km langen Küste aus gesehen, ist der Anblick dieses Schutzgebietes nicht gerade vielverheißend: Wasser, das gegen die Uferfelsen schlägt, und Sand, sonst nichts. Merkur irrt eigentlich heute noch an dieser Küste entlang, um für seine Schutzbefohlenen einen geeigneten Punkt für die Landung, ein Eingangsthor zu suchen. Wohl ist Lüderitzhafen im Süden geräumig und durch drei nackte Inseln, deren Guanolager abgeräumt sind, vor Sturm und Flut geschützt, aber vom Festlande aus schreitet die Versandung vor, und die Faktorei ist über zwei lange Häuser aus Holzfachwerk und Eisen und einige Hütten für die eingeborenen Faktoreiarbeiter nicht hinausgekommen; ebenso wenig hat „Fort Vogelgesang": ein Sandwall mit einem alten Böller, etwas Achtunggebietendes. Das Schlimmste aber ist, daß jedes Süßwasser und fast jeder Pflanzenwuchs mangelt, und daß sich dahinter die Dünen aus weißgelbem Quarzsand 90 km breit ausdehnen, so daß der Wagenverkehr nach dem Innern gerade hier großen Schwierigkeiten begegnet. Lüderitzhafen ist heute aufgegeben.

Bei Sandfischhafen (ganz in der Nähe der Walfischbai) hat der trostlose Dünengürtel bedeutend an Breite eingebüßt, sie beträgt nur noch 28 km; im Sande wurzelt eine Cucurbitacee, die Naras; ihr oberirdischer Teil zeigt gelbgrüne Ranken, die statt der Blätter mit Dornen besetzt sind; vom November ab reifen die melonenähnlichen faustgroßen Kugelfrüchte, ein Labsal der Eingeborenen. Dazu ist dieser Hafen geschützt, am Ufer bei Flut 6 m tief, an der Küste mit Süßwasser versehen, und in den Gärten der wenigen Häuser gedeihen Melonen, Blumenkohl, alle anderen Gemüse, ja selbst grüne Grasplätzchen erquicken das Auge; leider sind die Böschungen der Düne so steil, daß kein Wagen sie erklimmen kann.

Wir setzen also die Entdeckungsreise nordwärts fort und gelangen zur Walfischbai, dem thatsächlichen Ein- und Ausfuhrhafen, der leider in englischem Besitz sich befindet. Freilich deuten die fünf oder sechs Häuserchen, die kein Baum beschattet und kein Strauch umfriedigt, sowie das Kirchlein erst die werdende Niederlassung an. Es bleibt noch eine Einbuchtung übrig, die 120 km weiter nach Norden gelegene Croßbai (Kreuzbucht); hinter ihr türmen sich keine Dünen auf, sondern es schließt sich unmittelbar ein grasreiches Gelände an; zweifellos hat die Croßbai eine Zukunft, wenn ihr auch heute noch jedes Zeichen einer Besiedelung fehlt.

Einen Vorzug hat die Sandküste Südwestafrikas allerdings: sie ist in klimatischer Hinsicht der Gesundheit des Europäers durchaus zuträglich, ganz abgesehen davon, daß sie jeden Tag von Mittag ab unter dem Einfluß der Südwestwinde steht. Bei ihrem Hinstreichen über die polare Benguelaströmung der Westküste (ihre Temperatur bei Lüderitzhafen 10° C., bei Walfischbai 15°) kühlen sie sich merklich ab, und ihrer Einwirkung ist es zuzuschreiben, daß die mittlere Jahrestemperatur 17° C. in der Nähe der Küste nicht übersteigt.*) In der Nacht tritt Windstille ein, und dies ist die Zeit, wo die Nebel über die Küste wallen, den Sand benetzen und so wenigstens Anflüge eines Pflanzenkleides möglich machen. Eigentliche Regen fehlen in dieser Küstenregion fast gänzlich, weil die Wolken, die der Südwest über die heißen Dünen treibt, durch die ausgestrahlte Bodenwärme an Kapazität gewinnen.

Die Reise quer über den 90 km breiten Dünengürtel erfolgt von Lüderitzhafen aus ins Innere des Namalandes im südafrikanischen Planenwagen, der mit Schleifzeug versehen und von acht Paaren schöngehörnter, temperamentvoller Ochsen gezogen wird. Nebenher schreitet der geübte Fahrer aus dem Namavolke, der durch ein langes Bambusrohr mit einer Schwippe von Giraffenhaut das Gespann antreibt. Ein solcher Wagen trägt 2500 kg und bietet dem Reisenden Obdach, Schlafstelle und Feuerraum. Er bewegt sich in einem durch andere Wagen vorgezeichneten Geleise, das nur Bäumen und Felsblöcken ausweicht. Alles andere aber zermalmt er. Übrigens

*) Die beobachtete Höchsttemperatur betrug 38, die niedrigste 3° C.

haben die Namahäuptlinge durch Sträflinge hier und da an der Wegebesserung arbeiten lassen: die Steine sind zu beiden Seiten aufgeschichtet, die Dornbüsche weggehauen, die Bäume weggebrannt, die Felsen gebrochen. Hat der Fahrer in zwei Tagen die Dünen überwunden, so bewegt sich nun sein schweres Gefährt durch weite, nach Osten ansteigende Sandebenen. Wie die Furchen in einer Riesenhand ziehen sich trockene Flußbetten hindurch; hier scharrt er das bittersalzige Wasser auf, hier fristen auch einzelne Vertreter des Pflanzenreichs mit dickfleischen Blättern (Mesembryanthemum, Sarcocaulon, Euphorbien und Aloe) ein kümmerliches Dasein. Erst wenn er die Berge von Tsirub genommen, wird der Anblick der Landschaft wenigstens etwas freundlicher: es zeigen sich vereinzelt Flächen mit Büschelgras und in den Wadis die ersten Bäume, Akazien. Jedoch erst auf dem Scheitel des zweiten Bergzuges, bei Aus, kann man sagen, daß jene Sandebenen, die ein Gneisgebirge unter sich begraben, überwunden sind. Wir befinden uns nun 1600 m über dem Meere und treffen in Aus gutes Trinkwasser, Krals der Nama und eine Handelsfaktorei.

Die Umschau läßt uns erkennen, daß Hochflächen in östlicher Richtung nach Bethanien und weiter zum Fischfluß, und in südlicher zum Oranje abfallen. Von Weihnachten bis April treten hier Gewitter mit furchtbarer Gewalt auf, der Donner brüllt ohne Aufhören, und mit den elektrischen Entladungen gehen wolkenbruchähnliche Ergüsse Hand in Hand. Dann füllt sich das Bett des Fischflusses, das östlich von Bethanien die Breite des Oderbettes bei Glogau hat, um sich nach dem Ende der Regenzeit in lange, aber kaum $^1/_2$ m tiefe Pfützen aufzulösen. Immerhin leben in denselben Fische von Armeslänge. Die trocken gelegten Stellen des Bettes überkleiden sich mit Gras und bilden Wiesenflächen, während Akazien die Ufer säumen. In den zahlreichen Nebenthälern aber bleibt auch in der Trockenzeit genügende Feuchtigkeit zurück, so daß ohne künstliche Bewässerung Ackerbau möglich ist. Zur Zeit der Regen überziehen sich auch alle die Weideflächen, im Osten des Fischflusses, nach Keetmannshoop zu, mit Grün.

Bethanien liegt nur noch 1050 m über dem Meere in einem Kessel; mehrere Flußthäler, die zur Regenzeit dem Fischfluß tributpflichtig sind, durchziehen den Ort; dasjenige des Löwenflusses besitzt einige ausdauernde Quellen, die das Dorf mit Wasser versorgen. Einige hundert Nama hausen hier in ihren großen Bienenkörben, die sich um das Missionshaus und die Häuptlingswohnung — zwei Lehmbauten mit Strohdach — und die doppeltürmige Holzkirche herumlegen. Im Missionsgarten gewähren die Feigen, Weintrauben, Pfirsiche, ebenso das Gemüse und die Weizenähren einen recht tröstlichen Anblick.

Wollten wir den Fischfluß bis zur Quelle verfolgen, so würden wir über die 2000 m hohen Gipfel des Auasgebirges vordringen müssen, besonders nach dem Gansberge. In dieser Berglandschaft fallen die Niederschläge am reichlichsten, daher ist hier der Reichtum an ausdauernden Quellen

am größten. Der Fischfluß versiegt hier nie; sein oberes Thal ist daher von besonderer Anziehungskraft für die Niederlassungen gewesen: Berseba, Gibeon, Rehoboth, welch letzteres ganz aus massiven Häusern besteht. In diesen Gegenden hat sich auch die Tierwelt reicher entwickelt; Paviane und kleinere Affen, Springböcke, Klippdachse, Schakale, Hyänen, in den Büschen Singvögel und kleine Papageien beleben die östlichen Landschaften. Dort, wo sich der Gansberg zu einer Höhe von 2000 m erhebt, nimmt auch der Kuisib seinen Ursprung, den wir als die Scheide zwischen Nama- und Hereroland ansehen können. Werfen wir aber, bevor wir über den Fuß hinübersetzen, den Blick noch einmal rückwärts, auf die Bewohner des südlichen Teiles unseres Schutzgebietes: die Nama!

Die sind — wenn auch nicht der schönste, so doch der reinste Hottentottenstamm. Ihre faltige, ledergelbe, trockene Haut; das dreieckige Gesicht, dessen plattgedrückte Nase die kühne Übersetzung „Gesichtserker" Lügen straft; das in Büscheln ausgepflanzte kurze Wollhaar, die dünnen Arme und Beine, und im Gegensatz dazu beim schönen Geschlecht die vom Milchgenuß herrührenden unförmlichen Fettpolster am Gesäß: sind zweifelsohne keine Zeichen von Schönheit, wenigstens nach unseren Begriffen. Um die Hüften schlingen die Leute den Schurz, um die Schultern den Karoß (einen Pelzmantel aus Schaf- oder Schakalfell), auf den Kopf stülpen sie den alten Filzhut, und die Weiber hüllen das Haar in ein Kopftuch. Eisenringe an Hand- und Fußknöcheln und Fettsalben zum Einreiben des Körpers dienen Schönheitszwecken bei den Frauen, indes der Mann das Bandelier nur umgürtet, um Tabak und andere Kleinigkeiten aufzubewahren. Die Frau bringt dem Mann als Brautschatz das Mattenhaus dar, dessen halbkugeliges Stangengerüst mit Matten aus Akazienbast überkleidet wird. Es ist bei heißem Wetter luftig, bei Regen wasserdicht, weil die Matten aufquellen. Die Hütten (Pontocks) werden in Kreisform aufgestellt zum Kral; innerhalb desselben auf freiem Platze finden nachts die Schafe einen sicheren Hafen, die Rinder werden außerhalb angebunden. Die Namafrau besitzt das Herz des Gatten ganz allein, sie gebietet den Kindern, dem Gesinde (meist Bergdamara) und den Sklaven (Kriegsgefangenen), und dürfte sich über harte Behandlung nicht sehr zu beklagen haben; muß doch der junge Ehegatte nach der Verheiratung im Hause ihrer Eltern wohnen für einige Zeit, um unter den Augen des Vaters das edle Waidwerk zu üben und unter denen der Schwiegermutter die Probe zu bestehen, ob er die Frau auch recht behandeln wird.

Die Namamänner sind zwar gewandt, gute Spurfinder, tüchtige Reiter, die auch mit dem Gewehr in der einen Hand sich aufs Pferd schwingen, ebenso sichere Fahrer, aber Athleten sind sie nimmermehr, und eine deutsche Blaujacke lacht sicher im stillen darüber, ihrer vier an einem Sack Mehl anfassen zu sehen. Auch Freunde großer Arbeit sind sie nicht; die Führung der Herden, nämlich hochbeiniger, vierschrötiger Kühe, schlappohriger Ziegen,

kurzhaariger Fettschwanzschafe überlassen sie dem Gesinde. Unter dem Vieh stellen besonders die jungen Widder, die mit glänzend weißem Haar bedeckt sind, die „Perle“ dar. Die Pferde werden nur zum Reiten verwendet und halten unbeschlagen und nur mit Gras gefüttert tagelang unter dem Reiter aus, dem Sande, Fels und Gestrüpp zum Trotz. Lieber als die Aufsicht oder wenigstens Besichtigung seiner Herden ist dem Nama die Jagd, wozu er sich der Fallgruben, Gewehre und der kurzen Wurfkeule bedient. Er braut Bier aus Honig, destilliert Beerenbranntwein und verschluckt den Rauch seiner Tabak- und Hanfpfeife. Übrigens hat er auch Pflichten im Interesse des öffentlichen Wohles zu erfüllen, sei es, daß er vom erblichen Häuptling in den Rat der „Alten“ berufen wird oder als „Ratmann“ die Familien zu vertreten hat. Beim Brukkaroßschlachten erfreut der Häuptling, der Krieg erklärt, Frieden schließt, Steuern ausschreibt und Todesurteile fällt, seine „Bank“ durch tagelange Festlichkeiten, bei denen er mit endlosen Vorräten von Fleisch, Kaffee und Tabak aufwartet. Die Ahnen ihrer Bank sind den Nama heilig, besonders ein sieghafter Urahne, der Segen und Fluch in der Gewalt hat. Seine und jedes Nama Seele ist an kein Grab gebunden, daher die Verehrung der Verstorbenen, daher die Spenden von Zweigen, Steinen, Blumen und die Verbeugungen an ihren Gräbern. Die rheinische Missionsgesellschaft hat seit Anfang des 19. Jahrhunderts unter ihnen gewirkt, die Missionsstationen haben sich zu Hauptniederlassungen entwickelt, die auch von europäischen Missionaren geleitet werden: Bethanien, Berseba, Gibeon, Keetmannshoop, Rehoboth. Es mögen gegen 6000 Christen unter den 35000 Nama sein.

Die Sprache derselben besitzt zwei Mittel, um die Wortbedeutung ganz wesentlich zu vervielfältigen, nämlich die Tonhöhe und die Schnalzlaute. Bedeutet ga im Hochton überlisten, so im Mittelton vernichten und im Tiefton weise. Der Schnalzer, die lediglich im Anlaute gebraucht werden, giebt es vier, für welche die Schrift besondere Zeichen hat: ‖ der Lateral entspricht dem Tone des Reiters, der sein Tier zu rascherer Gangart ermuntert; der Dental | hat den Laut, den wir öfters als Zeichen des Bedauerns gebrauchen; der Cerebral ǂ klingt wie das Knattern brennenden Tannenholzes; ! der Palatal, wie wenn ein Propfen aus der vollen Flasche gezogen wird. Wie diese Schnalzer den Wortbegriff ändern, mögen zwei Beispiele darthun: āb = Loch, | āb = Wassergraben, ! āb = Fluß, ǂ āb = Speichel; nami = um etwas herumgehen, ‖ nami = im Zweifel sein, ǂ nami = herumspringen, ! nami = umzingeln.

Und nun überschreiten wir den Kuisib, um uns auch den nördlichen Teil des Schutzgebietes, das **Hereroland**, anzusehen. Dacht sich das Land der Nama südlich zum Oranjefluß ab, so das Hereroland zum Ozean, was uns der Lauf des Kuisib, Swachaub und anderer Flüsse deutlich anzeigen. Stellt die erste Landschaft eine Folge dachförmig auf- und absteigender Hochflächen dar, so die letztere ein Gebirgsland, auf welches Bergzüge (die Awas-

berge 2130 m), Gebirgsstöcke und Einzelgipfel aufgesetzt sind; übrigens fehlt auch hier, besonders nach Norden hin, die Form des Plateaus nicht ganz. Der Grenzfluß Kuisib verleugnet den Charakter des Steppenflusses in keiner Weise, sofern er im Unterlaufe in der Trockenzeit versiegt, in der Regenzeit aber 200 m breit und 2 m tief einherbraust, Bäume und Pontocks mit sich fortreißend. Übrigens hält sich das Flußbett im letzten Abschnitt auch während der langen Trockenperiode immer feucht, überzieht sich mit Weidegras. und in den tieferen Stellen, wo sich Schlick abgesetzt hat, ist das Pflanzenkleid recht stattlich. Je weiter wir nach der Quelle vordringen, um so größer wird die Wasserfülle; im Oberlauf ist der Kuisib ein ununterbrochener Wasserfaden, wo Thujen mit zartem Laube sich in seinem Spiegel malen, Ebenholzbäume, Kameldorn, Wildfeigen sich kräftig entwickeln und Papageien von der Größe unserer Singvögel sich recht wohl fühlen. Nie aber vermag die Nymphe des Flusses sich dem Neptun in die Arme zu werfen, weil die durstigen Dünen in der Nähe der Walfischbai ihn austrinken.

Sobald wir den Kuisib im Rücken haben, stehen wir auf einer welligen, höckrigen, nackten Scheunentenne, einer Beton-Schicht von 50 km Breite, die im Sonnenschein glitzert, sich aber zur Regenzeit in kürzester Frist in ein Grasmeer verwandelt. Namieb ist ihr Name. Ihre Verödung ist darauf zurückzuführen, daß sie das strittige Gebiet und der Isolierstreifen zwischen Nama und Herero ist. Wie oft sind die südlichen Viehräuber schon auf diesem Wege ins Hereroland eingedrungen! Unter diesem Gesichtspunkte wird uns die Lage der „Wilhelmsfeste“ und die Besetzung derselben durch die Schutztruppe sofort erklärlich, da von hier aus die Zugänge vom Kuisib her am besten beherrscht werden. Fort Wilhelmsfeste ist ein Rechteck aus meterdicken und 2 m hohen Feldsteinmauern, aus deren Schießscharten ebenso wohl wie von der auf einem spitzen Felsen angelegten Schanze die Wasserstelle unten unter Feuer genommen werden kann. Ein Steinturm trägt die Reichsflagge. Die Wasserbecken, die untereinander durch Kanäle verbunden und zur Abwehr der Rinder mit Dorngebüsch umpflanzt sind, liefern ein reines Trinkwasser, das in Gemeinschaft mit dem kräftigen Schutze eine Anzahl der armen, geächteten Bergdamara angelockt hat, die hier sich als Arbeiter angesiedelt haben. Ein reges Leben entfaltet sich bei dem Örtchen Wilhelmsfeste: die Hirten füllen die Sauftröge für die Herde, die Fahrer für die Zugtiere, und Kamele tragen in Fässern das kostbare Wasser nach der Feste.

Dem Reisenden, der im Planwagen die Namieb überschreitet, ist der Anblick des Swachaub ein ebensolches Labsal wie den lechzenden Zugochsen. Freilich ist das tiefeingeschnittene Flußbett in der trockenen Periode auch nur ein grünes Grasbeet, von Akazien eingesäumt, aber stromauf warten unser Überraschungen eigener Art. In einer Felsengasse, deren Wände 200 m und darüber aufragen, haben sich gelbe Blüten wilden Tabaks und

liebliche Edelweiß angesiedelt. Die Akazien treten dichter zusammen; eine im Unterholze wachsende Art „Wacht en betjen" (Wart ein bißchen, Acacia detinens) macht uns mit ihren paarigen, nach unten gebogenen Stacheln zu Gefangenen; Ebenholzbäume, Rizinusstauden, Welwitschien, baumartige Aloes und Wolfsmilchbäume bilden ein eigenartiges Pflanzenkleid.

Der Swachaub ist unser Führer nach dem Hauptorte im Hererolande, dem 1150 m über dem Meere gelegenen Otjimbingue, dem Sitz des Reichskommissars. An den Geweihen und Hörnern, wie an dem terrassenförmig zum Flusse hinabführenden Garten, wo die hochstämmigen Palmen und ein mächtiger am Spalier gezogener Weinstock mit köstlichen Trauben zu sehen sind, erkennen wir das Regierungsgebäude und den Regierungsgarten. Sie befinden sich im Oberdorfe, im europäischen Viertel. Von hier aus schweift das Auge über das grüne Flußbett, wo unter alten Akazien die stets besetzte Tränke der Herero versteckt liegt. An die Seiten des Flußbettes schmiegen sich die sauber gehaltenen Gemüsebeete der Eingeborenen mit Salat, Zwiebeln, Gurken, Kartoffeln. Das Flußbett ist der einzige Kulturboden. Weihnachten braust der Fluß 500 m breit daher; im Mai, also kurz nach dem Ende der Regenperiode, versiegt er. Wie die Seiten, die Böschungen zu Gemüsebeeten, so verwertet man das stets feuchte Bett als Ackerland. Jeder Herero pflügt nach dem Vorbilde der europäischen Lehrmeister aus dem Missionshause seine Parzelle, fährt oder trägt in Säcken aus dem Viehkral den pulverisierten Dünger herbei, streut ihn wie Guano aus, säet Weizen, pflügt ihn flach unter und läßt den Sandboden durch Schaf- und Ziegenherden fest treten. Das Getreide bestockt sich wunderbar; nur muß das wogende grüne Meer vor den zudringlichen Viehherden genügend geschützt werden.

Dieser Schritt vom nomadischen Umherschweifen zum Landbau ist den Herero nicht leicht geworden und ein Hauptverdienst der Missionare, die im Unterdorfe unter Dattelpalmen und umgeben von den halbkugeligen Hütten der Eingeborenen das Missionshaus bewohnen. Hoch über den Hütten aus Baumästen, die mit dem dicken Lehm- oder Düngerbewurf sich wie Backöfen ausnehmen, erhebt sich die turmlose Kirche. Ihre Glocken hängen am Dachfirsten und rufen jeden Sonntag dreimal zum Gottesdienst: früh die Europäer, mittags die Nama, nachmittags die Herero, so daß also jeder Stamm die Predigt in der Muttersprache vernimmt.

Das Leben im Oberdorfe, wo Beamte, Händler, Jäger, gelbe Nama und dunkle Herero durcheinander laufen, ist schon in gewöhnlichen Zeitläuften dem Treiben unserer Jahrmärkte ähnlich, erreicht aber einen Höhepunkt jedesmal dann, wenn die Wagenzüge der meist deutschen Händler von der Walfischbai ankommen, zu den großen Viehmärkten. Da steigt der Antrieb des Viehes auf Tausende von Rindern, die meist gleich herdenweise abgegeben werden zum Durchschnittspreise von 15 Mark das Stück, durch

die Kalahari wandern die Züge nach den Ländern der Boers, wo das Zwölffache des Preises erzielt wird.

Das gesamte Gebiet nördlich vom Swachaub ist bis in die Nähe des vorerwähnten Ovambogebietes eine dürre, von zahlreichen Flußbetten zerrissene Weidesteppe, durchzogen von Hereros, umherschweifenden Bergdamaras und Resten der früher hier angesiedelten Boers.

Als herrschenden Stamm haben wir im Gesamtgebiet nördlich vom Kuisib die etwa 80000 Herero anzusehen, die zu den Stammverwandten der Kafirn zählen. Die unter ihnen rechtlos und geächtet hausenden Bergdamara, die nur im Norden noch einige freie Gemeinden unter eingeborenen Häuptlingen bilden, sind nur die vorgeschobenen Posten der Ovambo gewesen, die beim Andringen der Nama unterlagen und gezwungen wurden, Freiheit und Sprache preiszugeben. Ihre Genügsamkeit — Gummiarabicum ist ihnen eine Delikatesse, Grassamen aus Ameisenhaufen ihr Brot, Heuschrecken ihre Fleischkost — sowie ihre Anstelligkeit bei landwirtschaftlichen Arbeiten, lassen uns in ihnen den Stamm erkennen, (25000), mit dem bei Vornahme weiterer Kulturarbeiten besonders zu rechnen ist. Die Herero zeichnet vor den Nama nicht bloß der dunklere Ton der Hautfarbe, sondern auch eine größere Stetigkeit im Charakter und Lust und Liebe zu den Herden aus. Wie der Knabe die Kälber und Lämmer, so umkreist der Mann, sogar der Häuptling, mit dem Gewehr ohne Hund die Herde, scharrt ihr im Flußbett die Tränke und schöpft ihr stundenlang das Wasser in den Trog. Leider liegt ihm das Nomadisieren so sehr im Blute, daß er sich durch den Landbau nur schwer an den Boden fesseln läßt. Und wenn er die Viehzucht wenigstens rationell und nicht als Sport betriebe! Aber er zieht jedes Kalb, jedes Lamm auf, und treibt zum Viehmarkt nicht junge, im besten Fleische stehende Tiere, sondern nur die an, an denen er keinen Gefallen findet. Wie viele alte, unproduktive Häupter laufen da in seinen Herden mit um, und wie muß er dauernd auf Erweiterung der Weidebezirke bedacht sein! Nicht dem Verkaufe, dem Viehmarkt fällt die Auslese seines Krals zum Opfer, sondern dem Leichenschmause. In die Haut des Tieres hüllen die Angehörigen seine Leiche, an den Baum in der Nähe des Grabes hängen sie die Hörner, und für die Leidtragenden werden wohl 50—60 Stück Rinder zum Verspeisen geschlachtet. Für gewöhnlich ist die Fleischkost unbekannt; der Herero begnügt sich mit dem Reste der Milch, welchen die Kälber im Euter gelassen; die Frau melkt ihn mit einer Hand in ein Gefäß, schüttet ihn in eine Kalabasse, wo sich die frische Milch mit dem Reste des vorigen Tages mischt durch Schütteln, und so rasch in Gärung versetzt wird. Oméire nennt man dieses scharfsaure Getränk, wovon ein Mann täglich 5—9 Liter trinkt, indes Erdnüsse die festere Zukost bilden.

Weil die Herero das freie Umherziehen, wobei die Zaubermädchen (die Ondangere) das heilige Gemeindefeuer voraus tragen, für die Würze des

Lebens halten, so überlassen sie auch die Straußenzucht gern Europäern und Bastards, weil sie den Menschen doch in gewissem Grade an die Scholle bindet. Frei unter den Herdentieren kann man den Vogel nicht umherlaufen lassen, da er sich verläuft und auch glühende Kohlen verschlingt. Es bleibt also nur die Hürdenzucht übrig. Die Tiere mehren sich so rasch wie die Hühner, und die Eier werden durch Brutmaschinen bequem ausgebrütet. Doch wie oft rennen sich die blöden Geschöpfe beim geringsten Schreck den Kopf ein! Und dann bleibt zu berücksichtigen, daß ein Strauß jährlich 6—8 Federn liefert, wovon 180—200 auf 1 kg gehen. Wurde dieses früher mit 1000 und 1200 Mark bezahlt, so stellt sich der Preis heute noch auf 240 bis 280 Mark in Kapstadt und 320 Mark in London.*)

2. Kamerun.**)

Dem interessanten Berichte des ehemaligen Vertreters des Deutschen Reiches in Kamerun und verdienten Forschungsreisenden Dr. Buchner entnehmen wir die Züge zur Skizze unseres eigentlichen Tropenschutzgebietes: Kamerun, jener Erdstelle, bei welcher zwar im Norden und Süden die Grenzen gegen den englischen bezw. französischen Besitz gezogen sind, die aber unmittelbar hinter der Küstenregion noch als weißer Fleck auf der Karte erscheint, ein Zeichen nicht etwa wissenschaftlichen Lichts, sondern der Dunkelheit, weil die Hinterländer noch der Erforschung harren.

Der beste Orientierungspunkt für die Auffassung des Gesamtgebietes ist unstreitig das 4000 m hohe Basaltmassiv des Kamerungebirges, das aus derselben Erdspalte emporgequollen ist, wie die nahe gelegenen Inseln, Fernando Po, San Thome, Principe und Annobon. An seinem Südfuße liegt jenes merkwürdig gestaltete Haff, das sich wie ein Ahornblatt ausbreitet und durch eine Sandnehrung vom Meere abgeschnitten wird. Fünf Zacken oder Zipfel des Haffes breiten sich wie Strahlen eines Fächers nach innen aus. Die längste dieser Ausstrahlungen ist ohne Zweifel die mittelste, welche den eigentlichen Kamerunhafen darstellt, und zugleich diejenige Mündung, welche die vorgelagerte Nehrung durchbricht in einer Breite von 9 km zwischen den Dünenzungen Suellaba und Kap Kamerun. Nördlich von dieser Hauptmündung ist diejenige des Bimbiaflusses, südlich die des Malimbakanals. Die Bezeichnung „Kamerunfluß" für die das Haff speisenden

*) Anmerkungsweise fügen wir hinzu, daß goldführende Gesteine in der Pot-Mine bei Ussab am rechten Ufer des Swachaub, bei Ussis zwischen dem mittleren Kuisib und Swachaub, im Chuosgebirge u. a. gefunden worden sind, doch sind die Ergebnisse für einen Abbau zu unbedeutend.

**) Quelle: Dr. M. Buchner, Kamerun. Skizzen und Betrachtungen. Leipzig, Duncker & Humblot.

Adern könnte den Anschein erwecken, als ob es sich um einen einzigen Wasserfaden handle, während eigentlich sieben Wasseradern, also ein System von Flüssen in Betracht kommt, die radienartig dem Haff zustreben oder von diesem fächerförmig ausstrahlen (die bedeutendsten sind von Norden nach Süden: Mungo, Abo, Wuri).

Nur nach dem Innern zu, wo sie divergieren, sind die einzelnen Wasserstränge des Kamerunsystems deutlich zu unterscheiden; sobald sie sich dem gemeinsamen Sammelbecken, dem Haff, nähern, verzweigen sie sich, bilden Delten, die einander ins Gehege kommen, so daß sich Hunderte von Flußarmen miteinander verflechten. Ein Überschauen ist deshalb ausgeschlossen, weil die Region des Brackwassers, also die Deltagegend, zugleich die Region des Mangrowewaldes ist, jenes Dickichts, dessen Bäume auf Stelzen stehen. Je weiter wir auf dem mittelsten Strahle, der von dem Ästuarium ausgeht, dem Kamerunhafen, ins Innere dringen, um so mehr mischen sich Pandanus, Rotang, Raphiapalmen darunter; die Bestände der letzteren werden immer größer; die Nester der Webervögel sind wie Ampeln daran aufgehängt; schließlich hört das Mangrowedickicht ganz auf.

Die Ufer des Flusses erheben sich nun wohl 10 m hoch; ihre Ränder sind mit mächtigen Wollbäumen, den Eichen der Tropenzonen, gesäumt. Sobald man die Felsenufer erklettert hat, zeigt sich, daß der Waldstreifen auf dem Laterit-Plateau nur schmal ist, ein Illusionsstreifen, hinter dem sich die Savanne ausbreitet; einzelne Baumgerippe, denen der Savannenbrand Kleider und Haut abzehrte, starren daraus hervor. Ein Geier hat sich hier seinen Auslug gewählt, um die Flüge von Tauben zu beobachten. Mit Entzücken aber schweift der Blick nach dem vulkanischen Gebiete im Norden, nach den Gehängen des Basaltgebirges und dem Mungoflusse. Dort sieht man den Wald an den Kamerunbergen in unregelmäßigen Linien auf- und niedersteigen bis zur Region der Farnkräuter, und eine Fahrt auf dem Mungoflusse läßt uns die ganze Majestät des Tropenwaldes staunend empfinden: auf den Hügeln, die den rasch dahinschießenden, 150 m breiten Strom einfassen, erheben sich Baumkronen bis über 50 m, indessen die untersten Äste derselben sich im Strome netzen. Die vordersten Reihen sind mit Lianenbehang aneinandergekettet; da Luft und Licht hier noch reichlich vorhanden sind, ist das Unterholz wie ein undurchdringliches Dickicht aufgeschossen. Sobald wir uns aber durch den Urwald am Flußrande hindurchgewürgt, stehen wir in einem gewaltigen Dome, zwischen Reihen großartiger, schlanker Säulen auf nackter Erde; man sieht klare Bäche rinnen; hört, wie in der Ferne eine Bachnymphe in tosendem Fall dem Flußbette zueilt; hört das Gekreisch der grauen, rotgeschwänzten Papageien; bewundert die prächtigen, faustgroßen Lianenblüten im Scharlachgewande, die den Riesenfaltern als Folie dienen; sieht die Spuren der gewaltigen Elfenbeinträger, die den Boden zerwühlt haben, wie die Wildsauen ihr Gehege; man hat das verdächtige Zischen großer Schlangen weniger zu fürchten, als den

Stich jener kleinen Quälgeister, wie der Ameisen und der Erd- oder Sandflöhe, welch letztere den Weg von Brasilien hierher als Kontrebande in einem Schiff gefunden und sich einbohren in die Haut von Mensch und Tier, um sich da ihr Wochenbett zu bereiten.

Was jedem Besucher dieses Schutzgebietes an der Küste bereits auffallen muß, das ist der Überzug von Farn, Orchideen und anderen Schmarotzern an den schlanken Palmen, zweifelsohne eine Folge des Umstandes, daß Kamerun ein zwar mäßig heißes, aber recht feuchtes Tropenland ist. Den Höhepunkt erreichen die Niederschläge im Juli und August; von diesem nassesten Sechstel des Jahres aus gerechnet, nehmen die Regen nach beiden Richtungen hin ab; nur im Januar und Februar jedoch darf man den Regenschirm außer Dienst stellen. Da sich früh morgens in der Regel eine ziemlich steife Südwestbrise einstellt, welche durch die offenen Fenster der Europäer eindringt und die Gardinen wie Flaggen bewegt, so ist diese Zeit die angenehmste. Das Regenwasser ist auf 23° C. abgekühlt und ein recht leidlicher Trunk. Diese Luftströmung hält den ganzen Tag an, und erst, wenn sie in der ersten Nachthälfte einschläft, setzen mit dem schwachen Nordwind die Regen und zwar ohne gleichzeitige elektrische Entladungen ein. Die Regengüsse sind zuweilen so dicht, daß in einer einzigen Nacht die Flüsse außerhalb des Gebietes der Gezeiten um 1 bis 2 m steigen, daß am 27. August 1884 allein $123{,}_5$ mm Regen fielen (von den 576 mm des ganzen Monats). Kein Wunder, daß hier der Regenschirm ein sehr lohnendes Absatzgebiet gefunden! Und doch ist der bedeckte Himmel ein Labsal, die entschleierte Sonne ein Gegenstand des Hasses; nur unter den Baumkronen des Waldes kann man zur Zeit der Sonnenglut*) spazieren gehen.

Vom südöstlichen Steilrande des Kamerunhafens halten wir Umschau. Meerwärts liegt das Haff wie ein See mit dunkelbewaldeten Flachufern, nirgends schmäler als 1200 m, in der Richtung der großen Achse von SW. nach NO. wohl 36 km breit. Dort im Hafen sind die sieben schwimmenden Faktoreien, die „Hulks", verankert mit ihren struppigen Palmstrohdächern. Übrigens zeigen diese abgetakelten Seeschiffe zugleich die Hafenzeiten an; denn sechs Stunden sind ihre Schnäbel landeinwärts gerichtet, die Flutwelle dreht sie um, so daß sie nun ihrem alten Elemente zuzustreben scheinen. Drüben über dem Haff, im N. zeigt sich der 4000 m hohe Kamerunberg; ausnahmsweise hat er die Nebelkappe abgestreift, seine Spitze steckt bis zur Hälfte im Schnee; doch vor der Majestät der Sonne nimmt der Riese rasch die weiße Perrücke wieder ab.**) Und nun den Blick vom Flusse und Haff landeinwärts, rückwärts gerichtet!

Auf dem südöstlichen Flußrande, wo wir stehen, reiht sich auf einer

---

*) Dr. Buchner glaubt, 17 und 37° C. als äußerste Temperaturgrade annehmen zu können.

**) Von Dr. Buchner am 15. September 1884 wirklich beobachtet.

Strecke von 10 km Dorf an Dorf, ohne Aufhören: Belltaun (= town), Akwataun, Deidotaun 2c. Es liegt auf der Hand, daß die Ortschaften, die man wohl auch mit dem Gesamtnamen Kamerun bezeichnet, die Namen der Kings und Headmen (Ober- und Unterhäuptlinge) führen. Nicht Häuserzeilen, sondern unter Palmenhainen und Anpflanzungen verstreute Einzelhütten sind es, die wir gewahren. Giebelhütten könnte man sie nach einem Hauptmerkmal nennen; acht Schritt tief, wohl bis 100 Schritt lang, machen sie den Eindruck langgestreckter Schuppen. Durch Querwände sind sie in kleinere Gemächer geteilt, zu denen verschiedene Thüren führen. In der Mitte liegt das Gemach des Hausherrn, links und rechts die Gelasse für Weiber und Kinder. Die Wände ruhen auf einer 2—3 Fuß hohen Plattform aus gestampftem Lehm, sind aus Gitterwerk (von gespaltenen Palmenrippen) gebildet, und die Füllung des Fachwerks besteht aus Rindenplatten von zuweilen 2 qm Fläche. Die Dachung setzt sich zusammen aus mehreren Lagen von Palmblatt-Ziegeln.

In welcher Weise die längere Berührung mit europäischen Kaufleuten bei den hiesigen Schwarzen die Bedürfnisse des Anstandes geweckt hat, zeigt deutlich ein Blick in das „Herrenzimmer"; ein europäischer Tisch in der Mitte, mehrere gute Stühle ringsum, darüber eine schöne Petroleumlampe, an der Rückwand ein großer Spiegel und Öldrucke in Goldrahmen, auf dem Wandgesimse Bier-, Wein- und Schnapsgläser und Nippsachen in allen möglichen Formen, eine polierte Kommode, Blech- und Holzkoffer, hinter dem Vorhange eine eiserne Bettstelle (ohne Matratze!): alles das will uns darauf hinweisen, daß unsere schwarzen Schützlinge aus der Gruppe der Ganzwilden längst ausgeschieden sind.

Doch da erscheint er selbst, der Hausherr! Auf die Frage nach seiner Stammeszugehörigkeit würde er uns die Antwort geben, daß er zu den Dualla oder vollständiger den Bantu ba Dualla (Leuten von Dualla) zähle. Seine Farbe ist keineswegs ebenholzschwarz, sondern ein hellerer Ton. Das Gesicht zwar — zumal beim „schönen" Geschlecht — wäre trotz der blau eintätowierten Ornamente mit der Bezeichnung „häßlich" noch sehr mild zensiert; doch wir kommen ja nicht als Maler, die Modelle zu einem Adonis oder einer Aphrodite suchen. Aber entschieden müßte der Knochenbau und die Muskulatur einem Militärarzt gefallen, und dem Ethnographen wird hier der Satz zu schanden, daß Neger keine Waden besäßen und daß die Hautausdünstungen derselben ekelerregend sein müßten. Unsere Dualla haben sich mit der althergebrachten teilweisen Nacktheit auch die Reinlichkeit gewahrt. Sie waschen sich fleißig mit europäischer Seife und salben die Haut mit dem besonders zubereiteten, brenzlich duftenden Öl der Palmfrucht. Um die Hüften schlingen sie ein gutes, reinliches, europäisches Tuch, das bis zu den Knieen reicht; um die Handgelenke legen sich die Elfenbeinmanschetten; das Haar ist sorgfältig geschoren und gekämmt. Das weibliche Geschlecht teilt die Kleidung der Männer; nur liebt es als

Schmuck Perlenschnüre statt der Elfenbeinmanschetten, und sein kurzes Haar formt es in Wülste, die in koketten Schnecken- und Mäanderwindungen übers Haupt gezogen werden. Buchner konnte sich der Bewunderung solcher Friseurkunst nicht entschlagen.

Mögen nun auch bei den Dualla hier und da Abweichungen von der angegebenen Kleidung zu finden sein, so betreffen sie stets nur den Oberkörper: Hemden, Jacken, Mützen, Hüte, Helme werden erworben, aber die Hose ist verfehmt; nur die „Abgefallenen" tragen die Unaussprechlichen, die sich den englischen Baptisten-Missionaren angeschlossen haben. Daß die Bekehrung oft eine recht wenig innerliche und verläßliche ist, zeigt sich in auffälliger Weise an Manga Bell, einem Sohne des bekannten Oberhäuptlings King Bell. Er war auf Kosten einer englischen Handelsfirma in Bristol gut englisch erzogen worden, kam zurück mit schwarzem Cylinder, Vatermördern, schwarzer Krawatte, schwarzem Frackanzug, gewichsten Stiefeln und — Velociped, ließ sich von den englischen Missionaren eine Negerlady antrauen, konnte aber das Spötteln seiner ehemaligen Kameraden über die Einehe nicht vertragen und — nahm die zweite Frau, allerdings ohne kirchliche Trauung; gleichzeitig entsagte er den Stiefeln. Als er das dritte Mal Hochzeit machte, gab er den Vatermördern und der Krawatte den Abschied, und als die vierte Gattin einzog, sagte er auch den Hosen Valet. Heute hat er wenigstens 20 Weiber und kann Johann dem munteren Seifensieder den bekannten Vers nachsprechen.

Überhaupt ist die gemütliche Verfassung unserer Dualla eine solche, daß sie zu den schlechtest erzogenen Halbwilden gehören. Ihre Aufgeblasenheit geht so weit, daß sie den Europäer, der nicht ausweicht, am liebsten anrempeln; ihr Jähzorn vermag sich auch in der Faktorei beim Handel kaum zu mäßigen, und jeden Augenblick kann er in Thätlichkeiten umschlagen; von ihrer Gespreiztheit giebt der Umstand deutliches Zeugnis, daß sie Wohlthaten brutal fordern, eine geschenkte Arznei ohne Dank hinnehmen, wohl gar am Ende noch eine Flasche Rum erwarten, weil sie geruhten, das Geschenk anzunehmen. Obwohl Erwachsene nicht öffentlich betteln, so ist doch die erste Formel, die sie die liebe Jugend nachlallen lehren, das: „Sixpence", womit sie dem weißen Manne entgegentritt. Von ihrer Rauf- und Raublust geben die Leute von Dualla recht hübsche Beweise, wenn die Periode (wohl alle drei Jahre!) naht, wo die Krebse (Camerões, die dem Flusse den Namen gegeben) in großen Massen im Hafen erscheinen. Während die Männer ihre Kanuus entleeren, tragen die Weiber korbweise die zappelnde Ware nach Hause. Aber an jeder Ecke lauern rauflustige Burschen, welche den schwerbeladenen Weibern entreißen, soviel sie erraffen können. Darob furchtbares Gezeter, bis der Gatte mit dem Knüppel zu Hilfe eilt und blutige Schläge austeilt. Beleidigungen dieser und anderer Art trägt der Dualla jahrelang nach und rächt sich durch Wegnahme von Sklaven, Booten 2c.

Stellen Fische*) und Krebse die ausschließliche Nahrung der Gemeinfreien und Sklaven dar, so ist dieselbe bei den Vornehmen reichhaltiger: große Ziegen, kastrierte Böcke, die wahre Riesen in Bezug auf Wuchs und Mastung darstellen, Schweine und Hühner sind in ihren Gehöften die üblichen Haustiere; die Zuspeise liefern die von den Frauen des Volks bewirtschafteten Pflanzungen, wo Bananen, Yams, süße Kartoffeln oder Bataten, die wie Unkraut die Wege überwuchern, Maniok, den man zu Brei stampft und in zierlich gewickelten, stinkenden Blätterwürstchen verabreicht, auch Mais, Bohnen, Erdnüsse gedeihen. Um den Palmwein und die schweren Fruchtbüschel der Ölpalme zu erlangen, legt man um den 20—25 m hohen Säulenschaft einen Rahmen, kriecht hinein, stemmt sich mit den Füßen gegen den Stamm, biegt sich zurück und schreitet nun — Rahmen und Füße abwechselnd ruckweise fortschiebend — aufwärts.

Dieselbe Unbotmäßigkeit, welche die schwarzen Herren gern dem Europäer gegenüber zur Schau tragen, bekunden sie auch gegen die eigenen Häuptlinge, so daß heute die alten Gesellschaftsklassen: Häuptlinge, Freie und Sklaven, mehr nur eine geschichtliche Bedeutung haben; führt doch der Sklave sogar im Palaver das große Wort, und dem größten Maulhelden folgt der größte Haufe. Wer wollte es den Häuptlingen verdenken, daß sie ihre sogenannte Souveränetät gern auf das Deutsche Reich übertrugen, da sie bei jeder Gelegenheit ein Entrüstungspalaver zu gewärtigen hatten und Redensarten einstecken mußten wie die folgende: „Wenn du uns das und das nicht giebst, so kannst du morgen deine Kanuus selber ziehen!“ Ja, selbst die Weiber scheinen etwas von diesem Geiste zu besitzen; sind sie doch in den 60er Jahren gleich den Plebejern im alten Rom streikend ausgezogen, um durch die Drohung, eine Weiberkolonie gründen zu wollen, die Vergrößerung des Hüftentuches durchzusetzen. Ein glänzender Erfolg ward ihnen zu teil.

Wenn nun schon in dem Zusammenhange und dem Gartencharakter ihrer Dörfer eine Eigenart der Dualla zu erkennen ist, so nicht weniger in der Herstellung großer Kähne, deren Wände mit Feuer und Spreizen gewaltsam auseinandergepreßt werden; ferner in ihrem Rudersport, indem die märchenhaft aufgeputzten, von 50—60 Mann taktmäßig geruderten Fahrzeuge unter lebhaftester Beteiligung der Zuschauer Wettfahrten veranstalten; weiter in ihrer Trommelsprache. Bei uns das am wenigsten ausdrucksvolle Instrument, dient die Trommel bei den Dualla dazu, daß sie sich mittels derselben mit einem weit Entfernten unterhalten, ihn rufen, fragen, ja schimpfen und ihm ganze Geschichten erzählen. Das Getrommelte würde den Chiffren unserer Geheimsprache verwandt sein.

*) Unter den Fischarten befinden sich zwei Seltenheiten: der ornamental gegliederte, zierliche Pantodon Buchholzi, der unsere Aquarien bereichern könnte, und ein fußlanger elektrischer Wels.

In Kamerun sind weit mehr englische als deutsche Handelsfirmen thätig,*) von denen aber die letzteren denselben Geschäftsumsatz erzielen, wie die zahlreicheren englischen zusammengenommen. Die Faktoreien erwerben vor allem Palmöl oder Palmfett,**) das man durch Erhitzen aus den Fruchthüllen der Ölpalmen (Elaeis guineensis) gewinnt, in Töpfen und Kalabassen zur Faktorei bringt, wo es in besonderen Kesseln noch einmal geschmolzen und in große Fässer gefüllt wird. In Europa dient es mit zur Herstellung von Seife, Kerzen, Wagen- und Maschinenfett. Die Tonne (20 Zentner = 1000 kg) kostet etwa 450—500 Mk. Ein zweiter Hauptartikel sind die haselnußartigen Kerne im Innern der Palmfrucht, kurz Palmkerne genannt. Es ist eine mühsame Arbeit für die Schwarzen, alle diese harten Kerne aufzuklopfen; die Tonne, zu der ziemlich viel gehören mögen, wird in Europa mit 200—250 Mk. bezahlt. Alle übrigen Erzeugnisse erreichen, wenigstens bis heute, nicht die Bedeutung der obengenannten: so Elfenbein trotz des häufigen Vorkommens des Elefanten, Kautschuk aus Landolphia-Arten, Ebenholz, besonders vom oberen Mungoflusse und die Kalahar-Bohne, die Trägerin des in der Augenheilkunde geschätzten Physostigmins.

Ungleich größer ist in den „Hulks" und Faktoreien die Auswahl unter den Einfuhrartikeln, welche dem Bedürfnis und Geschmack der Dualla entsprechen: Gewebe und zwar namentlich gute englische Baumwollstoffe; fertige Kleidungsstücke, meist gute wollene Hemden, Hosen nur für die Missionsgemeinde, aber auch Damengewänder mit Schleppe und Spitzentaille für die getauften schwarzen Ladies. Kamerun ist weder ein Markt für Schundware, noch für abgelegte Masken- und Theatergarderobe. Es wäre taktlos, den Häuptlingsfamilien derartige Dinge anzubieten, selbst der gemeine Mann läßt sie nur als Zugabe gelten. Jene vornehmen Familien fühlen instinktiv infolge ihres langen Verkehrs mit den Europäern, daß Firlefanz sie lächerlich macht, und es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß King Bell eine Seeoffiziersmütze, die vorn seinen mit Goldbuchstaben gestickten Namen zeigte, erst dann trug, als die Stickerei ausgetrennt war. Kopfbedeckungen erwirbt der Dualla eigentlich nur, um sich im Kampfe ein furchtbares Ansehen zu geben, daher die Vorliebe für preußische Pickelhauben und französische Kürassierhelme; doch finden auch Filz- und Strohhüte ihre Abnehmer. Daß sich in den untersten Volksklassen Liebhaber von kleinen Kinderhütchen mit bunten Bändern finden, die nun freilich dem alten Wollhaupte das Aussehen eines Affen verleihen, soll nicht geleugnet werden. Sehr gangbare Artikel sind gute baumwollene Regenschirme, Feuergewehre (leider hat man früher auch Snider-, Mauser- und Win-

*) Zu Buchners Zeit 7 englische, 2 deutsche.

**) In guten Jahren dürfte der Export betragen: 3000 t Palmöl (1 500 000 Mk.), 3000 t Palmkerne (750 000 Mk.), 12—15 000 Pfd. Elfenbein (120 000 Mk.).

chesterbüchsen abgegeben, jetzt sind nur Vorderlader erlaubt), von Nahrungsmitteln Zwieback, Reis, getrocknete Fische, Salzfleisch, Salz und sogenannte „diverse Artikel": Fichtenbretter zum Häuserbau, Ölfarben in Zinnbüchsen zum Bemalen der Kähne, alle jene Dinge, die vorn bei Beschreibung des Herrenzimmers Erwähnung gefunden, ferner Musikinstrumente wie Glocken, Zieh- und Mundharmonikas, Pfeifen, ja endlich auch Hamburger Prachtsärge zur Bestattung der Häuptlinge. Unter den Gebrauchsartikeln nimmt Seife eine erste Stelle ein, sowie unter den Genußmitteln virginischer Tabak, Rum und Gilka. Am meisten verdienen die Europäer an Salz und Seife.

Der in unserem Schutzgebiete übliche Handel ist reiner Trust-Handel; denn der einheimische Händler, sei er Häuptling oder emporgekommener Sklave, entnimmt die Ware aus der Faktorei nur auf Kredit und leistet Abzahlung in Landesprodukten. Hat er endlich „gewaschen" (washed = abgezahlt), so feiert er dies Ereignis wohl mit Böllerschüssen, fordert vom europäischen Agenten nicht bloß neuen, höheren Kredit, sondern auch einen Dash (Extrageschenk) in Form einer Kommode oder eines Hängesimses mit bunten Karaffen obendrein. Doch unterliegt das Geschäft noch ganz anderen Plackereien: die europäischen Firmen zahlen noch heute den beiden Kings (Bell und Akwa) und ebenso den Dorfhäuptlingen eine jährliche Abgabe („Kumi"), je nachdem die Hauptfaktorei auf dem Gebiete des einen oder anderen steht oder schwimmt (in der Regel 80 Kru, d. i. nominell 80 Pfund Sterling, in Waren aber 80×12 bis 13 Mk.); ferner ist die Form des Boykottierens in schönster Blüte; hat der europäische Kaufmann irgend einen Streit mit dem Häuptlinge, so „stoppt derselbe den Trade", d. h. er läßt in seinem Dorfe austrommeln, daß niemand mehr nach der betreffenden Faktorei Produkte bringe, also Schulden bezahle, worauf der Geschädigte seinerseits mit pfandweiser Wegnahme von Sklaven, Kanuus, Booten antwortet.

Auch das eigentliche Handelsgeschäft, welches den europäischen Agenten und seine „jungen Leute" von früh 7 bis 12 und von 2 Uhr nachmittags ab in den von Palmöl, Palmkernen und Negern duftenden Magazinen festhält, ist keine angenehme Sache. Schon zu früher Morgenstunde bringen die Schwarzen ihre Landeserzeugnisse; sie werden geprüft, gemessen und die Beträge in die Bücher notiert, desgleichen dem Verkäufer auf einem Zettel der Empfang bescheinigt. Um 2 Uhr erscheinen sie wieder mit dieser Quittung, und es heißt dann: „Du hast heute morgen 5 Kru Palmöl gebracht; in deinem Schuldkonto stehen 20 Kru, davon streiche ich jetzt drei und zwei will ich dir meinetwegen in Waren zur Aufmunterung auszahlen. Was willst du dafür?" Antwort: „Zwei Stück von dieser Sorte, eins von jener, soundsoviel Rum, einige Stränge Perlen" rc. Natürlich beträgt die Forderung weit mehr als 2 Kru, so daß man erst nach langem Schachern handelseins wird.

Dem Agenten, einem in der Regel jungen Mann von 25 Jahren, der ein Gehalt von 5000 Mk. und bis $33^1/_3$% vom Reingewinn erhält und der als Kreditspender bedeutendes Ansehen genießt, unterstehen außer den gewöhnlich auf drei Jahr verpflichteten europäischen Hilfskräften eine Anzahl schwarzer Arbeiter zum Rudern der Boote, zum Löschen und Laden der Schiffe, als Köche, Diener, zum Füllen und Rollen der Fässer u. s. w. Am tüchtigsten sind die auf ein Jahr gemieteten, daher stetig wechselnden Kruneger von der Liberia- und die Akraleute von der Goldküste. In der Regel nimmt der Agent ein „Set“ in Brot und Lohn, das sind 16 Kruburschen und ein Headman. Die ersteren erhalten monatlich bis 4 Dollars außer Kost, Tabak, Rum, der Headman 7—8 Dollars. Die Herren Dualla leisten — bei der angeborenen Bescheidenheit — für den doppelten Lohn die halbe Arbeit, weshalb man nur in der Not zu ihnen greift.

Der regelmäßige Verkehr mit Kamerun wird vermittelt durch zwei Dampferlinien: die deutsche von C. Woermann-Hamburg und eine englische in Liverpool; sie gehen übrigens an der Westküste weiter hinab und laufen auch auf der Rückfahrt den Kamerunhafen an. Jeden Monat erscheinen zwei ein- und zwei auslaufende Dampfer. Sobald am Suellaba-Kap die Matrosenstation einen schwarzen Lootsen, den zu nehmen jedes Schiff gezwungen ist, abgegeben hat, dringen die Postdampfer und überhaupt alle Schiffe mit nicht mehr als 18 Fuß Tiefgang bis dicht an die Hauptfaktoreien heran; sie halten sich zwischen den Baken und Schwimmtrommeln, weil die Strombahn infolge der von beiden Seiten sich vorschiebenden Sandbänke eine Zickzacklinie darstellt.

---

3. Togoland.*)

Eingekeilt zwischen die englischen und französischen Besitzungen an der Sklavenküste Oberguineas, zeigt Togoland eine merkwürdige Gestalt: auf einem nur 52 km langen Küstenstreifen ist es aufgebaut; die östliche Grenze verläuft schnurgerade, da sie durch einen Meridian bestimmt ist (1° 40′ östl. Greenw.); im Westen wäre zwar in dem großen Woltastrome eine gute Naturgrenze gegeben, doch ist das gesamte Mündungsgebiet in englischen Händen; erst auf 6° 20′ nördl. Breite macht unsere Grenze die erste Ausbuchtung nach Westen, begleitet dann das Dschaweflüßchen bis 6° 47′, um hier zum zweiten Male nach Westen auszubiegen bis zum Woltastrome. Von hier ab erst sind uns die Ellenbogen frei zum kräftigeren Vorstoße gegen die reichen Landschaften Hochsudans. Nach Norden mag der 9.° nördl.

---

* Quelle: B. Volz, Unsere Kolonieen, Land und Leute. Leipzig, Brockhaus 1891.

Breite die gegenwärtige, aber ohne Zweifel nicht endgiltige Grenze des deutschen Einflusses bezeichnen.

Der Dampfer, der uns nach dem Schutzgebiet bringt, hält weit draußen im Meer auf der Reede; nur das von seetüchtigen Kru-Negern bediente Boot kann sich dem Lande nähern, wo die weißen Faktoreien und einzelne Kokospalmen winken. Wir machen nicht allen vier Niederlassungen an der Küste unseren Besuch, da Lóme, Bagidá und Porto Seguro nur auf eine verflossene Bedeutung Anspruch erheben können; harrten doch hier einst, gefesselt und in Hürden zusammengepfercht, die bedauernswerten schwarzen Herden ihres Schicksals, das sich erfüllte, sobald auf der Reede die Sklavenschiffe sich zeigten. Heute ist **Anehó** der Hauptplatz am Strande, bewohnt von etwa 4000 tüchtigen Akkraleuten, die sich seit ihrer Einwanderung von Westen her die alte kriegerische Kraft bewahrt und sogar den gefürchteten Amazonen des Dahomekönigs, ihres Nachbars, siegreich die Spitze geboten haben. Den Eingeborenen ist die Bezeichnung Klein-Popó für ihren Ort unbekannt. In den Faktoreien an der Küste sind schwarze Leute gegen Tagelohn und Beköstigung beschäftigt, um in den Pflanzungen zu graben, die Lasten des Palmöls und Kautschuks im Gewichte von 25 kg aus dem Innern herbeizuschleppen und zwar auf dem Kopfe, die großen Ölfässer zu verladen, ja sie überwinden sogar die Scheu vor dem Wasser, um die Bootslasten nach den Dampfern zu befördern.

Ohne Zweifel hat früher ein Fluß in der Mitte des Strandes seinen Weg ins Meer gefunden, doch die Sandbarre hat ihm den Ausgang verbaut, ihn aufgestaut und so die Bildung der großen Togo-Lagune veranlaßt, die sich 10 km lang und ebenso breit in der Küstenregion ausdehnt. In ihrem süßen Wasser sind wohlschmeckende Fische zu finden. Wenn West- und Nordufer mit dichtem Röhricht und großen blühenden Wasserblumen gesäumt sind, so erhebt sich im Gegensatz dazu das östliche Ufer steil, und auf dem hohen Rande liegen dichtgesäet die Dörfer der Ewé — der kaffeebraunen Küstenbevölkerung, der Stammesgenossen der Dahome; so die beiden Seva-Dörfer und das Fünfdorf Togo. Vor der Hütte aus Thonquadern, deren Decke aus Balken, und deren schräges, vorn weit überhängendes Dach aus Binsenstroh besteht, sitzt der schwarze Hausvater rauchend. Er hat seine Weiber und Sklaven, welch letztere ihn mit „Vater" anreden und auch dementsprechend milde behandelt werden, angestellt: sie haben in den sauber gehaltenen Feldern die Yams und Kassaden*) anzuhäufeln, die unreifen Maiskolben zum Rösten, die reifen zum Verschroten zu sammeln, von den Ölpalmen den Palmwein und von den Kautschuklianen den Milchsaft abzuzapfen, auch die Ölfrüchte zu ernten. Der Ölertrag wird in Kalabassen gesammelt, die Kautschukmilch zu Kugeln verdickt, beides aber wird

*) Die Yamsknollen werden 1 m lang und 15 cm dick; die Kassaden ähneln den Meerrettichwurzeln, beide haben Kartoffelgeschmack.

nach den Faktoreien verkauft. Erst nach der Rückkehr von der Feldarbeit sammeln sich die Frauen um den Hausherrn unter dem Vordach; man raucht, schwatzt, trinkt Palmwein und bei besonders festlichen Anlässen Ahá (d. i. Rum, der als das edelste Getränk gilt), ja man tanzt wohl auch nach den Klängen einer Mundharmonika.

Machen die Togodörfer und ebenso die zahlreichen Niederlassungen in der Nähe der Ostgrenze schon in ihrem Äußeren einen vorzüglichen Eindruck: sie liegen unter dem Grün der Affenbrotbäume, Kokospalmen, Bananen, Bambus; sind umgeben von reihenförmig gesetzten Ölpalmen, schönen Mais- und Kassadenfeldern; hier und da ragt aus dem Felde ein kerzengerader Melonenbaum (Carica Papaya) mit Bündeln kugelrunder Früchte — so nicht minder in ihrem Innern. Ein Gehöft enthält mehrere Hütten, die meist fest umhegt sind; vor dem Wohnhause ist die Feuerstelle, auf dem Hofe die Maisschrotmühle und der Stampfkübel für Yams. Nur Kinder und Hühner laufen frei umher; Schweine, Ziegen, Rinder sind in Stallhütten untergebracht. Die reichen Körnerfrüchte haben ganze Flüge kleiner roter Tauben, Elstern und Schlangenhalsvögel angelockt. Das Wohnhaus enthält im hinteren Raume die Binsenmatte als Bettstatt, Töpfe und Krüge eigener Handarbeit, wohl auch den selbstgebauten Webstuhl, auf dem man einen ungeheuer festen Baumwollstoff herstellt; im Vorderzimmer stehen Tische, Stühle oder Holzsessel, an der Wand hängt wohl auch ein Spiegel, ein paar Bilderbogen und ein Öldruck, den Kaiser oder Bismarck darstellend. Den Vater ruft dann und wann die Pflicht ins Gemeindehaus zum Palawer, wo er mit dem Häuptling und den Ältesten in öffentlicher Sitzung berät; nach der Aussprache ziehen sich die Stimmberechtigten zurück, um „das Wort zu besehen“ und dann das Urteil zu verkündigen.

Die geistige Gewecktheit dieser Ewé-Neger beweist außer ihrem Sprichwörterschatz (Eine feine Stadt bricht bald. Leere Hand geht nicht zu Markte. Kleid ist Mensch u. a.) auch die Fähigkeit, die kleinen Eigentümlichkeiten des Europäers treffend, mit einem Anflug von Spott zu bezeichnen: so hieß ein Kaufmann, der öfters seine Leute auszankte, bei ihnen Chanyakpui (der kleine Zänker), ein Brillenträger Gankui (Eisenauge), und die gutdeutschen Kommandos im Blücherschen Stile ahmen sie trefflich nach: „Na nu vorwärts!“ oder: „Na munter, munter!“ Ihre Religion kennt zwar einen guten Weltschöpfer Mawu; er bekümmert sich jedoch in seiner Erhabenheit nicht um seine Kinder; das besorgen in guter oder böser Absicht die Edrô, die Untergötter, die man beim Eingange jedes Dorfes in Gestalt alter, in Thon modellierter Männer unter einem Schutzdach aus Binsen stehen sehen kann. Ihre Verehrung durch Dank- und Sühnspenden findet nicht in Tempeln, sondern am liebsten auf heiligen Bergen statt.

Wollten wir den Fluß, der unser Togoland ungefähr in der Mitte durchfließt, von der großen Togolagune weiter ostwärts verfolgen, so würden wir erneute Versuche desselben wahrnehmen, nach dem Meere durchzubrechen;

sie werden durch die ostwärts fortschreitende Barre abermals vereitelt; so folgt eine Lagune nach der andern, bis er sich endlich dem größeren Monu in die Arme wirft, mit dem gemeinsam er auf französischem Gebiete endlich das Meer erreicht. Bei Anehó, das auf der schmalen Sandbarre liegt, hat man diese künstlich durchbrochen, so daß hier ein Ausgang zum Ozean geschaffen ist und der Name Anehó, d. i. Eidechsenzunge, einen hübschen Sinn erhält. Das Klima der Küstenregion ist trotz des hohen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, trotz des starken Taues an jedem Morgen, trotz des täglichen Regens in den beiden Regenperioden (April bis August — Oktober bis November), trotz des Mangels kühler Nächte und einer fast gleichmäßigen Temperatur von 27° C. dem europäischen Organismus nicht nachteilig, was ohne Zweifel der (nur im Dezember durch einen heißen trocknen Nordwind abgelösten) Seebrise und dem trefflichen Anbau des Landes zu danken ist.

Wir durchkreuzen nun das Küstengebiet, arbeiten uns im westlichen Teil desselben durch einen hinter dem Strande liegenden Streifen von Dorngebüsch hindurch und erreichen durch die in flachen Bodenwellen sich landeinwärts streckende Savanne den Fuß eines, besonders von Süden, stattlich aussehenden Gebirges: es sind die Fetischberge (700—900 m). Auf Riesenstufen winden wir uns hinauf nach dem Berglande, dessen Gehänge das üppigste Pflanzenkleid tragen. Die Streifen prächtigen Galeriewaldes mit Wollbäumen, Butterbäumen, Ölpalmen, wildem Indigo zeigen uns den Lauf der Flüsse an, und schmale, oft halsbrecherische Pfade führen uns aufwärts. Sind wir oben angelangt, so ist der Charakter des Berglandes verwischt; wir stehen auf ausgedehnten Hochflächen, und die von unten bewunderten Fetischberge sind nur die zerrissenen Ränder Hochsudans. Sämtliche Stufen, welche uns zu den hochsudanischen Plateaus hinaufführen, sind mit reicher Viehweide, Thälern voller Ölpalmen, mit Mais-, Yams- und Bohnenfeldern und dichter Bevölkerung, worunter die kriegerischen Kebu, versehen.

Wir wählen nun am Nordrande der Fetischberge eine hohe Warte: die auf dem 760 m hohen Berge Adadó errichtete Station Bismarckburg, um den Blick über dies sudanische Hinterland schweifen zu lassen. Es ist Hochfläche mit dem Charakter der Savanne; das niedrige, starre Gras deutet einen Weidebezirk an; daher hier und dort die Herden kleiner brauner Rinder; hochbeiniger, schwarz und weißgefleckter Schafe; der kleinen gelehrigen Pferde von der Rasse der Haussa-Pferde; wachsame Hunde umkreisen bellend die Viehbestände. Übrigens ist die Savanne häufig durchsetzt von Gruppen des Tamarinden-, Woll- und Butterbaumes. Zu den Füßen der Station Bismarckburg wohnen in 15 Dörfern und einigen Weilern die Adeli; eine 5 m breite Allee von Gummi- und Melonenbäumen deutet den Eingang zur ersten dieser Siedelungen an, die wohl 3000 Köpfe beherbergen, Bekenner des Islam und Heiden.

Die neun Häuser der Station, die durch einen gewaltigen Pallisaden-

zaun gesichert sind, dienen Wohn- und Werkzwecken. 370 Stufen führen am Südhange des Berges zum Bach hinab, der das Trinkwasser liefert; am Nordostabfall breiten sich die Versuchsgärten und -felder aus. Die Ergebnisse waren folgende: bunte Bohnen gaben mehr als tausendfachen Ertrag und drei, Kartoffeln und Zwiebeln zwei sehr reiche Ernten jährlich. Gurken, Kürbisse, Rettiche und Petersilie entwickelten sich trefflich, desgleichen alle europäischen und amerikanischen Tabake, aber andere europäische Gemüse als die vorgenannten und Blumen brachten es weder zur Blüten-, noch zur Samenbildung. Sehr zufrieden war man mit den Erträgen der einheimischen Nutzpflanzen: Erdnüsse, Reis, Mais, Yams (zwei Knollen von Durchschnittsgröße reichen als Tagesration für einen Mann aus), Baumwolle, Banane. Die Perl- und Truthühner vermehrten sich wie unsere Hühner, trotzdem daß Habichte und Adler manches Küchlein erhaschten. Die Umwohner bringen den Insassen der Station die größte Hochachtung entgegen, da sie ihre Aufgabe nicht in lästiger Bevormundung, sondern darin erkennen, alte Fehden auszugleichen, die Sicherheit zu fördern, die Straßen vom Hinterlande nach der Küste zu öffnen und zu sichern; denn jetzt liegt der Verkehr des Hinterlandes in den Händen der Haussa-Händler; ihre Sprache, ihr Glaube, ihre Pferde und Schafe sind überall verbreitet.

Die wichtigsten Handelsstrecken dieses Gebietes laufen zusammen in S á l a g a am mächtigen Woltastrome, der an jener Stelle 250 m breit ist und zur Zeit des Hochwassers bei einem Steigen von 15 m seine flache Thalmulde weit überschwemmt. Auch in der Trockenperiode hält er 1 bis 2 m Tiefe, wennschon hier und da Sandbänke hervorsehen. In den beiden äußersten Stadien ist er der Schiffahrt gleich gefährlich. Von Dezember bis April, zur Zeit des Hauptmarktes, ziehen von allen Seiten: aus Muschi, den Haussa-Ländern, den Fulbestaaten, der Guineaküste, die Karawanen mit ihren Schätzen heran: leider nehmen Sklaven die erste Stelle ein, dazu kommen Pferde, Rinder, einheimische und europäische Bekleidungsstoffe, Waffen, Lederartikel &c. Man quartiert sich ein in einer der 6000 Hütten bei einem schon von früher her bekannten Gastfreunde, sucht auf dem Hauptmarkte oder in einer der engen winkligen Gassen einen Stand unter dem Schutze des großen Binsenschirmes. Wohl preisen die Fleischer jeden Tag ihre frische Ware an, wohl versehen die Holz- und Wasserverkäufer den Fremden mit dem Nötigsten, wohl ladet ihn der Friseur mit der freundlichsten Miene in seinen Laden; aber der pestartige Geruch dieser bergehoch mit jeglichem Unrat bedeckten Straßen, der Geschmack des Wassers aus den Zisternen, die man zur Trockenzeit als Latrinen verwendet, lassen den Fremden sich hinaussehnen nach der Savanne, den Mais-, Hirse- und Yamsfeldern der Umgebung. Er tauscht übrigens in Sálaga besonders K o l a n ü s s e (Frucht der Sterculia oder Cola acuminata) ein, die wegen ihres reichen Kaffeïngehaltes (2 %) von den Negern leidenschaftlich gekaut werden und

einen Hauptartikel der Märkte von Timbuktu und Kano bilden. Der Sultan von Sálaga ist aus der pestilenzialischen Atmosphäre entflohen und hat sich in einer Stunde Entfernung eine neue Residenz gebaut.

4. Aus Deutsch-Ostafrika.

Zwei Besteigungen des Kilima Ndscharo durch deutsche Forscher.*)

Ein deutscher Missionar, Rebmann, der eine Station unter den Wanika westlich von Mombas errichtet, entdeckte am 11. Mai 1848 auf einer Reise ins Dschaggaland mächtige Berge, die mit einem blendend weißen Wolkenschleier eingehüllt zu sein schienen. Seine Führer bezeichneten das Weiß als „Kälte" (Schnee), ein besonders schlauer aber hielt es für Silber und entsendete Dschaggaleute, die ihm von dem kostbaren Metall holen sollten, soviel sie fortbringen könnten. Sie brachten dem Enttäuschten — Wasser. Auf einer zweiten Reise (Nov. 1848 bis Febr. 1849) war Rebmann so glücklich, den Kilima Ndscharo ohne Wolkenschleier zu sehen und unterschied deutlich zwei Gipfel, die durch einen Sattel verbunden waren. Der Genosse Rebmanns, Krapf, machte 1849 genau dieselbe Entdeckung. Und doch brachten die Nachrichten der beiden Männer in der Gelehrtenwelt nur ein Kopfschütteln hervor; die Vorurteile über das äquatoriale Afrika waren zu fest gewurzelt; englische Forscher erkannten in den Berichten eine Art Weihnachtsmärchen und wollten höchstens Gipfel von glitzerndem Quarz gelten lassen.

Dem deutschen Reisenden, Baron von der Decken, fällt das Verdienst zu, die Wahrheit jener angezweifelten Entdeckungen durch seine Besteigung des Kilima Ndscharo bewiesen zu haben. Nachdem er Rebmann in seiner Missionsstation aufgesucht, der nach 14jähriger Arbeit eine Wanikagemeinde von zwei Christen, vier Hospitanten und drei Kindern um sich versammelt hatte, brach er am 28. Juni 1861 mit zwei Europäern, fünf Dienern, zwei Führern und 47 Trägern von Mombas (liegt jenseits der deutschen Küste nach Norden) nach Westen auf, zog durch Wanikadörfer, die von Dornhecken umgeben und mit Thoren verwahrt waren, und deren Insassen durch lautes Schreien die Feuerfinken und Webervögel aus den Getreidefeldern scheuchten. Als das parallel zur Küste streichende Sandsteingebirge überschritten war, lag vor seinem Auge eine weitausgedehnte Grasebene, welche zufolge der täglichen Nachtregen im üppigsten Grün prangte; Baum- und Buschgruppen gaben ihr das Aussehen eines Parks; Antilopen und Strauße zeigten sich herdenweis; die Luft war köstlich, erfrischend; die Akazien

*) Quelle: Dr. Joh. Baumgarten, Ostafrika. Gotha, Perthes 1890.

standen nach dem Regen in vollem Blattüberwurf und Blütenschmuck da. Die Bienen sammelten die Vorräte dieser Honiggruben; das grobe harte Gras des Vorjahres war niedergebrannt und ein weicher, niedriger Rasen überzog das Land; nur eins fehlte — die Menschen. Sie hatten sich vor den räuberischen Massai, die im Westen des Schneeträgers wohnen, als Viehräuber aber oft bis zur Küste vordringen, in die Berge geflüchtet.

Am 14. Juli war dem Reisenden zum erstenmale der Anblick des Riesendomes vergönnt; der Schnee desselben strahlte das helle Sonnenlicht noch heller zurück. Die Marschrichtung nach diesem Ziele war von genanntem Tage ab die nördliche; der Weg führte nach wie vor über eine mit Bergwarzen übersäete Grasfläche zum Jipi-See, der durch die vom Kilima Ndscharo herabstürzenden Flüsse gespeist wird. Der Blick auf die Wasserfläche war durch einen Kranz von Papyrus und 5 m hohes Riedgras unmöglich gemacht, in dem Ufersaume hatten sich nicht bloß Antilopen, Wildschweine und Sumpfvögel, sondern auch Nashörner, Flußpferde und Löwen häuslich niedergelassen. Der Baron erlegte nicht weniger als vier gewaltige Dickhäuter der zuerst erwähnten Art. Er war ins Dschagga-gebiet eingetreten; so nennt man jene um den Südfuß des Kilima Ndscharo gelagerten Bezirke, aus denen sich der gewaltige Schneeberg als die Krone des Dschaggagebirges erhebt. Der Bergriese stand auf einer Grundfläche von 75 km Breite und erhob sich 5200 m über seine Umgebung in Form eines Doppelgipfels; von dem höheren westlichen, glänzend weißen Schneedome lief ein Sattel hinüber zu dem niedrigeren, in steilen Hörnern und Pfeilern abstürzenden Ostgipfel. Die Landschaft Dschagga war ein Paradies: in den Bananengärten, deren Früchte den 40fachen Nährwert der Kartoffel und den 20fachen des Weizens erreichen, wuchs jener Ersatz für Brot, Kartoffeln und Obst in prächtigen Exemplaren; der Boden war durch natürliche Rinnsale und künstliche Wasserleitungen, sowie durch regelmäßige Düngung treffliches Kulturland geworden; die verständigen, fleißigen Wa-Dschagga (Bewohner von Dschagga) kannten nur Stallfütterung für ihre Haustiere, nicht aber nomadisches Umherschweifen; die Luft auf der 12—1600 m über dem Meere gelegenen Ebene ist kühl, der Aufenthalt in den Bananenhainen besonders zur Mittagsstunde köstlich. Nur von der Neugier und Bettelhaftigkeit hatte der Reisende oft zu leiden, doch bei seiner energischen Haltung genügte der Rohrstock, um allzu dreiste Bettler im nötigen Abstand zu erhalten und im Notfalle eine Rakete, deren Abschießen selbst Sultane vor dem großen Zauberer zu Kreuz kriechen ließ; meinten sie doch, daß er Sterne vom Himmel schießen könnte. Leider nötigte ihn die Mutlosigkeit der wenigen Dschaggaleute, die bis zum Schnee des Kilima-Ndscharo vorgedrungen waren und ihm hätten als Führer dienen können, so nahe dem Ziele umzukehren.

Im nächsten Jahre befand er sich wiederum im Dschaggagebiet, und die Freundschaft des Sultans von Moschi vermittelte ihm kundige Führer,

so daß er am 27. November 1862 kurz nach Sonnenuntergang aufbrach, beim Lichte des Mondes und unter dem Geleucht der voranschreitenden Fackelträger den tiefen, steilwandigen Wallgraben, der Moschi schützend umgab, durchkreuzte und auf einer 2000 m über dem Meere gelegenen, mit Kurzgras bewachsenen Ebene die Gummidecken zum Lager ausbreitete. Unter wollenen Decken schlief man bis zum Morgengrauen; aber durchnäßt vom Tau und durchfroren machte sich die kleine Karawane frühzeitig auf, um die zitternden Glieder durch tüchtige Bewegung zu erwärmen. Geben wir nun dem Begleiter des Barons, Otto Kersten, selbst das Wort: „Zunächst kamen wir durch ein Wäldchen von nicht sehr hohen Bäumen, untermischt mit Unterholz und buschartigen, steifblättrigen Farren, dann durch Wald von immergrünen, mit ellenlangen Bartflechten behangenen Bäumen, endlich auf eine allerliebste Grasfläche, die uns mit ihren violetten Glockenblumen und Erdorchideen lebhaft an die sommerlichen Wiesen der Heimat erinnerte. In der Nähe des Felsens, an dessen Fuß ein klares Wasser rann, rasteten wir gegen mittag, um unsere Mahlzeit bereiten zu lassen. Nach einem mehrstündigen Nachmittagsmarsch machten wir gegen fünf Uhr Halt in der Nähe einer mit Regenwasser gefüllten Bodenvertiefung.

Um der Kälte der Nacht besser begegnen zu können, schlugen wir ein kleines, für zwei Mann ausreichendes Zelt auf. Die Leute suchten Holz für die Nacht zusammen, und ich selbst begab mich einige hundert Schritt seitwärts, stellte mein Meßgerät auf und nahm zahlreiche Winkel nach beiden Kilima Ndscharogipfeln und nach der Sonne. Finger und Zehen erstarrten bei der Arbeit vor Frost, ich war derartig durchfroren, daß ich mich nicht einmal durch Umherspringen und durch die kräftigsten Hand- und Armbewegungen erwärmen konnte, und erst, als ich den Thee eingenommen und mich in dickes Winterzeug gekleidet unter meine wollene Decke verkrochen hatte, fühlte ich mich behaglich. Am folgenden Morgen, den 29. November, brachen wir zeitig auf und stiegen drei Stunden ohne Unterbrechung weiter. Wir kamen nur langsam vorwärts, weil wir uns von der anstrengenden Bewegung in der verdünnten Luft angegriffen fühlten. Um unsere Gesellschaft beweglicher zu machen, ließen wir den Troß der Träger und unsere ohnedies überflüssig gewordenen Führer zurück und wanderten, begleitet von einigen mit den Instrumenten und Gewehren belasteten Leuten, dem Westgipfel des Kilima Ndscharo zu. Das Steigen wurde immer beschwerlicher; immer öfter mußte gehalten werden. Sämtliche Träger klagten über Schwäche und Kopfschmerz; auch ich fühlte mich unbehaglich, und sogar der allen Strapazen gewachsene Baron ging nicht frei aus. Eine Bodenwelle nach der andern erklommen wir, und noch sahen wir, als wir den nächsten Kamm erreicht hatten, immer neue Thäler und Landrücken aufsteigen. Dazu verhüllte ein dichter werdender Nebel die Aussicht. Das Holz wurde spärlicher und hörte endlich ganz auf; Wasser fand sich gar nicht mehr, vermutlich weil die von Schnee genährten Rinn-

sale infolge einer eigentümlichen Bodenbildung nach einer anderen Seite hin Abfluß fanden. Was sollten wir unter diesen Umständen thun? Die Grenze des Schnees lag nur 700—1000 m über uns, und diese wenigstens zu erreichen, schien uns im höchsten Grade wünschenswert. Aber zur Rückkehr mahnte mit Dringlichkeit die Rücksicht auf unsere Schwarzen, welche ernstlich litten und bei längerem Verweilen, ohne Mittel sich zu erwärmen, wahrscheinlich den ungewohnten Verhältnissen erlegen wären. Der Entschluß, so nahe dem Ziele umzukehren, wurde uns nicht leicht; aber die Erwägung, daß bei unserer mangelhaften Ausrüstung eine vollständige Besteigung des schneebedeckten Gipfels ohnehin unmöglich sein würde, gewährte uns einen Trost. Nach mancherlei vergeblichen Versuchen gelang es uns, ein schwach glimmendes Feuer anzuzünden; wir nährten es mit zarten Haidekräutern und bestimmten aus dem Siedepunkt des Wassers und mit dem Barometer die Höhe auf 4280,5 m (5 m höher als der Gipfel des Finsteraarhorns). Daß bei einer solchen Verdünnung der Luft unsere Glieder, welche bekanntlich nicht von uns, sondern vom Druck der Atmosphäre zusammengehalten werden, uns im eigentlichsten Sinne des Wortes schwer wurden, kann nicht verwundern. Schließlich begaben wir uns auf den Rückweg, da das Wetter inzwischen sich nicht aufgeklärt hatte und überhaupt nicht aufhellen zu wollen schien."

Im Jahre 1883 unternahm der junge schottische Geologe Thompson eine Besteigung des Kilima Ndscharo. Er möchte den Namen mit „großer Berg" übersetzen, während die Deutung Ndcharo = weiß, wohl die richtigere ist. Die Wa-Dschagga bezeichnen nur die beiden Spitzen besonders, als Kibo und Kimawensi, während bei den Massai die Bezeichnung Doenje (Berg) Ebor (weiß) landesüblich ist. Thompson schätzt die große, von Südost nach Nordwest laufende Achse der Grundfläche des Bergriesen auf 100, die kleine, senkrecht auf jener stehende auf 50 km. Auch er bezeugt, daß die südliche Abdachung, die Landschaft Dschagga, durch Bodengüte, Bewässerung und Klima alle Vorbedingungen für einen gedeihlichen Ackerbau bietet, besonders die große 16 km breite Terrasse, die von 1220—1830 m ansteigt. Hier liegen eine ganze Menge kleiner Staaten, die beständig im Kriege untereinander leben. Thompson sieht im Kilima Ndscharo einen alten Vulkan, dessen einstige Thätigkeit durch den schönen Kratersee von Dschalla (10 km Umfang) ihm unzweifelhaft bewiesen wird. Die Eingeborenen erzählen noch heute, daß an jener Stelle einst ein großes Massaidorf gestanden und in die Luft gesprengt worden sei. Sie wollen noch heute das Blöken der Rinder und Schafe aus der Tiefe hören.

Die bedeutsamste Besteigung ist die im Juli 1887 von Dr. Hans Meyer und Lieutenant v. Eberstein ausgeführte. Die Reisenden brachen mit ihrer Karawane von 73 Trägern und 10 Soldaten von Mombas auf, überschritten den Lumi, den Grenzfluß zwischen deutschem und englischem Gebiet, und marschierten innerhalb der deutschen Interessensphäre nordwest-

wärts. Hören wir auch hierüber den wenn auch gekürzten Originalbericht: „Unser Weg führte in eine Baumsteppe, deren Boden außer mit dürrem Gras mit großen, mächtigen Lavatrümmern bedeckt war. Außer Straußen habe ich auf dem Wege kein Wild gesehen. Wir hatten schöne Durchblicke auf den Jipisee und die Uguenoberge. Lagerplatz 1000 m hoch; 6 Uhr morgens (3. Juli) Thermometer 16° C., 6½ Uhr abends 17° C. Am 3. Juli marschierten wir in derselben, vielleicht etwas mehr nördlichen Richtung durch den Habarifluß und kamen bald aus der Baumsteppe in einen Buschwald mit mächtig hohem Gras (2—3 m). Stark steigend überschritten wir guterhaltene Fährten und Trollbahnen großen Wildes (Rhinozeros und Elefant) und gingen durch den Unafluß, nachdem wir die sehr steile Uferwand herabgeklettert waren. Sofort, als wir das andere, ebenfalls sehr steile Ufer erklommen hatten, traten wir in üppige Felder voll Bananen, Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Hirse sowie auch Tabak ein, aus denen uns unsere heimatlichen Tierstimmen der Ochsen, des Schafes und der Ziege entgegentönten. Die Gärten waren mit gutgepflegten Hecken umgeben. Bald wurden wir von den Eingeborenen mit „Rukafu“ (guten Tag!) begrüßt. Gegen 11 Uhr kamen wir am Fuße des Hügels an, auf dessen Höhe der Kraal des Sultans von Marangu, Mariale, liegt. Mariale, ein sehr manierlicher, angenehmer, noch junger Mann, empfing uns im Kreise seiner lieben Frauen und führte uns selbst, um uns seine Häuser, seinen Garten und seine Schmiede zu zeigen. Seine Hütten hatten einen runden Grundrißaufbau, spitz, oben in einem kugelartigen Knopf endigend, während sein eignes Haus aus Lehmpatzen länglich ist mit Giebel wie unsere Dorfhäuser, von welchen es sich nur dadurch unterscheidet, daß es bedeutend niedriger ist, gar keine Fenster besitzt, sondern nur an den Giebelseiten kleine Thüren von 1 m Höhe, welche Schornstein, Fenster und Thür zugleich sind. Alles Vieh (Ziegen, Esel, Rinder) halten die Wa-Dschagga jahraus, jahrein in Ställen, durch welche in kleinen Kanälen das Wasser aus den Bächen geleitet wird. Das ganze Dschaggaland ist bekannt seiner Schmiedekunst wegen. Dr. Meyer hat mit großen Kosten Ankäufe gemacht, um die von der Deckensche Sammlung zu vermehren. Wir freuten uns daher sehr, daß Mariale am ersten Tage uns gleich seine besonders vorzügliche Schmiede zeigte. Unter einem Dache flackerte ein Feuer von Holzkohlen; die zwei Blasebälge bestanden aus zwei Ziegenhäuten, welche beide mit einem kurzen Rohre in Verbindung stehen. Blasebälge, welche von einem Manne regiert werden, sind mit Holzpflöckchen festgestellt. Die Schmiedewerkzeuge sind sehr einfach und bestehen aus einem Hammer, der im Vergleich zu unserem heimatlichen sehr groß ist, einer Zange, ähnlich der unsrigen, als Amboß dient ein großer Stein. Man verarbeitet zu Scheren und Messern (Schwertern) nur Eisendraht, während Spaten, Hacken u. a. aus dem nur zwei Tagereisen von hier gefundenen Uguenoeisen gemacht werden. Aus den Uguenobergen von den dort wohnenden

Wapares ist die Schmiedekunst zu den Wa-Dschaggas gekommen und von diesen zu einer erstaunlichen Fertigkeit und Kunst gefördert.

Mariales Niederlassung liegt 1460 m hoch. Temperatur morgens 7 Uhr $13^{1}/_{2}{}^{0}$ C., mittags 21^{0} C., abends 6 Uhr 17^{0} C. Wir blieben am 4., 5. und 6. Juli hier und hatten Gelegenheit, noch andere Dschagga-sultane aus der Nachbarschaft kennen zu lernen. Am Hofe derselben wohnen einige Suahelis (meist Sklavenhändler), welche Schreiber und Ratgeber der sonst ungebildeten Dschagganeger sind. Wir benutzten diese Tage, um uns auf unsere Besteigung vorzubereiten: Anfertigung von Bergstöcken, Beschlagen von Stiefeln u. dergl. Am 7. Juli gingen wir mit 30 Mann ab in nördlicher Richtung; unser Weg durchschnitt, stark steigend, mehrere vom Kimawensi, welcher genau nördlich von Mariales Dorf liegt, kommende Bach- und Flußläufe; zuerst gingen wir innerhalb von Bananenwäldchen dahin, welche aber bei 1800 m aufhörten. Wir kamen in Buschwald und gelangten mit 2000 m Höhe in den mächtigen Kilima Ndscharo-Urwald; um $1^{1}/_{2}$ Uhr nachmittags schlugen wir unser Zelt auf. Lager 2080 m hoch; Temperatur morgens 7 Uhr $9^{1}/_{2}{}^{0}$ C., mittags $1^{1}/_{2}$ Uhr 15^{0} C., abends 6 Uhr 9^{0} C. Unser Marsch hatte uns mitten in den Urwald geführt, mit häufigen Elefantenspuren, Bäumen mit Moos bewachsen, Bächen, über Lavagestein mit großer Geschwindigkeit hinflutend.

Am 8. Juli marschierten wir um 8 Uhr ab auf dem sich im hochbäumigen Urwald schlängelnden Wege; über Wurzelwucherungen auf lehmglattem Boden glitten wir unter den mit langem Moos bewachsenen Bäumen dahin, welche beständig tropften, da der ganze Urwald in einen andauernden Nebelschleier gehüllt ist. Der Urwald ist nur 2—3 km breit, liegt zwischen 2000 und 3000 m Höhe und ragt nur an den Flußläufen höher hinauf. Um 2 Uhr wurde das Lager am Seneciobach aufgeschlagen. Es lag 3000 m hoch. Temperatur 7 Uhr morgens $2^{3}/_{4}{}^{0}$ C., mittags $17^{1}/_{2}{}^{0}$ C., abends 6^{0} C. Der Lagerplatz war mit mittelhohem Gras bewachsen, außerdem noch mit vereinzelten Bäumen und buschigen Erlen, welche uns Feuerholz lieferten. Nachmittags verzogen sich die Nebel, die schneebedeckten Berge traten ganz deutlich hervor, was ängstliche Leute unter unseren Trägern veranlaßte, sich auf die Erde zu werfen, als wären sie von dem hellen Schein geblendet. An Blumen kamen außer der mächtigen, wohl 2—3 m hohen Senecio-Johnstoni, die bis 36 cm Stammumfang zeigt, in der Hauptsache nur Strohblumen vor. — Am 9. Juli früh ließ Dr. Meyer durch den Dolmetscher die Leute fragen, wer uns freiwillig noch weiter hinaufbegleiten wolle; es meldeten sich außer dem Dolmetscher 11 Leute, welche mit wollenem Hemd und Anzug, auch Stiefeln, versehen wurden. Um $9^{1}/_{2}$ Uhr traten wir den Aufstieg an. Um 2 Uhr 40 Min. nachmittags trafen Dr. Meyer und ich nach anstrengendem Steigen mit nur drei Leuten bei den ersten Schneeflecken an einem Bache an, der dort entsprang. Dr. Meyer taufte den Lagerplatz „Schneequelle"; die übrigen

Leute kamen erst eine Stunde später an. Lagerplatz 4600 m hoch. Temperatur morgens 7 Uhr + 5° C., abends 6 Uhr 0° C. (Maximalthermometer + $17^1/_2$° C., Minimalthermometer — 6° C.). Vor Kälte gingen wir schon um 6 Uhr zur Ruhe, nachdem wir ein Feuer zur Erwärmung unserer Leute angezündet hatten. Gutes trocknes Feuerholz fanden wir viel an Büschen, trotz des Schnees.

Am 10. Juli brachen wir mit fünf sich meldenden Leuten um 7 Uhr 40 Min. vom großen Zelt auf, dieses zurücklassend; wir nahmen nur das kleine Zelt, wollene Decken, Unterzeug, Instrumente, photographischen Apparat, Theekanne, eine Flasche Cognac mit und gingen in nördlicher Richtung vor. Vegetation: Strohblumen, Moos, Gras, Disteln. Unser Aufstieg war sehr steil, die Leute folgten nur langsam über den nassen Fels, und so gelangten wir um $12^1/_2$ Uhr nachmittags an einen innerhalb großer Felsen für ein Lager günstigen Platz. Hoch 4900 m. Temperatur morgens 6 Uhr — $5^1/_2$° C., mittags + $2^1/_2$° C., abends 6 Uhr 0° C. Nachdem das Zelt aufgestellt war, entließen wir unsere Leute mit der Instruktion, übermorgen wieder zu kommen. Dr. Meyer und ich gingen nachmittags bei schönstem Wetter über die Lavafelder spazieren.

Zwischen Kibo (Westspitze) und Kimawensi (Ostspitze) erhebt sich in einer Höhe von 4700 m die Sattelhochfläche, welche 7000 m breit ist und im allgemeinen vom Kibo sich dem Kimawensi zuneigt, welche über 10 km voneinander entfernt sind. Die Sattelhochfläche wird durch eine Hügelreihe in zwei Teile geteilt, der südliche ungefähr 3000 m, der nördliche 4000 m breit. Die südliche Hälfte zeigt Hügelrücken und Thäler, die breitere nördliche Hälfte nur die geneigte Fläche, welche gebildet wird durch zwei mächtige Lavaströme, von denen der eine vom Kibo, der andere vom Kimawensi ausgeht; beide haben nach Nordosten ihren Abfluß. Kibo und Kimawensi mit allen Hügeln der Hochfläche sind auf der Nordseite frei von Schnee, während die Südseite stark beschneit ist; auch sind die Gletscher an der Nordseite lange nicht so mächtig wie an der Südseite.

Am 11. Juli standen wir um 6 Uhr auf, hatten beide starke Kopfschmerzen und gar nicht geschlafen — auch der Kälte wegen. Auch Graf Teleki hatte etwas weiter südlich 14 Tage früher — 11° C. gemessen. Wir konnten kein Feuer machen, aßen schnell ein Stück Schokolade und gingen, jeder mit einem tüchtigen Bergstock bewaffnet, los, sehr steil bergan; auf steinhart gefrorenem Schnee hatten wir große Felsblöcke zu überwinden. Das Wetter, welches anfangs sehr gut gewesen war, verschlechterte sich immer mehr; es wurde schließlich so neblig und schneite, daß man kaum 50 Schritt weit sehen konnte. Um 11 Uhr konnte ich nicht mehr weiter — meine Glieder waren bleischwer, auch wurde ich unwohl — ich blieb sitzen und stellte Dr. Meyers Kochthermometer auf. Derselbe war noch etwa 250 m höher hinauf geklettert, mußte aber dann umdrehen, da er durch die etwa 30 m schroff aufsteigende Gletscherwand und den starken

Nebel am Weiterklettern gehindert wurde. Als er zurückkehrte, war ich mit Kochen fertig, das Quecksilber blieb unterhalb der Skala stehen; unsere Barometer reichten nicht mehr aus; wir schätzten die Höhe, wo ich kochte, auf 5700 m. Wir hofften noch immer auf Besserwerden des Wetters, um dann noch einmal weitergehen zu können, als bei — 4° C. der Schnee so dicht wurde, daß wir uns, um unsere Fußspuren wiederzufinden, zu einem fluchtähnlichen Rückzuge wandten. Nur mit äußerster Anstrengung fanden wir den Weg zurück und langten ziemlich tot an unserem Lagerplatze an."

Der erste deutsche Dampfer Wissmann auf dem Nyassa.*)

Das Gebiet des Kondevolkes am Nordende des Nyassa, das hinsichtlich seiner landschaftlichen Schönheit und Fruchtbarkeit, sowie der Friedlichkeit und Tüchtigkeit seiner Bewohner zu den vorzüglichsten Landstrichen Afrikas gehört, fiel durch das oft geschmähte deutsch-englische Abkommen von 1890 in die deutsche Interessensphäre. Die Gutmütigkeit der Konde, sowie die zentrale Lage ihres Landes veranlaßten nicht bloß die Brüdergemeinde, sondern auch die Berliner älteste evangelische Missionsgesellschaft, 1891 ihre Boten — die letztere unter Führung des Missionssuperintendenten Merensky — dorthin zu entsenden, und der rasche Erfolg derselben ist nicht zum geringsten Teile der Unterstützung zuzuschreiben, welche das deutsche Reich gewährt hat: durch Anlegung der Militärstation Langenburg, durch das persönliche Erscheinen Wissmanns und des Gouverneurs Scheele; vor allem aber ist dies Langenburg ein wichtiger Stützpunkt deutscher Interessen geworden durch Stationierung des Dampfers „Hermann v. Wissmann" daselbst.

Im Jahre 1888—89 war in Deutschland, wo die Thaten Wissmanns bei Niederwerfung des großen Araberaufstandes eine nationale Begeisterung wachriefen, die Summe von 280 000 Mark für einen Wissmanndampfer gesammelt worden, der die deutsche Flagge auf dem Viktoriasee zeigen sollte. Da sich aber einzelne Sektionen des zerlegbaren Dampfers für die weite Landbeförderung nach diesem See als zu schwer erwiesen, so entschloß sich Wissmann, denselben persönlich nach dem Nyassa zu geleiten, damit von hier aus die Missionen geschützt, die Araber im Zaum gehalten und die Zwecke der Antisklavereigesellschaft gefördert werden könnten. Von Tschinde aus (an der Sambesimündung) sollte die Wissmannsche Expedition (30 Weiße, darunter Offiziere, Techniker, Schiffsleute und 230 Sulu und Sudanesen) die Teile des Schiffes auf vier eisernen Leichtern, welche vom Dampfer „Pfeil" zu schleppen waren, den Sambesi und Schire hinaufbefördern. Schade nur, daß man in Deutschland nicht daran gedacht, daß der Wasserstand beider Flüsse Ende Juni nur 18 Zoll (3 Fuß) beträgt, indessen der

*) Quelle: A. Merensky, Deutsche Arbeit am Nyassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894.

Schleppdampfer Pfeil 4 Fuß Tiefgang hatte. Doch erklärten die Kommandeure der englischen Kanonenboote am unteren Schire ihre Bereitwilligkeit, die vier Leichter stromauf zu schleppen, und so langte man unter gewaltigen Anstrengungen Ende September 1892 in Port Herald ($7^1/_2$ deutsche Meilen von der Schiremündung stromaufwärts) an.

Hier überließ Wissmann die weitere Führung seinem Vertreter Herrn v. Eltz und brach mit sechs Weißen und 100 Soldaten nach dem Nordende des Nyassa auf, um einen geeigneten Ort für die Anlegung einer Militärstation und zugleich einen günstigen Hafenplatz zu suchen. Mit dankenswerter englischer Unterstützung — man war ihm besonders behilflich bei Fortschaffung seiner 2000 Traglasten — erreichte er glücklich das Südende des Sees und schiffte in kleinen Stahlbooten längs der Westküste nach Norden. Bereits auf dieser Fahrt war er so glücklich, eine arabische Dhau mit 100 Sklaven zu kapern und die Unglücklichen zu befreien. In der Rumbira-Bai (an der Ostküste, $2^1/_2$ deutsche Meilen vom Nordende des Sees entfernt) fand er an einer Steilküste tiefen Ankergrund, und hier legte er das befestigte Lager, die Militärstation Langenburg an. Welche Freude für die Missionare in Wangemannshöh und den anderen Stationen, nicht bloß Rat, Gefälligkeiten, Erleichterungen bezüglich der Post und des Verkehrs durch den Major zu erlangen, sondern vor allem einen festen, obrigkeitlichen Rückenhalt zu gewinnen, so daß sie aufhörten, bloß „Weiße“ zu sein, die Gutes thaten, Baumwollenstoff brachten, Streit schlichteten und Übelthäter „mit dem Munde“ straften. Als Wissmann den Häuptlingen sagen ließ, daß er ihr Land mit vielen Soldaten besuchen werde, ja als er einem derselben Krieg ankündigte, weil er seinen des Mordes an einem Engländer beschuldigten Neffen nicht auslieferte, da war die Stimmung unter den Störenfrieden sehr gedrückt, unter den Missionaren sehr gehoben. Das gestohlene Vieh wurde zurückgesandt, der Verbrecher ausgeliefert; ja als Wissmann gar die räuberischen Babemba (südlich vom Tanganika), wo der despotische Häuptling den Sohn vor den Augen des Vaters verkauft und aus den Schädeln seiner Unterthanen sich Trinkbecher herstellen läßt, auf ihren Raubzügen beim Dorfe Nondo in seiner gründlichen Art furchtbar heimschickte, da hatte das deutsche Ansehen in kaum geahnter Weise gewonnen.

Der zerlegte Dampfer wurde unterdessen mittels der Leichter im 17 Zoll tiefen Wasser bis nach Mandala stromaufwärts „gestakt“ (also die Leichter durch Bambusstangen fortgestoßen); von Mandala aus erfolgte die Beförderung über das Schire-Hochland bis Mpimbi am Schire teils durch Träger, teils und mit größerem Erfolg durch zweiräderige Karren, die je 30 Zentner trugen und 15 Mann Bedienung erforderten. Mpimbi ist englische Truppenstation und Werft, hier wurde der „Wissmann“ montiert und am 12. Juni 1893 vom Stapel gelassen. Freilich Kessel und Maschine konnte man bei den Tiefenverhältnissen des Schire noch nicht aufstellen; er

wurde geschleppt durch den kleinen englischen Regierungsdampfer „Dove" und zwar nach Fort Johnston am Ausflusse des Schire aus dem Nyassa. Nachdem man hier dem Dampfer auch die Lungen eingesetzt, trat er seine erste Reise nach Langenburg an, wo er am 22. September 1893 eintraf und sich seitdem als tüchtiges Fahrzeug bewährt hat.

Die Bedeutung Langenburgs ist zunächst keine kommerzielle, denn Elfenbein, Rindvieh, Erzeugnisse des Landbaues, welche die Ausfuhr lohnen, sind zunächst nicht vorhanden. Aber der Dampfer fördert vorerst friedliche und zwar Verkehrszwecke: er fährt zufolge seiner Größe Karawanen mit ihren Gütern über den See, fährt monatlich nach Fort Johnston am Südende, um die Verbindung mit der Küste mittels der Schire-Sambesilinie zu erleichtern. Vor allem aber liegt die Bedeutung der Militär- und Dampferstation in politischer Richtung. Sie macht den Arabern die deutsche Herrschaft wesentlich fühlbarer, sofern sie dieselben auch im Rücken faßt und ihnen die Rückzugslinie nach den Seen entwindet. Gouverneur Scheele traf im Januar 1894 daselbst ein, ließ durch Missionshandwerker ein schönes, festes Regierungsgebäude anlegen, plante außer der südlichen Route nach der Küste auch eine direkte über Land nach Kiloa und war voll des Lobes über die Schönheit und Fruchtbarkeit des Kondelandes und ebenso über die Steinbauten und Kulturanlagen der Missionsstationen und ihr Verhältnis zu den umwohnenden Stämmen.

5. Neu-Guinea.

Die gewaltige, 790000 qkm umfassende Insel, zwischen 1. und 11.° südl. Breite und zwischen 132. und 152.° östl. Länge von Greenwich hat die Gestalt einer Spindel oder noch bezeichnender — sit venia verbo — einer Kaffeetrommel. Der mittlere Teil ist der bedeutendste nach Länge und Breite, und ist im Nordwesten durch die Geelvink- und Mac Cluer-Bai, im Südosten dagegen durch den Papuagolf und die Hüonbai begrenzt. An diesen Rumpf schließen sich, den Kurbeln des erwähnten Küchengerätes entsprechend, die kleine nordwestliche und südöstliche Halbinsel an.

Die nordwestliche Halbinsel enthält das von v. Rosenberg bestiegene Arfakgebirge und an der Geelvinkbai den niederländischen Hafenplatz Dore. Auch die südöstliche Halbinsel ist mit Gebirgen angefüllt; dieselben ziehen sich als Berg Aird, als Albertgebirge und als Owen-Stanleykette (4000 m) vom Papuagolf nach Südost und endigen im mächtigen Felsenkegel des Ostkaps. Als bester Hafen wurde seither Moresby an der Südküste bezeichnet. Der Rumpf ist ebenfalls von einer die Mitte einnehmenden west-östlichen Hochgebirgskette durchzogen, die wir jedoch nur im westlichen Teile

unter dem Namen des Charles-Louis-Gebirges mit Gipfeln von 5000 m kennen. Die Nordküste ist durch ein Alpengebirge eingesäumt, und in diese Steilküste ist unter 141.° östlich von Greenwich die prächtige Humboldtsbai eingerissen, die einen geräumigen, wohlgeschützten, acht Faden tiefen Hafen mit trefflichem Ankergrund bilden würde. Im Rumpfe Neuguineas finden wir auch die beiden bedeutendsten Flüsse, die allein als natürliche Schiffswege ins Innere in Betracht kommen, und die beide auf der schneebedeckten Charles-Louiskette entspringen: den Amberno, der nach Nordwest, und den Fly, der nach Südost zum Papuagolf eilt. Beide münden in mächtigen Delten, die wie alle derartige tropische Flußmündungen mit Mangrovewäldern und fieberschwangerem Dickicht bedeckt sind.

Was das Klima Neuguineas betrifft, so sind natürlich die erwähnten Delten, überhaupt die ganze flache Fieberküste des Papuagolfs mit 26 Grad Mitteltemperatur keine klimatischen Kurorte, während die höheren Terrassen selbst für den Europäer nicht ungünstiger sein sollen, als andere Teile Polynesiens oder Queenslands. Der Regenfall ist zur Zeit der Nordwestmonsuns in unserm Winterhalbjahr reichlich und erfolgt abends in heftigen Gewitterschauern.

Daß nicht humanitäre Bestrebungen den Papuas gegenüber, auch nicht Empfindungsseligkeit, die sich an der zeugenden Urkraft der Natur erfreut, die Blicke der Gegenwart auf Neuguinea gelenkt haben, ist unzweifelhaft. Es sind die nutzbar zu machenden Schätze des Pflanzen- und Tierreichs, welche die Unternehmungslust der Einzelnen und Nationen auf die Gebiete hinwiesen. Obschon Neuguinea ein früherer Zubehör des Weltteils Australien ist, so zeigt doch bloß die Südostküste in den hier vorkommenden Eukalypten Ähnlichkeit mit der terra australis. Sonst ist die Insel durch den üppigsten Laubwald, der die Küsten beschattet und auch die Bergspitzen bedeckt, ausgezeichnet. Die Sago- und Kokospalme, die in Indien und China zu Arzneizwecken verwendete Massoirinde, Reis, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Tabak, Betelpfeffer, Muskatnuß, Eben- und Sändelholz neben zahlreichen anderen harten Hölzern zu Kunstmöbeln, Melonen, Yams, Bananen finden hier die besten Bedingungen ihres Gedeihens und machen die Insel zu einem erstrebenswerten Stück Erde.

Hinsichtlich der Tierwelt und zwar der Säugetiere, von welchen nur der Palmroller (der einzige Fleischfresser, der Zibetkatze ähnelnd), das fliegende Opossum, das Baumkänguruh und Schwein namhaft zu machen sind, zeigt sich offenbar der frühere Zusammenhang mit Australien. Doch die Klassen der Vögel, Fische und Insekten eröffnen dem Forscher unerschöpfliche Fundgruben. 40 Arten Tauben, worunter die prächtige Krontaube, der Truthahn, 76 Arten Papageien, worunter Kakadus, Lorrys und besonders Perroquets, 16 Arten Eisvögel, der Kasuar, die Salangane, deren Nester bei den Feinschmeckern Chinas in hohem Ansehen stehen, der Honigsauger, 30 Arten Paradiesvögel sind schon jetzt bekannt, obwohl die Ornithologen

kaum über die Peripherie der Insel vorgedrungen sind. Die Meeresfauna zeigt eine ähnliche Reichhaltigkeit: Tripang, in ganzen Fluten nach China gebracht, wo man das Strahltier als Leckerbissen genießt, Perlmuttermuschel, Schildkröten und zwar die eßbare (Turtle) bis zu 500 Pfund, die lederngleiche bis zu 600 Pfund Gewicht und die das Schildpatt liefernde Caretschildkröte sind im Überfluß vorhanden.

Die Bevölkerung Neuguineas und des gesamten Inselkranzes, der sich zwischen dieser Insel und Neuseeland ausbreitet, wird gegenwärtig als besondere Rasse aufgefaßt, die man mit dem Namen Papuanen (aus dem Malaiischen stammend, soviel als Kraushaar bedeutend) oder Melanesier (= schwarze Insulaner) belegt; jedoch sind die Maori Neuseelands davon auszunehmen. Sehen wir von der Sprache ab, so sind die Papuanen gekennzeichnet durch ihre dunkle Hautfarbe, ihre an der kolbigen Spitze meist abwärts gebogene Nase, die ihrem Gesicht einen jüdischen Zug verleihen soll, durch Wulstlippen, ein langes krauses Haar, das nicht gleichmäßig über die Kopfhaut verteilt ist, sondern mehr büschelartig wie die Borsten auf einer Bürste geordnet ist und übrigens weit vom Kopfe absteht. Die beliebte Unterscheidung der Papuanen Neuguineas in die nordwestlichen Stämme oder „Totschläger" und die südöstlichen Tribus oder „Diebsgesichter" sei nur der Merkwürdigkeit halber erwähnt. Denn nicht bloß, daß z. B. Armit sehr rühmenswerte Ausnahmen unter den südöstlichen Stämmen, den Koijari, fand, sondern es ist auch zu erwägen, daß jene kurzen, schneidig klingenden, den landenden Europäer zu allen Gewaltmitteln berechtigenden Charakterisierungen nur die einfache Folge europäischer Völkerpädagogik sind. Scheu und vorsichtig nähert sich der gewitzigte Papua dem Europäer; doch ist es leicht, sein Zutrauen zu gewinnen. Die Lage der Insel in der Nähe der „Linie" erklärt die Adamstracht, die nur bei verheirateten Frauen dem Schurze aus Baumwollenfasern Platz macht. Doch vertritt die Tättowierung in gewisser Hinsicht die Stelle der Kleider; diese — man möchte fast sagen heraldischen Zeichnungen werden in ihren Umrissen durch Fischgräten punktiert und dann mit Ruß eingerieben. Manche Stämme bemalen den Leib mit roten oder schwarzen Flecken, andere den ganzen Leib mit roter Farbe, welche sich ganz besonderer Beliebtheit zu erfreuen scheint; denn als einst die „Teerjacken" eines deutschen Schiffs in rohem Scherz einen Häuptling vollständig mit roter Ölfarbe angestrichen, hatten sie nicht bloß dessen Gunst erworben, sondern hätten ihre Kunst auch noch an andern zum Farbentopf Drängenden erproben können. Wieder andere der Papuanen Neuguineas malen nur brillenartige Ringe um die Augen oder aber eine Wange und das Kinn weiß, die Nase und das übrige Gesicht schwarz. Zum Schmuck dienen auch die Halsbänder aus Tier- und Menschenzähnen, sowie aus bunten Fruchtkernen, desgleichen die mit Muscheln besetzten Armbänder und die mit Kasuar- oder Kakadufedern besetzten Mützen aus Känguruhfell oder Bambusrohr. Das rechte Ohrläppchen zieren nicht weniger als vier inein-

ander hängende Ringe aus Muschel oder Schildpatt. Den Nasenknorpel lieben sie zu durchlöchern und Bambuspflöckchen oder bei feierlichen Anlässen nach beiden Seiten ausragende Eberhauer durchzustecken. Die Vorderzähne werden spitz gefeilt. In einer Menge von Zöpfchen hängt das lange Kraushaar herab, oder man dreht es auf dem Hinterkopfe in einen Schopf zusammen und bringt die Federn des Paradiesvogels als Schmuck an.

Die Hütten der Papuanen sind sämtlich Pfahlbauten, auch da, wo eine Erhöhung über Sumpf oder Wasser nicht geboten ist. Sie sind 5—6 m über den Erdboden erhöht und durch eine Brücke, eine Bambusleiter oder einen Baumstamm mit eingekerbten Stufen erreichbar. Spanische Wände aus Bambusgeflecht teilen den Wohnraum in Gemächer; in der Mitte desselben befindet sich der Feuerherd, an der Decke die Kriegstrophäen in Form von Feindesschädeln. Den wichtigsten Hausrat bilden schön gemusterte Matten, welche zur Verschalung der Innenwände, zu Sitzen und Betten verwendet werden. Doch sind sie nicht die einzigen Erzeugnisse der Papuanen-Industrie, sondern irdene Töpfe, Schüsseln, Krüge, Näpfe aus den Schalen der Kokosnuß mit Schnitzereien, Körbe, Netze, Angeln, Kinderspielzeug, die mit Widerhaken versehenen Pfeile, die Bogen legen Zeugnis ab von der technischen Begabung dieser Wilden. Ihre Kähne sind ausgehöhlte Stämme bis zu 20 m Länge. Sie sind naturgemäß sehr schmal, doch wird das Umschlagen durch die Ausleger fast unmöglich gemacht. Gegen 20 Ruderer sitzen oft hintereinander. Auch Mastbäume und der Gebrauch der Segel, die sie aus Matten herstellen, sind ihnen nicht fremd.

Die Arbeitsteilung unter den beiden Geschlechtern weicht vielfach von der unsrigen ab: Haus- und Kahnbau, Waffenbereitung, Jagd und Fischerei fallen dem Manne, Plantagenwirtschaft, Hausbeschickung und Industrie der Frau zu. Bei der Geburt eines Kindes leisten die Nachbarinnen Hilfe und reiben unausgesetzt den Rücken der Wöchnerin, die mit ihrem Kinde 20 Tage in einer abgesonderten Hütte verweilt. Vielweiberei besteht weit weniger, als gewöhnlich geglaubt wird. Die Frau wird wie ein Stück Eigentum durch Kauf gewonnen. Erscheint am Tage der Hochzeit der Bräutigam vor der Wohnung der Braut, so findet er die Thüre geschlossen; der Schwiegervater öffnet und führt das Paar vor den Hausgötzen, wo der Älteste unter den Gästen die rechten Hände der Brautleute ineinander legt, mit Segenswünschen seine Handlung begleitend. Merkwürdig sind die Leichenbestattungen. Nachdem der Leichnam durch Sonnen- und Feuerhitze gedörrt und bunt angestrichen ist, wird er in sitzender Stellung beerdigt und zwar in der Hütte des Verstorbenen. Nach sechs Monaten jedoch trennt man den Kopf vom Rumpfe, den letzteren der Erde überlassend, den ersteren als Heiligtum bewahrend.

Die Bewohner Neuguineas beobachten in ihren Fehden, deren Zweck zum Teil Menschenraub ist, indem man die lebendige Beute an die Kaufleute der Molukken losschlägt, eine gewisse Schlachtordnung. Im ersten

Gliede stehen die Speerträger, im zweiten die Bogenschützen. Die erstürmten Dörfer, Kampongs genannt, werden niedergebrannt, die Männer der Köpfe, dieser beliebtesten Siegeszeichen, beraubt, Frauen und Kinder dagegen zu Sklaven gemacht. Jeder Kampong hat seinen Häuptling, der sich weniger durch das Ansehen, das er genießt, als durch die weißen Kakadufedern und die gelbe Bluse aus den übrigen heraushebt. Die Religion der Papuanen läßt sich als Ahnenverehrung bezeichnen, sofern man entweder den vorhin erwähnten Schädeln der Verstorbenen selbst oder deren Holzbildern seine Huldigung darbringt und wichtige Handlungen vor denselben vollzieht. Außer dem Hausgötzendienst giebt es einen öffentlichen, der in dem Ramsram, einem Gebäude von bedeutender Ausdehnung, abgehalten wird. Die Dachbalken besonders sind mit den Fratzen von Götzen und Götzinnen, von Krokodilen und Schlangen verziert. An einem Wasserkübel besprengen sich die Eintretenden das Haar mit Weihwasser. Die Rechtspflege, die sich der Gottesurteile, besonders der Heißwasser- und Taucherprobe zur Ermittelung des Schuldigen bedient, erinnert an die mittelalterlich deutsche Rechtspflege.

Die Insel Neuguinea gehört in ihrem nordwestlichen Teile den Niederländern, und zwar beanspruchen sie dieselbe bis zum 141.° östl. von Greenw. Die holländische Mission hat besonders vom Haupthafen Dore an der Geelvinkbucht aus gewirkt. Alles Übrige wünschte die Regierung der australischen Kolonieen von seiten Englands bezw. Australiens annektiert zu sehen. Die Inseln der Torresstraße und die lohnende Tripang- und Perlmutterfischerei gehören in der That schon seit längerer Zeit zu Australien, ebenso ist auf der Südseite von Moresby aus die englische Mission mit Erfolg thätig gewesen. Doch die 1884 unter Vorsitz des Dr. Finsch gegründete „Neuguinea-Kompanie“ erwarb durch ihren Vorsitzenden an der Nordostküste der Insel Ländereien, und diese wurden durch die Kriegsschiffe „Hyäne“ und „Elisabeth“ unter kaiserlich deutschen Schutz gestellt. Mit dem doppelzüngigen England, das von den Australbriten fortwährend zur Annexion der ganzen Nordküste aufs heftigste gedrängt wurde, einigte man sich über folgende Grenzfestsetzung: der deutsche Besitz umfaßt die Nordostküste; die westliche Grenze ist der 141.° östl. von Greenw. bis dahin, wo er sich mit dem 5.° südl. Breite schneidet; die Südgrenze läuft in stumpfem Winkel von hier aus südostwärts, fast parallel zur Nordküste und folgt zuletzt dem 8.° südl. Breite bis Mitre Rock in der Nähe der Herkulesbai. Am 17. Mai 1885 erlangte die Neuguinea-Kompanie den Kaiserlichen Schutzbrief. Als Kaiserlicher Landeshauptmann wurde v. Oertzen nach dem „Kaiser-Wilhelmsland“ genannten Gebiet entsendet; nachdem sein Haus und daneben fünf schwedische Holzbauten für das Beamtenpersonal im Finschhafen aufgerichtet waren, erfolgten die ersten Verordnungen: Das Verbot der Waffen-, Munitions- und Spirituoseneinfuhr, desgleichen der Wegführung von Eingeborenen als Arbeiter, ausgenommen, daß es unter Kontrolle der deutschen

Beamten und für deutsche Plantagen auf dem Bismarckarchipel geschähe, wo man sich schon seither dieses Arbeitermaterials bediente. Die Kompanie entsendete im August 1885 eine Expedition zur Erschließung des Landes aus. In Java nahm dieselbe Sämereien, Pflanzen, Tiere auf, desgleichen auch Javanesen zur Anlegung der Versuchskulturen. Oberförsterkandidat Elle sollte die Nutzhölzer des waldreichen Landes untersuchen und ein Missionar an den Eingeborenen wirken. Es wurden ferner zwei Dampfer seitens der Kompanie angeschafft, um die regelmäßige Verbindung mit Cooktown (Nordostküste Australiens) zu unterhalten. Diese erste Station war Finschhafen, und über dieselbe mag uns ein verdienstvoller Reisender, Hugo Zöller, als Augenzeuge selbst berichten:

Finschhafen, die erste Station in Kaiser-Wilhelmsland.*)

„48 Stunden waren es, seit wir Cooktown**) verlassen; da sah man, das Opernglas benutzend, hochragende, bläuliche Bergspitzen sich aus gleichfarbigem Wolkengewirr herausschälen. Vor uns lag, allmählich immer deutlicher hervortretend, das massige, im Owen-Stanley-Berg fast bis zu 4000 m emporragende Hochgebirge der langgestreckten schmalen Südostspitze Neuguineas. Mit jeder Stunde gewann das Bild an Mannigfaltigkeit und Leben. Zu den imponierenden Bergen des Festlands kam ein vielgestaltiges Gewirr hochragender, von düsterem, an Australien erinnerndem Pflanzenwuchs umkleideter Inseln. Ihre Zahl ist Legion, und es bedarf schon eines scharfen, vielgeübten Seemannsauges, um bei der noch immer fühlbaren Mangelhaftigkeit unserer Seekarten die vielgewundene Fahrstraße zum winzigen Inselchen Samarai, dem Regierungssitz für das östliche Drittel von Britisch-Neuguinea, herauszufinden. Mehrere Kutter, die der in diesen tiefen Gewässern besonders schwierigen Perlfischerei oblagen, waren die ersten Anzeichen, daß hier weißhäutige Menschen zu finden seien.

Zwischen Samarai und Finschhafen pflegt die See wegen der Häufigkeit des Schutzes durch Inseln ruhiger zu sein, als auf der Strecke von und nach Cooktown. 40 Stunden nach der Abfahrt von Samarai fiel zu nachtschlafender Zeit unser Anker im kleinen Hafen des Regierungssitzes von Kaiser-Wilhelmsland. Mein erster Eindruck am folgenden Morgen war der freudigen Staunens. Ein solches Bild der Ordnung, der Sauberkeit, des fleißigen und erfolgreichen Schaffens hatte ich nach den in Australien gehörten Schilderungen nicht erwartet. Im Hafen herrschte reges Leben.

---

*) Hugo Zöller, Deutsch-Neuguinea 2c. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft 1891.

**) Hafen an der Nordküste von Australien; Zöller fuhr mit der „Ottilie“, der Neu-Guineakompanie gehörig.

Ein große Anzahl in frischem Weiß angestrichener, von braunen Miokesen geruderter Boote verkehrt zwischen den drei Dampfern (der Kompanie) Isabel, Ottilie und Samoa, den zwei sehr viel größeren Segelschiffen Esmeralda und Florence Danvers, sowie der Hulk Norma, welche durch eine eiserne, ein Schienengeleise tragende Brücke mit dem Festlande in Verbindung gesetzt wurde.

Und wie erst freute ich mich, als ich das Land betrat, als ich das kleine, die Gebäude der Zentralstation Finschhafen tragende, durch einen Damm aus Korallenblöcken mit dem Festlande in Verbindung stehende Inselchen Madang, als ich die reizende, einem wohlgepflegten Garten gleichende Halbinsel Salankaua, wo sich das stattliche Haus des höchsten Beamten und die Büreaus der Landesverwaltung befinden, durchwanderte, als ich zu den inmitten von Gärten und Pflanzungen liegenden, in ihrer Gesamtheit ein kleines Städtchen darstellenden Privatwohnungen südlich von Salankaua, als ich zum Hospital, den Arbeiterhäusern, dem großen Viehpark, und der selbst zu kleinen Schiffsausbesserungen benutzten Reparaturwerkstätte hinauspilgerte. Welcher Gegensatz zu der greulichen Unordnung am Kongo, wo Dampfer, die erst vor ein paar Jahren hinausgesandt wurden, derart verrostet und verkommen sind, daß sie den Dienst versagen! Welcher Gegensatz zu den neu entstehenden Ortschaften im Norden Australiens, wo leere Flaschen, Konservenbüchsen, Papierschnitzel, alte Stiefeln und allerlei Unrat die mannigfaltige, aber nichts weniger als malerische Umgebung der Häuser bilden! Die luftigen, gut gehaltenen, mit Veranden versehenen Wohnhäuser, die guten Wege, die wegen der Durchlässigkeit des Kalkbodens sogar nach den stärksten Regengüssen binnen wenigen Stunden austrocknen, die hübschen Gartenanlagen mit ihren vielfarbigen, dem Urwald entnommenen Ziersträuchern, mit einem Worte: alles atmet Ordnung und Sauberkeit. Über den Bumifluß und andere Gewässer führen dauerhafte Holzbrücken. Vor allem ist der Busch, Urwald oder wie man das Kleid des Bodens nennen will, in dem Grade gelichtet und durch Gemüse erzeugende Gärten oder üppige Mais-, Taro-, Yams-, Mandiocca-, Kartoffel-, Baumwollfelder u. s. w. ersetzt worden, daß man auf halbstündigen Spaziergängen, gleichviel nach welcher Richtung, nirgendwo mehr Raum für verwesende und fiebererzeugende Pflanzenreste findet.

Uralte Kokospalmen und Brotfruchtbäume, untermischt mit den von den Deutschen gepflanzten Bananen und Papayabäumen, umfangreiche Gartenbeete und Rasenanlagen, eingefaßt von den buntblätterigen unverfälschten Kindern des Urwaldes, geben dem Gebäude des Regierungskommissars den Zauber eines altaristokratischen Landsitzes. Was soll ich über Madang, Kalibobo u. s. w. sagen — lauter Ortsbezeichnungen der Eingeborenen, die diesem oder jenem kleinen Stückchen von Finschhafen gelten? Reckte nicht im Hintergrunde all dieses Zaubers das bleiche Gespenst des Fiebers seine Arme aus, so dürfte Finschhafen gleich Baden-Baden, Buiten-

zorg*) oder Dardschiling**) zu jenen auserlesenen Lieblingsorten der Menschheit gezählt werden, bei deren Schmuck Natur und Kunst sich die Hand gereicht haben. Ob die Bodenerhebungen in Finschhafens näherer Umgebung Berge oder Hügel sind, dürfte schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls umrahmen sie ein Bild von solcher Lieblichkeit, daß das Auge des Ankommenden sich nicht satt daran sehen kann.

Der erste Eindruck von Kaiser-Wilhelmsland konnte für einen Mann, der die ungeheuren Schwierigkeiten der Anfänge in solch urwüchsigen Tropenländern in so ziemlich sämtlichen Tropenländern der Erde kennt, bloß ein durchaus günstiger sein. Die Vorbedingungen für schnelle Handelsentwickelung fand ich unvergleichlich viel ungünstiger als in Kamerun, die Vorbedingungen für Ackerbau und Viehzucht unvergleichlich viel günstiger. Ich müßte mich ganz gewaltig täuschen, wenn nicht auch das Klima der Stationen in Kaiser-Wilhelmsland den ihnen jetzt noch anhaftenden Vorwurf der Fieberhaftigkeit im Laufe der Zeit und nach Maßgabe des Fortschreitens der Kulturarbeiten mehr und mehr abstreifen würde. Auch das nördliche Queensland, wo heute niemand mehr vom Fieber spricht, ist bei Beginn der Besiedelung eine berüchtigte Fiebergegend gewesen. In Kamerun sind die wenigen dorthin gebrachten Pferde stets dem Klima erlegen. Hier dagegen leben, gedeihen und vermehren sich die zu Anfang der Besiedelung eingeführten australischen Pferde, sowie die Ponies von Timor nun schon seit mehreren Jahren, ohne daß sie selbst bei starker Benutzung Neigung zu Erkrankungen zeigen. Rindvieh giebt es in Togo und Kamerun bloß an wenigen Orten und in geringer Anzahl. Von Milch oder gar von Butter kann nicht die Rede sein. Hier aber bekommt man frische Milch, hier wird gebuttert, und die Herden im Viehpark der Kompanie, sowie diejenigen der privaten Ansiedler lassen an behäbigem Aussehen und an Neigung, sich zu vermehren, nicht das Geringste zu wünschen übrig. Auch den europäischen Hunden scheint das Klima vortrefflich zu bekommen. Ziegen, Schweine, Tauben, Enten, sowie vor allem Hühner und Truthühner giebt es in großer Anzahl. Aber man darf nicht vergessen, daß die Viehzucht wegen des undurchdringlichen Busch- und Waldkleides hier nirgendwo — wie in Australien, auf rohem Naturlande, sondern nur auf gerodetem, mit Gras oder anderem Viehfutter bestandenem Kulturlande betrieben werden kann.

Ähnlich wie mit der Viehzucht steht es mit dem Landbau. Obwohl die Ackerkrume von Finschhafen weniger gut ist als diejenige an der Astrolabebai oder bei Hatzfeldthafen, habe ich in Finschhafens Umgebung nicht bloß schweren, humusreichen Boden gesehen, wie er in Australien überhaupt nicht vorkommt, und für dessen Fruchtbarkeit nicht etwa bloß das Unkraut des Waldes, sondern die erstaunliche Üppigkeit der auf diesen Äckern ge-

*) Siehe Java!
**) Siehe Vorderindien in diesem Bande!

zogenen Kulturgewächse beredtes Zeugnis ablegt. Mais wirft nach den bisherigen Erfahrungen den meisten Ertrag ab. Auch die Taro-, Yams-, Mandioccapflanzen u. s. w. stehen vortrefflich. Von Bataten wurden 1889 20000 kg oder 6000 kg per Hektar geerntet. Kartoffeln haben eine mäßig gute Ernte geliefert, aber Tomaten gedeihen hier wie Unkraut. Die kleinen Kaffeepflänzchen, die ich sah, gestatteten noch keinen Schluß auf die spätere Entwickelung der Bäume. Man darf nicht vergessen, daß der in und bei Finschhafen betriebene, übrigens schon ganz ansehnliche Flächen ausnutzende Feld- und Gartenbau in erster Linie mit Rücksicht auf die Küchenbedürfnisse der Beamten und Arbeiter, der Ackerbau bei Butaueng und Konstantinhafen dagegen mit Rücksicht auf die Erzeugung größerer Mengen für die Arbeiter bestimmter Lebensmittel und der Plantagenbau in Hatzfeldthafen und Stephansort mit Rücksicht auf lohnenden Ausfuhrhandel betrieben wird. Von Früchten sah und genoß ich in Finschhafen Bananen, Kokosnüsse, Papayas, Grenadillos und Ananas, von europäischen Gartenerzeugnissen Bohnen, verschiedene Salatarten, Möhren, Gurken, Radieschen und Petersilie. Das Schlimmste ist, daß die Anlage von Pflanzungen, die Ausfuhrware in lohnender Menge zu erzeugen vermögen, so sehr viel Zeit in Anspruch nimmt. Und man kennt noch kein einen lohnenden Handelsartikel darstellendes Landeserzeugnis, das — ohne angebaut zu werden — bloß ausgebeutet zu werden brauchte.

Der Handelsverkehr mit den in der Nähe von Finschhafen wohnenden durchaus friedlichen Eingeborenen steckt in der allerersten Kindheit. Eisen für ihre Äxte, Perlen für ihren Schmuck und bedrucktes Baumwollenzeug für ihre festtägigen Hüftentücher sind neben Tabak und allerbilligsten Zigarren die wichtigsten Tauschartikel, mit denen man — und thatsächlich um sehr billigen Preis — kleine Dienstleistungen zu bezahlen pflegt. Während die Eingeborenen des Bismarck-Archipels und der Salomo-Inseln schon seit mehreren Jahrzehnten als gute Arbeiter und vor allem auch als sehr gute Feldarbeiter gelten, haben sich Angehörige des Jabim-Stammes von Finschhafen zum ersten Mal behufs Teilnahme an meiner Finisterre-Expedition von den Weißen anwerben lassen. Obwohl die Leute dich beim Besuch ihrer Dörfer mit „Guten Morgen, Landsmann", „bitte um eine Zigarre", „danke" oder Liedern wie „Du bist verrückt, mein Kind" und Ähnlichem begrüßen, leben sie, abgesehen von den paar Tauschwaren, noch heute ebenso wie beim Beginn der Besiedelung. Eine besondere Art, sie zum Arbeiten zu bewegen, ist erst neuerdings durch Zufall herausgefunden worden. Als es sich darum handelte, auf der $1^1/_2$ stündigen Strecke von Finschhafen nach der Missionsstation Simbang (von wo man über den Bubui-Fluß setzend nach der Station Butaueng gelangt) einen für Lastträger begehbaren Weg herzustellen, wurde den Bewohnern der Dörfer Kolem und Simbang ein Geschenk versprochen, wenn sie den bereits vorhandenen Fußpfad so weit verbreiterten, daß die Sonne hineinscheinen und nach Regenwetter den Weg

auftrocknen könne. Daß diese Arbeit zur Zufriedenheit geleistet worden, davon habe ich mich selbst, indem ich nach Simbang ritt, überzeugen können.

Wenn man von Finschhafen aus im Ruder- oder Segelboot nordwärts oder südwärts längs der von den Jabim bewohnten Küste fahren will, so hat man außer auf die Richtung des in dieser Gegend der Küste parallel wehenden Monsuns auch auf die sehr starke Strömung Rücksicht zu nehmen. Ich selbst bin mit dem Kanzler Schmiele, mit Herrn Stationsvorsteher Winter, mit einem Sohne des Häuptlings Makiri und drei anderen Schwarzen von Finschhafen aus bei hochgehender See nach Bussum gefahren, um dort ein großes Tanzfest mit anzusehen. Die Szene ist überall an dieser Küste die nämliche: Voreinander, hintereinander, nebeneinander in unbeschreiblicher Durcheinanderwürfelung mittelhohe Berge, die umkleidet sind mit dem frischesten, saftigsten Waldesgrün, das irgendwo auf der Erde zu finden ist. Bei der Landung in Bussum empfingen wir, da mit Masken und Federbüschen phantastisch aufgeputzte Leute geschäftig umhereilten, einen ähnlichen Eindruck wie etwa in Köln zum Karneval einige Stunden vor dem Aufbruch des Rosenmontagszuges. Ich habe in Bussum nicht mehr als zwei Dutzend auf Pfählen stehende Hütten gezählt, aber trotz dieser geringen Einwohnerzahl hatte das Dorf an alle umliegenden Ortschaften förmliche Einladungen zu einem großen Tanz oder „Bum-Bum“ ergehen lassen.

Leidenschaftlichere Tänzer als die Papuas unseres Südseeschutzgebietes dürfte es nirgendwo sonst auf der Erde geben. Ein wilderes, fremdartigeres, leidenschaftlicheres, wenn man so sagen darf: charaktervolleres Bild, als es abends und nachts bei der flackernden Beleuchtung einiger Hundert qualmender Fackeln, die durch bunte Bemalung und Federschmuck nach Indianerart aufgeputzten, sich durch Gesang, Waffengeklapper und die rhythmischen Bewegungen des Tanzes in immer größere Aufregung hineinarbeitenden Tänzer darboten, ist mir niemals zu Gesicht gekommen. Während die älteren Weiber auf Trommeln und sonstigen Musikinstrumenten nicht ungeschickt den Rhythmus des Tanzes und der gesungenen Worte begleiteten, bewegten sich in einem inneren Kreise, ihre Speere und Keulen schwingend, die Männer, in einem äußeren die in nicht ungraziöser Weise die Bewegungen des Kasuars, des australischen Straußes nachahmenden Mädchen und jüngeren Frauen. Um den Zuschauern die Ähnlichkeit deutlicher zu machen, hatten sich die Mädchen und Frauen an der Rückseite ihrer kurzen Faserröckchen eine aus Vogelfedern hergestellte, sich bei jedem Sprunge gleich dem Gefieder eines großen Vogels hebende und senkende Tournüre zugelegt. Noch mehrere Nächte später gellten mir im Traume die Begleitworte des beliebtesten Tanzrhythmus, nämlich das stundenlang gehörte „sangimo waigei“ in den Ohren. Und der alte Häuptling Makiri mit seinen Bocksprüngen verwandelte sich bei meinen Träumen in einen leibhaftigen Ziegenbock.

Eine kleine Strecke landeinwärts von Bussum gelangt man ins Kei-

Land. Die Kei-Dörfer Gabogabo, Pokku (160 m über dem Meere), Uontalú (170 m), Wángowo (270 m) und schließlich halbwegs des Sattelberges Jumó (350 m), zu denen ich etwa zwei Dutzend Bergzüge hinauf- und wieder hinunterkletternd vorgedrungen bin, lagen nicht sehr weit voneinander entfernt, bestanden aber ein jedes bloß aus sehr wenigen Hütten. Dabei hieß es beständig durch Bäche waten, Sümpfe durchqueren, auf Baumstämmen über Abgründe balancieren, oder auf Händen und Füßen, sei es scharfkantige Korallengehänge, sei es vom Regen aufgeweichte, beinahe senkrechte Abstürze hinabklettern. Das Eigenartigste und Interessanteste an den Kei-Dörfern sind deren Baumhäuser oder Baumfestungen, die sich meines Wissens außer bei diesen Kei-Stämmen landeinwärts von Finschhafen nirgendwo sonst im ganzen deutschen Schutzgebiet von Neuguinea vorfinden. Die Baumhäuser, deren es in jedem der von uns gesehenen Kei-Dörfer eins oder zwei giebt, sind in den Baumwipfeln angebrachte, kleine Festungen, zu deren schwindelnder Höhe sich bei feindlichen Überfällen die Insassen eines Dorfes auf langen Strickleitern zurückziehen. Versucht man hinaufzusteigen, so hat man, da die Leitern schwankend sind, dasselbe oder vielmehr ein noch unangenehmeres Gefühl, als wenn man an Bord eines Schiffes als Nichtseemann zum Mastkorb emporklettert.

Ein Zusammentreffen des „Challenger" mit den Papuas in der Humboldtsbai an der Nordostküste von Neuguinea.*)

Von Ké ging es nordwärts durch die Bandasee nach den reizenden Gewürzinseln (Molukken), wo namentlich auf der südlichsten derselben (Banda) ein längerer Aufenthalt genommen und beim holländischen Gouverneur sogar nach Straußschen Melodieen getanzt wurde. Nach dem ursprünglichen Plan sollte Neuguinea südlich liegen bleiben und von Mindanao aus geradewegs die Greenwichinseln besucht werden. Widrige Winde und Strömungen trieben aber südwärts, und so wurde denn der glückliche Entschluß gefaßt, in die Humboldtsbai (Nordostküste Neuguineas) einzulaufen und von da die Admiralitätsinseln anzusegeln. Auf diese Weise ward die Fahrt mit einer der farbenprächtigsten Episoden bereichert:

Es war, als wir einliefen, noch hell genug, um die bewaldeten Abhänge der beiden Seiten genau zu überblicken, dann kam die Dunkelheit mit tropischer Eile, und als wir Anker warfen, erglänzten im Zwielicht zu beiden Seiten lange Reihen von Feuern. Ab und zu ertönte ein lautes Gejohl übers Wasser, doch näherte sich niemand. Erst gegen 9 Uhr kam ein und gleich darauf ein zweites Kanoe in die Nähe des Schiffs, deutlich

*) Geschildert von Prof. Willemoes-Suhm. — Die Korvette the Challenger, von der englischen Regierung freigebig ausgerüstet — zum Zweck der Tiefsee-Untersuchungen — verließ London 1872; die hier geschilderte Szene fällt in das Frühjahr 1875.

erkennbar am Schein eines glimmenden Scheites. Sie johlten in ihrer Weise und sprachen zu uns, kamen aber trotz freundlichster Aufforderung mittelst Laternenschwenkens nicht an Bord. Ja sogar in die Nähe der Treppe und der Zwischendeckfenster kamen sie erst nach längerem Zaudern, nahmen aber dann bunte Tücher in Empfang und sandten sogar etwas als Erwiderung. Der Mond war noch nicht aufgegangen, so daß man noch nichts erkennen konnte als aufrecht stehende Männer auf den Plattformen der Kanoes, und sitzende Ruderer vorn und hinten. Jetzt nähert sich ein Boot dem Laboratorium, und beim Schein der aufs Fensterbrett gestellten Lampe erkannten wir völlig nackte Gestalten mit Schweinshauern in der Nase, großer Perücke voll wehender Federn und mit einem die Stirn wie ein Diadem umfassenden Kranze von roten Hibiscusblüten.

Bald aber fuhren beide Kanoes wieder ab, und bis 12 Uhr blieb alles ruhig, als plötzlich wohl ihrer zehn erschienen, die erst wieder fortfuhren, als sie merkten, daß man sich an Bord zur Ruhe begeben hatte.

Unser Schlaf war indessen kurz, schon vor Tagesanbruch drang durch das Luftloch meiner Kammer der Lärm der draußen das Schiff umschwärmenden Papuas — mehr Geheul als irgend etwas anderes. Gleich nach 5 Uhr ging ich an Deck und genoß von der Brücke eines so außerordentlichen Anblicks, wie ihn der Reisende nur noch an sehr wenigen Punkten unserer Erde, ja vielleicht nur noch hier haben kann. Etwa 70 Kanoes mit 300—400 heulenden und gestikulierenden Wilden umgaben, sich stoßend und drängend, das Schiff. Alle waren schön geschmückt; riesige Perücken aus Kasuarfedern mit einem Diadem davor, das mit Cuscusfell verbrämt war, wehende schwarze und weiße Federn im krausen Haar, Schweinshauer in der Nase und Schildpattringe in den Ohren — so erschienen messieurs les sauvages im Vollbewußtsein ihrer Macht und Würde, und ließen es zweifelhaft, ob die in den Kanoes in Massen liegenden Pfeile und Bogen Krieg, oder ob die zum Tausch erhobenen Gegenstände Frieden bedeuten sollten.

Zunächst holte ich, um zu sehen, ob sie Paradiesvogelhäute hätten oder nicht, den Balg eines Paradisea apoda hervor und wies ihnen den vor. Sofort zeigten sie lebhaftes Verlangen darnach und boten alles Mögliche zum Tausch an. Solche Vögel, oder wenigstens die nahverwandte P. papuana gab es also hier nicht, das war klar. Ich handelte noch einige andere Dinge ein, als plötzlich das Schiff sich in Bewegung setzte und weiter in die Bucht vordrang. Nach unglaublicher Verwirrung folgten sie uns in geschlossenen Reihen, wieder von Zeit zu Zeit in lautes allgemeines Gejohl ausbrechend und unablässig die Kriegstrompete, große Tritonmuscheln, erschallen lassend.

Als wir nun dem Dorfe, dessen spitze, im Wasser stehende Hütten wir deutlich unterscheiden konnten, uns genügend genähert und Anker geworfen hatten, begann mit dem sich nun lebhaft entwickelnden Tauschhandel eine genauere Betrachtung unserer vis-à-vis. In den Kanoes saßen oft drei

Männer, einer in der Mitte auf der Plattform, wo das Feuer brennt, und vorn und hinten zwei Knaben oder junge Männer. Manchmal waren ihrer aber auch zwei bis drei auf der Plattform, von denen dann einer als der Befehlende erschien, der auch meistens schöner geschmückt war und am Handel nur insofern teilnahm, als er den Tausch gut hieß oder verwarf. Häuptlinge müssen übrigens auch dagewesen sein, namentlich einer wurde als solcher erkannt, der schöneren Kopfputz hatte als die übrigen, dem langes Gras von den Armen hing, und der ungeheure Hauer in der Nase hatte — ihm machten die anderen Kanoes Platz. Sie waren meist von mittlerer Größe, einige aber sehr stark muskulöse Männer. Die Knaben, von hellerer Farbe, meistens ganz ohne Schmuck, mit mittelkurz geschorenem Haar und noch nicht künstlich aufgetriebener Nase, sahen oft recht gut aus, waren manchmal sogar hübsch mit lebhaft funkelnden Augen. Wahrscheinlich im Alter von 16—17 Jahren lassen sie ihr Haar in der Mitte von hinten bis auf die Stirn wachsen, scheren es aber an den Seiten, und nun sieht es aus, als trügen sie eine griechische Raupe, ähnlich der auf den bayerischen Helmen. Ins Haar stecken sie nun einzelne Federn und binden Grün an die Oberarme, tragen auch wohl Arm- und Halsbänder.

Sie waren von vornherein gegen uns durchaus mißtrauisch; keiner war zu bewegen, aufs Schiff zu kommen. Wir wurden, wie wir unten sehen werden, angegriffen, zwei andere Boote aber landeten, wobei sie hilfreiche Hand leisteten und sich, als Hr. Murray Vögel schoß, sehr freuten: offenbar kannten sie Feuerwaffen nicht. Übrigens wunderten sie sich eigentlich nur augenblicklich, waren auch, als z. B. die Dampf-Pinasse zu laufen anfing, weder verwundert noch neugierig, ärgerten sich nur, daß sie Platz machen mußten. Als ich ins Boot gestiegen war und meinen chinesischen Sonnenschirm aufspannte, erregte das allerdings Heiterkeit und Erstaunen. Intelligent waren sie; auf ihren Vorteil sehr bedacht, betrogen sie, wo sie konnten. Ja und Nein bezeichneten sie durch unsere Geberden, oder verstanden diese wenigstens; wenn sie etwas erst sehen wollten, berührten sie ihre Augen.

Von einem früheren Verkehr mit Europäern fanden wir außer wenigen Glasperlen keine Spur. Auch ließ die große Menge ihrer Schmuckgegenstände, Steinäxte, Waffen, Brustschilder ꝛc. schließen, daß größere Schiffe hier wohl jahrelang nicht gewesen waren. Sie lebten noch völlig in der Steinzeit und hatten große Äxte, in denen vorn ein schöner, oft platt polierter Melaphyr, auch Hämmer, in denen vorn ein rundlicher, serpentinartiger Stein saß. Diese Äxte wurden, als sie merkten, daß Wert darauf gelegt ward, in Menge ans Schiff gebracht, aber womöglich nur gegen eine von unseren Äxten, jedenfalls nur gegen Eisen oder ein Messer abgegeben. Dies waren die Gegenstände, die sie am meisten schätzten, fast alles andere, als Pfeifen, Tabak, Spiegel, Maultrommeln, wurde gar nicht beachtet oder schnöde zurückgewiesen.

Tabak oder etwas Ähnliches hatten sie selber, denn wir sahen sie oft

diesen in ein trockenes Blatt wickeln und die so verfertigte Zigarette rauchen. Im ganzen aber schienen sie dem Betelkauen mehr ergeben als dem Rauchen, wie denn auch die Zähne aller stark rot gefärbt und sehr unsauber gehalten waren. Ihre Nägel sind lang und klauenartig zugeschnitten.

Des Schwimmens waren sie in hohem Grade mächtig und begaben sich, auf diese Weise Gegenstände hin- und herreichend, fortwährend von einem Kanoe zum anderen, worauf sie dann das Wasser wie ein Pudel von sich abschüttelten.

Ihre Waffen sind mächtige Bogen mit langen Pfeilen, welche Widerhaken die Menge haben, aber wohl nicht vergiftet sind. Ferner haben sie spitze Dolchmesser aus Kasuarknochen und dreizinkige Speere, letztere aber wohl nur zum Fischfang verwendbar.

Die Kanoes haben eine kleine Plattform und einen Auslegebalken, sie sind ziemlich klein, meist nur für 4—5 Personen Raum bietend, und scheinen nur in der Bucht, nicht auf hoher See brauchbar. Die Schnäbel der Boote sind oft mit Schnitzereien, einen Monitor darstellend, und die Mastenden (denn sie segeln auch) mit Kasuarfedern verziert.

Ich erwähnte bereits der Kriegsdrommete Neuguineas, der großen, überall in der Südsee verbreiteten Strombusschalmei! Sonst bemerkte ich von musikalischen Instrumenten noch eine Flöte, die sie auch in der Nähe des Schiffes geblasen haben sollen .... Auch eine große Trommel, deren Resonanzboden aus einem Monitorfell bestand, wurde mir angeboten. Unsere Musik beim Aufwinden des Ankers verstanden sie als solche ganz offenbar, denn einer lachte und machte mir zuwinkend tanzende Bewegungen.

Die Häuser sah ich nur von weitem. Am Fuße des steil abfallenden, reich bewachsenen Berges lagen ihrer im Wasser etwa 9—12, alle pyramidenartig spitz zulaufend, auf Pfählen stehend und durch eine Brücke miteinander verbunden. In der Mitte unterschieden wir ein viel höheres Gebäude, wohl den Tempel. Hier sah man von weitem die Weiber, welche zum Teil Säuglinge an der Brust hatten, umherstehen.

Getauscht und beobachtet hatten wir nun genug, auch, wie wir dachten, die Wilden an unseren Anblick gewöhnt und von unserer friedlichen Absicht überzeugt: jetzt sollte gelandet werden. Während Professor und Kapitän in dem einen Boot beim Dorfe zu landen versuchten, wollten die Herren Buchanan, Moseley und ich es gegenüber bei einer Palmenniederung thun. Wir nahmen einige Diener mit, die, wie die Bootsmannschaft, bewaffnet waren, und ruderten durch die das Schiff umgebenden Kanoes bis in die Nähe der ins Auge gefaßten Stelle, als plötzlich zwei Boote feindlich auftraten und Messer und Äxte erpressen wollten. In beiden stand ein Kerl im vollsten Putz mit halbgespanntem Bogen und forderte befehlend mehr als die Kleinigkeiten, welche er schon erhalten hatte, während jüngere Männer sich an unserem Boote festhielten. Wir hätten sie natürlich leicht niederschießen können, aber das sollte nur im äußersten Notfall geschehen,

und das Zeigen der Schußwaffen nützte gar nichts; denn was das sei, wußten unsere Gegner nicht. Inzwischen juckte es uns bedenklich im Rücken, die Kerle wurden immer unverschämter, und wir dachten schon, es werde zum äußersten kommen müssen, als plötzlich einer derselben meine kleine Botanisiertrommel fortriß und jetzt sich beide Kanoes über die vermeintlichen Schätze herstürzten. Das gab uns Zeit zu entkommen und ließ ein Blutvergießen vermeiden, das nicht nur unsere, sondern auch des Kapitäns Rückkehr zum Schiff sehr in Frage gestellt hätte, da natürlich sofort in der ganzen Bucht Krieg entbrannt wäre. In der betreffenden Botanisiertrommel aber fand der glückliche Räuber — eine Flasche mit Sodawasser.

6. Der Bismarck-Archipel.*)

Ende des Jahres 1884 hat die deutsche Reichsregierung gegenüber Finschhafen auf einer Inselgruppe die deutsche Flagge gehißt, welche früher mit dem Namen Neubritannia-Archipel bezeichnet worden ist. Heute führt sie den Namen Bismarck-Archipel und umfaßt Neupommern, Neumecklenburg, Neuhannover und die Admiralitätsinseln nebst vielen kleinen Eilanden. Die Gesamtfläche dieser Gruppe wird auf 48000 qkm und die Bevölkerung auf 200000 Köpfe geschätzt. Der bekannte englische Kapitän Dampier stellte 1669 zuerst fest, daß die Insel Neupommern von Neuguinea durch eine Meeresstraße getrennt ist. Einige Teile der Insel wurden im vorigen Jahrhundert durch d'Urville beschrieben. Gegenwärtig ist der östliche Teil der Hauptinsel, sowie die kleine Insel Neulauenburg genauer bekannt, während der westliche Teil der ersteren im Innern noch gar nicht, an der Küste aber durch den Engländer Powell Ende der siebziger Jahre besucht worden ist. Der kühne Brite beschreibt seine Fahrt an der Nordwestküste Neupommerns als höchst gefährlich, da Riffe und kleine Korallenbänke in zahlloser Menge vorhanden waren und in größerer Entfernung vom Lande sich schwere Sturzwellen an den großen Wallriffen brachen. Anders und günstiger liegen die Verhältnisse an der Nordostküste, wo die Blanchebai einen ansehnlichen, schönen Hafen bildet. Mitten in derselben liegt das Inselchen Matupi, das Konsul Hernsheim wegen seines gesunden Klimas besonders hervorhebt, und so findet die Wahl Matupis zur Zentralstation des Hauses Hernsheim ihre Erklärung. Auch der Hafen Makada, den Seeleuten besser als „Fergusons Hafen“ bekannt (auf einem der winzigen Eilande, die die Insel Neulauenburg umgeben), ist brauchbar, doch gehört er der eindringenden Strömungen und des beweglichen Ankergrundes wegen nicht zu den

*) Vergl. Powell: Unter den Kannibalen von Neubritannia. Deutsch von Schröter. Leipzig 1884. Unsere Zeit. 1885. Heft 4. — Ausland 1884. Nr. 36.

Häfen ersten Ranges, obschon seine Tiefe bis 18 m beträgt. Die Häfen Praslin und Carteret auf Neu-Irland werden als treffliche Ankerplätze bezeichnet.

Die 24 000 qkm große Hauptinsel ist von hohen Bergen, die jedoch von Schluchten und Ebenen unterbrochen sind, erfüllt, und bis zur Küste dicht bewaldet. An der Nordküste bemerkte Powell die drei Hauptvulkane, die unter dem Namen der „Mutter und Töchter" bekannt sind, und deren älteren und neueren Ausbrüchen die erstarrten Lavaströme und Bimssteinfelder ihren Ursprung danken. Auch an der Nordwestküste arbeitet Vulkan noch eifrig in seiner unterirdischen Werkstatt. In Bezug hierauf erzählt Powell: „Wir steuerten westwärts auf das Kap Gloucester (Neuguinea gegenüber) los. Bei unserer Annäherung sahen wir eine große Rauchmasse über dem Lande, welche die Berggipfel verhüllte, und entdeckten, als wir näher kamen, daß der Rauch aus unzähligen großen und kleinen Vulkanen emporstieg, die alle in heftiger Thätigkeit begriffen waren. Es war ein ganz außerordentlicher Anblick; wohl 100 Vulkane oder mehr spieen Feuer und Rauch aus, das ganze Land schien in Feuer zu stehen. In der Dunkelheit war der Anblick geradezu wunderbar. Die Flammen schienen die Bergspitzen zu verdecken, und es würde leicht gewesen sein, bei ihrem Lichte zu lesen. Die Luft war erfüllt mit feiner Asche, welche alles mit hellgrauer Färbung bedeckte und das Atmen etwas erschwerte." Die Matupi-Insel ist ebenfalls ein Produkt vulkanischer Hebung und Aufschüttung, auch in ihrer Mitte fanden sich erloschene vulkanische Krater, und die Insel ist aus Sand und Bimsstein, also aus vulkanischen Produkten, zusammengesetzt. Der gesamte Archipel steht wie auch Neuguinea unter der Herrschaft der Monsune, und diese halbjährlich wechselnden Winde (Südost- und Nordwestmonsun) regeln die Jahreszeiten. Außer durch Niederschläge ist die Hauptinsel auch durch Flüsse gut bewässert. Powell entdeckte bei seiner Küstenfahrt an der Nordwestseite die Mündung des Holmesflusses, fuhr über eine Barre in den 1200 m breiten Strom ein und spricht sich über das von ihm Wahrgenommene in fast überschwänglicher Weise aus: „Tropischer Pflanzenwuchs von wildester Üppigkeit bedeckte die Ufer; Palmen und Farnkräuter tauchten ihre schöngeformten Blätter in den Wasserspiegel. Von anderen Bäumen hingen Schlingpflanzen mit den glänzendsten Blüten herab; die kleineren Büsche und Stauden waren förmlich in strahlende Farbenpracht getaucht. Bunte Vögel aller Art wiegten sich von einem Baume zum andern; weiße und blaue Königsfischer, kleine strahlende Cinnyriden, kreischende Papageien. Aus größerer Entfernung drang der schrille Laut der Großfußhühner zu uns; alle Stimmen aber übertönte der rauhe Schrei und rauschende Flug der Nashornvögel. Scharen wilder Tauben umschwärmten den oder jenen Baum, und ihr Girren mischte sich sanft in die zauberhafte Harmonie. Bei jeder Drehung des Flusses entdeckte man neue Reize. Es war mir, als könnte ich nicht sprechen, sondern nur mit trunkenem Auge den herrlichen

Anblick genießen. Ohne irgend eine Spur von Eingebornen wahrzunehmen, drangen wir 6—7 km vor; wir kamen an den Mündungen mehrerer Nebenflüsse von nicht unbedeutender Wasserfülle vorbei. Bald wurde nun der Fluß schmäler und endlich seichter. Aber wir drangen immer weiter vor, indem wir das Boot über die seichten Stellen und das häufig unseren Weg hemmende Treibholz hinwegzogen. Bald erkannten wir deutlich, daß das seit einiger Zeit vernommene Tosen von einem Wasserfalle herrührte. Nach etwa einer halben Stunde bekamen wir ihn in Sicht. Die Feder ist zu schwach, um den Anblick zu beschreiben. Die Spitze des Falles schien sich in dem Nebel zu verlieren, und die Höhe desselben genau zu bestimmen, ist mir unmöglich; aber ich sollte meinen, daß das Wasser ohne unterwegs irgendwo anzuschlagen oder aufzutreffen wohl 120 m hoch und 30—40 m breit in ein weites, augenscheinlich von ihm selbst ausgewaschenes Becken herabstürzt." Daß unser Gewährsmann zwei Bäche durchschritt mit 49° C. Temperatur — eine für nackte Füße allerdings unangenehme Wärme, die natürlich mit vulkanischen Erscheinungen zusammenhing — erwähnen wir nur nebenbei.

Es wäre unnötig, alle die Erzeugnisse des Pflanzen- und Tierreichs, die wie in Neuguinea so auch hier die Bedingungen ihres Gedeihens finden, nochmals aufzuzählen. Das Klima ist unter solcher Breitenlage, in der Atmosphäre der bis ans Ufer reichenden tropischen Pflanzenfülle nicht frei von Fiebern, die bald mehr, bald weniger bösartig auftreten. Daß sich mit der Lichtung des Dickichts die klimatischen Verhältnisse bessern werden, ist zweifellos.

Die Bewohner dieses Archipels gehören zu derselben Rasse der Papuanen oder Melanesier, die wir auf Neuguinea bereits antrafen. Wir fügen daher jener Charakterisierung hier nur einige eigentümliche Merkmale hinzu. Die Wohnungen der Neubritannier sind Bambushütten, mit Pandanusblättern gedeckt. An den Wänden stehen die Schlafpritschen, gedeckt mit Matten aus grünen Kokosblättern, die zwar das Lager kühl, aber zufolge der dicken Blattstiele auch rauh machen. Dem Besucher bringt man eine solche Matte vor die Hütte und als Gastgeschenk die Betelnuß, die zwar europäische Gaumen etwas ausbrennt, aber eine angenehm kühlende Wirkung ähnlich der Pfefferminze hervorbringt, und deren Zurückweisung eine Beleidigung sein würde. Was die Nahrung der Eingeborenen anlangt, so sind nicht alle Gerichte für alle Stände und Geschlechter zulässig, sondern manche sind „Tabu"; es bezeichnet dies Wort einen religiösen Gebrauch, wodurch man irgend einen Gegenstand dem allgemeinen Gebrauche zum Besten bevorrechteter Kasten entzieht. So ist an manchen Orten Schweine- und Schildkrötenfleisch für die Frauen Tabu, an einem anderen, Namens Karavia, fand Powell so viel Gerichte für die Männer unter jenem Siegel, daß ihnen nur Menschenfleisch, Geflügel und Fische zum Genusse blieben. Hundefleisch gilt vielfach als Leckerbissen, den man auf besondere Festlichkeiten, so z. B.

auf den Tod eines Häuptlings, aufspart. Auch junge Alligatoren, Kasuare, Großfußhühner, Vogel- und Schildkröteneier, Spinnen, fliegende Eichhörnchen, Flederhunde und -mäuse gelten als Fleischspeisen in dem Speisezettel unserer Neupommern. Die vegetabilische Kost besteht in Yams- und Aaronswurzel, Bataten und Bananen. Der Kochvorgang vollzieht sich teilweise auf merkwürdige Art: man zündet in einer Grube Feuer an, wirft Steine hinein und läßt dieselben rotglühend werden. Vermittelst hölzerner Zangen bringt man sie sowohl in den hohlen, ausgeschlachteten Körper des zu bratenden Schweins, als auch auf die Oberhaut desselben, nachdem man es in die Grube gebettet hat. Das Ganze wird mit Bananenblättern und Erde bedeckt, und nach zwei Stunden kann die Verteilung vermittelst der Obsidianmesser beginnen. Die Chirurgie bedient sich derselben Instrumente wie die Schlächterei, auch Haifischzähne und Glasscherben enthält das ärztliche Besteck. Die Wundärzte heilen Arm- und Beinbrüche, setzen Perlmutterzähne ein, lassen zur Ader. Sie sind zugleich Zauberer, Wind- und Regenmacher. Ihr Hokuspokus, z. B. das Herausziehen von Magenwürmern, die man sehr gern als Krankheitsursachen angiebt, erinnert lebhaft an das sibirische Schamanentum. Der Glaube an ein göttliches Wesen, das man als der Verehrung würdig bezeichnen könnte, ist den Neupommern verloren gegangen. Den in den aufbewahrten Schädeln fortlebenden Geistern ihrer Freunde wie ihrer Feinde schreiben sie einen bedeutenden Einfluß auf ihr Wohlergehen zu. Seit 1875 wirkt die wesleyanische Methodistengesellschaft auf dem Archipel mit mehr Eifer als Erfolg. Der Missionär Brown erschien mit acht Lehrern, die Fidschi-Insulaner, und zweien, die geborene Samoaner waren, späterer Nachschub folgte. Man predigte in der Landessprache, hatte sechs kleine Kirchen gebaut, die Schulen erfreuten sich guten Besuchs. Doch das Interesse der Eingeborenen an der ernsten Sache des Christentums war nicht tiefgehend. Die ersten zwei oder drei Mal, sobald an einer neuen Station „Lotu“ oder Gottesdienst gehalten wurde, erschienen sie aus Neugierde. Powell fragte eines Tages einen alten Häuptling, wie es ihm im Lotu gefalle. „Nun,“ sagte er ernsthaft, „ich ging hin, um zu schlafen; aber es war durchaus nicht angenehm. Ich werde wohl nicht wieder hingehen.“ Ja eines Tages war ein Teil der Glaubensboten verspeist worden. Die Eingeborenen stehen unter Häuptlingen, deren Herrschaft zuweilen über den Dorfbezirk hinausreicht. So besitzt der König „Dick“ auf der Insel Neulauenburg nicht bloß die Hälfte dieses Eilandes, sondern auch Teile Neupommerns und Neumecklenburgs. Das einheimische Geld besteht in kleinen, durchlöcherten Kaurimuscheln, die auf Bambusstäbchen aufgereiht werden. Solche Schnüre heißen dann Diwarra. Sie werden in sechs verschiedenen Längen als Münze verausgabt; so reicht die erste bei ausgespannten Armen von Hand zu Hand, die zweite vom Brustbein bis zur Hand, die dritte von der Schulter bis zur Hand, die vierte vom Ellbogen bis zur Fingerspitze, die fünfte vom Handgelenk bis zur

Fingerspitze und die sechste ist gleich einem Fingerglied. Die Frauen sind nur in der Jugend hübsch; im Ehestand sind sie die Lasttiere des Mannes; sie besorgen das Haus, die Pflanzung, den Handel. Sie leiden durch die Vielweiberei. Je mehr Diwarra ein Mann besitzt, um so zahlreicher sind seine Frauen, die er zuweilen, um das Heft in den Händen zu behalten, mit dem Stocke bearbeitet. Daß man Kriegsgefangene und gestrandete oder feindselige Fremde auffrißt, wurde bereits angedeutet; ob man damit die Rache bis aufs äußerste kühlen, ob man die Tugenden des geachteten Kriegers in sich aufnehmen, ob man dem Gaumen dadurch einen Kitzel verschaffen will: wird schwer zu entscheiden sein. Eine eigentümliche Erscheinung unter diesen Wilden ist jedenfalls der „Duck-Duck". Er ist die „personifizierte Justiz", ist Richter, Polizist und Henker zugleich. Er wird vom Häuptling gewählt, schreitet einher bis zum Gürtel herab verhüllt, kann jedermann sehen, ohne daß jemand ihn erkennen könnte. So wandelt er durch den Busch, von Dorf zu Dorf, jeden Streit schlichtend, Diwarra dafür empfangend, dem Ungehorsamen das Haus über dem Kopfe ansteckend, Frauen und Kinder vertreibend, denn sobald sie sich erblicken lassen, sind sie dem Tode verfallen. Nur ein Geheimbund ist in das Wesen des Duck-Duck eingeweiht.

Der deutsche Verkehr mit diesem Archipel ist nicht von heute und gestern. Das Haus Godeffroy in Hamburg gründete 1871 wohl die ersten Niederlassungen hier, deren Zahl sich 1883 auf 18 belief, während die Firma Hernsheim 34 besaß. Das erste Handelshaus schuf auch das System, nach welchem andere Firmen den Handelsverkehr in der Südsee organisieren. Man errichtet eine Zentralniederlassung auf einer Insel, und dazu Nebenstationen, Agenturen auf den übrigen. Die Agenten erhalten eine Wohnung, ein Magazin, Karren, Boote, Pferde, und sie leiten nun den Verkehr mit den Eingeborenen ein. Sie beziehen entweder festen Gehalt und Gewinnanteil, oder man nimmt ihnen die Landesprodukte zu einem vereinbarten Preise ab, und sie suchen dann durch billigen Ankauf bei den Eingeborenen zu gewinnen. Dann und wann erscheint ein Schoner von der Zentralstation, um neue europäische Waren zu bringen und die Landesprodukte fortzuschaffen. So verfahren auch die Firmen Hernsheim, Ruge, Heedemann, Capell u. a. in der Südsee. Diese Schoner fassen 60—80 t, und ihre Zahl nimmt, dem wachsenden Verkehr entsprechend, stetig zu. 1874 fuhren nur vier Schiffe mit 381 t Gehalt, 1882 bereits zwanzig mit 1987 t. Das Haus Hernsheim hat seine Zentralstation — wie bereits erwähnt — auf dem Inselchen Matupi in der Blanchebai errichtet. Der Bismarck-Archipel wird ebenso wie Neuguinea zunächst Wichtigkeit für uns erlangen durch die Rohstoffe, die er unserer Industrie liefert, besonders Kopra*); ferner, aber nur nach und nach, als Absatzgebiet deutscher Waren;

*) Der getrocknete, fleischige Kern der Kokosnuß.

endlich wird derselbe bei seiner zahlreichen, kräftigen Bevölkerung die Anlegung von Kultivationen, von Plantagen erleichtern und, da die gute Behandlung der melanesischen Arbeiter seitens deutscher Pflanzer bereits in der Südsee von sich reden macht, eine Stelle für kontraktmäßig gemietete Arbeiter für Plantagen auf anderen Südsee-Inseln werden. Lassen wir uns am Schlusse vom früheren Konsul des Deutschen Reichs, Hernsheim, einiges Interessante aus seinen Südsee-Erinnerungen erzählen!

Hernsheims Erinnerungen an seinen Aufenthalt im Bismarck-Archipel.*)

„Längs der grünbewaldeten Küste von Neumecklenburg segelnd, passieren wir den St. Georgskanal und gehen in der Blanchebai, einer geräumigen Bucht an dem Nordostende Neupommerns, vor Anker. Hier weht uns aus der Mitte der Lagerhäuser die deutsche Flagge entgegen, des fieberfreien Klimas halber hat man die kleine in der Bucht geschützt liegende Insel Henderson oder Matupi zu einer Hauptniederlassung gewählt und bearbeitet von hier aus Neupommern, Neumecklenburg und die umliegenden Inseln. Die Bewohner dieser Gruppe sind von dunkel-, beinahe schwarzbrauner Hautfarbe und gehen vollständig nackt; sie zeichnen sich durch kräftigen, gut entwickelten Körperbau aus. Das dicke, wollige Haar wird von den Frauen kurz geschoren, ohne jegliche Verzierung, meist mit Eisenocker rot gefärbt, getragen; die Männer dagegen entfalten viel größere persönliche Liebhaberei in Bezug auf den Kopfputz und rasieren mit Muscheln bald den Vorderkopf, bald einen schmalen Streifen quer über den Scheitel, oder sie lassen nur einige Büschel Haare in der Mitte stehen. Andere ziehen die verfilzten, lockigen, vom Wirbel gleichmäßig nach allen Seiten fallenden Haarstränge in die Länge, so daß man lebhaft an einen Pudelkopf erinnert wird, oder sie verzieren die Perücke mit rot oder gelb gefärbten Federn. Große Federbüschel, die der Kasuar und in besonders reicher Farbenpracht der Papagei liefert, werden nur bei festlichen Gelegenheiten getragen. Die breiten Lippen des großen Mundes haben jene eigentümliche scharlachrote Färbung, wie sie der fortwährende Genuß des Betel erzeugt. Ein schmaler Streifen Haare, deren Spitzen sorgfältig rot gefärbt, umrahmt wie eine Franse das Oval des Gesichts und macht den Ausdruck desselben noch affenähnlicher. Die übrigen Haare des ziemlich starken Bartwuchses sind sorgfältig ausgerissen. Den Hals ziert ein mit kleinen Zähnen besetztes Hundehalsband oder eine flache, hartgeflochtene Scheibe, die, mit kleinen weißen Muscheln dicht benäht, wie ein großer Teller auf den Schultern liegt. Der anfänglich abstoßende und beängstigende Eindruck, den der scheu um sich blickende Papua auf uns macht, ist schnell verwischt: wir gewinnen gegenseitig Zutrauen, fangen an Schmuckgegenstände und Waffen gegen Perlen und Tabak einzutauschen,

*) Südsee-Erinnerungen (1875—80) von Franz Hernsheim. Berlin 1884. S. 97 ff.

und bald vergessen wir, daß wir Kannibalen vor uns haben und gehen mit dem Häuptlinge ans Land.

Matupi ist stark bevölkert; doch wird nicht wie auf dem Festlande Ackerbau getrieben, sondern man lebt vom Fischfange, den zahlreichen Früchten der Kokospalme, mit der die Insel dicht bestellt ist, und einem sehr lebhaften Handel, der mit Neupommern und Neulauenburg unterhalten wird.

Die Bewohner Neupommerns, deren Dörfer, Bananen- und Tarofelder meist weit vom Strande inmitten des Urwaldes, oder hoch oben auf den Bergen liegen, kommen an bestimmten Wochentagen mit Lebensmitteln zum Strande herab, wo ein förmlicher Markttag abgehalten wird. Die Wohnungen sind kleine länglichrunde Blätterhütten. Die kleine Thüröffnung bildet den einzigen Eingang zu dem dunkeln Raume, der weder Matten noch irgend welches Gerät enthält. Meist stehen sechs bis acht solcher Hütten auf einem kleinen Platze, der mit einem Zaune aus Bambusstäben umgeben ist und auf das sorgfältigste reingehalten wird. Auch in Bezug auf den eigenen Körper ist man sehr reinlich, man wäscht und badet häufig und namentlich junge Mädchen verbringen wohl den halben Tag im Wasser. Mit einem zusammengelegten Blatte schabt man die Haut rein und trocken. Eine Unterbrechung dieser anerkennenswerten Gewohnheit tritt nur ein, wenn infolge eines Todesfalles die Familienangehörigen Trauer anlegen; denn das schwarze Kleid wird von den Damen mit Kienruß und Öl direkt auf Gesicht und Hals aufgetragen und je nach der Stellung der Verstorbenen tage-; ja selbst monatelang nicht abgewaschen.

Als Haustiere hält man Hühner und Schweine; letztere werden, solange sie jung sind, von den Frauen wie Schoßhündchen herumgetragen, ja sogar gesäugt. Auch den Kasuar pflegt man zu zähmen, doch konnten wir diesem plumpen grauen Vogel mit seinen klotzigen Beinen keinen Geschmack abgewinnen. Große fette Fluchttauben sind ebenso reichlich wie buntgefiederte Papageien, und kleine schwarze Buschhühner liefern jahraus, jahrein frische Eier, die doppelt so groß, aber nicht so reinschmeckend wie unsere Hühnereier sind.

Im Großboote unseres Schoners fuhren wir hinüber nach Neulauenburg und machten auf der bergigen, mitten im St. Georgskanal gelegenen Insel einen herrlichen Jagdausflug, der uns zur Mittagszeit nach einem kleinen Dorfe brachte. Freundlich empfing uns der schon etwas ergraute Häuptling auf dem von uralten Bäumen beschatteten Platze, um den im Kreise sich die Hütten seiner Familie gruppierten. Er sprach, wie fast alle Bewohner Neulauenburgs notdürftig englisch, um uns notdürftig verständigen zu können. Wir setzten uns zu dem Häuptling auf Baumstämme, die zu diesem Zwecke da zu liegen schienen und waren bald von einer Menge Neugieriger, meist Frauen und Kindern, umgeben, die jedoch in achtungsvoller Entfernung blieben. Man brachte geöffnete Kokosnüsse, und

eine junge Frau überreichte uns ein großes Bündel Betelnüsse und Pfefferkraut. Wir nahmen dasselbe zwar an, schauten wohl aber zu der Gabe so dumm drein, daß unser Führer und Dolmetsch in seinem britannischen Englisch uns zuraunte: „you give all — all friend“. Nun begriffen wir natürlich diese neue Variation von Salz- und Brotessen, teilten die Nüsse unter die Anwesenden aus und schoben auch selbst eine mit Kalk bestreute und mit Pfefferkraut umwickelte in den Mund. Diese Handlung schien in der That das Eis zu brechen; denn nunmehr kam das ganze Volk dicht heran und befühlte und untersuchte mit kindlicher Neugierde uns und alles, was wir an und mit uns hatten, aufs genaueste. Schließlich legten uns junge Mädchen blühende Zweige auf den Kopf, wozu uns aus der früheren Quelle der Kommentar wurde: „woman like you too muchi“. Übrigens ließ man uns nicht mit leeren Händen ziehen, sondern legte Bananen und andere Früchte, Hühner und Schweine in langen Reihen vor uns nieder, und als wir Abschied nehmen wollten, lud die ganze Gesellschaft, wohl an 30—40 Personen, die Geschenke auf und begleitete uns unter Führung des Oberhauptes bis zu dem Boote zurück. Dort wurde auch der alte Herr mit einigen Geschenken bedacht, worunter ihn ein kleines Beil am meisten zu erfreuen schien.

Bei unserer Rückfahrt nach Matupi setzte die Strömung uns nördlich nach der Küste Neumecklenburgs zu, und ohne es beabsichtigt zu haben, mußten wir in einer kleinen Bucht vor Anker gehen und mehrere Tage liegen bleiben. Die Menschen, von derselben Hautfarbe und ebenso kräftigem Gliederbau wie die Neupommern, sind hier noch weit scheuer, und es kostet viel Mühe, mit ihnen in irgend welchen Verkehr zu treten; erst am dritten Tage wagten sie an Bord zu kommen. Da wir jedoch nichts von ihnen verlangten, im Gegenteil ihnen Perlen, Streichhölzer, Messer und andere nie gesehene Dinge schenkten, so siegte bald die Neugierde und sie verloren nach und nach das scheue, ängstliche Wesen. Das schöne Geschlecht geht hier nicht ganz nackt; die Lenden umspannt ein Bindfaden, an dem vorn und hinten ein kleines frisches Blättchen hängt. Das Merkwürdigste jedoch sind aus Holz kunstvoll geschnitzte, bunt bemalte Masken, die man uns zum Kaufe anbot. Es sind meist Verzerrungen ihrer eigenen Gesichter. Bei besonders festlichen Gelegenheiten zwängen die Tänzer den Kopf in solche Masken und sehen dann allerdings äußerst seltsam aus. Die Eingeborenen sind jetzt den ganzen Tag über an Bord und verlassen selbst abends das Schiff nur ungern. Mit einem der Häuptlinge sind wir ganz bekannt geworden, und nehmen seine oft wiederholte Aufforderung, ans Land zu kommen, an. Wir gehen unbewaffnet; zwei unserer Matrosen tragen die ungeladenen Gewehre. Sobald wir in das Schiffsboot einstiegen, sprangen alle an Bord befindlichen Eingeborenen sofort ins Wasser und erreichten schwimmend oder in ihren Kanoes das Ufer lange voraus.

Am Strande empfing uns eine lärmende Menge von mindestens fünfzig

Menschen. Jeder wollte unsere Haut und Kleidungsstücke befühlen und faßte unser Haar und unseren Bart an. Endlich war die Neugierde etwas befriedigt und wir konnten uns einen Weg nach den nahe am Strande gelegenen Hütten bahnen. Wir verteilten Glasperlen und kleine Stückchen roten Zeugs unter die Menge; Tabak wollte niemand haben; denn das Rauchen ist hier noch unbekannt, und unter Begleitung des versammelten Volks traten wir einen Streifzug nach dem Innern der Insel an. Die Wege oder, richtiger gesagt, die Pfade, laufen in buntem Durcheinander nach allen Richtungen. Ein etwa halbstündiger Marsch brachte uns nach einer Bambusumzäunung, die einige 15—20 unregelmäßig unter Kokospalmen umherstehende Hütten umschloß. In einem offenen Schuppen nahmen wir Platz und wurden, wie üblich, mit Nüssen bewirtet. Eine etwas abseits stehende Hütte war von anderer Gestalt und bedeutend höher als die übrigen. Unser Freund und Führer ging uns voran, dem mysteriösen Hause zu. Wir traten ein. Als sich unsere Augen mehr an das Dunkel gewöhnt hatten, bemerkten wir mit nicht geringem Erstaunen, daß die ganze Wand aus geschnitzten und bemalten Holztafeln und Brettern zusammengesetzt war. Rechts und links in den Ecken standen große Holzfiguren, auch von den Dachbalken herab hingen Schnitzereien. Wieder ins Freie zurückgekehrt, drückten wir den Eingeborenen unser Staunen über diese wunderbaren Schnitzereien aus und suchten ihnen unser Bedauern begreiflich zu machen, daß wir in dem Dunkel nur so wenig gesehen hätten. Nach kurzer Beratung liefen alle nach der Hütte und kehrten wenige Minuten darauf mit den Schnitzereien zurück, die sie zu unseren Füßen legten. Unser Erstaunen kannte keine Grenzen; denn diese Reliefschnitzereien und durchbrochenen Arbeiten zeugten von einem bereits so entwickelten Kunstsinn und einer so großen Fertigkeit in der Vollendung, wie man ihn niemals bei einem Volk erwartet hätte, das in jeder anderen Beziehung noch bei den ersten Anfängen der Kultur steht. — Wie lange wird es noch währen, und auch an den Gestaden Neumecklenburgs, dieser in tropischer Überfülle erprangenden Insel, wird sich der weiße Händler ansiedeln, der jungfräuliche Wald wird von dem Klange der Axt ertönen, und geschäftige Hände werden für weniger gesegnete Länder den Überfluß sammeln, den eine heißere Sonne hier ringsum ersprießen läßt. Euch Ureinwohner aber wird man aus dem sorglosen Genuß eines paradiesischen Lebens reißen, man wird euch lehren Kleider tragen und Wünsche hegen, ihr werdet arbeiten müssen und mit hineingezogen werden in den allgemeinen Kampf, in welchem die Menschheit bestimmt ist, nach immer größerer Erkenntnis zu ringen."

7. Die Samoa-Inseln.

Die Samoagruppe gehört nicht in jenem Sinne zu den deutschen Kolonieen, wie z. B. der Bismarck-Archipel oder Südwestafrika, über welchen die Schutzflagge des Reiches weht; wohl könnte es so sein, wenn der deutsche Reichstag 1879 die Besitzungen des in Geldverlegenheiten geratenen Hamburger Hauses Godeffroy (etwa 52 611 ha) von Reichs wegen zu übernehmen eingewilligt hätte. Doch die Reichsregierung wies umsonst auf die Wichtigkeit dieses Kolonialgebietes hin, auf die auf dem Spiele stehenden Interessen deutscher Landsleute, auf die Annexionsgelüste der Nordamerikaner, Engländer und der australischen Kolonieen Englands. Es war nicht möglich, der Überzeugung zum Durchbruch zu verhelfen, daß nach Eröffnung des Panamakanals diese Inseln bestimmt sein würden, die Zentralstation für den gesamten Südseeverkehr zu werden. So kam des, daß die Godeffroyschen Plantagen von der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee“ mit dem Sitze in Hamburg übernommen werden mußten, für die der deutsche Konsul in Apia mit Hilfe anlegender Kriegsschiffe nur so viel durchsetzen konnte, daß die oben genannten Großmächte in Gemeinschaft mit Deutschland die Unabhängigkeit der Samoa-Inseln garantierten und für sich wie für die Angehörigen ihrer Nationen gleiche Rechte und gleichen Schutz festsetzten.

Die Samoagruppe besteht aus vier größeren und mehreren kleinen Inseln, welche in der Hauptsache zwischen 170. und 173.° westlich von Greenwich und zwischen dem 13. und 14.° südl. Breite gelegen sind. Sawaii mit etwa 1700 qkm, Upolu mit 800 qkm, Tutuila mit 139 qkm: so folgen die drei Hauptinseln von Nordwest nach Südost in gerader Linie und nach ihrer Größe geordnet. Das Gesamtgebiet aller Inseln mag wohl 2700 qkm betragen. Der Kapitän Bougainville machte uns zuerst (1786) mit dem Archipel näher bekannt und nannte die Inseln nach der Seetüchtigkeit ihrer Bewohner Schifferinseln. Als dieselben 1787, einfach das Recht der Wiedervergeltung übend, einen Teil der Mannschaft des berühmten Seefahrers Lapérouse hingemordet, gerieten sie ganz unberechtigt in den Ruf, Kannibalen zu sein, während die 35 000 Samoaner, die übrigens seit 1839 christianisiert sind, zu den freundlichsten und liebenswürdigsten Stämmen Polynesiens gehören. Ihre helle Hautfarbe, der hohe, schlanke, kraftvolle Wuchs der Männer, die hübschen Züge und wohlgerundeten Formen der Mädchen lassen sie auch als eine der schönsten polynesischen Völkergruppen erscheinen. Hell wie der Sonnenschein auf ihren Inseln, ist ihr Gemüt; singend und tanzend gehen sie durchs Leben. Wohl hört man sie selbst beim scheitelrechten Stand der Sonne in ihren Häusern noch singen, wohl kann man sie beim Eintritt der Abendkühle an dem mit Sand bestreuten Vorplatze am Hause schwatzend, springend und dem Vorsänger lauschend

treffen: doch selten arbeitend. Sie sitzen lieber im Kreise um den Improvisator und bilden Chor zu seinen Strophen, und hat er geendet, so ertönt die Tanzweise von den Lippen der in ihrer Sitzordnung Verharrenden, erst langsam und leise, dann sich steigernd bis zum Fortissimo und den flüchtigsten Rhythmen. In der Mitte des Kreises steht das Tänzerpaar, das mit Hilfe der Pantomime einen ganzen Roman, Liebesgeständnis und verschämtes Fliehen, Sichergeben und kokettes Schmollen, kühnes Werben und seliges Finden, tanzend darstellt. Bei einem anderen Spiel sitzen zwei Parteien im Ringe einander gegenüber. Jeder Mitspielende hält ein scharf zugespitztes Stäbchen in seiner Hand. Eine an einer Schnur hängende Orange wird im Kreise gedreht, und jeder sucht sie im Vorbeifliegen zu durchbohren. Hat ihr eine Partei 50 Stiche beigebracht, so fällt sie derselben zu.

Die Frauen erfreuen sich einer großen Achtung und Schonung bezüglich der Hausarbeit, während die Kinder unter dem Druck der Mode oder Landesunsitte zu leiden haben; jedenfalls ist in dem Umstande, daß man zur Erzielung einer runden Kopfform ohne vorstehende Stirn und gewölbten Hinterkopf flache Steine auf das Haupt des Neugeborenen legt, die Ursache von den zahlreichen Todesfällen in der Kinderwelt zu suchen. Mag das zu lange Stillen mit Muttermilch (zwei und mehr Jahre) als eine Verweichlichung angesehen werden, so weiß doch die Mutter auf der anderen Seite durch tägliches Baden im salzigen Meerwasser und eine Art einfacher Massage dem Körper des Kindes Reinlichkeit und Geschmeidigkeit zu verschaffen. In den ersten Lebensjahren entbehren Knaben und Mädchen jeder Kleidung; die Keuschheit leidet jedoch nicht darunter. Die Mutter lehrt die Tochter vor allem, dem Manne zu gefallen durch Gewandtheit in Gesang und Tanz, während der Knabe vom Vater lernt, Yams und Bananen zu pflanzen, beim Fischen den Speer mit Vorteil zu gebrauchen, aus dem Baumstamme das Kanoe zu bereiten, das Haus zu bauen und die nötigsten Hausgeräte herzustellen. War in früherer, noch heidnischer Zeit der Sohn ins heiratsfähige Alter eingetreten, so verschaffte ihm der Vater in der Regel eine Frau durch Kauf, wenn er es nicht vorzog, mit einem geliebten, aber versagten Mädchen die Flucht zu ergreifen und den Eltern die Einwilligung abzutrotzen. Diese Brautentführung führte den Namen Awánga. Die eigentliche Eheschließung fand damals ohne alle religiösen Handlungen auf dem freien Platz vor dem Hause statt; der Bräutigam überreichte der Braut Speisen und Geräte, empfing als Gegengabe Stoffe und Matten und leitete sie nun als Gattin in sein Haus. Vielweiberei kam von jeher nur bei den vornehmsten Geschlechtern vor; sie durften auch Mädchen niederen Standes heimführen, allerdings auch verstoßen, wenn sie ihrer überdrüssig waren; die Verstoßene durfte eine neue Heirat nicht eingehen. Die Christianisierung hat diese Verhältnisse beseitigt.

Die Grundlage der politischen Verhältnisse auf den Inseln stellte von

jeher die Familie, unter einem angesehenen Familienoberhaupte stehend, dar. Mehrere solcher Familien bildeten das Dorf mit gemeinsamem, erblichem Häuptling an der Spitze, mit gemeinschaftlichem Versammlungs- und Vergnügungshaus, dem Faletele. Die Dorfkönige waren in allen Entschließungen durch einen Rat der Dorfältesten beengt. Mehrere Dörfer bildeten einen Bezirk mit einem gleichfalls ziemlich machtlosen Häuptling an der Spitze; über mehrere Bezirke endlich waren Tui oder Könige gesetzt, die jedoch einen Beirat, die sogenannten Tupu, nicht beseitigen konnten. Gewisse Königsfamilien wie die Tamafainga auf Sawaii und die Malietoa auf Upolu konnten als Vertreter des ganzen Inselreichs gelten. Nur auf den Knieen durfte man sich ihnen nahen, und ihre Fortschaffung bei Reisen geschah auf den Schultern ihrer vornehmsten Unterthanen. Dies ist jetzt anders, sofern alle Inseln unter einen einzigen König gestellt sind. Die Ländereien waren von jeher Familienbesitz, nicht Eigentum des einzelnen, und daher konnte Ländererwerb nur durch Verträge mit Familienhäuptern bewirkt werden. Dieser Grundsatz ist jedoch unzähligemal verletzt worden, sofern sich jedes männliche Familienglied Besitz- und Verkaufsrecht anmaßte. So erklärt sich die Unklarheit darüber, ob das vom Käufer erworbene Landstück auch rechtmäßig abgegeben ist oder wohl von einem Familienhaupte als sein Eigentum zurückgefordert wird.

Wenden wir uns nun den Inseln selbst zu! Die Samoagruppe ist vulkanischen Ursprungs; nicht bloß daß vulkanische Kraft sie über das Niveau des Meeres emporgehoben und vulkanische Ausbrüche sie aufgeschüttet haben, sondern sie sind auch von Bergrücken durchzogen, an denen erloschene Haupt- und Nebenkrater, Kraterseen und Rillen nichts Seltenes sind.*) Doch haben die Inseln keineswegs den Charakter des Öden, sondern sie sind in das üppigste Grün gehüllt. Wir treten in anbetracht unseres Zweckes nur den in den Plantagen kultivierten Gewächsen und den Nährpflanzen für die Eingeborenen näher.

Die Farmen erfreuen sich, da sie verwitterten Lavaboden zur Verfügung haben, des besten Gedeihens. Die Baumwolle, die eine sehr feine Faser liefert, giebt zwei Ernten, und da jeder Strauch Blüten und Kapseln gleichzeitig besitzt, so ist die Erntezeit eine ziemlich lange. Ihr zunächst an Bedeutung steht als Plantagenbaum die Kokospalme, von deren Frucht bisher nur das getrocknete Fleisch (Kopra) und die weiche Schale (Kokosfaser) zur Ausfuhr gelangt. Man nutzt den Raum zwischen den Stämmen, solange dieselben klein sind, zum Anpflanzen von Baumwolle, später als Viehweide aus. Ein englischer Acker (0,405 ha), mit Kokosbäumen bepflanzt, liefert im Durchschnitt 2500 Nüsse, von denen $^1/_2$ Tonne Kopra zur Öl- und Seifenbereitung und annähernd $^1/_2$ Tonne Kokosfaser gewonnen wird.

---

*) Noch 1866 setzte ein submariner Ausbruch die See der Umgebung vier Wochen hindurch in heftige Wallung.

Außer diesen Hauptausfuhrartikeln zeitigt der Boden Bananen, Brotfruchtbäume, Yams, Taro, Mais; sie bilden die ungemein leicht zu erwerbende Pflanzennahrung der Eingeborenen und lassen sich durch Schweine-, Hühnerzucht und Fischfang spielend ergänzen zum mehr als ausreichenden Lebensunterhalt. Versuche haben ergeben, daß Kaffee, Kakao, Vanille, Theestrauch, Zimt alle Bedingungen eines guten Gedeihens vorfinden. Ananas, Orange und Zitrone wachsen wild; eine große Art der letztgenannten Frucht liefert die Schalen zu Zitronat. Indigo und Bambus, Eisen- und Sandelholz könnten ebenso zu wertvollen Ausfuhrartikeln werden, als die großen Mengen von Perlmutter und des bei den chinesischen Feinschmeckern beliebten Trepang vom Grunde des Meeres. Nimmt man hinzu, daß das Klima trotz der 22° R. mittlerer Jahreswärme auf den Europäer, der sich mäßig hält, keinen nachteiligen Einfluß übt, daß Malaria und Elephantiasis ihn höchst selten erfassen, so erkennt man den Wert dieser Inseln für Kultivationen erst in vollem Maße.

Daß nicht von Ackerbaukolonieen mit deutschen Arbeitern geredet werden kann, ist schon durch die Jahrestemperatur ausgesprochen; aber das Haus Godeffroy schlug sofort den rechten Weg der Kolonisation ein, indem es sich für seine unter Aufsicht von Europäern stehenden Farmen nach klimatisch eingewohnten Arbeitern umsah. Es fand dieselben auf den Inseln Melanesiens, mietete dieselben nur im Falle freiwilliger Meldung und mit Zustimmung der betreffenden Häuptlinge, verpflichtete dieselben kontraktlich zu drei- bis fünfjähriger Plantagenarbeit und zwar täglich von 6 bis 11 und 12 bis 4 Uhr, sicherte ihnen dagegen Kost und Wohnung, monatlich 1 bis 2 Dollars Lohn und nach Ablauf der bedungenen Arbeitszeit freie Rückbeförderung in die Heimat zu. Dies alles wurde den Arbeitern gewissenhaft gewährt; sie wohnten in hohen Schuppen, brauchten sich nicht von ihren Familien zu trennen, hatten Schweinefleisch, das beliebte Maisbrot, Yams und Taro in Fülle, Sonntags ihren Ruhetag, in Krankheitsfällen unentgeltliche ärztliche Behandlung, empfingen pünktlich ihren Lohn, den sie meist in europäischen Waren anlegten, und es kam gar nicht selten vor, daß die in die Heimat Zurückbeförderten von neuem Kontrakte abschlossen, da sie sich in den geordneten Verhältnissen auf den Samoaplantagen wohler gefühlt als unter den rohen Volksgenossen.

Verweilen wir nun einen Augenblick im Hauptorte der Inselgruppe, in dem Hafen Apia auf Upolu. Halbmondförmig ist die Küste ausgerandet; hinter ihr erhebt sich der mit dem Walde der Tropen bedeckte Apiaberg mit dem großen Holzkreuz, dem Zeichen der christlichen Missionsarbeit und zugleich dem ersehnten Signal des Seemanns. Wie eine Schachtel Spielzeug mit ihren Häuserchen, so liegen die weißgetünchten, einstöckigen Wohnungen der Europäer am Strande, bald in Gruppen geordnet, bald einzeln, alle aber im Schatten der hohen Palmen und Bananen.

Gegen 900 Seelen mag das Örtchen zählen, meist Europäer, doch auch

Eingeborene, die ihre kreisrunden Hütten oder niedrigen Zelte mitten in die europäischen Wohnstätten hineinverpflanzt haben, jedoch auch eine langgestreckte Halbinsel ausschließlich bewohnen. Wie ein Gruß aus der Heimat weht den deutschen Matrosen die schwarz-weiß-rote Flagge an, die auf dem Grundstück der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft flattert. Dies bildet einen großen Gebäudekomplex. Im Lagerhause sind alle jene Artikel aufgestapelt, die von der Gesellschaft an ihre auf den Inseln stationierten Agenten gesendet werden zum gewinnbringenden Austausch mit den Eingeborenen: „schwarze Missionsröcke in Lüster, Hosen in Tuch oder Lüster, weiße Hosen und Jacketts, Ledergürtel, zum Teil mit Taschen und Messerscheiden, Schirting zu Hemden, ganz leichte Stoffe zu Moskitonetzen, gefärbte und gedruckte Kattune zu Frauenkleidern (aus einem Stück bestehend und bis an die Hüften reichend), verschiedene leichte Wollstoffe, einige teurere Waren für den Bedarf der weißen Frauen, fertige Hemden von Hemdentuch mit leinenen Einsätzen, Kragen, wollene Hemden, Taschentücher, billige Damenshawls und wollene Decken; ferner für den Schiffs- und Hausbedarf: Seile, Leinen, Segeltuch und Werg, Nägel, Schrauben und Bleche aller Art, Fischhaken von den kleinsten bis zum größten Haifischhaken, Draht, Mastbäume, Glasscheiben, Steingutwaren, Pinneberger Töpfe, Schüsseln und Pfannen, sächsische emaillierte Blechwaren, Leim, Pinsel, und Bürsten, Harburger Kämme, venezianische und böhmische Glasperlen, vergoldete Fingerringe, Uhrketten, Petroleumlampen und -laternen, Regenschirme (einfarbige und für die Eingeborenen solche mit verschiedenfarbigen Feldern), Harmonikas, Maultrommeln, Blechbüchsen, Kurzwaren verschiedener Art, Schlösser, Gewehre und Munition, Schreibmaterialien; dann an Werkzeugen und Maschinen: Äxte, Messer in den verschiedensten Formen bis zum 38 cm langen Buschmesser, Scheren, Schlosser-, Schmiede-, Tischler- und Zimmermannswerkzeuge, tragbare Schmiedeherde, Maisschäl- und Maisschrotmaschinen für Handbetrieb, Lokomobilen; dann verschiedene Droguen und Chemikalien, wie Waschblau und Stärke, Firnisse und Farben, Soda und Seife, billige wohlriechende Öle, die die Eingeborenen auf manchen Inseln benutzen, um, besonders bei Festen und Tänzen, den ganzen Körper zu parfümieren, kleine Apothekeneinrichtungen, Getränke in großer Zahl, namentlich: Rhein- und Bordeauxweine, worunter leider viel schlechtes Fabrikat, dem die Verfertiger dazu oft noch durch nachgemachte Etiketten einen höheren Wert anzudichten versuchen, Whiskey und Brandy, Liköre, deutsches Lagerbier auf Flaschen, Essig, Sodawasser, Portwein und Sherry, Konserven und zwar: Fische, Gemüse und Früchte, Salzfleisch in Fässern, Schiffszwieback bis zu den feinsten Wurzner Fabrikaten, Thee und Kaffee, Zucker." Die Waren sind nur zum geringen Teil deutschen Ursprungs, was seinen Grund in der unregelmäßigen Verbindung mit dem Mutterlande hat; denn oft mußten die Vertreter des Godeffroyschen Geschäfts ausgegangene Waren aus Australien herbeischaffen.

Hinter dem Lagerhause bemerken wir ein anderes großes Gebäude aus Holz, mit Wellblech gedeckt, neben dem ein eiserner Schornstein über dem Kesselhause aufragt. Eine Dampfmaschine ist hier aufgestellt, welche eine Anzahl Baumwollreinigungsmaschinen treibt. Ein anderes ähnliches Holzgebäude dient als Pulvermagazin, ein weiteres enthält die getrockneten, zum Export fertigen Kokosnußkerne. Das Hauptgebäude der Gesellschaft umfaßt einen mit europäischem Komfort ausgestatteten Speisesaal, ihm zur Seite liegen links und rechts prächtige Gärten mit Tropengewächsen. Um das ganze Gebäude herum ziehen sich Veranden. Hier hat der Direktor der Gesellschaft sowie das Personal seine Behausung. In unmittelbarer Nähe befindet sich das Detaillager, in demselben die Kontore, vor demselben neugierige, die verschiedenen Gegenstände musternde Samoaner. Auch ein Zimmerplatz, wo die Boote ausgebessert werden, und ein Kohlenlager gehören zum Besitz der Gesellschaft. Setzen wir unseren Fuß weiter in den europäischen Stadtteil, so fällt uns außer den zahlreichen Handelsläden besonders der Überfluß an Wirtshäusern auf.

Wir schreiten an den verschiedenen Konsulatsgebäuden, der getürmten katholischen Kirche, der Wohnung des französischen Bischofs und seiner Priester vorüber, setzen über den in den Hafen von Apia mündenden Vaisigango und treffen in dem Gebäudekomplex der deutschen Firma Ruge & Co. eine ganz ähnliche Anlage wie die der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft. Auf einer langgestreckten Halbinsel endlich liegt der samoanische Stadtteil, wo unter Palmen, Brotfruchtbäumen und Bananen die Hütten der Eingeborenen und des Königs der Inseln liegen.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

I. Australien.

II. Bilder aus Neuseeland und den übrigen Inseln.

I. Australien.*)

Australien wird in immer höherem Grade die Aufmerksamkeit Europas auf sich lenken. Schon vor der Entdeckung des Goldes hat dieser uns so fern liegende Erdteil eine erhebliche Bedeutung gewonnen. Hunderttausende von Ansiedlern aus Großbritannien und Irland haben dort eine neue Heimat gefunden, deutsche Kolonisten folgten und ließen sich vorzugsweise in Adelaide nieder; die Hafenplätze steigerten ihren Handelsverkehr in demselben Maße, in welchem die Einwanderung zunahm und die inneren Hilfsquellen entwickelt wurden. Vor etwa 120 Jahren wurde da, wo jetzt Sydney steht, zum erstenmale eine englische Flagge aufgezogen und der Grund zu einer „Verbrecherkolonie" gelegt, aus welcher seitdem blühende Gemeinwesen aufgetaucht sind. Heute zählen die verschiedenen australischen Provinzen $3^1/_5$ Millionen Einwohner.

Aus einem „Diebesstaate" erwuchs eine Hirtenkolonie, ein Arkadien seltsamer Art bei den Antipoden. Der fünfte Erdteil ist zwar in erster Linie Weideland, aber die Küstenebene zwischen den Blauen Bergen und Australalpen einerseits und dem Meere andererseits ist für den Landbau

---

*) Fr. Gerstäcker, im Vorwort zu dem von ihm deutsch herausgegebenen Werke: Wanderungen in Australien und Van-Diemensland von G. C. Mundy.

von Natur bestimmt durch ihre Temperatur wie ihre Niederschläge. Mais- und Weizenfelder liefern einen reichen Körnerertrag, und die Zuckerrohr- und Baumwollenplantagen sind längst über die Zeit der Versuchskulturen hinaus. Weinstöcke bedecken sonnige Hügel, und neben der Olive reift die Orange, die goldgelbe Frucht unter dem dunkeln Laube versteckend. Australien, westlich von dem bezeichneten Gebirgsrande, ist eine ungeheure Viehweide, ein Kontinent der dürren Wüstenei, der unabsehbaren Schaftriften und der Gummibäume. Eine mannigfaltigere Entwickelung und eine höhere Lebensthätigkeit wird stets auf den Rand des Festlandes beschränkt bleiben, dessen ärgste Plagen Wassermangel und Dürre bilden. Die Regenwolken, die der Südostpassat herzutreibt, entleeren sich am gebirgigen Ostrande; hier ist Wasserfülle; nach dem Innern zu nimmt sie nach und nach ab. Im allgemeinen trägt der Kontinent den Charakter des Unfertigen; soweit wir ihn heute kennen, herrscht die Wüste, die trostlose dürre Öde im Innern des Landes vor. Selbst der Murray, ein Strom von etwa 300 Meilen Länge, und einer der wenigen, welche wenigstens einige Wasserfülle in den Ozean ergießen, nimmt seinen Lauf durch Regionen, die kaum etwas Anlockendes für den weißen Menschen haben.

Australien hat sich in einer ganz anderen Weise entwickelt, als die übrigen Erdteile, in denen große Ströme und vielfach verzweigte Flußgebiete leichten Zugang ins Innere gestatten und brauchare Wege bilden, welche die Natur selbst geschaffen hat. Hier erheben sich an der Ostküste die Gebirge steil und schroff, und es verging ein Vierteljahrhundert, bevor man einen Paß über diese schneelosen „Alpen" nach Westen hin fand. Der Murray ist die einzige zusammenhängende Wasserader, nur wird die Schiffahrt auf demselben durch die Mündungsbarre sehr erschwert. Auch ist die Anlage von Wohnplätzen an den meisten Flüssen unthunlich. Sie haben ein seichtes, oft mehrere Meilen breites Bett, das zur Zeit der Stromanschwellungen in einem Tage völlig ausgefüllt wird. Dann erreicht das gewaltig heranbrausende Wasser eine Höhe von 5—25 m und mehr, reißt in wildem Wirbel alles mit sich fort, ist aber nach kurzer Zeit wieder verschwunden. Es mangelt überall die regelmäßig stetige Speisung in dem laub- und schneelosen Lande der Stauborkane.

Die Kolonisation hat seither auf die Ränder beschränkt werden müssen. Die Bevölkerung lebt vorzugsweise im Süden und Osten südlich vom fünfundzwanzigsten Breitengrade, aber auch vorzugsweise am Rande. Dort liegen vortreffliche Häfen im Striche der großen Weltschiffahrtslinie; sie werden nicht bloß von Walfischjägern, sondern auch von Kauffahrern als Erfrischungspunkte besucht. Doch ist das australische Meer im Süden und Westen stürmisch, und im Norden die Torresstraße wegen ihrer Korallenriffe ein höchst gefährliches Wasser für den Seefahrer.

Australien ist ohne Anmut, aber trotzdem ein interessantes Land für den Beobachter. Dieser unfertige Erdteil bietet eine Menge neuer Er-

scheinungen dar, die anderwärts nicht mehr vorkommen. Die Gestaltung der Oberfläche, welche, mit Ausnahme des Kosciusko (2187 m), nirgends 2000 m erreicht, ist eigentümlich; nicht minder eigentümlich sind Pflanzen und Tiere. Die meisten Bäume verlieren nicht die Blätter, sondern die Rinde, und wie die starren laublosen Myrtaceen und Kasuarinen großen Schachtelhalmen und in Verwandlung begriffenen Kiefern gleichen, so zeigt auch das Känguruh und Schnabeltier eine bloße Übergangsform, die in der Entwickelung stehen geblieben ist; die ganze Natur ist düster, einförmig, ohne lachende Farben und schöne Formen. Den wenigen hellfarbigen Blumen fehlt der Geruch. „Das australische Festland ist — wie Alb. Heising bemerkt — der Marodeur in der organischen Entwickelung unseres Planeten."

Es wurde auch von Europa aus zuletzt entdeckt und zuletzt besiedelt, hat dann aber rasch mannigfaltige Beziehungen zu allen übrigen Erdteilen gewonnen und ist für Schiffahrt und Handel ein wichtiger Faktor geworden. Es liefert dem letzteren Wolle, Häute, Talg, Weizen, Kupfer und Gold, wozu in neuer Zeit noch Fleisch, Wein, Tabak, Zucker und Baumwolle getreten sind, und empfängt dafür Fabrikate aller Art; seine Bevölkerung wird anwachsen, aber niemals die Dichtigkeit erreichen, wie in den übrigen Erdteilen. Die germanische Kultur in ihrer angelsächsischen Abzweigung wird in Australien die Herrschaft behaupten.

Wie verschieden ist aber die Entwickelung der australischen Ansiedelungen von jenen in Amerika! In letzterem waren religiös-bewegte Menschen die ersten Ansiedler; Australiens erste weiße Menschen waren Verbrecher, deren England mehr als 100000 hinübergeschafft hat, seitdem am 20. Januar 1788 die ersten Deportierten in der Botany-Bai landeten. Die ehrlichen Leute spielten in diesem grenzenlosen Zuchthaus Australien anfangs eine untergeordnete Rolle; allmählich gewannen sie die Oberhand und die Verbrecher gerieten mehr und mehr in die Minderzahl; aber es ist begreiflich, daß alle gesellschaftlichen Verhältnisse in Australien einen eigentümlichen Anstrich bekamen. Seit 1858 ist jedoch das System der Deportation abgeschafft worden.

1. Reise-Erinnerungen aus Australien.

Die Kolonie Viktoria mit der Hauptstadt Melbourne.*)

Wer sich, mit dem monatlichen Postdampfer kommend, Australien naht, empfängt seine ersten Eindrücke von dem fernen Erdteil in dem stillen King Georges Sound, dem südwestlichen Hafen des Festlandes, wo die Post

*) Von Hugo Zöller (A. A. Z. 1879, Beil. 58 u. ff.).

und die Passagiere für Perth, die über 400 km entfernte Hauptstadt der Kolonie West-Australien, gelandet werden und ein kurzer Aufenthalt genommen wird.

Der Anblick, welcher sich, wenn wie in der Regel die Ankunft am frühen Morgen erfolgt, dem Reisenden darbietet, der sich plötzlich über Nacht in eine beinahe gänzlich landumschlossene Seebucht versetzt sieht, aus deren Grund ihm die weißen, von leichten Holzveranden umgürteten Häuser eines in seiner Neuheit und Einsamkeit so eigentümlich auf den Europäer wirkenden Hafenstädtchens im blendenden Lichte der Morgensonne entgegenblicken, ist von charakteristischer Nüchternheit und hat für den neuen Ankömmling wenig Bestrickendes. Wohl ist das landschaftliche Bild nicht ohne malerischen Reiz, wozu die leichthügelige Bodengestaltung und der Hafen mit seinen kleinen ihn nach der See hin schützenden Inseln und Vorgebirgen und seinem blauen noch von wenigen Schiffen besuchten Wasserspiegel das Ihrige beitragen; aber die Höhenzüge sind von zu wenig abwechselnden Formen, um dem Auge ein dauerndes Interesse abgewinnen zu können, und die Vegetation, obschon reich an wildwachsenden Blumen, ist im übrigen von trauriger Magerkeit; dichtes, oft undurchdringliches, aber niedriges Buschwerk mit etwas verkrüppeltem Baumschlag, dessen fahle, immergrüne Blätter in der Ferne beinahe schwarz erscheinen, unterbricht hier und da das endlos sich ausdehnende Weideland, dessen Gras jedoch nur im Frühling ein saftiges Grün zeigt, während es im Sommer verdorrt und im Herbst, des besseren Wachstums unter den Winterregen halber, absichtlich weithin abgesengt wird.

Albany, der Hafenort, ist die einzige stadtartige Ansiedelung im Süden der Kolonie; denn West-Australien ist, obschon bereits seit 1822 kolonisiert, weniger von der Natur begünstigt als die östlichen Kolonieen, und hat bis jetzt noch nicht eine Einwanderung in größerem Maßstabe anzulocken vermocht, weshalb das Land noch ganz das unwirtliche Aussehen hat, das es für seine ersten weißen Bewohner gehabt haben muß, und welches in den bevölkerten Gegenden der wohlhabenderen Kolonieen zusehends verschwindet.

Hiervon gewahrt man vielfache Anzeichen, wenn das Schiff, nachdem es vier Tage außer Sicht der sichelförmig nach Norden zurückweichenden Küste geblieben, auf der Reede von Adelaide ankert.

Adelaide, die Hauptstadt der blühenden Kolonie Süd-Australien, ist anmutig in fruchtbarer und wohl angebauter Ebene etwa $1^1/_2$ deutsche Meilen von einem tief ins Land eindringenden Meerbusen am Fuß einer waldreichen Bergkette gelegen, welche, östlich und südlich den Gesichtskreis einrahmend, die Stadt und Umgegend von dem in der Nähe ausmündenden Murray, dem Vater der australischen Gewässer, trennt. Nach amerikanischem Muster in quadratischen Feldern angelegt und bereits an die 133000 Einwohner zählend, gewährt sie mit ihren monumentalen öffentlichen Gebäuden, ihren

breiten und doch vom regsten Verkehr belebten Straßen, ihrem mit Landhäusern und Gärten übersäten Weichbilde, das erste faßbare und lebensvolle Bild kolonialer Zivilisation und giebt einen Begriff von den natürlichen Hilfsquellen eines Landes, das erst seit kaum zwei Menschenaltern der Kultur zugänglich gemacht worden ist und schon so große Ergebnisse materiellen Wohlstandes sowie staatlicher Unabhängigkeit aufweisen kann.

Indessen ist Adelaide eine Provinzialstadt im Vergleich mit Melbourne, wohin (dem Ziele seiner Fahrt) uns der Dampfer nach kurzer Rast weiterführt; während der ganzen 48stündigen Fahrt in Sicht der Küste, die eine trübselige Reihenfolge weiter sandiger Buchten und felsiger Vorgebirge bildet, von welch letzteren das südlichste (Kap Otway) mehrere hundert Meter über der See gipfelt.

Zwischen zwei kleinen Landzungen öffnet sich die enge Einfahrt in die wie ein gewaltiger Binnensee erscheinende Bai, die, nach dem ersten Gouverneur Port Philipp genannt, der bedeutendsten der australischen Kolonieen ihren ersten Namen gab (ehe dieselbe den stolzeren Viktoria erhielt), und unfern deren nördlichem Rande sich die Metropole von Australia felix erhebt. Ohne Naturschönheiten — denn bei einer Ausdehnung von nahezu 48 km in der Länge wie Breite sind seine flachen, fast vegetationslosen Ufer kaum sichtbar — ist Port Philipp ein ungeheurer natürlicher Ankergrund, der bequem die vereinigten Flotten aller Völker in Sicherheit beherbergen könnte und als solcher ein würdiger Sammelpunkt des von Jahr zu Jahr riesigere Verhältnisse annehmenden Seeverkehrs des größten Handelsplatzes der südlichen Hemisphäre.

Melbourne liegt auf leicht hügeligem Terrain nahe der Bai, womit es außer durch zwei Eisenbahnlinien auch zu Wasser durch das die innere Stadt südlich begrenzende Flüßchen Yarra in unmittelbarer Verbindung steht. Die Vorstädte ziehen sich in villenartiger Anlage in weitem Halbkreis um ein Stadt- und Geschäftsviertel im engeren Sinne, das von genau rechteckigem Grundriß und von breiten, schnurgeraden und parallellaufenden Straßen rechtwinkelig durchkreuzt ist — ein Plan, der mit geringen Abweichungen bei allen australischen Städten eingehalten worden ist. Ein buntes Getümmel füllt die Hauptverkehrsadern von früh bis spät, und wer zum erstenmal diese breiten stattlichen Straßen, deren Trottoir vorzüglich gehalten ist, mit den unabsehbaren Reihen von Läden, Warenhäusern, Geld-Instituten und öffentlichen Gebäuden (viele darunter von palastähnlichem Äußern*) und das lärmende Gewimmel geschäftiger Menschen davor erblickt, kann sich schwer vergegenwärtigen, daß hier, wo jetzt eine Großstadt von 491 000 Einwohnern steht, vor 50 Jahren eine öde Wildnis war.

Die Entdeckung ihres Goldreichtums war der Talisman, welchem die

*) Namentlich der Palast des Gouverneurs, das Parlamentshaus, die verschiedenen Ministerien, das Rathaus, die Münze, die schöne Hauptkirche (Kathedrale), die Universität.

junge Ansiedelung nach erst 16jährigem Bestand jenen fabelhaften Aufschwung zu danken hat, der sich nun in der etwas prahlerischen Pracht der Hauptstadt und dem übertriebenen Selbstgefühl vieler ihrer Bewohner, insbesondere des heranwachsenden dort geborenen Geschlechts, widerspiegelt. Denn Viktoria stellt sein Licht unter keinen Scheffel; in wie schmeichelhafter Weise auch der Fremde seine Anerkennung der Thatkraft einer Handvoll Menschen aussprechen mag, die bei einer, beiläufig bemerkt, unerhörten Gunst der Natur innerhalb einer so kurzen Zeitspanne ein Gemeinwesen von solcher Wichtigkeit und augenscheinlich noch mehr versprechender Zukunft gegründet haben und bereits mit den äußerlichen Zeichen eines Reichtums und Wohllebens schmücken konnten, die in den alten Kulturländern manches Volk selbst im späten Mannesalter kaum erreicht: so wird doch die Kolonie unter der Erwartung bleiben, die an sie gestellt wird. Daß Viktoria in jeder nur denkbaren Beziehung dem Mutterland und anderen europäischen Staaten mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist; daß Melbourne in seinen Anziehungen erfolgreich mit europäischen Großstädten wetteifert, ja dieselben hinter sich läßt; daß, mit einem Worte, alles was das junge Viktoria sein Eigen nennen kann (obschon fast ausnahmslos von der Zivilisation des Abendlandes entlehnt und nachgeahmt), das unbedingt Beste und der Vollkommenheit Nächste ist: das sind Überzeugungen, die nachgerade in Fleisch und Blut übergegangen sind und im kolonialen Leben als stillschweigende Voraussetzungen gelten, die keine Vorstellungen und Vernunftgründe des gebildeten „new chum" (australischer Spitzname des Europäers) erschüttern können. Die Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Charakter ist hierin, wie in vielem anderen, auffallend und erstreckt sich selbst auf das Aussehen der Stadt, die vieles mit San Francisco gemein hat, so z. B. auch ein chinesisches Element der Bevölkerung, dessen weiterem Eindringen jetzt freilich mit Gewaltmaßregeln entgegengearbeitet wird (denn die Söhne des Himmlischen Reiches haben die jüngst bekannten Goldländer ebenso überflutet wie den goldenen Staat auf der anderen Seite des Stillen Ozeans). Es ist derselbe anspruchsvolle und durch Überladung oft geschmacklose Baustil, dieselbe fieberhafte Lebendigkeit des Straßenverkehrs, dieselbe grobe Sinnlichkeit und geistige Armseligkeit der öffentlichen Vergnügungen, endlich dieselbe trostlose, alles historische Interesse, die genußreichste Würze des Reiselebens, ausschließende Neuheit aller Dinge, die man beim flüchtigsten Besuch der Vereinigten Staaten zu bemerken nicht umhin kann. Und nach eingehenderer Beobachtung von Land und Leuten findet man dasselbe an Aberwitz streifende Selbstbewußtsein, dieselbe nur den allgewaltigen Unterschied zwischen arm und reich anerkennende Gleichheit im gesellschaftlichen Leben, dieselbe rastlose und tolle Unternehmungslust, trotz aller praktischen Energie und Vielseitigkeit gepaart mit unverkennbarer Armut wahrhaft schöpferischer Gedanken und Erfindung, sowie kläglicher Abwesenheit höherer Geistesbildung, wie in dem großen transatlantischen Staatenbunde.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Sympathieen mit letzterem in Viktoria sehr stark sind und die instinktmäßige Anhänglichkeit ans heimatliche England bedenklich überwuchern. Die Anzahl derer, welche einer grundsätzlichen Anlehnung an amerikanische Einrichtungen im Staate das Wort reden, ist sehr bedeutend und offenbar wachsend (thatsächlich besteht eine solche bereits in den hohen Schutzzöllen, in der Organisation des Schulwesens u. a. m.), und kann von dem entschieden demokratischen Zuge, der durch das öffentliche Leben von Viktoria geht, in ihren Hoffnungen nur bestärkt werden.

Die Regierung der Kolonie ist von England unabhängig und in den Händen der einheimischen Volksvertretung; der Gouverneur ist nur Träger der konstitutionellen Gerechtsame der Königin und kann nichts gegen den Rat seines verantwortlichen Ministeriums thun. Die gesetzgebende Gewalt liegt in zwei Kammern, deren obere, auf zehn Jahre erwählt, die vermögenderen Klassen und besonders den großen Grundbesitz darstellt, deren Vorrechte und Kontrolle über das untere Haus jedoch mehr oder weniger schattenhaft sind. Letztgenanntes dagegen ist (von der Verfassung der Nachbarkolonieen abweichend) auf der Grundlage allgemeiner Stimm- und Wahlfähigkeit zusammengesetzt, welches in der Jugend eines Volkes oft verhängnisvolle Geschenk bis jetzt nur das Übergewicht der untersten, besitzlosen und unerzogenen, von ihren Vertretern für deren selbstsüchtige Zwecke leicht bethörten Volksschichten in öffentlichen Angelegenheiten als Frucht getragen hat und in seinen Folgen die wirklichen Interessen Viktorias zu gefährden droht.

Die Sitzungen einer australischen gesetzgebenden Versammlung sind ein merkwürdiges Schauspiel politischer Unreife, sowie rohen Benehmens, das, oft höchst lächerlich, mit der würdevollen und doch ungezwungenen Etikette des englischen Parlaments in traurigem Widerspruch steht. Kostbare Stunden werden in eitlem Gewäsch, das mit dem Gegenstand der Tagesordnung meistens nicht den geringsten Zusammenhang hat, verloren; die besten Redner werden durch leichtfertige und böswillige Unterbrechungen ungebildeter oder absichtlich beleidigender Mitglieder fortgesetzt gestört; das Ansehen des Präsidenten aufs gröbste außer acht gelassen; und die Gemeinheit persönlicher Anspielungen und Angriffe, die sich bisweilen bis zur Androhung von Thätlichkeiten steigern, übersteigt alle Begriffe.

Unter den jetzigen Verhältnissen ist Viktoria das Paradies der ungebildeten arbeitenden Klasse, die bei ihrem verhältnismäßigen Wohlstand und ihrer Anzahl durch ihren überwiegenden politischen Einfluß dem Leben, in welchem sie keine soziale Schranke zuläßt, seinen republikanischen Grundton giebt. Nirgends in der Welt hat das Handwerk solch goldenen Boden wie bei den Antipoden. Die Löhne sind hoch, die Beschäftigung geht nie aus, die hauptsächlichsten Nahrungsmittel sind eher billiger als in Europa, Wohnungen und Kleidung, für geringe Ansprüche passend, kaum teurer,

und dabei mag sich der Arbeiter so gut und besser dünken (und er thut es auch) als sein Arbeitgeber, der Knecht als sein Herr, der Bettler als der Angesehene.

Der Luxus unter den Vermögenden ist unglaublich, und es ist dem schnell reich gewordenen Kolonisten nichts zu gut oder zu teuer, besonders wenn der hohe Geldwert recht in die Augen fallend ist, während Geschmack und Schönheitssinn noch zu allgemein unbekannte Begriffe sind oder als überflüssig erachtet werden. In den Moden sind die Damen von Melbourne und Sydney sicherlich nicht hinter ihren Schwestern in Europa zurück, und die berühmtesten Pariser Kleiderkünstler haben zahlreiche und freigebige Kunden unter denselben.

Die Vergnügungssucht der australischen Städtebewohner ist unersättlich, wovon in Melbourne die Theater, Konzerte und im Privatleben zahlreiche Tanzgelegenheiten, Picknicks 2c. zeugen. In ersteren ist der künstlerische Wert des Gebotenen sowohl in Wahl als in Wiedergabe meist sehr fraglich, obschon man dann und wann nicht unwürdige Vorstellungen von Drama oder Oper der besseren Art erlebt, und manche europäische Bühnen-Koryphäen, allerdings am Ende ihrer Laufbahn, ihr Glück in Australien versuchen; aber im ganzen ist der höhere Zweck der Bühne den Landsleuten und Stammesgenossen des größten dramatischen Genius aller Zeiten in der Neuen ebenso wie in der Alten Welt ein toter Buchstabe, und der öffentliche Geschmack der Kolonieen verlangt vorzugsweise Schau-, Lärm- und Rührstücke mit möglichst starker Beimischung roh sinnlicher Effekte. In musikalischer Beziehung werden unter deutscher Leitung löbliche Anstrengungen gemacht, aber die Leistungen können nur in Ausnahmsfällen als gelungen bezeichnet werden, und bei allem guten Willen vermißt man noch technische oder stimmliche Meisterschaft, sowie ein Durchdringen des richtigen Verständnisses.

Die dem Engländer angeborene Vorliebe für Pferderennen hat sich in den Kolonieen fast bis zur Leidenschaft der römischen Kaiserzeit für Kampfspiele gesteigert und ist die nationale Volksbelustigung par excellence. Die kleinsten Landstädtchen von ein paar Dutzend Häusern haben ihre jährlichen Renntage, die in Melbourne und Sydney zu Wochen werden. Der Tag, an dem das volkstümlichste koloniale Rennen, der sogenannte Melbourne Cup, zur Entscheidung kommt, ist der allgemeinste Feiertag in Viktoria und läßt in dieser Hinsicht selbst den englischen Derby-Tag hinter sich; denn es ist Thatsache, daß sich bei dieser Gelegenheit nahezu 100000 Menschen, d. h. $^1/_{10}$ der Bevölkerung der Kolonie, auf der Rennbahn in Melbourne zusammendrängen, welche dann der Schauplatz des Toilettenluxus der Geld-Aristokratie und Vergnügungsort aller Stände, jedes Alters und beiderlei Geschlechtes ist.

Die Pferdezucht ist in Australien hoch entwickelt, da sie von Klima und Bodenbeschaffenheit sehr begünstigt und durch Vermischung mit dem

kostbarsten englischen Blute fortwährend veredelt wird. Auch läßt sich die Vergötterung des edlen Tieres einigermaßen rechtfertigen, wenn man seine hervorragende Nützlichkeit in einem Erdteile berücksichtigt, wo seine treuen und vielseitigen Dienste als Verkehrsvermittler noch lange nicht durch Anwendung von Dampfkraft ersetzt und in Schatten gestellt werden können, wie dies jetzt im dicht bevölkerten Europa der Fall ist. Denn obgleich die australischen Schienenwege bereits die respektable Gesamtlänge von mehr als 20000 km haben, so ist ihre Nutzbarkeit, angesichts der ungeheuren Entfernungen innerhalb der von der Kolonisation berührten Länderstrecken, doch vorläufig noch verschwindend.

Unter den obwaltenden Verhältnissen darf man keine hochentwickelten wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen verlangen; man ist da erst im Anfang. Immerhin bleibt aber der gute Wille und das, was bereits angebahnt worden ist, rühmenswert.

Von den mancherlei öffentlichen Anstalten Melbournes, welche nach den besten Mustern angelegt und verwaltet sind und großenteils in wahren Prunkbauten ihren Sitz haben, verdient die jedermann zugängliche Stadtbibliothek besondere Erwähnung. Dieselbe enthält die für ihren kurzen Bestand beträchtliche Anzahl von mehr als 70000 Bänden in guter Auswahl, und der Lesesaal braucht in Größe, zweckmäßiger Anordnung, vorzüglich aber feinsinniger Harmonie der architektonischen Verhältnisse und Ausschmückung, den Vergleich mit denjenigen des britischen Museums in London oder der Bibliothèque nationale in Paris nicht zu scheuen. Unter demselben Dache befinden sich ferner die Anfänge von Kunst-, sowie technischen Sammlungen.

Auch der botanische Garten gereicht der Stadt zur großen Zierde; er liegt in einer vom Flusse bespülten muldenartigen Einsenkung am Abhang einer von der neuen fernhin sichtbaren Residenz des Gouverneurs gekrönten Anhöhe, und vereinigt hübsche Lage mit malerisch angewandter Gartenkunst und ungewöhnlicher botanischer Reichhaltigkeit.*)

Endlich ist das Bestehen einer reichbedachten Universität ein erfreulicher Beweis, daß sich höhere geistige Bedürfnisse, wenn auch in noch winzigem Kreise, geltend machen, welche in der staatlichen Gründung eine würdige Pflanzstätte gefunden haben. Dieselbe ist im wesentlichen der New London University nachgebildet, welche unter den englischen Hochschulen unseren deutschen am nächsten verwandt ist. Überhaupt steht das

---

*) „So schön ist nicht das Bois de Boulogne, sind selbst nicht die Gärten von Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden. Herrliche Rasenteppiche, in diesem Klima erst durch künstliche Bewässerung dem trockenen Boden abgerungen, neigen sich zu kleinen, mit zierlichen Brücken überspannten Seen hernieder, während Rosen, Kamelien, blühende Wasserlilien und Leguminosen ihren Farbenflor entfalten und Palmlilien, Cycadeen, Agaven, Farnbäume, Araukarien und Kakteen durch ihre abenteuerlichen Formen unsere mächtig angeregte Phantasie auf irgend welchen Zauberspuk vorbereiten!" Hugo Zöller, a. a. O. I.

Unterrichtswesen von Viktoria auf verhältnismäßig hoher Stufe. Der Elementarunterricht, der dem Staat obliegt, ist kostenfrei und zwangsmäßig und die Schulen sind zahlreich und in jeder Hinsicht zweckentsprechend ausgestattet. Die mittleren, unseren Realschulen und Gymnasien einigermaßen ähnlichen Schulanstalten sind Privatunternehmungen und haben als Lehrziel die Reife für die Universität.

Im geselligen Leben offenbaren sich einige der schönsten Seiten des englischen Charakters, ohne dessen steife Förmlichkeit: es herrscht nämlich eine Ungezwungenheit im Umgang und eine Freiheit in der Sprache, die den inmitten des kleinlichen Kastengeistes europäischer Staaten Aufgewachsenen wohlthuend anmutet und eine vorurteilslosere Lebensanschauung zu bekunden scheint. Die Gastfreiheit der Australier ist mit Recht gepriesen, und wer als Neuling nur die oberflächlichste persönliche Empfehlung mit sich bringt, ist der zuvorkommendsten Aufnahme sicher. Die Kolonisten setzen einen gewissen Stolz hinein, den Fremden mit ihrem wachsenden Wohlstand näher bekannt zu machen und ihm zu zeigen, wie heimisch sie sich auf neuer, ihrem alten Vaterlande so weit entlegener Erde gemacht haben. Wem es seine Verhältnisse nur irgend erlauben, baut sich in einem der planlos zerstreut liegenden Vororte an und sucht dort, je nach seinen Mitteln und Ansprüchen, sein Ideal eines englischen „home“ zu verwirklichen, dessen so vielen unvergeßliche Vorbilder die ländlichen Sitze Englands sind, und es verleihen die unter der südlichen Sonne unentbehrlichen Veranden diesen einzeln stehenden Wohnstätten eine leichte Grazie, die man in kälteren Himmelsstrichen vergeblich sucht.

Bei allen diesen echt englischen Gemütszügen ist das Gefühl der Unabhängigkeit vom nordischen Inselreiche voll entwickelt; ja, es geht damit eine zugleich lächerliche und ungerechte Eifersucht auf dasselbe Hand in Hand. Daß eine vollständige Trennung von England nur noch eine Zeitfrage ist, wird in Australien schon lange als eine moralische Gewißheit angesehen, deren Verwirklichung in nicht allzu ferner Zukunft um so weniger bezweifelt werden kann, als die aufgeklärte, von den Grundsätzen praktischer Humanität durchdrungene Kolonialpolitik des ersteren einem dringend ausgesprochenen Verlangen sicherlich kein Hindernis entgegensetzen wird.

Das Klima des Küstenlandes von Viktoria ist dem von Unterägypten zu vergleichen und es gilt im allgemeinen für sehr gesund. Im Herbst und Winter ist das Wetter wochenlang von wunderbarer Klarheit und Frische mit der Milde warmer Frühlingstage in Deutschland; im Frühjahr fällt der meiste Regen; aber im Sommer ist die Hitze oft unerträglich und von den schroffsten Witterungswechseln begleitet, welche vielen Bewohnern im höchsten Grade nachteilig sind; denn nach zeitweise sich einstellenden heißen, die Luft außerdem fast mit Staub und Sand sättigenden Stürmen, die mitunter mehrere Tage anhalten und das Thermometer auf mehr als 37—38° C. im Schatten treiben, kühlt sich die Temperatur plötzlich in wenigen Stunden

mit rasender Geschwindigkeit ab und fällt 13—17°, von welchem Stande sie sich dann wieder allmählich zu ihrer früheren Höhe steigert.

Die Lage und die nächsten Umgebungen von Melbourne bieten landschaftlich wenig. Zwar ist die Umschau von vielen Punkten der Stadt umfassend, und die blauen Umrisse hoher Berge am nördlichen und nordwestlichen Horizont bilden einen einigermaßen imponierenden Hintergrund, aber im Süden und Westen, soweit das Auge schweift, ist nichts als die Wasserwüste der Bai und kahles, plattes (obschon fruchtbares) Land. Im Osten allein, wo sich der Yarra in Schlangenwindungen zwischen tief eingeschnittenen Ufern nach der See durchwühlt, nimmt die Gegend einen interessanteren Charakter an, der sich, je weiter man landeinwärts geht, in überraschender eigenartiger Schönheit mehr und mehr entfaltet. Schon 40 km von der Stadt trifft man auf den vorgeschobenen Ausläufern jenes mächtigen, noch so gut wie unerforschten und unzugänglichen Gebirgsstockes der australischen Alpen die einheimische Vegetation in ihrem ganzen urwüchsigen Reichtum an. Der Gummibaum (Eucalyptus), in seinen vielen Abarten der hauptsächlichste Vertreter derselben, ist freilich, einzeln betrachtet, mit seinem häßlichen, mit grauer, sich schälender Rinde bedeckten, bis hoch hinauf astlosen Stamm und seinen langen, spitzen, fahlgrünen Blättern eine unerquickliche Erscheinung, und hat die Eigentümlichkeit, nach Bebauung und Urbarmachung des Bodens in seiner Nähe langsam abzusterben, woraus sich die Kahlheit der Umgegend mancher kolonialen Städte erklärt, deren Anpflanzungen jetzt großenteils aus europäischen Bäumen und Gewächsen bestehen. Aber in ihrem Urzustande, in ihrer vom Fuße des weißen Mannes nur stellenweise betretenen Waldeinsamkeit steht die Pflanzenwelt Australiens in wilder Majestät und Fülle des Wachstums dem tropischen Urwalde keineswegs nach, wenn sie auch nicht dessen üppige Farbenglut und Formenreize, noch die unerschöpfliche Vielfältigkeit seiner Gebilde erreichen mag. Ihre Waldriesen erheben (den kalifornischen Rottannen gleich) sich bis 100 m über ihre Wurzeln, und die luftigen Wipfel, die auf schlanken, mastähnlichen Stämmen in schwindelnder Höhe über dem grauen Dickicht des Unterholzes im blauen Äther thronen, und durch welche sich die Strahlen des Tagesgestirns, in goldene Streiflichter zersplittert, in die Tiefe Bahn brechen, vollenden ein Bild, das bei der feierlichen Stille (denn das geräuschvolle Tierleben der Tropen findet sich hier nicht) einen überwältigenden Eindruck macht. Die Farnkräuter sind der Hauptschmuck der Wälder und erlangen eine Stammhöhe bis gegen 10 m bei entsprechender Größe der Blätter; sie kommen in unzähligen Gattungen vor und gedeihen am besten auf den feuchten Hängen wasserhaltiger Schluchten, wo sie in solcher Menge wachsen, daß ihre mächtigen und doch so zierlich geformten federartigen Blätter ganze Lauben bilden, die den Lauf von Bächen überwölben.

Dennoch sind Einförmigkeit der Bodenbildung und Dürftigkeit des Pflanzenreiches die am meisten ins Auge fallenden Merkmale des kolonisierten

Australiens (der großen Sandwüste seines Inneren gar nicht zu gedenken); denn jene Naturwunder sind mit wenigen Ausnahmen auf das quellenreiche Hochland in der Südostecke des Kontinents beschränkt. Nirgends kann der Blick mit Genuß auf jenem malerischen Gegensatz, jener klassischen Abrundung der Umrisse verweilen, die ungeachtet ebenfalls meist spärlicher Vegetation die südlichen Länder Europas in ihren natürlichen Reizen allein schon unvergänglich anziehend macht. Zwar sind die Wellen der Südsee von demselben tiefen Blau wie der ruhigere Spiegel des Mittelländischen Meeres; auch lacht der Himmel in gleich unumwölktem Azur wie über dem alten Kulturbecken europäischen Völkerlebens, und das Licht der Sonne scheint mit demselben farbenspendenden, verklärenden, den gewöhnlichsten Stein vergoldenden Glanze, den gemäßigtere Zonen nicht kennen; aber damit muß der Vergleich enden. Die vorherrschende Gebirgsformation sind langgestreckte, plateauartige Erhebungen mit steilen, felsigen Abstürzen an ihren oberen Rändern, aber dann sanfter Abdachung in leicht wellenförmig gegliedertes Hügelland, dessen unermeßliche, von kurzem Gras, kümmerlichem Gestrüpp und dünngesäetem Baumwuchs bedeckte, aber auch meilenweit ganz öde Flächen zwar Schafe und Rindvieh in Millionen nähren, für das Auge aber von ermüdender Langweiligkeit sind.

Der Goldreichtum von Viktoria ist sprichwörtlich geworden, und das köstliche Metall, obschon nicht mehr in demselben Überfluß vorhanden wie in dem ersten Jahrzehnt nach seiner Entdeckung, ist noch immer der dem Werte nach zweitbedeutendste Ausfuhrartikel und wird in vielen Örtlichkeiten mit selten unterbrochenem Glück fortgesetzt gefunden. An den ergiebigsten Fundplätzen sind in einem Vierteljahrhundert die volkreichen Städte Ballarat und Sandhurst aufgeblüht. Aber die Zauberkraft, welche einst Tausende und Abertausende von Abenteurern aus allen Weltgegenden nach dem neuen Wunderland zog, welche die bereits ansässige Bevölkerung der Kolonieen massenhaft und ohne Unterschied von Alter, Stand und Beruf ihren gewohnten Beschäftigungen entriß, um dem glänzenden, wiewohl unsicheren, Phänomen leicht zu erringenden, sinnberauschenden Gewinnes nachzujagen, ist längst gewichen. Das Gold, das anfänglich in gediegenen Klumpen nahe, ja auf der Erdoberfläche selbst lag, muß jetzt aus großer Tiefe zu Tage gefördert werden, und erscheint dann nur als feine Ader in hartem Gestein oder in kaum sichtbaren Körnern in alluvialem Kies, woraus es mittelst eines mühsamen Verfahrens und mit Hilfe kostspieliger Maschinerie rein gewonnen wird — eine durch ihre beträchtlichen Betriebskosten gewagte und oft verlustbringende Unternehmung, die jetzt fast ausschließlich von Gesellschaften unternommen wird, während der große Haufe einzelner Goldgräber nach kurzem Jubel Verdienst und Hoffnung schwinden sehen und sich nach neuen Jagdgründen umthun mußte.

2. Neu-Südwales mit der Hauptstadt Sydney.

Die gewöhnliche Verbindungsstraße zwischen Melbourne und Sydney war bis vor kurzem noch die See; gegenwärtig aber schlingt ein Schienenweg das Band zwischen beiden Metropolen enger, und die Entfernung von 700 km durcheilt die Lokomotive bequem in 24 Stunden. Schon seit einiger Zeit geht die Post täglich diesen Weg, aber für das reisende Publikum war das noch in Eilwagen auf meilenlang grundlosen Wegen oder eigentlich bloßen Räderspuren zu bewältigende Viertel derselben so abschreckend, daß die Küstendampfer, welche die Reise in durchschnittlich 50 Stunden machen, trotz den Gefahren und Unannehmlichkeiten des Meeres bis vor kurzem noch die alleinigen Beförderungsmittel waren.

Die Fahrt der Küste entlang hat wenig Bemerkenswertes: an einigen Stellen steigt das Land als dräuende Gebirgsmasse aus der See empor, oder begleitet sie als jäh abstürzende Felsenmauer. Ein solcher natürlicher Wall mit mehr als 60 m hohen senkrechten Wänden schließt auch den Hafen von Sydney oder, genau genommen, die denselben bildende Mündung des Paramattaflusses ab und läßt nur einen schmalen, weniger als $1^1/_2$ km breiten Wasserstreifen durch, welcher die Pforte eines Stückchens irdischen Paradieses ist, als dessen Beherrscherin Sydney ohne poetische Übertreibung die Königin der Südsee genannt werden darf.

Es scheint in der That ein Feenreich zu sein, das sich hinter dem finsteren Felsenthor auf einmal in hinreißender Holdseligkeit aufthut, und der erste Anblick ist um so blendender, als er angesichts des sonst überaus öden Charakters der Küste gänzlich unerwartet ist.

Eine Beschreibung dieses wunderbaren Fleckchens Erde zu versuchen, ist eine dank- und zwecklose Aufgabe, da die überschwänglichsten Worte seine unvergleichlichen Schönheiten nicht veranschaulichen können. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß einer der gewöhnlichsten Bestandteile einer gefälligen Landschaft, ein scharf hervortretender Hintergrund von Bergen, fehlt. Der Zauber liegt vielmehr in der erstaunlichen Mannigfaltigkeit fortwährend wechselnder und stets das Auge entzückender Bilder, die sich auf Schritt und Tritt zu Lande und mit jeder Wendung und Fortbewegung in einem Fahrzeug auf dem Wasser in allen Richtungen entrollen und aus der phantastisch gewundenen Gestaltung des Wasserraumes entstehen, dessen Windungen und Arme einem riesenhaften blätterlosen Baumzweige nicht unähnlich sind. Denke man sich nun diese Form in einen blauen, mit Inseln und Schiffen betüpfelten Wasserspiegel übersetzt, und zwischen hügeligen, entweder in kleinen stillen Buchten weit zurücktretenden oder als abschüssige Vorsprünge die Wasserstraße zu verlegen scheinenden, überall aber herrlich bewachsenen Ufern, auf deren grünem Blättergewande zahllose Landhäuser wie reiche Perlenschnüre schimmern, eingeengt, auf einer Seite von dem Häusermeere der Stadt über-

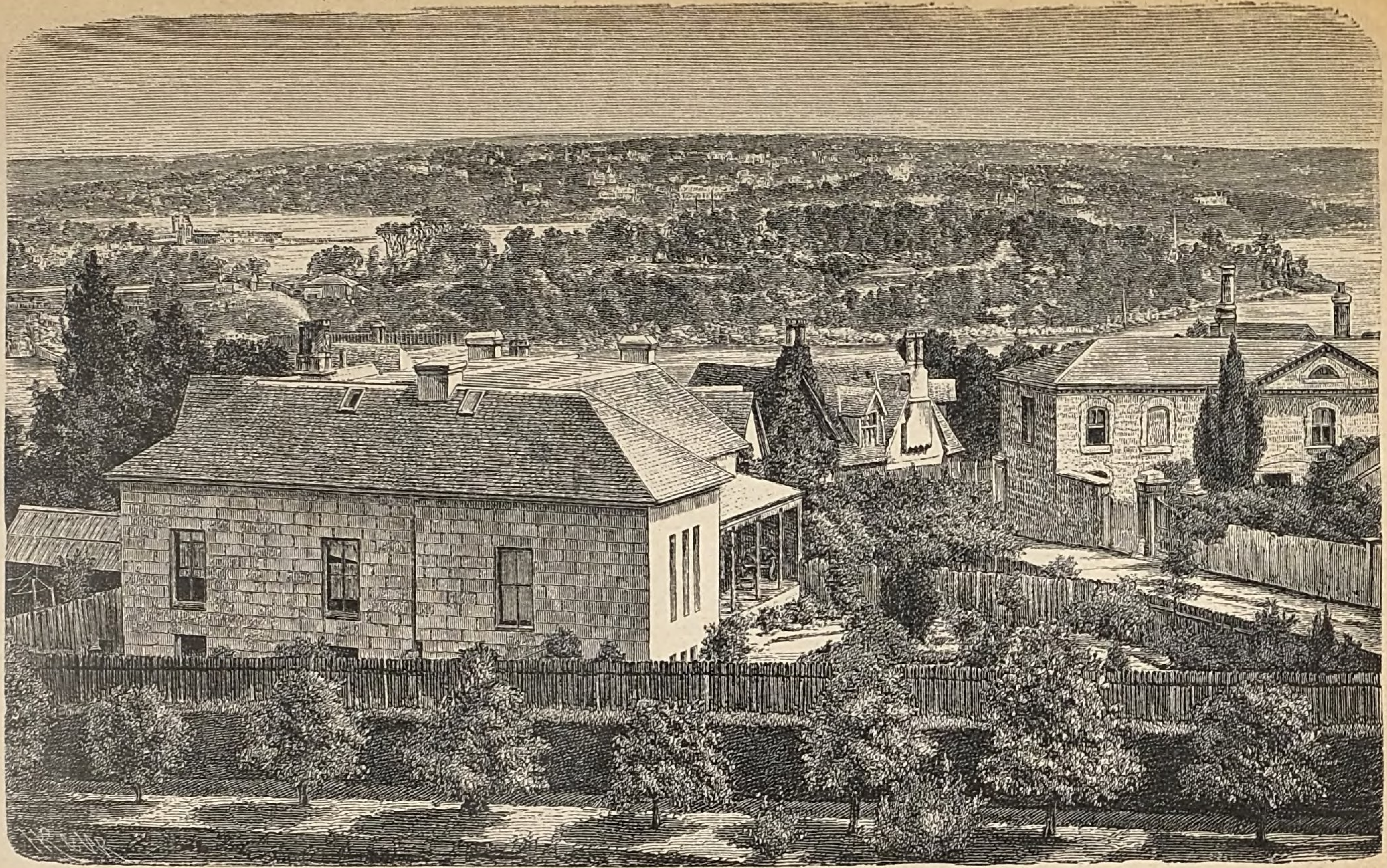
ragt und endlich das Ganze mit der Farbenpracht und dem Lichtglanze des Südens übergossen — dann erhält man einen annähernden Begriff von diesem naturbegnadeten Aufenthalt.

Das Wasser ist so tief, daß 11 km von der See die größten Schiffe in natürlichen Docks dicht bei der Stadt anlegen können, welche sich über mehreren Einbuchtungen malerisch auftürmt. Ihre Straßen sind enger und unregelmäßiger als die von Melbourne und Adelaide, was an dem von tiefen Einsenkungen durchfurchten, nach dem Hafen steil abfallenden Boden derselben liegt, aber vom Auge mit Freude begrüßt wird, trotz des Nachteils, daß manche prächtige Gebäude aus Mangel an Raum nicht recht zur Geltung kommen.

Das höhere Alter des Orts (und doch beging Sydney, die erste englische Ansiedelung in Australien, seinen hundertsten Geburtstag erst im Jahre 1888) fällt sofort auf und berührt den in seinen Gefühlen vom nagelneuen Melbourne ernüchterten Europäer angenehm, und auch im ganzen Leben ist dieser Unterschied deutlich wahrnehmbar. Alles hat einen ruhigeren, anspruchsloseren und fester gegründeten Anstrich, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die kolonialen Eigentümlichkeiten fehlen; aber dieselben sind von der Zeit und dem wachsenden Einfluß zivilisierter Zustände zugeschliffen worden und haben manche widerliche Auswüchse abgestreift, und die in Viktoria so lästige und vorlaute Aufgeblasenheit hat in Sydney einem berechtigten, aber seltsam geäußerten Bewußtsein großer, durch eigene Arbeit und Thatkraft gewonnener Errungenschaften Platz gemacht.

Sydney hat jetzt mit seinen Vorstädten nahezu 383 000 Einwohner, d. h. ein Drittel der ganzen Bevölkerung von Neu-Südwales, dessen Hauptstadt es ist. Seit einer Reihe von Jahren von Viktoria (das im Jahre 1851 als unabhängige Kolonie davon abgelöst wurde) in Handel und Wohlstand wie auch Einwohnerzahl überflügelt, ist Neu-Südwales jetzt wieder im Begriff, der Schwesterkolonie die Spitze zu bieten und seinen vormaligen Vorrang aufs neue geltend zu machen. Während diese die vermeintlichen Interessen der arbeitenden Klasse durch hohe Schutzzölle sicherzustellen wähnt, hat jenes seit einigen Jahren die Bahn des Freihandels betreten und darin eine solche Wiedergeburt seines materiellen Gedeihens gefunden, daß erstere Grund hat, um ihre Überlegenheit bange zu werden.

Die Eifersucht zwischen den beiden (und überhaupt zwischen allen australischen Kolonieen) ist von einer an Haß grenzenden Heftigkeit und eine sonderbare Erscheinung, welche bei gemeinsamer Abstammung und Überlieferung, gleichen Interessen, sowie denselben natürlichen Verhältnissen und Hilfsquellen, doppelt unerklärlich ist und dem gesunden und praktischen Menschenverstand, der dem dortigen Leben zu Grunde liegt, gerade zuwider läuft, wobei die Erreichung des großen Zieles kolonialen Ehrgeizes dadurch nur erschwert und verzögert werden kann; denn es ist klar, daß sich die völlige Selbständigkeit der Kolonieen nicht anders als in Gestalt eines



Einfahrt zum Hafen von Sydney.

Bundes derselben denken läßt, wozu Einmütigkeit in allen großen Fragen staatlichen Wirkens und Unterdrückung kleinstaatlicher Anwandlungen im Dienst und zu Gunsten des allgemeinen Wohles unerläßliche Bedingungen sind.

Das Klima von Neu-Südwales ist wärmer als das von Viktoria und im Norden beinahe tropisch; in Sydney selbst zeigt das Thermometer zuweilen eine Hitze von 42° C im Schatten an, aber die Luft ist trockener und der Witterungswechsel nicht so unmittelbar und oftmalig wie in Melbourne.

Die Ufer des Hafens von Sydney (auch Port Jackson genannt) und des Paramattaflusses sind eine Oase in der Gegend, die schon in einem Teile des Weichbildes der Stadt wieder in jene trostlose Magerkeit zurückfällt, welche von dem australischen Kontinent unzertrennlich scheint. Doch fehlt es nicht an rühmlichen Ausnahmen in Neu-Südwales: so z. B. ist der Lauf des Hawkesburyflusses durchgängig von lieblicher Schönheit, und tiefer im Innern birgt die Kette der „Blue Mountains" (Blauen Berge), durch die dieselben in kühnem Bau überschreitende Eisenbahn nach dem Westen Sydney neuerdings ganz nahe gebracht, großartige Wald- und Gebirgslandschaften im Überfluß.

Anderthalb Stunden südlich von Sydney liegt Botany Bai, wo Cook, der Seefahrer und Weltumsegler, zuerst in Neuholland Anker warf, und wo später im Jahre 1788 die erste englische Strafgemeinde australischen Boden betrat. Unter diesem Namen hatte die neue Ansiedelung lange Zeit einen übeln Ruf, dessen Fluch jedoch längst von ihr genommen ist. Jetzt wird selbst der schärfste Beobachter keinerlei verderbliche Spuren mehr davon vorfinden.

Übrigens fand man die Örtlichkeit damals nicht für geeignet, was zur Entdeckung des Paramattaflusses führte, der von Cook seiner unscheinbaren Öffnung ins Meer wegen als unbedeutend unerforscht gelassen worden war. An dessen südlichem Ufer wurde Sydney gegründet.

3. Tasmania (Van-Diemensland).

Tasmania (ursprünglich nach seinem holländischen Entdecker Van-Diemensland getauft) ist nur durch eine mit Inseln bedeckte Meerenge von dem Festlande getrennt; sein Klima ist vermöge seiner südlicheren Breite und der es umringenden See so wundervoll gemäßigt, daß es von alters her die Sommerfrische und der Erholungsgrund der modernen Australier ist, sowie seiner überall romantisch schönen Natur halber das gewöhnliche Reiseziel von Touristen.

Launceston im Norden und Hobart-Town, die Hauptstadt, im Süden

sind die einzigen Orte von Bedeutung und die beliebtesten Standquartiere. Die Lage des letzteren an dem seenartig sich ausbreitenden Derwentfluß ist unbeschreiblich malerisch und gewährt wohl das sehenswerteste Panorama in Australien. Sydney mag von vielen vorgezogen werden, aber es ist ein Miniaturkunstwerk der Schöpfung, wogegen Hobart-Town eines ihrer Meisterstücke größten Stiles ist. Dort muß alles stückweise genossen werden, da die verwickelte Reihenfolge räumlich beschränkter Ansichten keine Übersicht des Ganzen zuläßt; hier schweift der Blick, in der Nähe von einer Fülle landschaftlicher Einzelheiten bezaubert, in weiter Rundsicht über eine Zusammenstellung von Stadt und Land, Berg und Thal, Fluß, See und Meer, wie sie sich kaum irgendwo anders wieder findet. Eine mächtige Gebirgserhebung mit einem alles beherrschenden Mittelpunkt in der sich aus duftigem Waldmantel unmittelbar hinter der Stadt über 1200 m erhebenden Felsenkuppe des Mount Wellington, der seine um ihn gescharten Vasallen um Kopfeslänge überragt, und auf dessen wellengebadetem, vielgliedrigem Fuße sich die Häuser der Stadt terrassenweise abstufen, bildet den Rahmen dieses großartigen Naturgemäldes. Auch auf der anderen Seite des hier über 3 km breiten, seine Gestade zackenförmig ausbiegenden, sich jedoch wieder gerade vor seiner Mündung bedeutend verengernden Flusses folgen reich bewaldete Höhenzüge von anmutig abwechselnder Gestalt und Höhe seinem Laufe bis ans Meer, das zwischen blauen Vorgebirgen am südlichen Horizont leuchtet.

Tasmania ist die anheimelndste der Kolonieen, und hat schon das Land neben seinem eigentümlichen Gepräge eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Teilen der schottischen Hochlande und der irischen Küste, so findet man auch bei seinen Bewohnern ganz den stillen Charakter des englischen Landlebens, ein polarischer Gegensatz zu dem lauten Thun und Treiben ihrer Nachbarn. Es wird sogar behauptet, daß sich die Kolonie bereits überlebt habe und seit Aufhören der Einwanderung von Sträflingen (d. h. seit 1858), derenthalben sie in den ersten Jahren des Jahrhunderts gegründet wurde, eher zurück- als fortgeschritten sei. Thatsache ist, daß das Strafsystem in Tasmania höchst greifbare Denkmäler praktischer Nützlichkeit hinterlassen, wohl aber andererseits durch die Billigkeit der dazu verwendeten Arbeitskraft die freien Ansiedler verwöhnt und träge gemacht hat. Alle die hübschen, durchaus mit behauenen Steinen errichteten öffentlichen Gebäude sind von Sträflingen aufgeführt, und die vortrefflichen Kunststraßen, besonders die große, die Insel in ihrer ganzen Länge durchschneidende Chaussee zwischen Hobart-Town und Launceston, sowie die Hafenbauten, sind ebenfalls sämtlich mit Zwangsarbeit gebaut worden.

Die Strafanstalt mit einer kleinen jährlich mehr zusammenschmelzenden Gesellschaft alter unverbesserlicher Galgenvögel (denn nur die schlimmsten Missethäter saßen dauernd hinter Schloß und Riegel) ist eine Sehenswürdigkeit ihrer Art, und die saubere Nettigkeit ihrer in wohlgepflegten

Gärten zerstreut stehenden Wohnungen läßt eher eine Quäkerniederlassung vermuten als einen Zwinger für menschliche Bestien: sie liegt am südöstlichen Ende der Insel an einer abgelegenen Bucht, welche einer jener verborgenen Erdwinkel ist, wo die Natur oft ihr reichstes Geschmeide anlegt und dort jetzt nach jahrtausendelanger Jungfräulichkeit durch die Nähe gefallener Menschen entweiht wird, in deren jämmerlichem Dasein ihre Pracht nur als grausame Ironie des Schicksals erscheint.

Unermeßliche Wälder sind die größte Zierde von Tasmania, und ohne sie gesehen zu haben, kann man sich keine Vorstellung von ihrer einsamen Majestät machen; an der Küste reichen sie bis an den Saum des Wassers und schmücken die steilsten Felsenhänge mit belebendem Grün, und die fischreichen silberhellen Flüsse wälzen ihre stillen Fluten durch das beschattende Dunkel des Urwaldes.

Europäische Baumarten, besonders Obstbäume, kommen in dem wohl bewässerten Boden und kühlen Klima vorzüglich fort, und die Insel ist die Holz- und Obstkammer von Australien, wie Südaustralien sein Kornspeicher ist.

Eine 200 km lange Eisenbahn verbindet Hobart-Town mit dem etwa 60 km von der Nordküste an dem bis dahin Seeschiffe tragenden Tamarflusse gelegenen Launceston. Diese kleine Stadt ist, sozusagen, die Wiege des Riesenkindes Viktoria, denn von Gliedern einer daselbst ansässigen Familie wurde im Jahre 1835 die erste Niederlassung auf dem Boden des letzteren geplant und zur Ausführung gebracht.

---

4. Die Weidegründe und das „Buschleben".

Zum Schlusse sei noch der ungeheuren Weidegründe gedacht, welche bei weitem den größten Teil des Flächengehalts der Kolonieen ausmachen und die früheste Quelle ihres nationalen Wohlstands waren, dessen unerschütterlichste Grundlage und Garantie sie bilden, wobei sie im Innern die Vorposten der Zivilisation sind.

Das Land wird zu diesem Zweck an Individuen oder Gesellschaften verpachtet, und ein solcher „Block" Landes wird „run" (d. h. Laufplatz für Schafe ꝛc.) und der Pächter „Squatter" (von dem englischen Wort squat, das die fast unentgeltliche Ausnützung noch nicht urbar gemachter, der Krone gehöriger Ländereien bedeutet) genannt. Letzterer bezahlt dem Staat eine sehr geringe Grundrente und erwirbt in der Regel fast nur ein kleines Stück Land, worauf er seine Wohn- und Wirtschaftsgebäude errichtet. Dies ist die sogenannte home station (Hausstation), von welchem Ausdruck das ganze Besitztum den allgemein gebräuchlichen Namen „Station" erhält.

Um nun auch dem kleinen einwandernden Landwirt eine Thüre zur

Erwerbung eigenen Grundes und Bodens offen zu halten, hat dieser das Recht, sich, falls es ihm beliebt, von dem Lande des Großpächters eine ihm passende Parzelle von mäßiger, gesetzlich vorgeschriebener Größe auszuwählen und zum öffentlichen Verkauf bringen zu lassen, und dann muß ihn der Squatter entweder überbieten, oder es sich gefallen lassen, daß sich ein Fremder inmitten seines Pachtlandes ankauft. Diese bis zu einem gewissen Grade gerechte und notwendige Bestimmung des australischen Landgesetzes ist der beständige Stein des Anstoßes für den Squatter, und der kleine Ackerbauer, oder „free selector" (d. h. Landesauswähler), im Volksmunde besser unter dem Spottnamen „cocatoo" (Kakadu) bekannt, seine bête noire. Seine Klagen sind auch durchaus nicht grundlos, denn sein ganzer Vorteil liegt in dem niedrigen Pachtzins seines Landes, und jeder Tag kann ihm die Entscheidung nahe legen, sich dasselbe entweder zu einem oft unverhältnismäßig hohen Preise käuflich zu sichern, was bei dem hohen Geldwert seine Verhältnisse selten ohne Schädigung vertragen können, oder seinen run zu zersplittern und dessen besten Teil unwillkommenen Nachbarn abzugeben, die erfahrungsmäßig in ihrer großen Mehrzahl sich eine Art Freiheit zuerkennen, das Eigentum des Großgrundbesitzers auf jede Weise zu berauben und zu schädigen. Viele der älteren und reicheren Squatters, besonders die in der Nähe von Ortschaften angesiedelten, haben nach und nach ihre ganzen runs angekauft, um sich die free selectors vom Leibe zu halten.

Das Weidegebiet ist ringsum eingefriedigt und ferner durch strahlenförmig auf die home station zusammenlaufende Zäune in eine Anzahl von Abschnitten abgeteilt, deren jeder einen künstlichen als Tränke dienenden Teich enthält. Diese meilenlangen Einzäunungen, in holzarmen Gegenden aus Drähten und eisernen Stäben bestehend, sind sehr kostspielig, aber zur Beaufsichtigung der Herden unentbehrlich; denn dadurch wird das Vieh vor Verirrung bewahrt, ist immer leicht aufzufinden und kann sich selbst überlassen bleiben, was schon durch die Größe der Weiden und die Anzahl der Tiere (es giebt Stationen mit 250 000 Schafen*) geboten ist, da auf sehr großen runs, welche nicht immer durchaus eingezäunt werden können, und wo sich die Tiere weithin zerstreuen, der Stockreiter (berittene Hirt), der jedes Schaf seines Weidebezirks mindestens einmal im Tag ausfindig machen muß, eine tägliche Runde bis nahezu 100 km zu reiten hat. Außerdem sollen diese Abteilungen das gleichzeitige Abfressen des Grases im ganzen Weidegrunde verhindern, was eine Lebensfrage für den Squatter ist, der sein mageres Gras (das in Australien durchschnittlich nur ein Schaf auf den Morgen nährt) sehr schonend und methodisch behandeln muß. Hierzu gehört, daß das Vieh erst nach möglichst langen Zeiträumen den nämlichen Weideplatz wieder betreten darf, und daß immer wenigstens einer derselben

*) Die Gesamtzahl der Schafe Australiens beträgt 121 Millionen.

unberührtes Gras und hinreichenden Wasservorrat hat, was durch diese Einrichtung bezweckt wird.

Trotzdem verringert anhaltende Trockenheit die Herden auf wasserarmen stations, wo die Teiche austrocknen und das Gras versengt.

Das Leben auf einer station, schlechtweg bush-life (Busch-Leben) genannt, ist, selbst für den gebildeten Herrn oder Verwalter derselben, den Gebieter über alles, was er im Umkreise von Meilen vor sich sieht, nur bei anstrengender körperlicher Arbeit, sowie fortwährender Bewegung im Freien dauernd möglich, aber unter allen Umständen eine geistige Verbannung, zu der sich, ohne gewichtige Gründe dafür zu haben, nur ein Dummkopf oder ein eingefleischter Faulenzer freiwillig verurteilen wird. Selbst auf den bevölkerten Gegenden nächstgelegenen stations betragen die geringsten Entfernungen zwischen Gutsnachbarn oder bis zum nächsten, städtische Rechte genießenden Weiler (Dörfer giebt es in den Kolonieen nicht, dagegen viele Dutzende von Städten von weniger als fünfzig Häusern) 24—32 km, die sich weiter landeinwärts auf 80, 160 und darüber verlängern; ja, einige sind so entlegen, daß die nächste Poststation 300—480 km und die Hauptstadt der Kolonie gegen 1100 km entfernt ist. Auf solchen Einsiedeleien ist die Ankunft des jährlichen Proviant-Trains oder eines Hausierers ein Ereignis, der Besuch eines Fremden ein Fest, und das rauschende Treiben der zivilisierten Welt dringt nur als dunkle Kunde in leblosen und längst veralteten Briefen und Zeitungen zu den Vereinsamten. Der Squatter sieht vielleicht nur alle paar Jahre einmal seinesgleichen, wenn er zur Stadt kommt, und von der bunt zusammengewürfelten Rotte seiner Untergebenen, Handwerker, Tagelöhner und Hirten verlassen manche während eines Menschenalters die nämliche Scholle nicht. Letztere und die sich zur Schurzeit von selbst einfindenden wandernden Schafscherer liefern eine wunderliche Musterkarte verfehlter und viel herumgeworfener oder sonst durch selbstverschuldetes Unglück unseliger Existenzen aus den verschiedenartigsten Lebenskreisen — von dem einstmaligen Sträfling bis zum heruntergekommenen Gentleman oder gar Sprößling eines stolzen Adelsgeschlechts — deren Verwilderung und Erniedrigung meistens dem entsetzlich verbreiteten kolonialen Erzlaster des Trunkes zuzuschreiben ist.

Dagegen gestattet ein kurzer Aufenthalt auf einer nicht allzu fernen station einen interessanten Einblick in australische Urzustände, die durch ihren Gegensatz zu dem Stadtleben doppelt eigenartig erscheinen und auch ihre unzweifelhaften Annehmlichkeiten haben. Denn die Gastfreiheit des kolonialen Landmagnaten ist wahrhaft patriarchalisch; Gäste sind stets willkommen, werden lange gehalten, und es steht ihnen alles, was Haus und Hof bietet, zur unumschränkten Verfügung. Selbst ihm gänzlich Unbekannte können ohne Umstände sein gastliches Dach aufsuchen, wenn sie, was oft der Fall ist, für Geld und gute Worte kein näheres Nachtquartier auf ihrem Wege finden können — eine großmütige Sitte, die von Vagabunden

und Arbeitsuchenden aufs gemeinste gemißbraucht wird, da solches Volk, für welches eine eigene Schlafbaracke mit Küche vorhanden ist (während Leute besseren Standes im Herrenhause untergebracht und gespeist werden) mitunter monatelang auf einer Station nach der anderen im Lande herum schmarotzen.

Reiten und Fahren, vorzüglich aber die Jagd, beschaffen reichlichen Zeitvertreib für den Müßigen, der Leibesübungen zugethan ist oder Erholung darin sucht. Unter den Vögeln ist der Kakadu, der gefangen leicht gezähmt wird und sprechen lernt, unter den Säugetieren das Opossum und das Känguruh die häufigste Beute des Jägers, und die beiden letzteren sind an vielen Orten so zahlreich, daß sie als Landplagen mit Erbitterung verfolgt werden, weil sie dem Vieh alles Gras abfressen. Das Känguruh wie auch der sehr selten gewordene Emu, der australische Strauß, werden zu Pferde gejagt — ein mannhaftes, ritterliches und mit Recht leidenschaftlich geliebtes Vergnügen, das sich den englischen Fuchshetzen an die Seite stellen läßt, allerdings noch gefährlicher ist und vollendete Meisterschaft im Reiten voraussetzt; beide Tiere können, wenn sie einigen Vorsprung haben, kaum vom schnellsten Pferd eingeholt werden, und sind nur, in der Nähe aufgescheucht, nach kurzer, aber rasender Hetze über Stock und Stein auf meist waldigem und unebenem Boden zum Stehen zu bringen.

Der Squatter als soziale Größe erfreut sich eines entschiedenen Übergewichts, dessen er sich leider selten durch hervorragende Begabung oder Geistes- und Sittenbildung würdig erweist, das sich vielmehr aus seinem Verhältnis zu dem großen Grundbesitz ergiebt, der bekanntlich, der englischen und mehr noch australischen praktischen Lebensweisheit zufolge, die Perle aller irdischen Güter ist. Seine Klasse, von welcher viele Angehörige riesenhafte Vermögen gesammelt haben, wird jetzt schon gewissermaßen als Aristokratie der Kolonieen angesehen und von dem Arbeiterstande mit gern zur Schau getragenem Hasse, insgeheim aber lebhaftem Neid, ja selbst Bewunderung betrachtet.

Von der Zukunft Australiens kann nur Großes vorausgesagt werden, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es derjenige Teil der Neuen Welt, dessen junge Staatswesen zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigen. Wenn sich auch der große Kern seines Festlandes als eine wasserlose Wildnis und somit als nicht kulturfähig herausgestellt; wenn sich auch seine Metallschätze nach und nach erschöpfen dürften, und sich in Handel und Gewerben schon jetzt Überfüllung und periodische Flauheit bemerklich machen; wenn endlich auch das Zeitalter noch nicht angebrochen ist, in welchem die erhabeneren Ziele menschlichen Ehrgeizes verstanden und verehrt werden, die Fackel des Genius sein jugendliches Geistesleben erleuchtet und sich in unauslöschlicher Flammenschrift in seiner kaum begonnenen Geschichte verewigen wird — so sind doch der natürliche Reichtum des Bodens der kolonisierten Küstenländer und alle ihre Hilfsmittel noch lange nicht in ihrem

ganzen Umfange bekannt und ausgebeutet, und besonders steht dem ganz unbemittelten Einwanderer, der im alten Europa in drückender Dienstbarkeit und Armut schmachtete, auf dankbarerer Erde noch ein weites und fruchtbares Feld offen, wo er mit Fleiß und Ausdauer in kurzem sein Geschick zum Bessern wenden kann.

5. Eine Fahrt in die „Blauen Berge“.*)

Die Besiedlung des australischen Festlandes ging von Sydney aus und es verflossen nach der Besitznahme von Australien noch fünfundzwanzig Jahre, bis man es unternehmen konnte, den mit Wald und Gestrüpp bedeckten Gürtel zu überschreiten, der zwischen der Ostküste und dem australischen Gebirge, den sogenannten Blue mountains liegt. Bis dahin bildete dieses die Südwestgrenze von Neu-Südwales. Erst im Jahre 1815 ward die große Straße vollendet, die zu den „Blauen Bergen“ führte, die nun überschritten wurden und den Ansiedlern und Viehzüchtern ein neues, weites Feld der Thätigkeit und des Unternehmungsgeistes öffneten.

Bei dem Landstraßenbau ließ man es aber nicht bewenden; im Jahre 1846 ward die erste Eisenbahn Australiens von Sydney nach Paramatta gebaut, die später bis Fort Bourke am Darlingfluß verlängert wurde.

Der Bau dieser Bergbahn durch ein von tiefen Schluchten zerrissenes Gebirge, mit Steigungen, die stellenweise 1 Fuß erreichen auf je 30 Fuß Länge, verschlang riesige Geldsummen. Der höchste Punkt wird bei Mount Viktoria erreicht, in einer Meereshöhe von 4100 Fuß. Da die Bahnlinie im Zickzack angelegt werden mußte, so kann der Fahrende die zurückgelegten Strecken noch lange überschauen. Die „Zickzacks“ bei Emu-Places, Mount Viktoria, Mount York führen durch ziemlich lange Felsentunnels, durch Schluchten und über hohe Brücken. Der Ausblick nach beiden Seiten des Bahnkörpers gewährt bald düster-grausige, bald milde, hell-freundliche Bilder. Fortwährend thun sich vor den Augen des Reisenden neue und interessante Ansichten auf.

Der Name der „Blauen Berge“ erklärt sich von selbst; das Gebirge erscheint aus der Ferne von blauem Äther umgeben. Selbst im grellsten Sonnenlichte ist dies deutlich wahrzunehmen. Die Ausdünstungen der verschiedenen Eucalyptenarten (Gummibäume)**), welche fast ausschließlich diese Berge schmücken, sollen die blaue Färbung der Atmosphäre hervorrufen.

*) J. W. Dahn, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 1883, 8.

**) Da giebt's: Eucalyptus alba, botryoides, clavigera, doratonylon, Gunnii, Planchoniana, dostratu, siderophloia, Stuartiana etc. Zu den schätzbarsten Arten gehört der blaue Gummibaum, Eucalyptus globulus, auch Fieberbaum genannt, da er die Fieberluft feuchter Niederungen unschädlich machen soll.

Der Hauptgebirgszug erstreckt sich von Norden nach Süden in einer Länge von 112 km; nach beiden Seiten ziehen sich auf 54 km hin die westlichen und östlichen Ausläufer. Wer Zeit und Mühe daran wenden kann, einzelne Thäler zu Fuß zu durchstreifen, wird sich jedenfalls belohnt finden. Auf Mount Viktoria, dem höchst gelegenen Punkte, sind einige Wirtshäuser eingerichtet worden, von denen aus der Tourist gewöhnlich seine Ausflüge unternimmt. Das mit großer Mühe verbundene Besteigen einiger höher gelegenen Punkte in der Nähe des Mount Viktoria ist nicht lohnend, man müßte denn ein ganz besonderes Verlangen tragen nach heißestem Sonnenbrand. Das gleichsam umgekehrte Unternehmen aber wird niemand bereuen, obgleich es mit Anstrengungen und Gefahren mancherlei Art verbunden ist und ziemlich einen ganzen Tag in Anspruch nimmt: eine Partie in die tief gelegenen Schluchten. Hier ist der Natur der echt australische Stempel aufgedrückt. Man muß unbedingt in die eine oder andere Schlucht hinunterklettern und sollte es auf Händen und Füßen zugleich geschehen, um den so eigentümlichen Reiz der australischen Tier- und Pflanzenwelt in seiner Wildheit kennen zu lernen. Staunen mit Kopfschütteln, tiefster Ernst mit freudigstem Lachen bewegt den Wanderer. Doch behält eine gewisse Ängstlichkeit die Oberhand, da man sich in steter Gefahr befindet. Es ist die giftige Schlange, die eine reine ungeteilte Freude an dieser herrlichen Natur nicht aufkommen läßt. Die Furcht vor ihrem Biß, der fast in allen Fällen den Tod sofort nach sich ziehen soll, ist ein beklemmendes Gefühl.*) Doch immer von neuem ergreift uns freudiges Erstaunen; die Bilderbücher aus der Jugend goldenen Tagen scheinen vor uns aufgeschlagen: was wir nur im Bilde einst ungläubig geschaut — hier wird's Ereignis. Der Lyravogel! Dort auf den Ästen eines alten Gummibaumes stolziert er gemessen umher. Das Weibchen hält sich in der Nähe des Nestes auf, während der Hahn mit fast senkrecht gerichtetem Schweif auf einem Zweige Stellung genommen hat. Von Zeit zu Zeit, in der unendlichen Stille, läßt er ein sonderbares Pfeifen hören. Unberechenbarer Rhythmus und wahrhaft grauenerregende Intervalle liegen in seinen Tönen, die doch tief und süß klingen. Seltsamer Sangesbruder! Man kann nicht umhin, ihn auszulachen. Zwischen den riesigen Sandsteinblöcken, die man mühsam überklettert, hört man plötzlich ein Rascheln. Das ist der Lysard — eine große 4—5 Fuß lange Eidechse, nach der Quelle eilend, die unter Felstrümmern rieselt und sich unten in der Schlucht zu einem Wässerchen

*) Dr. G. B. Halford hat vor längerer Zeit in einer Zuschrift an den Melbourne Argus das Gift der australischen Schlangen mit jenem der indischen in Vergleich gezogen; nach seinen Versuchen steht das Gift der australischen Tigerschlange dem der indischen Cobra an Kraft nicht nach. — Die Eingebornen töten und fangen die Schlangen, wo sie derselben habhaft werden können, kochen sie am Feuer und verzehren sie mit großem Behagen. Bekanntlich hat das Schlangengift, in den Magen gebracht, durchaus keine nachteilige Wirkung.

sammelt. Ein harmloses Tier, scheu und geschwind, aber gut Freund mit der Schlange. Daher meidet man gern seine Nähe, zufrieden, es in seiner bunten Haut auf ein paar Augenblicke beobachtet zu haben. Der Anblick der schwarzen, 6—8 Fuß langen Schlange, ist aber im höchsten Grade widerlich. Der schwarze Führer und sein Hund erkennen die Anwesenheit der Schlange schon auf 10—15 Schritte am Geruch und bedeuten den Reisenden, still zu stehen. Die Eingeborenen nähern sich dann dem gefährlichen Tiere auf 3—4 Schritte und versetzen ihm mit einem Stocke, geübt und kräftig, mit sicherer Hand, einen Schlag über den Kopf, der jeden Angriff desselben unmöglich macht.

Bunte, in den reichsten Farben schillernde Insekten summen emsig von Blatt zu Blatt oder wiegen sich auf den langausgestreckten Armen der unzähligen Kräuter. Die Pflanzenwelt, obgleich eigentümlich einseitig, hat doch ihre großen Reize. Im feuchten Boden, in der Nähe der kleinen Gewässer, gedeihen Farnkräuter von seltener Höhe (10—12 Fuß), von erquicklicher Schönheit des Grüns und merkwürdiger Mannigfaltigkeit der Blattgestaltung. Diese Farne sind die Zierde der Wildnis und werden von den Reisenden mit Vorliebe gesammelt, natürlich nicht ohne große Schwierigkeit; denn der Weg hinauf ist beschwerlich, und jede Kleinigkeit, die man zu tragen unternimmt, wird mit der Zeit eine Last.

Den höchsten Reiz gewährt es, auf dem Mount Viktoria einen Sonnenauf- oder -untergang zu genießen. Die nahegelegenen Wasserfälle im Cunimbla-Valley und bei Mount Piddington zu besuchen, dürfte in zweiter Linie folgen.

Der Grundcharakter der Berge ist wild; Wege und Stege sind überall nur mit Mühe zu beschreiten. Die eisenhaltige rote Sandsteinformation entsendet unter den grellen Strahlen des australischen Sonnenlichts feurigen Widerschein, Reflexe, die sich dem dunkeln Grün der Eucalypten gegenüber ganz seltsam ausnehmen. Das Auge wird nicht müde, in die Ferne zu schauen, denn es findet im Hintergrunde überall den wohlthuendsten Ruhepunkt in der blauen Atmosphäre. Die Färbung derselben wird nach Sonnenuntergang ganz besonders auffallend und stark, so daß man nur einen kleinen Gesichtskreis behält. Sehr bald tritt nach dem Verschwinden der Sonne völlige Dunkelheit ein und nur noch vereinzelt scheinen nackte Stellen des Gesteins aus der Dunkelheit hervor.

Das Schauspiel des Tages hat ein Ende, und die heilige Nacht breitet ihre Schwingen aus, der Mond geht auf. O diese „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält!“ Der Mond gießt sein ruhiges weißes Licht aus über die schlummernden Berge. Die ganze Szenerie nimmt einen milden Charakter an; man glaubt nicht, daß es dieselben Berge sind, die man erst wenige Stunden vorher so feurig, so wild und kühn gesehen hat.

Die Nacht auf Mount Viktoria ist so herrlich, daß man des Schlafes fast vergißt. Und man thut gut daran; denn der Wirt des Gasthauses hat Betten, die der Einfachheit wegen mit rotem Sandstein gestopft zu sein

scheinen. Es ist also ratsamer, unterm Regenschirm auf Farnkräutern zu übernachten. Die Verpflegung ist auch hart genug; die Gemüse, gekochtem Seegras nicht unähnlich, werden zwar reichlich gegeben, sind aber schlecht, während doch der Berliner Grundsatz lautet: „Lieber ein Gericht mehr, dabei gut!" Auch fehlt es an gutem Trinkwasser; der sogenannte Stoff in der großen Zisterne wird zwar mit Aufmerksamkeit, aber ohne alle Trinklust betrachtet, denn er ist braun und abgestanden. Um so besser mundet der englische Porter und noch besser das beliebte „half and half", eine Mischung aus Porter und Ale.

Voll der reichen Eindrücke fuhr ich mit dem Frühzuge bergab, dem Städtchen Bathurst zu, welches an einem Miniaturflüßchen, Namens Macquarie River liegt. Es hat ungefähr 9000 Einwohner und ist durch die Goldfelder, die hier an der Westseite der Blauen Berge beginnen, zu dem geworden, was es ist. Schon auf dem Bahnhofe erfuhr ich, daß aus den nahgelegenen Goldminen während des Jahres 1879 17679 Unzen Gold (im Werte von 62982 Pfd. Sterl. = etwa 1259640 Mark) gewonnen wurden. Die nächstgelegenen Ortschaften Peel, Sofala, Wattle-Flat, Balmoral &c. treiben sämtlich Minenbau. In Bathurst trifft man sehr ansehnliche Häuser, und der ganze Ort läßt auf Wohlhabenheit schließen. In nächster Umgebung werden auch Kohlen fast an der Erdoberfläche gewonnen; bei Hartley, einem nahe gelegenen kleinen Ort, findet sich der petroleumgetränkte sog. Ölstein in Schichten von 1 m Dicke, der unter dem Namen shale in Menge nach England versandt wird und 150—160 Pfund rohes Öl auf eine Tonne ergiebt.

Bathurst trägt den Beinamen der „Kornkammer Australiens" und gewiß nicht mit Unrecht. Schon lange bevor man die Stadt erreicht, sieht man rechts und links vom Bahnkörper den prachtvollsten Weizen auf den Feldern, sechs Fuß hohe Halme, die sich beugen unter der Last der Ähren. Auch andere Feldfrüchte, vorherrschend der bekannte schwere australische Mais, gedeihen hier üppig. Zwischendurch bemerkt man Landstriche, die noch gar nicht urbar gemacht worden sind. Allenthalben stand einst der Gummibaum, und Tausende von abgehauenen und abgebrannten Stümpfen weisen auf die kaum bezwungene Wildnis zurück. In der Nähe der kleinen Ortschaften und Gehöfte sind aber bereits europäische Bäume angepflanzt, die auf dem vorzüglichen Boden leicht fortkommen. Mit wahrem Vergnügen begrüßte ich unsere Eiche, die sich da wohl zu fühlen scheint. Unser guter Lindenbaum dagegen verkommt; er kann sich an den langen australischen Sommer nicht gewöhnen.

Bis nach Orange, damals die Endstation der Bahn, hat man noch fast 5 Stunden zu fahren. Eine kleine saubere Stadt mit breiten Straßen nimmt uns auf. Sie ist erst kurze Zeit nach Entdeckung der Goldfelder entstanden. Rings um Orange dehnen sich abermals die prächtigsten Farmen aus, die denen von Bathurst in nichts nachstehen.

Zur weiteren Reise bediente man sich entweder des Einspänners oder eines Reitpferdes. Nach Süden breitet sich ein schönes Hügelland aus, dessen Anbau teilweise in Angriff genommen worden ist. Dabei macht die Beseitigung des Gummibaumes große Schwierigkeiten, denn er erreicht eine Stärke bis zu 4 Fuß im Durchmesser, und sein Holz ist hart wie Eisen, sehr fest und zähe. Der Boden ist dort überall gut und willig, jede Feldfrucht zu tragen; da die Gummibäume nur selten dicht stehen, so verwertet man das Land vorläufig als Weide für Hunderttausende von Schafen und Rindern, die von Hirten zu Pferde gehütet werden und das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel bleiben. Der Wassermangel ist dort, wie fast überall, sehr fühlbar, so daß alles zur Wollwäsche und Tränke nötige Wasser während der Regenzeit (dem australischen Winter) in den Monaten Juni, Juli und August sorgfältig in Zisternen gesammelt werden muß. Der Boden aber trocknet selbst im heißesten Hochsommer nie ganz aus.

6. Ein Fest der australischen Schwarzen.*)

Der erste Eindruck, den der Anblick eines grinsenden Wilden mit seiner kohlschwarzen Farbe, seinen scharfen, funkelnden Augen, mit einer Reihe von Zähnen, die aus seinem großen, offen stehenden Munde unverhältnismäßig hervorstanden, auf uns machte, war, daß er uns eher wie ein Pavian oder sonst ein fremdartiges Geschöpf dieser neuen Welt als wie ein menschliches Wesen vorkam. Ein kurzes Gewand von Känguruhfellen, das beständige Kleid des Eingeborenen, wie wir später fanden, war sein einziges Kleidungsstück und reichte etwa bis zur Mitte seiner Schenkel hinab, die untere Hälfte der dünnen, formlosen Beine unbedeckt lassend. Seine Arme waren mager, aber kräftig, wie sie denn bei den australischen Wilden immer besser entwickelt sind, als die dünnen unteren Gliedmaßen. Er war von kleiner, unbedeutender Figur und, wie ich erfuhr, etwa 30 Jahre alt, obwohl er viel älter aussah. Sein dickes lockiges Haar wuchs tief in die niedrige, schwach entwickelte Stirn herein, seine Augen waren klein, tiefliegend und lebhaft, seine Nase schmal und etwas abgeplattet, sein Mund breit und vorstehend. So war Wan-e-war, der erste Eingeborene Australiens, den ich zu Gesicht bekam, ein guter Typus seiner herabgekommenen und unglücklichen Rasse. Bald hatten wir weitere Gelegenheit, die ursprünglichen Eigentümer des Landes zu beobachten, in dem wir uns niederlassen wollten.

Gegen den Abend unseres Landungstages hörten wir ein lautes Schreien und Schwatzen unter den Wilden, woraus wir schlossen, daß sie sich auf eine besondere Festlichkeit vorbereiteten. Die Männer waren um ihre Feuer

*) Von James Brown.

versammelt und emsig beschäftigt, sich aufzuputzen, indem sie ihre Locken reichlich mit einer aus Fett und rotem Ocker bereiteten Pomade bestrichen und ihren Körper auf die verschiedenste Weise zu verschönern suchten. Alle diese Vorbereitungen galten dem Korroberry, einem Tanz, den sie zu Ehren der Ankunft der Fremden ausführen wollten. Zu diesem Zweck versammelten sie sich bald nach Eintritt der Dunkelheit um ein in der Nähe unserer Wohnung angezündetes großes Feuer, und nun begann die Festlichkeit.

Die Gewänder der Tänzer waren nicht, wie gewöhnlich, über die Schultern geworfen, sondern um die Hüften befestigt, den Oberkörper vollkommen unbedeckt lassend, der, wie auch das Gesicht, in der seltsamsten Weise mit rotem Ocker bemalt war und von Fett glänzte. Einige trugen Büschel von Federn oder Blumen in den Haaren, während andere ihrem Kopfputz den Schwanz eines wilden Hundes hinzugefügt hatten. Bei einigen war ein Känguruhknochen durch ein Loch im Nasenknorpel gesteckt; alle trugen Speere und Wamevas (Wurfstöcke aus hartem Holz, welche die Hand des Wilden nie verlassen), und wie sie so um das Feuer herumstanden, das einen hellen Schein auf ihre fettglänzenden Körper warf, war die Wirkung eine wahrhaft malerische und wilde.

Die, welche an dem Tanze teilnehmen wollten, gruppierten sich auf der einen Seite des Feuers, auf der anderen saßen die alten Männer, die Frauen und die Kinder. Die Festlichkeit begann damit, daß die Tänzer eine Art klagenden Gesanges anstimmten, in den die alten Männer und Frauen bisweilen einfielen. Der ganze Text des Gesanges bestand in den Worten: Junger a bia, mati, mati! welche sie immer und immer wiederholten; dabei fingen sie mit einem lauten schrillen Tone an und ließen die Stimme allmählich sinken, bis sie zuletzt so schwach und sanft wurde, daß man sie kaum von dem Luftzug unterscheiden konnte, der in den Gebüschen raschelte.

Während des Gesanges blieben die Tänzer in einer gebeugten Stellung und gaben den Takt mit den Füßen an, die sie in kurzen Bewegungen vom Boden erhoben, zugleich die beiden langen Enden ihrer Bärte mit den Händen raufend. Plötzlich veränderten sie ihre Musik zu einem lauten: ha hei, ha hei, ha hei! während sie die Speere und Wamevas aneinander schlugen und mit den Füßen in voller Kraft gegen den Boden stampften. Dann richteten sie sich mit einem plötzlichen Ruck wieder auf und stießen ein lautes erschreckendes Garra wai! aus. Wieder nahmen sie ihre erste Bewegung an, aber in doppelt so schnellem Takt; bald bewegte sich die ganze Reihe rasch seitwärts auf und nieder, Schulter an Schulter, bald tanzten sie im Kreis umher, und alles zu derselben Musik und mit demselben Aufstampfen der Füße.

Dieses Spieles müde, begannen sie den „Känguruh-Tanz“. Dieser ist dem oben beschriebenen sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß mitten in dem Lärm einer der Männer springend und hüpfend wie ein Känguruh

zwischen die Tänzer und das Feuer kam; plötzlich stockte der Tanz, und einer der Tänzer trat wie zur Verfolgung des Wildes hervor. Die beiden stellten den ganzen Vorgang beim Erjagen und Niederstechen des Känguruh dar, und als dies endlich vollzogen war, vereinigten sich wieder alle zu dem Tanze. Mitten in dem Lärm, dem Fußstampfen und dem Schlagen mit Speeren und Wamevas, dem Schreien und Heulen erlosch das Feuer, Dunkelheit bedeckte die Szene, und die Abendunterhaltung hatte ihr Ende erreicht. So schloß der erste Tag meines Aufenthaltes in Westaustralien.

II. Bilder aus Neuseeland und den übrigen Inseln.*)

1. Bau und vulkanische Natur des Landes.

Neuseeland besteht aus drei Inseln, zwei großen und einer kleinen. Die Cookstraße trennt die beiden größeren (unter 41.° südl. Breite) und die Foveauxstraße die kleine südlichste Insel Stewart (Stuart) von der südlichen großen (unter 46° 49′ südl. Breite). Die beiden Hauptinseln pflegt man einfach Nord- und Südinsel zu nennen.

Geologisch gehören alle drei Inseln zu einem Ganzen; sie sind nur Teile eines und desselben Erhebungssystems, das von Südwest nach Nordost gerichtet ist. Während die kleinen australischen Inselgruppen im tropischen Gürtel liegen, ist Neuseeland der heißen Sonne entrückt und doch noch warm genug, um einen sehr üppigen Pflanzenwuchs hervorzubringen. Seine Inseln liegen zwischen dem 34. und 47.° südl. Breite, also dem Äquator nicht ganz so nahe wie Madeira und von ihm nicht ganz so entfernt wie Paris. An Flächenraum gleichen sie Großbritannien (England, Schottland und Irland), denn sie haben 256 000 qkm Oberfläche, sind aber länger gestreckt als die britischen Inseln, denn sie erstrecken sich über 13 Breitengrade, während Großbritannien nur sechs umfaßt; das Innere des Landes ist also dem Meere noch näher gerückt.

Die Weltstellung dieser Inseln ist höchst günstig und verspricht ihnen eine große Zukunft, so daß sie für Ozeanien das werden können, was für Europa Großbritannien geworden ist. Nicht mit Unrecht nannten die angesiedelten Engländer Neuseeland das „Großbritannien der Südsee“. Näher zwar an dem australischen Kontinent, liegt es doch zwischen diesem und dem Westen von Südamerika, zwischen Ländern, die gleichfalls eine immer größere Bedeutung gewinnen, nahe genug der großen Wasserstraße,

*) Neuseeland von Dr. F. v. Hochstetter (Stuttgart 1863). Vergl. A. A. Z. Beil. Nr. 262, 1863.

auf welcher die Schiffe von China, Australien und den Philippinen nach Mittel- und Südamerika gehen.

Was den Aufbau des Landes, seine senkrechte Gliederung betrifft, so ist Neuseeland viel reicher und mannigfaltiger gestaltet als die britischen Inseln. Eine große lange Gebirgskette, in der Mitte der Linie von der Cookstraße durchbrochen, durchzieht die beiden Hauptinseln in der Richtung von Südwest nach Nordost, vom Südkap bis zum Ostkap, das gewaltige Rückgrat bildend, an das sich der Leib des übrigen Landes mit seinen Hochflächen, Berg- und Hügelreihen angesetzt hat, zwischen welchen wasserreiche Ströme und Flüsse sich hinschlängeln.

Ihre großartigste und mannigfaltigste Entwickelung erreicht jene Gebirgskette auf der Südinsel. Sie nimmt hier in zahlreichen, mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckten Gipfeln den Charakter eines Hochgebirges an, das mit vollem Recht den Namen der südlichen Alpen führt. Hohe, steil abfallende, scharf gezackte Bergketten, durch schmale Längenthäler getrennt, laufen parallel nebeneinander von der Foveauxstraße zur Cookstraße; sie sind verbunden durch Querjoche und unterbrochen durch die tief eingeschnittenen Querthäler der Flüsse. Majestätisch erheben sich im Zentrum des Gebirges die von ewigem Schnee und Eis bedeckten Gipfel des Mount-Cook und der benachbarten Riesenhöhen zu 4000 m Meereshöhe, fast zur Höhe des Mont-Blanc. Großartige Gletscherströme, herrliche Gebirgsseen, prachtvolle Wasserfälle, Engpässe und düstere Felsschluchten, von tosenden Gebirgsströmen durchrauscht, bilden die Zierde einer wilden, unbewohnten, noch selten von einem menschlichen Fuß betretenen Gebirgslandschaft, deren Großartigkeit, nach den Berichten der mutigen Wanderer, die es unternommen haben, in diese Wildnis vorzudringen, kaum ihresgleichen hat.

Außer dem Kaukasus, dem „tausendgipfeligen“ der Orientalen, ist uns kein Alpengebirge der Welt bekannt, dessen Kamm so vielzackig, so hörnerreich erscheint, und verhältnismäßig soviel selbständige Gipfel zählt. Selbst die Anden von Südamerika und der Himalaya, nach den landschaftlichen Abbildungen im Atlas des Schlagintweitschen Werkes, scheinen in dieser Beziehung den Neuseeland-Alpen nachzustehen. Diese merkwürdigen, wildzerrissenen Steilformen lassen den Kenner auf den ersten Blick die trachytische oder phonolithische Gesteinsbeschaffenheit dieser Berge vermuten.

An die östliche Gebirgskette der Nordinsel, welche Hochstetter, ungeachtet der trennenden Einsenkung in der Cookstraße, als eine Fortsetzung der südlichen Alpen betrachtet, schließt sich dort die große zentrale Halbzone der vulkanischen Bildungen an. Hochstetter nennt sie die Taupozone, sie enthält das Großartigste und Seltenste, was Neuseeland in seiner vulkanischen Natur bietet. Nahezu im Mittelpunkt der Insel, am südlichen Ufer des großen Binnensees Taupo, dessen Wasser ein tiefes Einsturzbecken erfüllen, erheben sich auf einem öden Bimssteinplateau von etwa 600 m Meereshöhe die beiden Riesen unter den Vulkankegeln Neuseelands, der

Tongariro und Ruapehu — der Tongarirovulkan, 2000 m hoch und noch heute wenigstens als Solfatare thätig, mit zwei gewaltigen, stets dampfenden Kratern; der Ruapehu aber gegen 3000 m hoch mit ewigem Schnee bedeckt, und, wie es scheint, gänzlich erloschen. Diese beiden Berge sind umgeben von einer Anzahl kleinerer und gleichfalls erloschener Kegelberge, wie Pihanga, Kakaramea, Kuharua, Hauhanga u. a., welche die Eingebornen als die Weiber und Kinder der beiden Riesen bezeichnen. Ein dritter Riese — so erzählt die Sage — Namens Taranaki, stand früher neben Tongariro und Ruapehu; aber er kam in Streit mit ihnen und mußte besiegt zur Westküste fliehen, wo er jetzt einsam sein Haupt bis in die Wolken erhebt. Das ist der schneegegipfelte Taranakiberg oder Mount-Egmont, 2500 m hoch.

Am Tongariro und Ruapehu liegen die Quellen der beiden Hauptströme der Nordinsel, des nach Norden fließenden Waikato und des südlich in die Cookstraße sich ergießenden Wanganui. Von dem Fuße jener Berge dacht sich das Land, ganz aus kieselreichen trachytischen Gesteinen und aus Bimsstein bestehend, allmählich ab bis zur Nordküste an der Bai des Überflusses (Bay of Plenty). Wenige Meilen von dieser Küste entfernt liegt die kleine Insel Whakari oder die „Weiße Insel" (White Island), 260 m hoch, deren Kegelberg, weithin sichtbar mit den fortwährend von ihm aufsteigenden weißen Dampfwolken, den zweiten noch thätigen Krater Neuseelands in sich schließt. Die Entfernung vom Tongarirovulkan bis zum Whakarivulkan beträgt 216 km. Auf dieser ganzen Strecke, fast genau auf der Linie, welche die beiden noch thätigen Vulkane verbindet, siedet und dampft es an mehr als tausend Stellen aus tiefen Spalten und Rissen, welche die Lavaschichten, aus denen der Boden besteht, durchziehen — ein sicheres Zeichen der noch schlummernden unterirdischen Glut — während zahlreiche Seen, unter welchen der Tauposee mit einem Durchmesser von 32 km der bedeutendste ist, die größeren Einsenkungen des Bodens erfüllen.

Dies ist der durch seine kochenden Quellen, dampfenden Fumarolen, Solfataren und brodelnden Schlammkessel, oder, wie die Eingebornen diese Erscheinungen nennen, durch die Ngawhas und Puias so berühmt gewordene „Seedistrikt" im südöstlichen Teil der Provinz Auckland. Nur Missionäre, Beamte und wenige Touristen sind bis jetzt auf den Maoripfaden durch Urwälder und Sümpfe vorgedrungen in diese merkwürdige Gegend; aber alle, welche die Wunder, wie sie die Natur hier bietet, mit eigenen Augen gesehen, waren voll von Bewunderung und Staunen. Nur die Eingebornen haben bis jetzt Gebrauch gemacht von diesen großartigsten Thermen der ganzen Welt und Linderung und Heilung bei mannigfachen Leiden und Krankheiten dort gesucht. Wenn aber einst mit der fortschreitenden Kolonisation von Neuseeland die Gegend zugänglicher wird, dann werden Tausende von Menschen, die auf der südlichen Halbkugel, in Australien, Tasmanien oder Neuseeland ihre Heimat haben, dahin pilgern,

wo die Natur in der herrlichsten Gegend, im besten und mildesten Klima, so merkwürdige Erscheinungen zeigt und in so unerhörter Anzahl und Fülle die heilkräftigsten warmen Quellen geschaffen hat.

Der Hauptort der Insel, die Stadt Auckland, liegt auf einer Landenge der nördlichen Insel, welche durch tief ins Land eindringende Golfe fast in zwei Inseln geteilt wird. Der dünne Isthmus, welcher beide Teile zusammenhält, ist an seiner östlichen Verengung nur 1000 m breit und 20 m hoch, an seiner westlichen Verengung aber 1500 m breit und 42 m hoch. Die Landenge selbst schlingt sich wie der Isthmus von Panama von Ost nach West, besitzt also ein Nord- und ein Südufer. Am Nordufer liegt Auckland, am Südufer Onehunga. Daß dermaleinst ein Kanal beide Ufer verbinden wird, läßt sich ohne große Sehergabe vorhersagen.

Die Landenge von Auckland ist merkwürdig durch ihre 61 erloschenen Vulkane, welche sich im Umkreis von nur zwei deutschen Meilen um die Hauptstadt gruppieren. Alle diese Miniaturvulkane sind höchst regelmäßig gebaut, wahre Modelle, schon wegen ihrer Kleinheit, denn der höchste von ihnen ist nur 300 m hoch und dennoch ein Riese unter seinen Gefährten, deren Höhe kaum 100—200 m beträgt.

---

2. Der neuseeländische Flachs (Phormium tenax).*)

Als Kapitän Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt (1772—75) an der Doppelinsel Neuseeland vorbeisegelte, ruderte ein mit 28 Eingebornen besetztes Kanoe an das englische Schiff heran; zwei Männer von schönem, kräftigem Wuchs standen aufrecht, der eine auf dem Vorderteil, der andere in der Mitte des Kanoes; die übrigen saßen alle. Der erstere hatte einen aus dem einheimischen Phormium gewebten Mantel übergeworfen, der schachbrettartig mit viereckigen Stücken von Hundefell besetzt und schwarz gefärbt war. Er hielt eine grüne neuseeländische Flachsschilfstaude in der Hand als Friedenszeichen, der andere aber war der Redner, der mit lauter, feierlicher Stimme die fremden Seefahrer begrüßte.

Wie für gewisse Landstriche und Inseln der heißen Zone die Kokospalme diejenige Pflanze ist, welche nicht nur der Landschaft das eigentümliche Gepräge giebt, sondern auch tief in das Leben ihrer Bewohner eingreift, indem sie fast alle Lebensbedürfnisse befriedigt: so ist für Neuseeland das zu den lilienartigen Gewächsen gehörende Phormium eine solche Charakterpflanze, die, wenn sie auch nicht gleich der Kokos- oder Dattelpalme den Menschen speist, doch ähnlich wie diese zur Lebensnotdurft ihm unentbehr-

*) Von A. W. Grube.

lich geworden ist, da sie ihm Wohnung, Kleidung und Hausgerät darbietet und zubereiten hilft.

Man könnte dem Phormium den deutschen Namen „Flachslilie" oder „Flachsschilf" geben, denn wie sie durch ihre langen schwertförmigen Blätter an unsere Schwertlilien oder auch an das Schilf unserer Gegenden erinnert, so durch die Faser dieser Blätter an unsern Flachs, den sie freilich durch Länge und Stärke übertrifft, denn sie trägt, ohne zu zerreißen, eine Last, bei welcher die Flachsfaser von gleicher Länge und Stärke zerreißt. Sie wird nur von der Seide in dieser Hinsicht übertroffen, welche (nach Lindley) bei 34 Gewichtseinheiten reißt, während der neuseeländische Flachs bei 23, der europäische bei 16, der Hanf bei 11 zerreißt.

Aus der zwiebelartigen Wurzel entsprießen die vielen Blätter, welche bei einer Breite von 8 cm ungefähr $1^3/_4$ m lang werden, ja an günstigen Stellen eine Länge von 3—4 m erreichen. Der Blütenschaft schießt 5—6 m hoch empor. Am üppigsten gedeiht die Pflanze an Flüssen, Seen und Sümpfen, und die Flußniederungen sind oft mehrere hundert Morgen weit von ihr bedeckt; aus dieser niederen Vegetation ragt dann malerisch die hochstämmige Baumlilie (Dracaena) hervor, teils einzeln, teils in Gruppen zusammenstehend. Übrigens steigt das Phormium auch an den Bergen empor und zwar bis zu einer Höhe von 1700 m.

Nach oben biegen sich die Blätter um. Die Farbe ist dunkelgrün, unten auf der Schärfe des Rückens und auf beiden Seiten des Randes sind sie rot gestreift. Wie bei der Agave (sogenannten Aloe) wächst aus der Mitte das Herz der Pflanze, „Rito" genannt, hervor; es trennt sich, zur Reife gelangt, in vier Blätter, innerhalb deren dann ein neues Rito aufschießt und so fort. Erst dann, wenn die Pflanze ein höheres Alter erreicht hat, wächst der Stil, der die Blumen trägt. Die rötlichen Blumen, welche die Spitze der langen Spindel krönen, erscheinen zahlreich; sie werden gern von den Bienen besucht. Hat das „Korari", wie die Blütenspindel in der Maorisprache heißt, abgeblüht, so erscheint kein neues mehr, wohl aber kommen an den Seiten der Pflanze neue Blattsprossen hervor.

Es giebt verschiedene Spielarten des Lilienflachses, und die Eingebornen wissen dieselben sehr genau zu unterscheiden; die für die Flachsausbeute ergiebigsten werden von ihnen auch wohl angebaut. Bei der Ernte der Blätter werden die auf der Außenseite gewachsenen weggeworfen, da ihre Spitzen tot sind und eine schlechte Faser liefern. Nur die inneren Blätter, „Muka" genannt, werden gesammelt, in Bündel gebunden und nach Hause getragen. Dort schneidet man vermittelst eines scharfen „Ngapipi", d. h. einer kleinen zweischaligen Muschel, die untere fleischige Fläche des Blattes, einige Zentimenter von der Spitze entfernt, der Quere nach durch, doch so, daß die darunter liegenden Fibern nicht verletzt werden. Hierauf zieht man, am durchschnittenen Teile beginnend, das Blatt zwischen dem Finger und dem Rande einer Muschelschale hindurch, und diese Verrichtung

heißt „Takuri“, d. h. Ausziehen. Eine ganz ähnliche ist das „Haro“ oder Schaben.

Hat man auf diese Weise den größten Teil des Fleisches entfernt und die Fibern einigermaßen bloßgelegt, so bindet man sie in kleine Bündel und läßt diese an der Sonne trocknen. Da die Eingebornen den für die Ausfuhr bestimmten Flachs oft schon in halbtrockenem Zustande abliefern, und derselbe noch zum guten Teil von dem harzigen Stoffe der Pflanze umhüllt ist, so kann man sich leicht erklären, wie bei langer Seereise und bei feuchter Luft die sonst so preiswürdige Ware ihre Güte einbüßt. Dagegen verstehen es die Maori recht gut, die für ihren eigenen Gebrauch bestimmten Fasern und namentlich die zum Weben ihrer Mäntel ausgewählten vorzurichten. Sie tauchen die geschabten und an der Sonne getrockneten Flachsbündel eine Zeitlang ins Wasser (wir wir es mit dem Flachs machen) und schlagen sie dann mit einem hölzernen Werkzeug (wie unsere Landleute die getrockneten Hanfstengel). Darauf hängen sie selbige abermals in die Sonne, reiben sie tüchtig mit den Händen und entfernen so die harzigen Teile. Durch wiederholtes Anfeuchten und Trocknen werden die Fasern zugleich gebleicht und gereinigt.

Ließe sich die harzige Beimischung auf leichtere und bequemere Weise von der Faser trennen, dann müßte die Kultur des „Harakeke“ — so heißt der neuseeländische Flachs in der Sprache der Eingebornen — für das Land von großer Bedeutung werden; die Phormiumfaser, die sich namentlich für die Verfertigung von Schiffstauen sehr gut eignet, würde mit dem russischen Flachse wetteifern und einen sehr ergiebigen Handelsartikel für die europäischen Märkte bilden. Schon die auf Neuseeland einkehrenden Walfischfänger des vorigen Jahrhunderts erkannten den Wert der Pflanze und vertauschten gern deren Faserbündel gegen andere Waren, um sie nach Sydney in Australien zu führen und dort mit Gewinn zu verkaufen. Spätere Ansiedler bauten das Phormium an, aber es fehlte an Händen, um den Flachs in größeren Mengen zuzubereiten, und mit Maschinen die reine Faser auszulösen, ohne sie zu zerreißen, schien fast unmöglich. Erst im Jahre 1860 gelang es einem Missionar, A. G. Purchas, einen Apparat zu erfinden, mit dessen Hilfe man das frisch abgeschnittene Blatt auf der einen Seite hineinschieben konnte, um es auf der anderen Seite der Maschine in weniger als einer Minute als gereinigte Pflanzenfaser wieder zu empfangen. Die englische Regierung hatte für eine solche Erfindung die hohe Belohnung von 4000 Pfd. St. = 80000 Mark ausgeschrieben.

Früher, als das Christentum noch nicht zu den Maori gedrungen war, benutzten diese ihre Sklaven dazu, die Flachsfaser auf die oben angedeutete Weise auszuschneiden. Nach Ankunft der Europäer zeigten sie aber wenig Lust, sich auf diese Flachsindustrie zu werfen, sie hielten den Anbau von Getreide und Kartoffeln für vorteilhafter, und selbst für ihre Kleidung tauschten sie gern die Erzeugnisse ihrer Inseln gegen europäische Wolldecken und

ähnliche Fabrikate um. So sank die Ausfuhr des Phormium von Jahr zu Jahr; durch die Erfindung obenerwähnter Maschine kann sie jedoch einen neuen Aufschwung gewinnen, da eine solche Maschine von acht Pferdekraft täglich gegen drei Zentner Flachs zu liefern imstande ist.

Für den Hausgebrauch bleibt jedoch das Phormium dem Neuseeländer immer noch höchst wertvoll, denn das Blatt liefert mit seiner Faser noch immer Matten und Kleider, Stricke und Bindfaden, Garne und Fischnetze, und zwar ohne weitere Zubereitung lassen sich daraus, wenn man es zerschlitzt hat, schon Schnüre drehen, Körbe flechten, Segel verfertigen.

Das Dach der Hütte wird mit Phormiumblättern durchflochten und schützt dann gegen den stärksten Regen; die Seitenwände der Hütte werden mit Phormiummatten behängt, die sehr dauerhaft sind. Die Hände der Maorifrauen sind noch immer geschickt genug, den „Kakasu", den nationalen, sehr kleidsamen Mantel der Männer zu weben, in welchem sie sich dem Kapitän Cook darstellten, und von der nationalen, am alten Herkommen festhaltenden Partei wird dieser Mantel jetzt wieder mit Vorliebe getragen. Es ist eine weite, fliegende Toga mit einem 20—30 cm breiten Rande versehen und mit einem niedlichen, auf dem Grunde der natürlichen Farbe des Tuches aufgetragenen Muster in Braun oder Schwarz verziert. Auch das „Koroai" oder der Frauenmantel wird aus dem Schilfflachs gewebt und nicht ohne Geschmack über und über mit schwarzen Troddeln bedeckt, die zu der dunkeln Gesichtsfarbe ihrer Trägerinnen sehr gut passen.

Selbst beim Kochen muß der Flachs behilflich sein. Der maorische Kochofen besteht aus einem 1 m langen und $^1/_2$ m tiefen Loche. Der Boden wird mit dürrem Holz und Reisig bedeckt, darauf legt man Steine, die durch das angezündete Feuer in kurzer Zeit zum Glühen gebracht werden. Die heiße Asche wird dann sorgfältig entfernt, über die heißen Steine aber eine angefeuchtete Flachsdecke gebreitet und auf diese eine Schicht frischer Kohlblätter gelegt, welche gewissermaßen die Unterlage bilden für die zu kochende oder zu bratende Speise, mag diese nun in Fleisch oder Fisch oder Früchten bestehen. Man bedeckt das zu Kochende wieder mit einer Schicht von Kohlblättern, über welche abermals zwei Flachsmatten gelegt werden, die man dann mit der ausgegrabenen Erde bedeckt. Der heiße Dampf, welcher zusammengehalten wird, durchdringt die Speise vollkommen und kocht sie gar.

Der Maori ist sehr gastfrei. Treten Gäste in die Hütte, so setzen sich die Hände der Mädchen und Frauen schnell in Bewegung, um aus den Flachsblättern ein Körbchen zu flechten, das als Schüssel für die gekochten Speisen dienen kann. So wurden den Novara-Reisenden auf zierliche Weise Bataten oder süße Kartoffeln vorgesetzt, die man mit Aalen garniert hatte.

Ja sogar zu einer Art Stammbuch muß die Flachslilie dienen. Herr v. Hochstetter fand auf einem seiner Streifzüge einen Strauß von Phormium-

blättern sorgfältig zusammengebunden und merkte gleich, daß derselbe einen besonderen Zweck habe. Ein eingeborner Begleiter, Namens Kuki (Cook oder Koch), wurde herbeigerufen und befragt. Er band den Busch auseinander und untersuchte genau die Blätter, worauf er erklärte, daß sie alle beschrieben seien und zwar von einigen seiner Bekannten, die des Weges hergekommen waren und durch Inschriften auf den Blättern ihren Namen verewigt hatten. Ein verliebter Maoribursche hatte sogar den Strauß benutzt, um seinem Schatz einen zärtlichen Gruß mitzuteilen. Herr Kuki konnte sich nicht enthalten, auch seinerseits ein Andenken im Blätterstrauß zurückzulassen. Er schrieb daher auf ein Blatt 91 + 75 + 73, was „Na-Kuki" zu lesen ist. Die Maori bedienen sich nämlich — niemand weiß, wie sie dazu gekommen sind — der Chiffreschrift und zwar bedeuten 1, 2, 3, 4, 5 die Vokale a, e, i, o, u, die Ziffern 6, 7, 8, 9 bedeuten die Konsonanten h, k, m, n. Es giebt in der Maorisprache kein b, c, d, f, g, und so hat ihr Alphabet nur 14 Buchstaben. Der Strauß wurde sorgfältig wieder zusammengebunden, denn ohne das würden die Vorübergehenden nicht geahnt haben, welche Geheimnisse die Flachsblätter enthielten.

---

3. Die Maori oder Eingeborenen von Neuseeland.

Die Maori oder Neuseeländer waren zur Zeit des Besuches von Tasman und Cook rohe, aber hochbegabte Wilde, unter welchen die christlichen Missionare einen rascheren Erfolg hatten als irgendwo anderwärts. Sie sind sicher nicht die Urbewohner des Landes, sondern bilden einen Zweig des großen unsteten „Zigeunervolkes der Südsee", der Polynesier, und sind von anderen Inseln nach Neuseeland gekommen. Manche Umstände sprechen dafür, daß ihrer Einwanderung andere Urbewohner vorausgegangen waren, die vielleicht durch sie erst vernichtet worden sind. Die Maori machen nach Hochstetter entschieden den Eindruck einer vielfach gemischten Rasse. Unter hundert Personen sind etwa 87 braun mit schwarzem straffen Haar. Diese stellen am reinsten den polynesischen Typus dar; etwa zehn haben eine mehr rötlichbraune Hautfarbe und entweder kurzes gekräuseltes oder langes straffes Haar, aber mit einem Stich in ein schmutziges Rost- oder Rotbraun; drei Prozent endlich haben eine schwärzliche Hautfarbe mit krausem, jedoch nicht wolligem Haar. Am deutlichsten erkennbar ist die Mischung mit der malaiischen und melanesischen Rasse. Die Häuptlinge gehören gewöhnlich zum rein polynesischen Typus. Auffallend ist auch der große Unterschied in den Gesichtszügen, und der jüdische Gesichtstypus, wie man ihn unter den Bewohnern der Rotorua- und Taraweragegend trifft.

Die Seefahrer, welche Neuseeland entdeckten, fanden dessen Bewohner auf einer Kulturstufe, wie man sie bei sogenannten „wilden" Völkern nicht

voraussetzt. Die Maori lebten in Dörfern beisammen; ihre geräumigen, aus Holz und Schilfflechtwerk errichteten Hütten waren mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert und mit bunten Arabesken bemalt, und man muß mit Recht erstaunt sein, wenn man bedenkt, daß diese Holzarbeiten nur mit steinernen Meißeln und Äxten ausgeführt wurden, und daß, um ein einzelnes Brett zu gewinnen, ein ganzer Baumstamm abgearbeitet werden mußte. Sie hatten die Sitte, Gesicht und Körper zu tättowieren. Die Dörfer waren durch Gräben und Palissaden geschützt und mit ausgedehnten Anpflanzungen umgeben, in welchen süße Kartoffeln, Taro und Melonen gebaut wurden. Neben dem dürftigen Ackerbau bildeten Fischfang und Jagd die Hauptbeschäftigungen des Volkes, durch die es seinen Lebensunterhalt gewann. Fische, Mollusken, Vögel, Ratten, Hunde, Farnwurzeln und Waldbeeren waren seine Hauptnahrungsmittel. Die Maori verstanden es vortrefflich, die Faser der ihrem Lande eigentümlichen Flachspflanze (Phormium tenax) zu bereiten und daraus Matten und Mäntel (Kaitaka, Koroai, Wakawae, Kotikoti u. s. w.) zu flechten und zu weben. Zum Färben des Flachses bedienten sie sich verschiedener Arten von Baumrinden und Wurzeln, und zum Aufputz der Federn von verschiedenen See- und Landvögeln. Auch aus Hundefellen wurde eine sehr hochgeschätzte Art von Mänteln verfertigt. Die Eingebornen hatten keine Schriftsprache; aber die zahlreichen Sagen, Märchen, Lieder und Gesänge des Volkes pflanzten sich durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort. Sie kannten genau jede Pflanze, jeden Vogel, jedes Insekt des Landes, das sie bewohnten, und wußten sie durch besondere Namen zu benennen; ja sogar die verschiedenen Gesteinsarten hatten sie mit scharfer Beobachtungsgabe unterschieden.

Ihre Religion war eine Art von Polytheismus, eine Verehrung von Elementargeistern, jedoch ohne Götzenbilder und Tempel. Das Volk war in viele einzelne Stämme geschieden, die von Häuptlingsfamilien patriarchalisch beherrscht wurden. Außerdem bestanden bestimmt unterschiedene Rangklassen in sechs Stufen, vom Rang der obersten Häuptlinge bis herab zum Sklaven. Die Häuptlinge lebten in Polygamie. Das Eigentum war Gemeingut des ganzen Stammes. Die einzelnen Stämme aber lebten in fortwährenden gegenseitigen Fehden miteinander, die einen ungemein kriegerischen Volksgeist ausbildeten. Tapferkeit und Schlauheit galten für die hervorragendsten Eigenschaften des Mannes.

Die Erziehung der Jugend erinnerte an spartanische Zucht. Der Knabe gehörte mehr dem Stamm als dem Vater an. Körperliche Züchtigungen waren selten; man wollte den Knaben nicht feig und unterwürfig, sondern tapfer und selbständig machen. Die Jugend wuchs auf bei Spielen, Tänzen und Wettringen. Die Knaben mußten die Kunst erlernen, Vögel zu fangen und zu beschleichen, Fische zu angeln, Fallen und Schlingen für die Ratten (Kiore) zu legen. Der Sohn des Häuptlings mußte die Überlieferungen, Gesetze und Gebräuche des Volkes kennen lernen; er mußte Redner und

Poet, Staatsmann und Krieger, Ackerbauer und Schiffer, Jäger und Fischer zugleich sein, wenn er dereinst eine seinem Rang angemessene Stellung einnehmen und seinem Namen Ehre machen wollte.

Nur ein düsterer Zug lief durch das Leben dieses Volkes, der alle sonstigen Lichtseiten mit tiefem Schatten bedeckte, das ist der Kannibalismus. Er war auf Neuseeland zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Europäer in einem Grade herrschend wie kaum anderswo, so daß der Neuseeländer, zumal da auch Europäer Opfer dieses Kannibalismus wurden, recht eigentlich für das Urbild eines Menschenfressers galt. Und doch war dies nicht immer so. Aus den Überlieferungen des Volkes geht mit voller Sicherheit hervor, daß der Kannibalismus erst lange nach der Einwanderung der Maori auf Neeseeland, erst in den letzten Jahrhunderten aufkam, und es scheint fast, als ob gerade zur Zeit der Entdeckung von Neuseeland die Menschenfresserei ihren Höhepunkt erreicht gehabt habe. Über seinen Ursprung aber herrscht ein solches Dunkel wie über die ganze frühere Geschichte des Volkes. Hochstetters Ansicht ist, daß mit der Zunahme der Bevölkerung auf den Inseln das Erträgnis der ohnehin wenig ergiebigen Jagd und damit die einzige Quelle der Fleischnahrung immer spärlicher wurde, und daß um neue Jagdgebiete, um gutes Ackerland und um ergiebige Fischplätze Streitigkeiten entstanden, die zum Krieg führten. Durch diese Kriege verwilderte der Geist des Volkes, die Feldarbeiten wurden vernachlässigt, Not trat ein, und Hunger im Verein mit Racheburst und Haß führten im Kriege zu den ersten Fällen des Kannibalismus. Aber die Kriege dauerten fort, der Mangel an Fleischnahrung wurde mit der allmählichen Ausrottung der Tier- und Vogelarten, die das Hauptjagdwild ausmachten, immer fühlbarer, und was anfangs nur in der höchsten Not und in der äußersten Aufregung der Leidenschaften als vereinzelter Fall vorgekommen, wurde nach und nach ein fürchterlicher Brauch, der erst dann wieder aufhörte, als durch Einführung ergiebiger Nahrungsmittel dem Mangel und Elend abgeholfen und die Grundursache der blutigen Kriege gehoben wurde. Dies geschah mit Einführung der Schweine, Kartoffeln und Getreidearten durch die Seefahrer zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Dazu kamen die wohlthätigen Einflüsse des Christentums, das die wilden Sitten milderte, und so verzeichnet die Geschichte schon im Jahre 1843 den letzten wirklichen Fall von Kannibalismus auf Neuseeland. Wohl leben noch einzelne Männer, die in ihrer Jugend Menschenfleisch gekostet haben, aber dem jüngeren Geschlecht klingt schon jede Erinnerung daran fast wie ein Märchen. Ein alter Häuptling, der mit einem jungen Maori auf der Reise war, erinnerte sich, als sie an einem Kriegspa vorbeikamen, vergangener Tage, und erzählte seinem jungen Freunde: „Siehe, hier haben wir deinen Vater gefangen und getötet, dort haben wir ihn gekocht und gegessen.“ Der junge Mann hörte der Geschichte zu, als ob sie ihn weiter gar nichts anginge; beide schliefen gemütlich in demselben Zelte, aßen aus demselben Topf

und waren gute Freunde. So liegt die alte Zeit wie ein Traum hinter den Maori von heutzutage. Wenige alte Häuptlinge abgerechnet, sind sie jetzt sämtlich zum Christentum bekehrt.

In vortrefflichen Missionsschulen und zum Teil in Volksschulen mit eingebornen Lehrern und Predigern erzogen, können die meisten Maori lesen und schreiben, und entwickeln oft staunenswerte Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Während Ackerbau und Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung ist, nehmen sie auch teil an Handwerken und Gewerben, und namentlich ist ein großer Teil der Küstenschifffahrt in den Händen der Eingebornen, die als gewandte und unerschrockene Seefahrer einen weitgehenden Ruf sich erworben haben. Von der Natur mit Verstandes- und körperlichen Kräften reich begabt, von lebhaftem Naturell, voll frischen und freien Selbstgefühls und natürlichen Verstandes, ist sich der Maori seiner Fortschritte in besserer Gesittung und Kultur wohl bewußt; allein auf die ganze Höhe christlich zivilisierten Lebens vermag er sich nicht zu erheben, und an dieser Halbheit geht er zu Grunde.

Die Unfähigkeit der Maori, sich zur ganzen Höhe europäischer Bildung und Gesittung emporzuschwingen, zeigt sich wohl in nichts schlagender als in der Art und Weise, wie sie sich zur englischen Sprache verhalten und wie sie das Christentum auffassen. Es ist höchst auffallend, daß die englische Sprache, welche sonst in Ländern, die unter englischer Herrschaft stehen, so riesige Fortschritte macht, auf Neuseeland so wenig Eingang gefunden hat. So vieles die Maori auch von den Gewohnheiten, von den Sitten und Gebräuchen der Engländer angenommen haben, ihre Sprache ist ihnen bis heute fremd geblieben. Während in anderen britischen Kolonieen die Eingebornen sich bequemen müssen, die Sprache ihrer Beherrscher zu lernen, sieht sich auf Neuseeland der Engländer genötigt, die Maorisprache zu studieren.

Vom Christentum haben sich die Maori nur die äußeren Formen angeeignet. An die Stelle ihrer alten heidnischen Sitten und Bräuche sind jetzt christliche getreten. Die biblische Geschichte ist für den Maori nur eine neue Auflage von Überlieferungen, die er mit seinen alten heidnischen Überlieferungen vertauscht und wohl auch vermengt; viele ließen sich taufen, nur weil sie dadurch zugleich äußerliche Vorteile erreichten.

Der äußeren Haltung nach sind daher die Maori die besten und strengsten Christen. Regelmäßig läutet in ihren Dörfern das Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet, und in der strengen Beobachtung der Sonntagsfeier übertreffen sie selbst ihre Lehrer, die Engländer. Sollen doch die englischen Truppen im Kriege 1860—70 einmal einen Vorteil über die Feinde dadurch erreicht haben, daß ein Pa*) am Sonntage gestürmt wurde, während die Eingebornen beim Gottesdienst versammelt waren, und nicht glaubten,

*) Waffenplatz, befestigtes Dorf des Häuptlings.

daß es christlichen Soldaten einfallen könne, am Sonntag Krieg zu führen. Das Alte und das Neue Testament sind in die Maorisprache übersetzt, und es ist staunenswert, welche Bibelkenntnis viele Maori verraten. Aber von dem tiefern sittlichen und geistigen Wesen des Christentums ist in die Neubekehrten wenig eingedrungen. Der Neuseeländer betet regelmäßig, aber er lebt unregelmäßig und arbeitet unregelmäßig. Selbst die Missionare müssen gestehen, daß die Religion allein dieses Volk nicht retten könne.

Auch die Maori verfallen, wie so viele minder begabte Naturvölker vor ihnen, dem tragischen Geschick, in der Berührung mit der Zivilisation zu Grunde zu gehen. Trotz der menschenfreundlichen Bemühungen der englischen Missionare ist die eingeborne Bevölkerung auf Neuseeland in rascher Abnahme begriffen. Sie verminderte sich in den 14 Jahren von 1848—62 um nicht weniger als 19 Prozent und zählt gegenwärtig nur noch 42000 Seelen. Die Zahl der europäischen Ansiedler, die im Jahre 1862 84000 Individuen betrug, stellt sich jetzt auf etwa 650000.

Es wiederholt sich also auf Neuseeland dasselbe Naturgesetz, welches man selbst unter den verschiedensten politischen Verhältnissen überall erkannt hat: daß der minder begabte Stamm in der Berührung mit der kräftigeren und begabteren Rasse verkümmert und ausgerottet wird, gleichviel, ob auf dem Wege der rohen Gewalt, wie es auf den Antillen unter dem drückenden Joch der spanischen Herrschaft geschah, oder auf dem Wege des friedlichen Wettkampfes, wie wir es auf Neuseeland sehen. Der vorletzte Maori-Aufstand, welchen Hochstetter nicht mehr als Augenzeuge beobachtete, den er aber nach englischen Quellen umständlich beschreibt, die Erwählung eines Maorikönigs, um den Widerstand gegen die englischen Eindringlinge zu konzentrieren, der blutige und hartnäckige Krieg, der sich daraus entspann — alle diese Erscheinungen können als die letzten verzweifelten Versuche der unglücklichen Eingebornen gelten, gegen die eiserne Gewalt eines ebenso unerbittlichen wie unvermeidlichen Schicksals anzukämpfen.

Die traurigsten Beweise für die Verschlechterung der Sitten und des Charakters der Eingebornen im Verkehr mit Europäern liefern in großer Anzahl die Städte in der ihnen eigentümlichen Klasse der „Stadt-Maori". Zu stolz oder zu faul, um bei den Europäern Dienste zu nehmen und durch regelmäßige Arbeit sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, lungern sie in den Straßen und Wirtshäusern herum, körperlich und sittlich verkommene Proletarier, die den Europäern eine Last und ihren eigenen Landsleuten ein Greuel sind.

Die ganze europäische Zivilisation und Kolonisation, sagt der Verfasser, wirkt trotz mancher Vorteile, die sie den Eingebornen gebracht hat, auf diese doch nur wie ein schleichendes Gift, das an dem innersten Mark ihres Lebens zehrt, als ein Gift, welches nicht bloß Walfischfahrer und Sandelholzkrämer in der Form von Seuchen und Hautkrankheiten einschleppen, sondern das jeder Europäer mit sich bringt. Die Natürlichkeit der Sitte

verschwindet vor den äußeren Formen der Zivilisation. Der gastfreundliche Wilde wird zum rechnenden und überlegenden Händler, unsere Kleidung macht ihn steif und hilflos, und unsere Nahrung macht ihn krank. Der frischen vollen Lebenskraft gegenüber, mit welcher die anglo-sächsische Rasse sich ausbreitet und vermehrt, ist der Maori der schwächere Teil, und so zieht er im „Kampf um das Dasein“ den kürzeren.

Die Maori selbst sagen: „So wie der Klee das Farnkraut tötete und der europäische Hund den Maorihund, wie die Maoriratte von der Pakeharatte vernichtet wurde, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet.“

Was der rührige, intelligente englische Ansiedler, allerdings unter dem Einfluß überaus günstiger Naturverhältnisse, binnen wenigen Jahrzehnten aus den von ihm bewohnten Gegenden gemacht hat, das schildert Hochstetter in der überaus frisch und lebendig geschriebenen Skizze des „Einst und Jetzt im Isthmus von Auckland“, die eine der anziehendsten Partieen des inhaltreichen Buches bildet.

Fast jede Spur von ehemaliger Wildnis ist gegenwärtig auf dieser Landenge verschwunden. Die frühere Pflanzendecke hat zum größten Teil europäischen Kulturpflanzen Platz gemacht, und die sich ihnen stets anschließenden Unkräuter mischen sich mit den Resten der einheimischen Flora. In allen Richtungen durchziehen schöne Straßen das hügelige Gelände zwischen dem Waitemata und dem Manukau. Landhäuser und Gehöfte liegen zerstreut zwischen den beiden Isthmusstädten Auckland und Onehunga. Schwarze Basaltmauern und grüne Hecken (von Ilex) teilen die einzelnen Besitzungen ab, und wo nur der Boden oder seine Gestaltung es möglich macht, sind Wiesen, Gärten und Felder angelegt. Vieh weidet auf den Fluren, Omnibusse sieht man auf den Straßen verkehren, hier eine Farmerfamilie in einer einspännigen „Dogcart“, dort Ladies und Gentlemen hoch zu Roß — ein Bild voll frischen und frohen Lebens, so wie in den glücklich idyllischen Gegenden unserer Heimat.

Wie künstlich in den Boden eingelegte Spiegel schimmern die von alten Tuffkratern kreisrund eingefaßten Teiche. In unzähligen Buchten und Armen dringt das Meer ein in das Land, als hätten Wasser und Land eine bestimmte Grenze noch nicht gefunden. Gegen Norden erhebt sich majestätisch der Tuff Rangitoto aus den Wassern des Waitemata, und ihm gegenüber die Schlackenkegel des Nordufers. Segelschiffe fahren aus und ein durch den Kanal, und Boote fahren um die Wette im Hafen. Auf der anderen Seite aber, wo hinter drei hohen spitzigen Felszacken sich die Westküste öffnet und dem Ozean Einlaß giebt in das weite Becken des Manukauhafens, zieht die lange Rauchsäule des Postdampfers, der die Briefe bringt, und unsere Grüße den Angehörigen in der Heimat mitnimmt. Wie sollte man, wenn man all das überblickt, sich denken, daß man auf Neuseeland sei!

Nur dort, wo am Horizont gegen West und Süd auf hohen Bergketten

dunkle Schatten lagern, da ahnt man noch Urwald und Wildnis. Allein der Rauch, der aufsteigt, ist ein Beweis, daß auch hier schon Menschen sind. Es sind die ersten Ansiedler, welche den Weg bahnen für kommende Geschlechter. Ein kleines Blockhaus steht mitten im Wald, das ärmliche Obdach einer Familie, welche viele Tausende von Meilen über den Ozean gefahren, um sich eine neue Heimat zu gründen im neuen Lande. Der Vater ist im Wald, ein Stamm fällt nach dem andern unter dem Schlage der von kräftiger Hand geführten Axt; die Mutter bereitet das Mahl für Mittag in einem eisernen Kessel, der an einer Kette über dem lustig flackernden Kaminfeuer hängt. Vor der Thüre spielen Kinder, strahlend von Gesundheit und Waldluft; ein treuer Haushund, Hühner und Schweine sind ihre Gespielen. „Es ist harte Arbeit," mag die fleißige Hausfrau zu ihrem Manne sagen, wenn er heimkommt, „ein Leben voll Mühe und Entbehrung; kein Arzt, keine Apotheke, keine Kirche in der Nähe, auch kein Freund, mit dem man von der alten Heimat plaudern kann; aber was wir vor und um uns sehen, gehört uns, wir dürfen es unser eigen nennen, und Gott wird weiter helfen." Und so ist es. Von Jahr zu Jahr wird es besser, der Urwald verschwindet, Ernte folgt auf Ernte, an die Stelle des Blockhauses tritt ein freundlicher Landsitz, umgeben von Gärten und Feldern. Auf den Wiesen weiden fette Rinderherden und tummeln sich Pferde, in der Nähe haben sich Freunde angesiedelt, zierliche Wege führen zwischen Hecken und durch den Wald von Farm zu Farm. An der Straße aber steht eine Kirche, ein Wirtshaus, und auch der erste Kaufladen ist schon eröffnet. Wo noch jüngst nur ein Blockhaus war, steht jetzt eine Ortschaft; man kann nicht sagen ein Dorf, auch nicht eine Stadt, aber ein Stadtanfang ist es, Stadtleute mit Stadtbedürfnissen und Stadtmoden sind es, die hier wohnen, sie haben Post und Zeitungen, Pferde und Wagen, und leben wie in der alten Heimat die Grafen und Barone. So erfreuen sich am Abend des Lebens die Alten der Fülle des Lebens, ihre Kinder sind jetzt in den Urwald vorgerückt; Vater und Mutter haben ihnen das gute Beispiel gegeben und ein neues kräftiges Geschlecht nimmt unaufhaltsam Besitz von dem Lande, wo einst andersfarbige Menschen, die man Wilde nennt, lebten, auch nach Sitte und Gebrauch, aber nach der Sitte — ihrer Väter.

Wie ganz anders ist doch das Schicksal dieser Menschen! Auch sie waren einst eingewandert von fernen Inseln, um in dem neuen Lande sich eines bessern Lebens zu erfreuen. Vielleicht haben auch sie hier gefunden, was sie gehofft für eine lange Reihe von Geschlechtern. Aber ihre Zeit ist vorüber, und wie ein düsteres Bild aus romantisch mittelalterlicher Zeit erscheint ihr Leben zu dem heitern Bild von heute.

Der Isthmus von Auckland war einst die Wohnstätte eines mächtigen Stammes, der Schauplatz der friedlichen Beschäftigungen, der Feste und Spiele eines zwar barbarischen, jedoch nichtsdestoweniger hochbegabten Volkes; aber auch der Schauplatz der blutigsten Kannibalenkämpfe, in welchen dieser Stamm

von der Erde verschwand. Die Ngatiwatuas, welche hier wohnten, sollen noch vor wenigen Menschenaltern 20—30000 Seelen gezählt haben, und jene erloschenen Feuerberge spielten damals die Rolle von Bergfesten, wie die Ritterburgen des deutschen Mittelalters. In beherrschender Lage und mit weiter Fernsicht waren sie vortrefflich geeignet zu Warten und Burgen. Wie in Deutschland die Ruinen auf Fels und Berg Zeugnis ablegen von einer Zeit der Faustherrschaft, in der nur das Recht des Stärkeren galt, so sind auch die Höhen von Neuseeland in eigentümlicher Weise gekennzeichnet als die einstigen Zwingburgen und Zufluchtsorte gewaltiger und gewaltthätiger Kriegshelden und Häuptlinge.

Die Gipfel trugen die wohlbefestigten Kriegspa, d. h. Waffenplätze oder befestigte Dörfer der Häuptlinge, und am Fuße der Hügel dehnten sich weithin die Wohnplätze der Leibeigenen aus mit den Kumarafeldern, welche sie zu bestellen hatten. Noch heute sieht man die Ruinen dieser Wohnplätze am Fuße der Berge, am eigentümlichsten vielleicht am Fuße des Mount Smart, und nicht weniger tragen die Bergkegel selbst die deutlichen Spuren ihrer früheren Bestimmung.

Heutzutage sind Häuser und Hütten zerstört, die Palissaden sind spurlos verschwunden, die Maori-Ritterburg liegt in Trümmern. Und wie der Krater am Gipfel gleichsam als Narbe des feurigen Erdkampfes geblieben ist, so sind die Terrassen mit tief ausgegrabenen Löchern die Narben, welche an die blutigen Völkerkämpfe erinnern. Haufen von Seemuschelschalen sind die Reste der Mahlzeiten der Wilden. Farnkraut, Manuka und andere einheimische Gewächse oder das Gras und der Klee des europäischen Ansiedlers überdecken mit ihrem grünen Kleid die Stätte der einstigen Thaten des tapferen Volkes, Thaten, die nur noch im Lied und in der Überlieferung leben.

„Von dem einst so zahlreichen und mächtigen Stamm sind nur noch wenige Familien übrig, welche an der Haurakibai östlich von Auckland ein kleines Dorf bewohnen. Die Lavahöhlen bei Three Kings, Mount Smart und Mount Wellington sind erfüllt von den Gerippen der Unglücklichen, die in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in den mörderischen Kriegen, mit welchen der furchtbare Hongi die nördliche Insel überzog, getötet wurden. Auf einem der Berge, auf dem zu Ehren des ersten englischen Gouverneurs von Neuseeland benannten Mount Hobson, fand ich noch einen vereinsamten Bewohner unter einem ärmlichen Zelt halb unter der Erde wohnend — ein altes wahnsinniges Maoriweib, nach der abergläubischen Sitte der ihrigen hierher verbannt, um einsam da zu sterben, wo früher Tausende ihres Stammes gestorben.“

„Das ist das Einst und Jetzt dieser merkwürdigen Gegend.“

4. Ein Brief aus dem Jahre 1876.*)

Auckland, im August.

Die Geschichte der Alten Welt zählt nach Jahrtausenden, die Amerikas nach wenigen Jahrhunderten und diejenige dieses Erdteils eigentlich erst nach Jahrzehnten; denn obgleich die Entdeckungen zum Teil auf mehr als hundert Jahre zurückdatieren, traten Australien und Neuseeland doch erst in den Weltverkehr, als die Einwanderung im größeren Maßstabe begann, zu deren direkter Verbindung mit dem Mutterlande die nähere mit San Francisco trat, und der Dampf die früher bestehenden Entfernungen und Gefahren als unbedeutend erscheinen ließ. Auf Van-Diemensland ist seitdem der letzte Eingeborene (Tasmanier) zu seinen Vätern ins Grab gestiegen, im übrigen Australien giebt es freilich noch genug Vertreter einer untergeordneten Rasse. Auf diesen mächtigen Inseln droht den Urbewohnern, der Maorirasse, ein Vertilgungskrieg, oder vielmehr er hat schon längst begonnen; denn der Angelsachse unterdrückt, wenn er nicht beherrschen kann. Diesen dem Verderben geweihten armen Maori sei unsere Besprechung vor allem gewidmet.

Die drei Hauptinseln, welche Neuseeland nebst ihren kleinen Nebeneilanden bilden, wurden von den Urbewohnern „Te-aote-roa“ oder „das lange Land“ genannt. Sie erstrecken sich durch 14 Breitengrade von Norden nach Süden und wurden schon 1642 durch Abel Jansen Tasman entdeckt, welcher die Gruppe „Neuzealand“ taufte. Schon dieser hatte die Tapferkeit der Bewohner empfindlich zu fühlen, denn unter den Kanonen seines Schiffes ward die Mannschaft eines Bootes von ihnen erschlagen, ein Mann derselben aber lebend entführt, um gespeist zu werden. Der dem Lande beigelegte holländische Name ist eigentlich übel angebracht, denn im Grund erinnert hier nichts an die Niederlande als nur das schöne Weideland; es ist ein Land, welches, wie Kalifornien, ein halbtropisches Klima mit einer Alpenregion*) verbindet; große Fruchtbarkeit mit Metallreichtum,**) Wälder mit den besten Holzarten und Gewässer mit Fischen gesegnet besitzt.

In diesem südlichen Paradiese siedelten sich die Maori (sprich Mauri) nach einer Tradition vor ungefähr 400 Jahren, nach einer anderen schon viel früher an. Sie sagen, daß sie von Hawaii gekommen seien, doch sind darunter schwerlich die gleichnamigen Sandwichinseln zu verstehen, obgleich

---

*) A. A. Z. Beil. 298.

**) Genauere Beschreibung siehe S. 621 ff.

***) Außer Gold, Silber und Kupfer giebt es große Lager von Steinkohlen und Eisen; letzteres findet sich namentlich an der Westküste als Titaneisen in solcher Menge im Sand — auf einer Strecke von 100 Meilen — und besitzt so viel magnetische Kraft, daß es der Schiffahrt durch Ablenkung des Kompasses gefährlich wird.

zwischen den Maori und Kanakas eine gewisse Ähnlichkeit in der Sprache und in der Gesichtsbildung besteht. Die Wiege der Maori ist vielmehr in Tonga zu suchen; denn während dort der König Georg seine Monarchie gründete, stiftete der ihm geistesverwandte Potatean I. das Maorireich; es waren die zwei Zweige einer Nationalität, welche zu gleicher Zeit einen politischen Aufschwung nahmen, ohne sonst im Verkehr miteinander zu stehen.

Die Maori haben ihre besonderen Gesetze und Gebräuche, deren Übertretung auf das strengste geahndet wird, und die Verfügungen über Grundeigentum sind bei ihnen so verzwickter Art, daß es den geriebensten englischen Advokaten schwer scheinen muß, die verschiedenen Rechtsansprüche gegeneinander abzuwägen. Was derartige Fragen noch verwickelter macht, ist die Achtung, welche die Maori ihren Toten widmen; sie gehen darin so weit, daß, wenn ein Maori zufällig oder absichtlich sein Blut auf eines anderen Mannes Grunde vergießt, dies ihm wie seinen Nachkommen das Recht an einen Teil des Kaufschillings giebt, wenn jenes Land je veräußert wird. Dazu kommt, daß die Maori wie die Chinesen die Gebeine ihrer Verstorbenen von Zeit zu Zeit sammeln, um dieselben an geheimen oder heiligen Plätzen beizusetzen, und da diese, namentlich die der Häuptlinge, oft weit fortgeschafft werden, so werden Rastplätze zur Notwendigkeit; sollte nun ein solcher Ruhepunkt auf Ländereien fallen, die einem anderen Stamm gehören, so liegt schon darin allein ein Reklamationsrecht, welches niemand umstoßen kann. Diese Rechtsübungen erkennt die englische Regierung auch stillschweigend an; als dieselbe einst in den 70er Jahren Land kaufte, schickte sie Kommissare in die betreffende Gegend, um jeden einzelnen Bewohner über seine Ansprüche zu befragen; an einem bestimmten Tag erschienen nun auch die bei dem Verkauf interessierten Leute in dem benachbarten Ort, und ein jeder erhielt seinen Anteil am Kaufgeld, der sofort in Tabak, geistigen Getränken rc. verausgabt ward. Auf einmal zeigte sich ein alter Häuptling hoch zu Roß, welcher gegen den Verkauf Widerspruch erhob, weil er nie befragt worden sei und doch die gerechtesten Ansprüche an das Land habe, da die Gebeine seiner Schwester vor Jahren eine ganze Nacht auf jenem Gebiete geruht hätten. Dieser Häuptling gehörte einem fremden Stamm an, sein „Mana“ (oder Veto) erstreckte sich nicht über die Grenze; allein sein Recht galt für heilig, von allen Seiten hielt man ihm die Nasen entgegen, um die seinige daran zu reiben, und der Regierung blieb nichts anderes übrig, als dieser neuen Forderung eine Summe zu opfern. Der alte ehrwürdige Häuptling hatte aber nicht aus Eigennutz gehandelt, er verteilte die ganze Summe unter die Beamten und wirklichen Verkäufer, mit der Bemerkung, daß keiner ein Recht gehabt habe, die „Knochen seiner Schwester zu verhandeln“. Das betreffende Individuum mag übrigens eine Ausnahme von der Regel sein; denn wie er, in Matten gekleidet, ganz den Sitten seines Volkes nachlebt, so soll er in europäischer Tracht sich

„gentlemanlike“ zu benehmen wissen, was ihm die allgemeine Achtung sicherte.

Das oben erwähnte Sammeln der Gebeine der Toten ist seit 40 Jahren sehr in Abnahme gekommen. Dieses Geschäft, Tapu genannt, lag den alten Weibern ob, die während der Zeit ihrer gräßlichen Thätigkeit für unrein galten und bei Todesstrafe die ihnen angewiesene Hütte nicht verlassen durften, wohin man ihnen Lebensmittel brachte. Die englische Regierung hat sich die größte Mühe gegeben, manche der alten abergläubischen Gebräuche auszurotten, und um den Missionaren einen Leitfaden in die Hand zu geben, wie den Maori englisches Gesetz zu predigen sei, ward in deren Sprache ein eigentümlicher Kodex gedruckt, halb mosaisches Gesetz, halb Common law of England, es wurden sogenannte Runangas oder Dorfgerichte eingerichtet, in denen die Häuptlinge als Richter, Polizeidiener ꝛc. gegen einen geringen Gehalt mitwirkten. Doch wie bei den Indianern Nordamerikas war der Verkehr mit dem gemeinen weißen Element (white hrash) hier ebenso verderbenbringend. Die Missionare wurden weggejagt, es entstand ein blutiger Krieg, und noch jetzt wollen die Maori nichts von den Gottheiten der Weißen wissen, ja die Gläubigsten haben es vorgezogen, eine neue Sekte zu gründen — den „Hauhau-Fanatismus“ — der indessen mehr einem Rückfall zum Kannibalismus gleicht als dem christlichen Glauben, und dessen Kultus von wilden Tänzen, wie bei den Derwischen, begleitet ist. Der Krieg hat viel Blut und ungeheure Summen Geldes gekostet; er hat niemandem Gutes gebracht, aber der Führer Tito Kowaru ging nach demselben ruhig durch weiße Niederlassungen, obgleich die Regierung tausend Pfund für seinen Kopf geboten; niemand verlangte danach, diese Summe zu verdienen — man war des Kriegens müde.

Die Maori sind eine edle Rasse, stolz und sanft, wie ihre Berge und Thäler, unversöhnlich und doch großmütig, unbeständig, aber doch treu, verschwenderisch und zugleich im höchsten Grade geldgierig, verräterisch und dennoch voll Ehrgefühl; dabei haben sie Sinn für Scherz und einen natürlichen Humor, der nach Spottnamen hascht, um den Nebenmenschen zu charakterisieren. Man könnte Bände füllen mit Anekdoten, welche über sie umlaufen. Die Eigentümlichkeiten dieses Volkes sind mit den Gegensätzen zu vergleichen, wie die Natur selbst sie ihnen bietet. Die Maori erscheinen uns wie vorzüglich begabte Kinder, deren Erziehung eine besondere Sorgfalt erheischt. Sie sind eine thätige und energische Rasse mit bedeutender geistiger Kraft, tüchtige Geschäftsleute und somit nützliche Glieder in der menschlichen Gesellschaft; sie sind daher auch durchgängig wohlhabend, und besitzen namentlich als frühere alleinige Inhaber des Bodens viel Grundeigentum. Ihre Interessen sind durch vier Abgeordnete im Unterhause vertreten, während zwei ihrer Vertreter lebenslängliche Mitglieder des gesetzgebenden Körpers sind. Dieselben geben ihre Stimmen zu allen wirklichen Verbessernngen, besonders sind sie dem Schulwesen geneigt. Nach dem ver-

geblichen Versuch, ihre Nationalität aufrecht zu erhalten, sind sie jetzt beflissen, mit Erlernung des Englischen auch europäische Kultur in sich aufzunehmen, weshalb sie ihre Kinder zum fleißigen Besuche der Schulen anhalten. Es giebt indessen, wie natürlich, auch hiervon Ausnahmen, namentlich im Innern des Landes; bei weitem die Mehrheit aber scheint sich mit ihrem Schicksal ausgesöhnt zu haben. Man könnte sogar sagen, daß es jetzt bei den Maori zu einer Modesache geworden ist, den Engländer zu spielen, ihn bis ins kleinste nachzuahmen.

Die Kriege, die Verbesserungen, die Anlegung von Landstraßen und Eisenbahnen, wie die Summen, welche verausgabt wurden, um Auswanderern freie Überfahrt zu gewähren, erforderten bei weitem größere Aufwendungen als durch Abgaben aufgebracht werden konnten, und so kommt es, daß die Staatsschulden bereits zur Zeit unseres Schreibens die stattliche Summe von $12^3/_4$ Mill. Pfund Sterling oder etwa 255 Millionen Mark erreicht haben, an deren Tilgung seither nicht gedacht werden konnte. Die Entwickelung der Provinz schreitet aber rasch vor, der Handel ist im Zunehmen, und der Hafen hat Dampferverbindung mit dem Mutterlande, San Francisco und den Hauptpunkten Polynesiens.

5. Die Hawaii-Inseln.*)

Der Hawaii-Archipel — 8 Inseln mit 90 000 Einwohnern — welcher von Cook aus Dankbarkeit gegen den Chef der englischen Admiralität auch Sandwichinseln genannt wurde, befindet sich in der Nähe des nördlichen Wendekreises zwischen Asien und Amerika, im Osten ungefähr vom 155., im Westen vom 160.° westlich von Greenwich begrenzt. Das größte dieser Eilande ist Hawaii mit den mächtigen, schneebedeckten Vulkanen Mauna Kea (4253 m) und Mauna Loa (4194 m), das politisch wichtigste das kleine Oahu, der Träger der Hauptstadt Honolulu. Sie gehören sämtlich zu den hoch über das Meer emporragenden, durch vulkanische Aufschüttungen entstandenen Inseln, auf denen wir bei jedem Schritt uns überzeugen, daß der hinkende Gott noch heute sein Wesen hier treibt.

Sehen wir uns zunächst in Honolulu um, jenem Orte, halb Park, halb Stadt, wo Telephon, Dampfwalze, Dampfspritze und Bicycle bereits eine Heimat gefunden, wo die Bedürfnisse der Bewohner eine Einfuhr erheischen, die sich vom „schwersten Seidenstoff bis zum Zahnstocher“ erstreckt, wo europäische Staatsverfassung und Heeresorganisation in zum Teil lächerlicher Weise nachgeahmt werden; wo wir Ministerium und Kammern, einen König mit Zivilliste, europäische Waffen und Montierungen und in den

*) Quelle: Dr. R. Neuhauß, Die Hawaii-Inseln. Berlin, Habel 1886.

letzteren barfüßige Polynesier vorfinden. Die Grashütten der Eingeborenen haben Holz- und Steinbauten Platz gemacht; wer beim Aussteigen im Hafen die Stadt sucht, erblickt nur einige Türme und Flaggenstangen, da das übrige wie ein Nestchen unter Palmen, Bananen und Mangobäumen lauschig versteckt liegt. Nur in der Nähe des Hafens und im Chinesenviertel bilden die Häuser Reihen; sonst liegen sie villenartig wie in unseren Badeörtchen voneinander gesondert, umhüllt von dichtem Laubwerk, wie ein süßes Geheimnis. Die Häuser sind meist Holzbauten, leicht und luftig, mit Veranden versehen, und wie wenig weitläufig gebaut sie sind, erhellt daraus, daß — wenn dem Besitzer ein anderer Platz besser gefällt als der seinige — er seine Villa dann auf den Wagen ladet und sie anderswo aufbaut. Aus diesem Zerstreutstehen der Häuser erklärt sich, daß die Stadt mit ihren 23000 Bewohnern einen ziemlich großen Platz einnimmt. Bezüglich der Nationalitäten, die hier vertreten sind, kann ein größeres Gemisch kaum gedacht werden; neben dem malaiischen Polynesier findet sich der gelbe Sohn des Himmlischen Reichs und der Kaukasier, letzterer vertreten durch den Amerikaner, Deutschen, Engländer, Portugiesen, Norweger und Franzosen, von den zahlreichen Mischlingen ganz zu schweigen. Den Glanzpunkt der Stadt bilden jedenfalls die stattlichen Steinbauten des königlichen Palastes, des Parlamentsgebäudes mit seinem hohen, viereckigen Turm, die herrliche Besitzung eines amerikanischen Bankiers, das Grabmal der Könige aus Kamehamehas Geschlecht und die in gotischem Stil ausgeführte Begräbnisstätte eines der letzten Könige, Lunalilo.

Wie in mancher unserer mittelalterlichen Städte das Juden-, so bildet in Honolulu das Chinesenviertel einen charakteristischen Stadtteil. Man zog früher die Söhne des Himmlischen Reichs nach dem Hawaii-Archipel, daß sie, die gewissermaßen die Hochschule des Feldbaues durchgemacht, auch hier der Plantagenwirtschaft förderlich sein sollten. Doch das Kleinhandwerk, der Kram- und Hausierhandel waren ihnen weit lieber. Im Chinesenviertel reiht sich eine zweistöckige Bretterbude an die andere, in jeder derselben ist das Erdgeschoß ein Kramladen oder eine Werkstatt. Die grellfarbigen Firmen mit chinesischen Lettern, die abends erleuchteten bunten Papierlaternen, der ausgelegte Flitter, die nötige Menge Schmutz an den Waren wie an der Ladeneinrichtung und der liebliche Knoblauchsduft gehören zu den wesentlichen Kennzeichen des chinesischen Wesens. Die Chinesen sind hier wie in dem westlichen Teile der Vereinigten Staaten eine Landplage und staatswirtschaftliche Gefahr. Sie machen zunächst an ihre Kost so geringe Ansprüche, daß ihnen Reis, Fisch und Thee Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend genügen. Nicht minder bescheiden sind sie bezüglich der Wohnung. In engen, verpesteten Höhlen sitzen sie, wie Heringe geschichtet, ohne aufzublicken und zu sprechen, an der Arbeit. Nimmt man hinzu, daß sie mit jener Anspruchslosigkeit Fleiß, Emsigkeit, Ausdauer, Verschlagenheit in geradezu staunenerregendem Grade verbinden, zu ganz anderem

Lohn arbeiten und arbeiten können als andere Arbeiter, nie Staatsbürger werden, sondern die aufgesammelten Ersparnisse zurücktragen ins Reich der Mitte, so begreift man den Haß jeder mit chinesischer Einwanderung beglückten Gegend gegen diese Schmarotzer, die man sich auch im Königreich Hawaii durch gesetzliche Maßregeln vom Leibe zu halten sucht. In den ersten Morgenstunden des 23. August 1884 wurden die Bewohner Honolulus durch Sturmläuten und Alarmsignale aus dem Schlafe geschreckt; die ausgedörrten Bretterbuden des Chinesenviertels standen in Flammen, und in rasender Eile lief die Feuerschlange die Dächer entlang. Nur der energischen Thätigkeit der vier Dampfspritzen hatte man es zu danken, daß nicht die ganze Stadt in Flammen aufging.

Wandern wir aus der Stadt in südwestlicher Richtung, so sind weite Flächen mit Kokospalmen, Taro (einem Knollengewächs) und Bananen bedeckt, während wenn wir die Stadt in nordwestlicher Richtung verlassen, wir Salzlachen und Sandflächen antreffen. Das Inselchen Oahu zerfällt ähnlich Helgoland in eine östliche und westliche Hälfte. Von Honolulu aus steigt man zunächst 9 km beständig aufwärts; in je höhere Regionen unser Pfad führt, um so mehr nimmt die Feuchtigkeit der Luft zu, die Wärme ab, und üppiger Graswuchs an den Gehängen giebt Rinderherden ihre Nahrung. Plötzlich endigt der Pfad, wir stehen an einem tiefen Abgrunde und erblicken unter uns eine herrliche Fruchtebene, umspült von der Brandung. Diese Wand ist die berühmt gewordene Pali, wo 1782 König Kamehameha I., welcher alle Inseln unter seinem Szepter vereinigte, seine Feinde 400 m tief hinabstürzte.

Schon frühzeitig war Honolulu der Sammelpunkt der Walfischfahrer, welche nach dem nördlichen Becken des Pacific segelten. Gegenwärtig ist sie die einzige Zwischenstation auf der Linie zwischen San Francisco einerseits und Sydney sowie Yokohama andererseits. Wir finden eine Anzahl bedeutender Handelshäuser aller Nationen hier vertreten, besonders amerikanische und deutsche, und entbehrt auch die Insel bis jetzt eines Kabels,*) so ist doch Fahrgelegenheit nach allen Teilen des Globus — außer durch die monatlich verkehrenden regelmäßigen Dampfer — ziemlich oft gegeben, besonders auch dem wissenschaftlichen Reisenden, den das Missionsschiff der in Honolulu ansässigen Missionsgesellschaft auch nach den einsamsten, unproduktivsten Eilanden des nördlichen Pacific trägt.

Das Klima der Hawaii-Insel anlangend, ist zu bemerken, daß sie im allgemeinen jahraus jahrein unter der Herrschaft des Nordostpassates stehen. Feuchte, gleich vollgesogenen Schwämmen mit Wasserdampf gesättigte Wolken treffen an die hohen Berge der Hauptinseln, erfahren Abkühlung und geben ihren Inhalt auf der Ostseite der Insel ab; diese hat fast täglich Niederschläge, und üppig ist der Boden mit Pflanzen über-

*) Die Unterhandlungen darüber scheinen gegenwärtig zum Ziele führen zu sollen.

kleidet, wohl mehr als 100 Farnarten allein sind an den Abhängen zu bemerken. Erleichtert steigen die Wolken in die Höhe und streichen trocken über die westliche Hälfte der Inseln hin, welche daher kahle Felswände und nackte Lavaströme aufweist. Honolulu insbesondere ist bezüglich der Temperatur sowie des Regens ein bevorzugter Ort. Dr. Neuhauß beobachtete in den beiden heißesten Monaten, Juli und August, 1884, daß von 36 Tagen 15 Regentage waren, daß die höchste Tageswärme sich zwischen 29 und 34° C. und die geringste zwischen 20 und 24° C. hielt. Eine gewisse Gleichmäßigkeit der Sommer- und Wintertemperatur — wenn man so sagen darf — ist dem ganzen Archipel eigentümlich. Daraus und ferner aus dem Fehlen von Mangrovesümpfen wie aus der stets wehenden kräftigen Luftströmung des Nordostpassates ergiebt sich, daß dieser Archipel ein bevorzugter Ort für die Akklimatisierung der Europäer ist.

Schon Cook fiel es auf, daß die Flora des Hawaii-Archipels die Luft mit köstlichem Aroma würzte; dieselbe Erfahrung kann noch heute jeder Reisende machen, welcher in Honolulu das Schiff verläßt. Das Pflanzenkleid wird vor allem bestimmt durch die die Bergabhänge überziehenden Kukuibüsche mit silberglänzendem Laube, sowie durch die Palmen und Bananen der Ebene. Bedenkt man weiter, daß auch Oihabäume und Pandanus, Papaya, Mango, Brotfruchtbaum, Mimosen, wilde Kaffeesträucher, Bambus, Araukaria, Taro, Reis, Zuckerrohr, Tamarinde, Orange, Zitrone und mehr als 100 Farnarten an gut bewässerten Stellen üppig emporschießen, daß sich auch die Dattel- und westindische Königspalme trefflich akklimatisiert haben, so läßt sich ein solcher Reichtum an der Grenze der Tropen doch als tropisch bezeichnen. Angebaut werden besonders drei Gewächse, die Tarowurzel, die Banane und das Zuckerrohr. Die Taroknolle, welche zuweilen ein erstaunliches Gewicht erlangt, bildet die Volksnahrung. Sie wird in Erdlöchern gekocht, indem man erhitzte Steine darauf legt. Sodann wird sie zu Brei gestampft, der in Gärung übergeht und einen angenehm säuerlichen Geschmack hat. Diese einheimische Pflanze nötigte von alters her die Eingeborenen zu tüchtiger Bodenkultur; denn der Boden mußte aufs genaueste geebnet und mit kleinen Gräben zu künstlicher Berieselung durchzogen werden. Die Hauptpflanze für die Ausfuhr bildet das Zuckerrohr, dessen Anbau ebenfalls tüchtige Vorbereitung des Bodens erfordert, indem man denselben mit dem Pfluge $^1/_2$ m tief aufreißt, eine Thätigkeit, welche durch 10—15 Ochsen an jedem Pfluge bewältigt wird. In den Fabriken, die sich auf jeder bedeutenden Plantage befinden, gewinnt man nur Rohzucker, während das Raffinieren in Kalifornien erfolgt. Die schwere Plantagenarbeit, welcher sich die Eingeborenen nicht gewachsen zeigten, wurde und wird noch heute teilweise durch sogenannte „gemietete“ Arbeiter der Gilbertinseln, des Bismarck-Archipels und der Neuen Hebriden besorgt; diese Leute sind nichts anderes als moderne Sklaven; übrigens haben sich nur die Papuanen der Neuen Hebriden als tüchtige Arbeiter erwiesen. Die Ver-

suche mit Chinesen und Japanern mißglückten ebenfalls. Ja auch die deutschen Arbeiter, von denen eine Handelsfirma vor einigen Jahren 800 Köpfe einführte, entsprachen nicht den in sie gesetzten Erwartungen, einmal weil sie die Strapazen der Arbeit im Tropenklima nicht ertragen konnten, das andere Mal, weil sie sich in Hawaii ein Paradies nach ihrem Ideal, nämlich ohne Zucht und Ordnung, vorgestellt hatten.

Dieser Mangel an Arbeitern zu ausgiebiger Bodenkultur, verbunden mit dem Rückgang der Preise von Reis, Zucker, Kaffee auf dem Weltmarkte, verbunden ferner mit den im Verhältnis zur Bevölkerung (90 000) zu erheblichen Kosten der Staatsmaschine, rief im Königreich Hawaii große Finanznot hervor. Das Budget schließt jedes Jahr mit einem Fehlbetrag, der auch nicht dadurch beglichen werden konnte, daß man die Gehälter sämtlicher Beamten, sogar die Zivilliste des Königs um 25% kürzte. Der drohende finanzielle Ruin wird auch nicht dadurch aufgehalten werden, daß man jeden Reisenden bei der Ankunft mit 8, bei der Abfahrt mit 4 Mark Zoll belegt; wohl aber wird durch diese Geldnot das kleine Königreich einem mächtigen Beschützer, vielleicht den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in die Arme getrieben werden.

Die etwa 40 000 Eingeborenen, Kanaka genannt, sind ein durch Gutmütigkeit, Freundlichkeit und zutrauliches Wesen ausgezeichneter Menschenstamm, den wir zu den Polynesiern rechnen. Nur der leichtfertige Verkehr der Geschlechter miteinander wirft einen Schatten auf ihr sonst so freundliches Bild. Der kühle Abend vereinigt sie zu heiterer Geselligkeit, Gesang und Tanz. Auffällig ist ihre Liebe und Anlage zur Musik; so handhabte eine Kapelle aus Eingeborenen, welche unter der Leitung eines deutschen Kapellmeisters in Honolulu stand, ihre Instrumente mit vollendeter Meisterschaft. Christentum und europäische Zivilisation sind nicht tief eingedrungen, sondern mehr nur ein Firnis. So spielt noch heute der Wundermann, der Kahunna, eine Rolle, der angeblich Kranke gesund- und Feinde totbetet — natürlich gegen entsprechende Entschädigung. Und trotz ihrer Anbequemung an die europäische Zivilisation werden sie dem Schicksale der Naturvölker nicht entgehen, die mit dem weißen Manne in Berührung gekommen; wir haben den Beweis dafür in dem statistisch erwiesenen stetigen Rückgange ihrer Zahl. Besonders räumt der Aussatz unter ihnen auf, der angeblich in den fünfziger Jahren durch Chinesen eingeschleppt wurde. Schon 1884 fand Dr. Neuhauß gegen 2000 Eingeborene mit dem schrecklichen Übel behaftet. 200 derselben dienten im Aussatzhospital zu Honolulu als Beobachtungsobjekte für die Ärzte, die übrigen brachte man nach dem Inselchen Molokai, von wo es keine Wiederkehr giebt. Manchmal erlöst die Ärmsten der Tod bald, manchmal auch erst nach einer Reihe von 15 Jahren. Entsetzlich ist ihr Anblick, denn entweder bilden sich in den Ohren Knoten, die eiternd aufbrechen, oder Knochen, Muskeln, ja ganze Gliedmaßen schwinden dahin. Das Mitleid liegt im Kampfe mit dem Ekel bei ihrem Anblick,

und auch hier bethätigt sich der alte Satz, daß auch dieses freundliche Völkchen nicht ungestraft unter Palmen wandelt.

Folgen wir unserem Gewährsmann endlich auf einem Ausflug nach der Hauptinsel Hawaii, um mit ihm den kleineren, aber interessanten Vulkan Kilauea (1200 m) zu besteigen! Der Dampfer führt uns von Honolulu aus der Westküste Hawaiis entlang (auch an jener Stelle vorüber, wo 1779 der große Entdecker Cook seinen Geist aufgab), nach dem kleinen Hafenorte Punaluu an der Südostküste. Eine Maultierbahn führte den Reisenden bis zu einer großen Zuckerplantage, von wo er den weiteren Weg teils zu Wagen, teils auf einem Maultier reitend zurücklegte. Lava und immer wieder Lava, abwechselnd mit tiefer, loser Asche, in welcher die ermüdeten Maultiere tief einsanken, war alles, was sich dem Auge zeigte. Nach langem Ritte auf steiniger Hochebene gelangte der Reisende an den Krater, der zwei deutsche Meilen im Umfang hat und 100—150 m Tiefe. Der Boden desselben bestand aus einer wagerechten Schicht pechschwarzer, erstarrter Lava. In der Mitte des ungeheuren Kessels sind zwei durch Emportreiben des Bodens entstandene kleinere Kegel zu bemerken, in denen Massen glühenden, geschmolzenen Gesteins die unmittelbare Verbindung mit dem Erdinneren kundgeben. Unter Führung eines hier ansässigen Deutschen stieg der Reisende in den Krater hinab und sah in dem einen der beiden Feuerkessel kochende Lava auf- und niedersteigen, manchmal auch in geiserähnlichen Ausbrüchen sich erheben. Ununterbrochen donnerte es in der Tiefe, und die steilen Wände des Kraters glühten im Widerscheine des Feuers. Wenn die unterirdischen Kräfte ruhten, überzog sich die Oberfläche der Kessel schnell mit einer braunen, erstarrenden Kruste. Doch neuer Donner kündete einen Nachschub aus dem unerschöpflichen Behälter des Erdinneren an, wodurch die pechschwarze Nacht vertrieben und ein Bild der sich aufthuenden Hölle hervorgezaubert wurde.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

1. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen. — 2. Die Brotpflanzen nach ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen. — 3. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur.

1. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen.*)

Wenn man auf unserer nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden geht, so findet man im allgemeinen, daß die Völker allmählich und stufenweise immer mehr Pflanzenkost genießen. Nur die Gebirgsgegenden, in denen die hohe Lage über der Meeresfläche selbst zwischen den Wendekreisen ein nordisches Klima hervorbringt, bilden davon eine Ausnahme. Der Russe und Schwede, der Norweger und Däne, der Deutsche und der Niederländer lieben Fleischspeisen; der Südfranzose mehr Brot; der Italiener ist zufrieden mit seinen Makkaroni, seiner Polenta und seinen Gemüsen, der Grieche und Türke ist auch sehr mäßig im Fleischgenuß, ebenso wie der ackerbautreibende Asiate; im südlichen Indien bringen Millionen ihr Leben lang kein Stück Fleisch zum Munde und leben vorzugsweise von Reis und Gemüsen und den Früchten der Palmen und Bananen. Auch essen Südländer weniger als die Bewohner des Nordens, und die Schiffe nehmen, wenn sie die Meere im hohen Norden befahren, doppelt so viel Nahrungsmittel an Bord, als wenn ihre Fahrt nach dem Süden geht.

In manchen Küstengegenden bilden Fische das Hauptnahrungsmittel; diese stehen mitten inne zwischen Fleisch und Pflanzenkost und enthalten nicht so viel Nährstoffe als jenes, weshalb sie auch in den verschiedensten Religionen für eine Fastenspeise gelten.

Das Tier genießt seine Nahrung im rohen Zustande; es nimmt sie, wie es dieselbe findet. Der Mensch bereitet sie sich zu, er verfeinert sie, macht sie durch Salz und Gewürze und durch den Einfluß des Feuers

*) Vergl. „Buch der Welt“.

weicher, wohlschmeckender und leichter verdaulich. Das Tier nimmt von Flüssigkeiten nur Wasser zu sich, wie es die Quelle, der Sumpf oder der Strom ihm darbieten. Der Mensch bereitet sich allerlei künstliche Getränke, die seinem Gaumen schmecken und auf seine Nerven wirken.

Während das Tier in Bezug auf seine Nahrung vom Zufall und vom bloßen Instinkte abhängt, sorgt der Mensch im voraus für dieselbe. Der Magen ist der Weltbeherrscher; ihm verdanken wir zunächst unsere ganze Gesittung, weil Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd ohne ihn nicht vorhanden wären, ohne ihn gäbe es weder Gewerbe, noch Handel und Verkehr. Das nächste Bedürfnis für jeden Menschen ist, den Hunger zu stillen, und dieses Bedürfnis ist der erste Antrieb zur Thätigkeit. Zum Hunger gesellt sich das Bedürfnis der Kleidung und Wohnung. Kolumbus wollte auf einem näheren Wege Indien suchen, um die Produkte dieses Wunderlandes und Gold, als das Mittel, die leiblichen Bedürfnisse leicht und schnell zu befriedigen, bequemer nach Europa zu bringen. Er fand Amerika. Alle Kolonieen waren und sind vorzugsweise Ackerbaukolonieen, dazu gegründet, die Summe der vorhandenen Nahrungsmittel zu vergrößern, und Erzeugnisse zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, als Baumwolle, Tabak rc. zu liefern. Weit über fünf Sechstel des ganzen Menschengeschlechtes mühen sich ab für das tägliche Brot, müssen arbeiten, um den Hunger zu stillen, der tagtäglich wiederkehrt.

Der Bewohner der warmen und heißen Klimate wird von der Natur, welche in jenen Gegenden besonders die Vegetabilien entfaltet, vorzugsweise zum Genusse von Pflanzenspeisen angehalten. In der Gluthitze der tropischen Sonne ist vor allen Dingen kühlende, erfrischende Nahrung notwendig. Es bedarf ferner der Mensch in den warmen Ländern nicht viel zum Leben, das ihm viel leichter wird, als den Söhnen des rauhen Nordens und der gemäßigten Gegenden. Er ruht im Schatten der Palme, die ihm eine gesunde Nahrung giebt, und seinen Durst löscht er an der nächsten Quelle. Sein Haus baut er aus Bambusrohr, und seine Kleidung besteht in einem leichten Tuche oder auch nur in einer Matte, welche er nachlässig um den Leib schürzt. Auf manchen Inseln der Südsee, z. B. dem schönen Tahiti (Otahaiti), bilden Obdach und Kleidung nur Luxusartikel, und an Nahrung fehlt es niemals. Wo keine Palmen oder Getreidearten vorhanden sind, da wächst der Brotbaum, den die Insulaner jener großen Eilandflur leicht fortpflanzen, und den sie veredelt haben. An allen Küsten jener Inseln erhebt sich dieser nützliche Baum; auf den Gewürzinseln leben die Ärmeren fast ausschließlich von den Kernen der samentragenden Brotfrucht, welche wie Kastanien in glühender Asche geröstet oder in Wasser gekocht werden.

Wie mühsam ist dagegen das Leben des Jägers, des Hirten, des Fischers, des Ackerbauers oder Winzers unter den kälteren Himmelsstrichen! Er muß das ganze Jahr hindurch im Schweiße seines Angesichts arbeiten,

für Kleidung und Obdach und Vorräte auf den Winter sorgen. Bei der schweren Arbeit und bei der rauheren Luft muß er mehr und öfter essen, als jene Südsee-Insulaner. In den heißen Ländern ist mäßiger Genuß von Speisen eine Notwendigkeit, aus körperlichen und klimatischen Rücksichten.*) Der zarte Hindu am Ganges, in der bengalischen Tiefebene, wäre eine Beute des Todes, wenn er den Mongolen nachahmen wollte, der bei einer Mahlzeit 3—4 Pfund rohes Fleisch hinabwürgt und es ohne alle Unbequemlichkeiten verdaut. Die Eskimos und Kamtschadalen bedürfen zum Schutz gegen die Kälte fettiger Speisen; sie trinken über alles gern Walfischthran, genießen Walfischfett und Fischthran als Suppe, und können sie von den Europäern Talglichter erhalten, so dünkt ihnen das die kostbarste Speise von der Welt. Vor Schnecken und Froschlenden, die unseren Feinschmeckern für Delikatessen gelten, würden sie vielleicht Abscheu haben, ebenso vor Heuschrecken, denen Syrer, Araber und Ägypter Geschmack abgewonnen haben. Die alten Bewohner des kleinasiatischen Landes Phrygien aßen gewisse Arten von Würmern, und einzelne Indianerstämme Amerikas thun dasselbe noch jetzt. Manche Eidechsenarten, welche in diesem Erdteile so häufig sind, munden selbst den Europäern, und viele Negervölker in Afrika, wie die Eingeborenen Australiens, verzehren das Fleisch der Schlangen. Der Kalmücke ißt das Fleisch von gefallenen Tieren, Mäusen, Ottern, Raubvögeln, Füchsen und Wölfen, aber sonderbarerweise verschmäht er Hunde und Wiesel; der Jakute ißt das Fleisch vom Aasgeier und noch Widerlicheres, aber Frösche und Schweine würde er nicht anrühren. Die Tungusen und Korjäken im östlichen Sibirien genießen Ungeziefer aller Art, die Samojeden Katzen und Hunde. In Tunkin werden auch Tiger und Löwen gegessen, und die Bewohner der Baschi-Inseln kennen keinen größeren Leckerbissen, als einen Ziegenmagen und dessen Inhalt. Die Neger genießen Elefantenfleisch, Strauße und Krokodile, die Buschhottentotten Ameisen und Holzwürmer. Am Orinoko giebt es Indianerstämme, welche Thonerde genießen, nachdem sie dieselbe mit Schildkrötenfett beträufelt haben. So wechseln die Speisen in den verschiedenen Ländern und Klimaten der Erde nach Bedürfnis und Laune des Menschen.

Das Hauptnahrungsmittel in allen Erdteilen bilden die Getreidearten, von denen jeder wieder seine eigenen Arten hat, die ihm vorzugsweise zugeteilt sind. Der Europäer nährt sich besonders von dem Brote

*) „Wird auch im allgemeinen in kalten und rauhen Klimaten mehr gegessen, als in warmen und heißen, so ist doch auch der Tropenbewohner imstande, gewaltige Mahlzeiten zu halten. Wir treffen im warmen Südafrika starke Fresser, die mit Jakuten und Tataren getrost in die Schranken treten könnten. Der Kaffer und Buschmann (der freilich oft lange hungern muß, länger, als es ein Eskimo oder Jakute vermöchte), verzehrt, wenn er einen Ochsen geraubt hat, denselben sozusagen in einem Atem. Der Tangalé im Süden schmelzt, wenn er einen Ochsen geschlachtet hat, vor allem das Fett desselben und trinkt erschreckliche Massen davon.“ (Natur- und Kulturleben von A. W. Grube, II. S. 100. Wiesbaden.)

aus Weizen, Roggen, Gerste und (der Bergschotte z. B.) Hafer. Der Bau dieser Getreidearten verlangt Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer; er macht sicheres Privateigentum, Grundbesitz, feste und gute Gesetze nötig. In den Ländern, wo er betrieben wird, finden wir die Menschen geistig am meisten entwickelt. — Der größere Teil der Asiaten lebt von Reis, der nicht in gegorenem Zustande, wie unser Brot, genossen wird. Fast in allen Ländern, wo man ihn einheimisch findet, herrscht Sklaverei und Despotie. Die reisbauenden Länder scheinen vorzugsweise für einen stationären Zustand bestimmt zu sein, z. B. China, Indien zu beiden Seiten des Ganges — Länder, die eine Bevölkerung von gewiß 650 Millionen Menschen zählen, also über ein Drittel sämtlicher Erdbewohner. — Die Hauptgetreidearten Afrikas sind die Durrha oder Negerhirse (Holcus sorghum L., auch Kafferkorn genannt), die kleine Negerhirse (Pennisetum thyphoideum) und die gemeine Hirse (Panicum milliaceum), die in dem glühendheißen Boden gut gedeihen und nur geringe Sorgfalt fordern. Die Bewohner dieser Hirseländer stehen an Kultur und geordnetem Staatsleben wieder tiefer als die Reisländer. — Amerika baut vorzugsweise Mais, ein schweres Nahrungsmittel, das in jenem Erdteile gleichfalls nur geringe Wartung und Pflege erheischt und einen viermal größeren Ertrag giebt als der Weizen. Als die Europäer Amerika entdeckten, fanden sie nur ein paar Völker, die in der Gesittung und in den Künsten des Friedens so weit vorgeschritten waren, daß sie sich auf Ackerbau verstanden und denselben regelmäßig trieben. Es waren die Mexikaner und Peruaner auf den Höhen der Kordilleren. Alle übrigen waren Fischer- oder Jägervölker; sie hatten es nicht einmal bis zum Hirtenwesen gebracht. Einen reichen Ersatz für das Getreide besitzt aber das tropische Amerika in der Wurzel des Maniok- oder Kassawestrauches, deren Saft zwar süß, aber giftig ist. Man raspelt die Wurzel, preßt den giftigen Saft aus und gewinnt auf diese Weise Mehl, das ein gesundes Brot liefert. Für uns Europäer hat die Kartoffel, welche gleichfalls aus Amerika stammt, dieselbe Bedeutung gewonnen und muß namentlich den ärmeren Volksklassen die Mehlspeisen zum großen Teil ersetzen.

Die Bewohner des australischen Inselarchipels bedürfen keines Getreides, da die Brotfrucht ihnen völlig genügt. Auch besitzen sie an der Sagopalme (Sagus farinifera) einen guten Ersatz für Reis oder Mais, denn ihr Stamm enthält eine außerordentliche Menge schwammigen Markes, das ein eßbares Mehl und das sogenannte Sagobrot liefert. Überhaupt hat der gütige Schöpfer die tropischen Länder mit den Palmen, deren Königin die reiche Kokospalme ist, so reichlich gesegnet, daß sie von denselben zugleich Gemüse und Butter, Mehl und Obst, Kleidung und Gerätschaften ernten. Dagegen sind die Länder der gemäßigten Zone wieder reich mit Kirschen, Birnen, Äpfeln, Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen 2c., mit dem Ölbaum, mit der Kastanie und dem Nußbaum gesegnet; sie haben mancherlei Gemüse zur gesunden Abwechselung mit Fleischspeisen, und das Fleisch selber ist in den

gemäßigten Klimaten am wohlschmeckendsten; am Äquator wird das Fleisch unseres Rindes zähe und lederartig.

So wie die Mäßigkeit im Essen für den Südländer eine Notwendigkeit ist, ebenso ist sie es auch für das Trinken. Der Bewohner des Nordens darf sich in dieser Beziehung weit mehr erlauben und ungestrafter das Maß überschreiten. In Südeuropa und bei den meisten Asiaten gilt Trunkenheit für eine der abscheulichsten Sünden. Da in heißen Gegenden starke Getränke sehr schädlich wirken, so haben die orientalischen Gesetzgeber den Genuß derselben untersagt, Zoroaster wie Mohammed. Der nordische Odin dagegen war ein tapferer Zecher, unsere altdeutschen Helden zechten wacker, und in Walhalla wurde der edle Gerstensaft noch reichlicher getrunken. In nördlichen Ländern wird man den Menschen niemals von dem Genusse gegorener Getränke abbringen, und selbst der Orientale, dem der Genuß von Wein untersagt ist, berauscht sich im Opium, der Indianer bereitet sich aus dem Saft seiner Palmen einen Wein, der Chinese ein Bier aus Reis, der Amerikaner seinen Chika aus Welschkorn. Die Mongolen trinken gegorene Stutenmilch, die gleichfalls berauscht; die Samojeden, Kamtschadalen und Ostjaken bereiten durch Aufgüsse auf den giftigen Fliegenschwamm ein Getränk, das sie tagelang berauscht erhält, in eine kriegerische Wut versetzt, aber auch dann die traurigste Abspannung folgen läßt.

Man muß aber wohl unterscheiden von dem Vergnügen, das geistige Getränke gewähren, das Bedürfnis, welches zu ihrem Genuß treibt. Der Engländer in seinem feuchten Klima und bei seiner starken Arbeit würde mit reinem Wasser nicht Kraft genug behalten, oder noch mehr und nahrhafter essen müssen. In seinem starken Bier genießt er aber zugleich flüssige Nahrung und eine hinreichende Menge von Kohlenstoff als Ersatz für den Verlust, den er durch anstrengende Arbeit und die feuchte Atmosphäre erleidet. In dem wärmeren, trockneren Frankreich würde das schwere Ale und Porterbier nie heimisch werden.

2. Die Brotpflanzen nach ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen.*)

Die Gesittung der Völker hat zu allen Zeiten in dem Anbau des Getreides ihren Ausgangspunkt gehabt. Die Kultur kann ohne feste Wohnsitze nicht gedacht werden, und dem Vertauschen der nomadischen Lebensweise mit festen Wohnsitzen muß unausbleiblich der Ackerbau vorangehen, weil nur seine Erzeugnisse den Menschen in den Stand setzen, von einer bestimmten Stelle seine Nahrung bleibend zu beziehen.

*) J. Fr. Schouw (die Erde, die Pflanzen und der Mensch).

In dem Kultus der älteren Völker, welcher den Erfinder des Ackerbaues und den Verleiher der Gesittung in ein einziges Wesen zu verschmelzen pflegt, liegt eine schöne Hindeutung auf diese Wahrheit; die praktische Seite derselben kann aber unmöglich klarer und tiefer aufgefaßt werden, als dies in der Rede eines nordamerikanischen Häuptlings geschehen ist, die der Franzose Crevecour überliefert hat.

Jener Häuptling, seinem Stamme (der Missisaes) den Ackerbau empfehlend, sprach: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß das Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt, daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu haschen? daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? daß der Winter, der für uns die Zeit der mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will: bevor die Zedern unseres Dorfes werden vor Alter abgestorben sein, und die Ahornbäume des Thales aufhören werden, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen!“

Nach ihrem häufigen Vorkommen und nach der Menschenzahl, welche die verschiedenen Brotpflanzen ernähren, wird, was die Kornarten betrifft, der Reis ohne Zweifel den ersten Rang erhalten, demnächst der Weizen und der Mais und endlich Roggen, Gerste und Hafer. Unter den übrigen Brotpflanzen spielen der Pisang, Yams, die Brotfrucht und die Kartoffeln die bedeutendste Rolle.

Hinsichtlich der Fruchtbarkeit zeigen die Brotpflanzen einen großen Unterschied. Die tropischen Kornarten geben viel mehr Nahrungsstoff als die außertropischen. Während der Weizen nach einer Mittelzahl 5—6fältig in dem nördlichen Europa, 8—10fältig in dem südlichen Europa giebt, so giebt der Mais in gemäßigten Klimaten 80—100=, in der heißen Zone 300= bis 400fältig, der Reis 100fältig. Aber wenn Regen eintritt, so mißrät der Mais, und bleibt die Regenzeit aus, so wird der Reis mißraten. Deshalb ist in Indien und China häufig große Hungersnot, besonders weil man dort vorzugsweise auf Reis angewiesen ist.

Der Pisang bringt auf gleichem Areal 133mal soviel Nahrungsstoff als der Weizen hervor. Ein kleiner Garten bei der Hütte des Bewohners ist hinreichend, eine Familie zu ernähren. Innerhalb eines Jahres, nachdem er gepflanzt ist, trägt er reife Frucht; werden alsdann die Stengel abgeschnitten, so kommen neue hervor, welche nach drei Monaten tragen.

Ein Kokosbaum giebt nach einer Mittelzahl jährlich dreißig große, sehr mehlreiche Nüsse, was schon viel ist. Der Brotfruchtbaum giebt während

8—9 Monaten des Jahres frische Früchte; in der übrigen Zeit speist man das Brot, aus teigförmig zubereiteten Brotfrüchten gebacken; man nimmt an, daß drei Bäume hinreichend sind, einen Menschen zu ernähren.

Aber noch leichter ist die Anschaffung des Brotes auf den östlichen Inseln in dem asiatischen Archipelagus, wo der Sago wild im Walde wächst. Wenn die Bewohner, indem sie ein Loch in den Stamm bohren, sich davon überzeugt haben, daß das Mark reif ist, so wird der Stamm umgeschlagen und in mehrere Stücke geteilt, das Mark wird herausgekratzt, mit Wasser gemischt und geseihet; es ist dann vollkommen brauchbares Sagomehl. Ein Baum giebt gemeiniglich 300 Pfund und kann 500—600 Pfund geben. Man geht also dort in den Wald und schneidet sich sein Brot, wie man bei uns sein Brennholz schlägt.

Aber die Leichtigkeit, sich sein Brot zu erwerben, scheint beinahe in umgekehrtem Verhältnisse zur Zivilisation zu stehen. Der Überfluß der Natur trägt gewiß dazu bei, die Energie des Menschen zu vermindern. Kampf gegen die Natur, wenn er nicht gar zu hart ist, befördert die Zivilisation. Arbeit ist die Mutter der Aufklärung.

Die Geschichte hat nicht die Nachricht aufbewahrt, wer die Brotpflanzen zuerst benutzte, wer sie zuerst pflanzte. Die älteste Geschichte der Brotpflanzen ist in Dunkel gehüllt, in Sagen und Mythen dargestellt; nach diesen sind es die Götter selbst, welche auf die Erde herabstiegen, um dem Menschen die großen Gaben zu schenken. In Indien war es Brahma, in Ägypten Isis, in Griechenland Demeter und in Italien Ceres, welche den Völkern das Korn schenkten und sie lehrten, es anzubauen. Ähnliche Sagen haben die alten Peruaner vom Mais, und noch bei der Ankunft der Europäer ward diese aus Amerika stammende Kornart beim Sonnentempel auf einer großen Höhe über dem Meere angebaut, und man teilte davon Korn an das Volk aus, welches dadurch einer glücklichen Ernte gewiß zu sein glaubte.

Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß wir darüber in Ungewißheit sind, ob die Kornarten der alten Welt noch wild wachsen, und in welchen Gegenden dies der Fall ist. Schon die Schriftsteller des Altertums waren untereinander sehr uneinig, wo der Weizen und die Gerste, die gewöhnlichen Kornarten jener Zeit, ihre Heimat hatten. Dieselbe Unsicherheit herrscht noch über diese beiden Kornarten, und dasselbe gilt vom Hafer und vom Roggen. Auf dem Kaukasus hat man wilden Roggen zu finden geglaubt, aber spätere Nachweisungen haben gezeigt, daß diese wilde Pflanze von der angebauten verschieden ist, namentlich durch die spröde Blütenspindel, welche die Ursache ist, daß sie nicht gedroschen werden kann; Sizilien bietet ebenfalls wilden Roggen, aber auch dieser hat Kennzeichen, durch welche er von

*) Nach jetziger Annahme gelten die Thäler Tibets als Heimat unserer Getreidegräser wie unserer Haustiere.

dem angebauten abweicht. Wo man Pflanzen findet, welche mit unseren Kornarten in wildem Zustande vollkommen gleich sind, da ist es gewöhnlich an Orten, welche früher Kultur gehabt haben, und deshalb ist es wahrscheinlich, daß sie nur verwildert und nicht ursprünglich wild sind. Wir wissen also nicht, ob die Stammpflanzen unserer nordischen Kornarten gänzlich verschwunden sind, oder ob sie im Laufe der Zeit durch die Kultur so verändert wurden, daß wir sie in den Arten nicht wiedererkennen können, welchen sie wirklich ihren Ursprung verdanken. Dasselbe scheint vom Mais in Amerika zu gelten. Als die Neue Welt entdeckt wurde, war diese Kornart schon über Süd- und Nordamerika verbreitet, und die Angaben, welche die neuere Zeit über ihr Vorkommen als wilde Pflanze geliefert hat, z. B. in Paraguay, lassen denselben Zweifel, daß sie nur verwildert ist, wie er hinsichtlich der Kornarten der Alten Welt stattfindet. Der Reis scheint zwar in Indien seine Heimat zu haben, ob er aber dort wild angetroffen wird, wie Missionär Klein schreibt, scheint aus ähnlichen Gründen zweifelhaft. Die verschiedenen Angaben, welche man über die Kartoffeln als wild wachsend in Chile, Peru und Mexiko hat, haben sich später größtenteils als unbegründet gezeigt, da man gefunden hat, daß sie andere Arten des zahlreichen Geschlechts, zu welcher die Kartoffel gehört, betrafen.

Dagegen wächst die Dattelpalme in Afrika und Arabien wild, die Kokospalme in Indien, Ceylon und ganz Polynesien und Ozeanien, die Sagopalme in dem östlichen Indischen Archipelagus; aber alle drei kommen in einem mehr eingeschränkten Verbreitungsbezirk vor, als demjenigen, welchen die jetzt kultivierten Gewächse einnehmen. Der Brotfruchtbaum, welcher in dem Indischen Archipelagus vorkommt, und der Buchweizen, welchen man in Sibirien nach der chinesischen Grenze hin wild findet, können auch noch zu den Brotpflanzen gezählt werden, von welchen man weiß, daß sie noch in wildem Zustande vorkommen.

So wie man Karten über die alte und neue Geographie hat, so könnte man auch auf verschiedenen Karten die wichtigsten Brotpflanzen der Gegenwart und der Vorzeit darstellen. Ein Vergleich würde die Wanderungen der Brotpflanzen, ihre Auswechselung zwischen den verschiedenen Weltteilen und Ländern zeigen.

Die Länder des Mittelmeeres (Italien, Griechenland, Nordafrika und Westasien) hatten im Altertum W e i z e n und G e r s t e als die gewöhnlichsten Kornarten. Wir finden sie in den ältesten Schriften erwähnt, in der Bibel, bei Homer und Herodot; wir finden sie auf Denkmälern aus der ältesten Zeit abgebildet. Die Hirse war damals auch bekannt, aber sie spielte, so wie jetzt, eine untergeordnete Rolle. Den Reis hatte man damals nicht, man kannte ihn nur als eine indische Pflanze. Die amerikanische Kornart, der Mais, war natürlich unbekannt, vom Roggen (welcher auch jetzt dort wenig gebaut wird) findet man keine sichere Spur.

Das m i t t l e r e und n ö r d l i c h e Europa hatten damals sehr wenig

Kornbau; und so wie jetzt in dem nördlichsten Skandinavien und Schottland Gerste und Hafer das Brot geben, so lebten nach Plinius die alten Germanen von Hafergrütze; die alten Bewohner des Nordens haben wahrscheinlich kein besseres Brotmittel gehabt. Der Roggen scheint zur Zeit der Völkerwanderung aus den kaukasischen Ländern nach Nordeuropa gekommen zu sein, ohne die Länder des Mittelmeeres zu berühren, und der Weizen scheint erst später von Südeuropa gegen Norden, namentlich durch Frankreich gewandert zu sein.

In Afrika, südlich vom Atlas, herrschte damals sowie jetzt die Dattelpalme. Die Durrha, welche jetzt in Nordafrika sehr verbreitet ist, ist entweder aus Nubien oder aus den westlichen Asien gekommen.

Indien hatte, wie wir aus den Schriften des Altertums sehen, damals sowie jetzt den Reis als Hauptnahrungsmittel. Der Pisang wuchs dort ebenfalls, wahrscheinlich auch der Yams.

Man muß annehmen, daß im Indischen Archipelagus der Sago wuchs, weil er jetzt dort wild vorkommt.

Vor der Entdeckung Amerikas hatte dieser Weltteil den Mais als Hauptnahrungsmittel; ebenfalls Maniok, auf den Bergen Kartoffeln und Quinoahirse.

Die großen Völkerwanderungen, welche im Mittelalter von Asien nach Europa stattfanden, scheinen nur die Veränderung hervorgebracht zu haben, daß der Roggen sich in Nordeuropa verbreitete und allmählich den Hafer verdrängte.

Die großen Eroberungen der Araber in Nordafrika, Spanien, Sizilien und mehreren Ländern des Mittelmeeres brachten den Reis aus Indien zuerst nach Ägypten und später nach Südeuropa; durch sie war die Durrha, oder wie sie nach ihnen genannt wurde, die maurische Hirse, über die Länder des Mittelmeeres, aber besonders in Nordafrika und Portugal verbreitet.

Eine weit größere Umwälzung verursachte die Entdeckung des Weges nach Ostindien, südlich um Afrika, aber vor allem die Entdeckung Amerikas.

Der Mais ward von Amerika eingeführt und verbreitete sich außerordentlich schnell über alle Länder des Mittelmeers, einige Teile Mitteleuropas; ja selbst nach China und Japan und dem Innern Afrikas fand er den Weg. Viel langsamer ward die Kartoffel in Nordeuropa und dem nördlichen Asien bekannt. Maniok ward von Amerika nach den tropischen Gegenden Afrikas und Asiens gebracht.

Als Ersatz für diese großen Gaben erhielt Amerika die sogenannten europäischen Kornarten, welche die Kolonisten in Nordamerika, in dem milden Südamerika und in den Hochländern, innerhalb der Wendekreise, welche ein gemäßigtes Klima haben, verbreiteten und beständig verbreiten.

Brasilien, Karolina und andere Gegenden erhielten nun den Reis, Amerika bekam auch den Pisang, doch glauben einige, daß eine der Pisangarten amerikanisch ist.

Die europäischen Kolonisten brachten auch den Weizen und andere europäische Kornarten nach der Kap-Kolonie, und nach der Kolonisation Australiens und Vandiemenslands auch nach diesen Gegenden.

Hinsichtlich der Veränderungen im kleinern ist es merkwürdig, wie der Roggen im nördlichen Europa allmählich vom Weizen verdrängt wird, wie er selbst in einer älteren Periode den Hafer verdrängt zu haben scheint. In der Periode 1651—75 verhielt der aus Danzig ausgeführte Weizen sich zum Roggen, welcher dort ausgeführt wurde, wie 1 zu 3; in der Periode 1801—25 war das Verhältnis gerade umgekehrt, wie 3 zu 1. Im Jahre 1758 rechnete man, daß nicht ganz $^2/_3$ von der Bevölkerung Englands und Wales' von Weizen lebte, die übrigen vom Roggen, Gerste, Hafer. Jetzt lebt nicht $^1/_8$ von diesen. Im Jahre 1727 ward ein kleiner Weizenacker bei Edinburg noch als eine Seltenheit betrachtet; seit 1790 ist Schottlands Weizenproduktion auf das Zehnfache gestiegen. Damals sah man Weizenbrot nur bei den vermögenderen Klassen, jetzt sogar bei den geringeren Leuten in Städten und auch schon auf dem Lande.

Während im Altertum Sizilien und die ganze Berberei die großen Kornkammern waren, so müssen wir diese jetzt hauptsächlich in den Ostseeländern, im südwestlichen Rußland, im ungarischen Donauthal und Ägypten suchen. Und selbst diese Kornländer werden bereits überflügelt von den in so vieler Beziehung reich gesegneten Ver. Staaten von Nordamerika, die im Jahre 1879 bei der teils dürftigen, teils ganz mißratenen Ernte in den europäischen Ländern einen so riesenhaften Export in das alte Europa entwickelten, daß ohne denselben die Kornpreise bei uns eine von dem ärmeren Volk kaum zu erschwingende Höhe erreicht haben würden. Es wurden bereits im Jahre 1853 an Weizen und Weizenmehl für etwa 80 Mill. Mark ausgeführt, welche Ausfuhr während der Jahre 1892—93 auf reichlich 710 Mill. Mark angewachsen ist. Bald nach der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus brachten die Spanier den Weizen nach Mexiko; ein Negersklave unter dem tapferen Cortez machte in Neu-Spanien den Anfang des Weizenbaues mit drei Körnern, die er zufällig unter dem für die Soldaten bestimmten Reisvorrat fand.

3. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur.*)

Der Mensch ist ein Teil der Natur; sie wirkt auf ihn ein und er ist ihrem Gesetze unterworfen; — aber der Mensch steht auch gleichsam außerhalb der Natur, und deshalb kann er auf eine ganz andere Weise als alle übrigen Geschöpfe wieder auf sie einwirken, sie umgestalten, ja bis zu einem gewissen Grade sie beherrschen und ihr Gesetze vorschreiben. Die Kultur,

*) J. Fr. Schouw a. a. O.

die geistige Entwickelung sind die Mittel, durch welche der Mensch sich nach und nach von der Herrschaft der Natur befreit hat und gleichsam von der Stellung eines Dieners in die eines Herren übergegangen ist.

Betrachten wir den Wilden auf seinem niedrigsten Standpunkte, ihn, dessen Wohnung aus einigen zusammengeflochtenen Baumstämmen besteht, dessen Nahrung Muscheln aus der See oder die rohen Früchte des Waldes und des Feldes, dessen Kleidung ein unzubereitetes Tierfell ist, wenn sie ihm nicht ganz fehlt, — dann sehen wir, daß die Natur durch ihn so gut wie gar keine Veränderung erleidet, dagegen seine Nahrung, seine Kleidung, seine Wohnung, seine Existenz ganz und gar von den Naturbegebenheiten abhängig sind, die außerhalb des Wirkungskreises seines Willens liegen.

So lange der Mensch nur noch Jäger und Fischer ist, bleibt seine Stellung in hohem Grade von der Natur abhängig, seine Einwirkung auf sie sehr gering, weil die Bevölkerung auf dieser Stufe der Entwickelung sich wesentlich auf zufällige Beschädigung des Waldes durch unvorsichtigen Gebrauch des Feuers oder auf Ausrottung einzelner Tierarten in gewissen Gegenden beschränkt.

Der Nomade wirkt mehr auf die Natur ein, als der Jäger und Fischer. Einzelne Tiere werden gezähmt und vermehren sich in verhältnismäßig großer Menge; das Aussehen und die Lebensweise dieser Tiere werden verändert; die wilden Tiere werden bekämpft; die Weiden werden in einer Gegend abgenutzt, und man nimmt seine Zuflucht zu anderen; mitunter wird wohl auch die Heide und der Wald mit Hilfe des Feuers verheert, damit die Asche einen üppigeren Graswuchs veranlasse.

Es geschieht aber doch erst dann, wenn der Mensch als Ackerbauer auftritt, daß seine große Einwirkung auf die Natur beginnt, und nach und nach zeigt sich jene Einwirkung in mehreren Richtungen, wenn auch nicht immer so gewaltsam, als im Anfang, wo z. B. der Wald ohne Schonung, um Ackerland zu gestalten, ausgerottet wird.

Wir wollen einen Blick auf die wichtigsten Veränderungen, die der Mensch in seinem Entwickelungszustande in der Natur hervorruft, werfen. Der Boden, welcher größtenteils perennierende Grasarten und andere mehrjährige Pflanzen trägt, die mit ihren Wurzeln gleichsam die Erde durchweben und eine feste Rasendecke bilden — wird geordnet und unter die Herrschaft des Pfluges oder des Spatens gebracht. Die Erde wird gelockert und mit der Pflanzenart, die gewöhnlich nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres geerntet wird, besetzt; mehrere Unkrautarten erhalten hierdurch zur Verbreitung Gelegenheit. Aber die trockenen, waldlosen Strecken erfordern oft nicht wenig Arbeit, um benutzt werden zu können; oft brennt man daher die Heide ab, oder man haut den Wald um und verbrennt ihn oder wenigstens die Baumstümpfe, wodurch man zugleich den Vorteil hat, daß die Asche die Erde düngt und die Ernte vermehrt. Hierher gehören der Moorbrand in Norddeutschland, der Heidebrand in Jütland,

der Braatebrand in Norwegen; er wird noch, und zwar in einem riesenhaften Maßstabe, in Nordamerika, in Brasilien und in Java, wo die Kolonisten sich niederlassen, angewendet; er ist in früheren Zeiten auf den Antillen, Kanarien, auf Madeira angewendet worden. Durch Zufall dehnt sich der Waldbrand oft viel weiter aus, als beabsichtigt wurde. Später, wenn das waldbewachsene Land abgebrannt, das waldlose gerodet worden, kommt das Land an die Reihe, welches zu feucht für den Ackerbau ist; das Moor und die Sümpfe werden ausgetrocknet, das Wasser von den nassen Wiesen abgeleitet, die Flußbetten beschränkt, oder neue gebildet. Selbst das Meer wird nicht geschont; man sichert nicht allein durch Dämme die Küsten, sondern man dämmt auch Meerbusen ein, wandelt den Meeresboden zuerst in Wiesen, später in Äcker um.

Aber es sind nicht allein die eigenen Gewächse des Landes, von denen man einigen das Vorrecht erteilt, die Oberfläche der Erde zu bedecken, man bringt auch viele fremde Gewächse von den näheren oder entfernteren Gegenden. Unsere Getreidearten z. B. wurden uns aus Asien zugeführt, die meisten unserer Baumfrüchte und Gemüsearten ebenfalls; die Kartoffeln und der Tabak aus Amerika; die Baumwolle wurde aus Indien nach Nordamerika und Brasilien, der Kaffee aus Abessinien und Arabien nach Java, Westindien und Brasilien gebracht; eine große Menge von Nutz- und Zierbäumen erhielten wir ebenfalls aus Nordamerika, Asien und Südeuropa. Es giebt auch Beispiele, daß die durch die Menschen eingeführten Gewächse, selbst ohne Einwirkung des Menschen, sich bedeutend verbreiten, ja zum Teil die ursprünglichen Pflanzen verdrängen; die Artischocke und der Pfirsichbaum in den Pampas des La Plata Südamerikas liefern Beispiele, die in der Tierwelt ihre Parallelen in den wilden Pferden und Ochsen haben. Auf St. Helena soll die ursprüngliche Flora durch die eingewanderten fremden Gewächse fast ausgerottet sein.

Was von den Pflanzen gilt, gilt auch von den Tieren. Unsere Haustiere sind nach allen Teilen Amerikas gebracht, dem es vor der Ankunft der Europäer gänzlich an Haustieren fehlte, — nach Südafrika, Australien, Vandiemensland, Neuseeland ꝛc., und große Umwälzungen sowohl in der Natur, als in dem Menschenleben sind dadurch hervorgebracht worden. Durch die Kultur wurden dann auch viele Tierarten ausgerottet oder verdrängt, so das Elentier, der Auerochs, der Biber in Nordeuropa, die Pelztiere in Nordamerika, das Flußpferd und Krokodil in Ägypten, diese und die Giraffe in der Kap-Kolonie, der Löwe in Griechenland, der Wolf und das wilde Schwein in Dänemark und England.

Aber nicht allein dadurch, daß der Mensch von einem Lande zum andern Pflanzen und Tiere überführte, wurden große Veränderungen zuwege gebracht; der Mensch hat auch hervorgerufen, oder bestimmter gesagt, die Natur gezwungen, eine bedeutende Menge neuer Geschöpfe hervorzubringen, die früher nicht existierten, und deren Zahl täglich vermehrt wird;

ich denke hier an das Entstehen der Abarten (Varietäten und Rassen). Die unendlich vielen Rassen von Hunden, von dem großen Fleischerhunde bis zu dem kleinen Bologneser, von dem leichten, hochbeinigen Windspiel bis zu dem kurzbeinigen, plumpen Dachshund würden nicht existieren, wenn der Mensch nicht auf den Wolf und Schakal eingewirkt hätte; ebensowenig die vielen Pferderassen, von dem leichten, feingebauten, schnellfüßigen Araber bis zu dem schwerfälligen, elefantenfüßigen, normännischen Pferde, wenn nicht der Mensch auf die wilden Pferde Einfluß gehabt hätte; wir würden, wenn die Natur sich selber überlassen gewesen wäre, nicht die vielen Apfelarten (14—1500) kennen, sondern nur den wilden Apfel, nicht die vielen Kohlarten oder die tausend Arten von Rosen, oder, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts, nur die einfache Georgine haben, statt der Tausende gefüllter Abarten, die wir jetzt besitzen.

Aber, so wie der Mensch die Pflanzen und Tiere eines Landes verändert, so bewirkt er auch Veränderungen an dem Erdboden. Die Bearbeitung der Erde, die Reinigung von Steinen, das Abbrennen der Heide und des Waldes, der Dünger, die Ableitung und Begrenzung des Wassers, alles dies muß den Erdboden wesentlich verändern.

Doch nicht allein hierauf ist die Wirkung beschränkt, selbst auf das Klima übt der Mensch seinen Einfluß. Die Ausrottung des Waldes hat Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse, wenigstens in den wärmeren Ländern und namentlich in Gebirgsgegenden; die Erde und die Luft unter den Bäumen wird abgekühlt, und diese Abkühlung veranlaßt, daß die Dünste in der Luft sich verdichten, als Tau und Regen herabfallen, und daß Quellen leichter entstehen. Das Umhauen des Waldes giebt den Winden einen größeren Spielraum; das Austrocknen der Sümpfe und Seen, sowie das Abgraben der rinnenden Gewässer vermindern die Ausdünstungen und dadurch wieder etwas die Feuchtigkeit der Luft. Aber die Wärmeverhältnisse und die Winde werden zugleich mit den Feuchtigkeitsverhältnissen geändert.

Es ist eine oft ausgesprochene Behauptung, daß die Kultur oder Zivilisation die ursprüngliche Schönheit der Natur zerstöre, daß sie, indem sie allein die materiellen Vorteile beachtet, des Genusses der freien ungekünstelten Natur beraubt. Dergleichen Reden tönen uns besonders von dem mehr ästhetischen Teile des Volkes entgegen; namentlich sind es der Dichter, der Landschaftsmaler und das schöne Geschlecht, welche jene Klagen führen. Die einförmigen Kornfelder oder Kartoffeläcker treten uns überall ermüdend entgegen; die natürlichen blumenreichen Wiesen sind von Kleefeldern oder anderen künstlichen, einförmigen Wiesen abgelöst worden. Das Vieh darf sich nicht länger im Freien ungehindert umhertreiben, es wird selbst während des Sommers in dem Stalle zurückgehalten, oder es wird reihenweise auf dem Felde angebunden. Die Straßen dürfen sich nicht krümmen oder schlängeln und dadurch Abwechselung in die Landschaft bringen, auf schnurgeraden meilenlangen Linien werden wir vorwärts geführt, langsamer auf den

Chausseen, schneller auf den Eisenbahnen, von wo aus die Landschaft verschwindet, bevor das Auge sie erfassen kann; schnurgerade Hecken, im Süden hohe Mauern, teilen das Land in viereckige Abteilungen und beschränken die Aussicht; den Bäumen erlaubt man nicht, in ihrer malerischen Anordnung zu bleiben, in einem bestimmten Abstande von einander werden sie gepflanzt oder gesäet, und noch weniger gestattet man ihnen, ihr natürliches Alter, ihre natürliche Größe oder Schönheit zu erreichen. Die Hirsche und Rehe werden entweder ganz und gar verdrängt oder in Tiergärten verbannt; der Gesang der Vögel verstummt; die einzelnen Bäume auf dem Felde werden umgehauen, weil sie dem Landmann im Wege stehen; der Moorgrund verschwindet, den Bächen und rinnenden Gewässern werden bestimmte Grenzen und Richtungen vorgeschrieben, damit sie nicht den Feldern schaden, oder damit sie die Mühlen und Fabriken treiben sollen. Die Obstbäume werden beschnitten, an die Mauern befestigt und gerankt .und verlieren dadurch ihre natürliche Form u. s. w. Eine Menge Tiere werden in Mißgestalten verwandelt, um die Fleisch- oder Fettmasse zu vergrößern.

Dies alles und viel mehr gebe ich zu. Aber die Sache muß auch von der entgegengesetzten Seite betrachtet werden.

Ich will nicht darauf aufmerksam machen, daß die Kultur in vielerlei Weise die Genüsse des menschlichen Lebens, besonders die geistigen, steigert, und daß dadurch der Verlust reichlich ersetzt wird, den man am Genusse der Naturschönheiten erleidet; denn dieser Ansicht dürften wohl alle sein. In unserer Zeit giebt es wohl kaum jemand, der die Wohlthaten der Zivilisation gegen die Genüsse der Naturschönheiten vertauschen möchte; jene Periode der Sentimentalität, in der man der Meinung war, oder sich wenigstens so stellte, daß das glücklichste Leben in der wilden Natur geführt würde, ist bereits vorbei. Auch weiß der Maler wohl, daß er selbst ein Sohn der Kultur ist, da die wilden Völker keine Maler haben.

Dagegen will ich zu behaupten wagen, daß die Kultur, wenn sie auch den Genuß der Schönheiten der Natur um etwas beschränkt, doch gerade im ganzen in einem weit höheren Grade und auf die mannigfaltigste Weise die Genüsse der Naturschönheiten vergrößert. So bedeutend auch der Einfluß der Menschen auf die Natur ist, so ist er doch bei weitem nicht so groß, wie man ihn sich ohne nähere Betrachtung oft denkt. Wie groß auch die Umgestaltung des Erdbodens und der ihn bedeckenden Pflanzen und Tiere ist, die Luft, die Wolken, die Sonne, den Mond und die Sterne behalten wir doch unverändert; denn wenn auch eine große Stadt oder eine Fabrik durch Steinkohlendampf in ihrem nächsten Umkreis uns dieser Naturschönheiten beraubt, geschieht es in einem so geringen Umfange, daß wir bald darüber hinauskommen können, um so mehr, weil die Steinkohle selbst uns behilflich ist, uns schnell von den rauch- und dampfangefüllten Städten zu entfernen. Auch das Meer behalten wir, denn selbst die größten eingedämmten Strecken desselben sind ja nur ganz kleine Teile der großen See. Die

Linien der Gebirge und Hügel und all die Abwechselung, welche diese Linien und das Sonnenlicht bieten, behalten wir gleichfalls. Die großen Landseen und die großen Flüsse bleiben uns auch. Aber wenn das Meer, die Luft und die Umrisse der Erdoberfläche uns bleiben, dann haben wir doch die Landschaft in ihren Grundzügen, die durch Detailveränderungen nicht wesentlich gestört werden können.

Ferner darf nicht vergessen werden, daß die von den Menschen geordneten Naturgegenstände auch ihre besondere Schönheit besitzen, die wir ohne die Existenz der Kultur gar nicht kennen würden. Auch das wallende Kornfeld ist schön, und die langen Alleen der Lombardei mit ihren von Baum zu Baum sich schlängelnden Reben sind schön; der Obstgarten, wenn er des Frühlings in voller Blüte steht, oder im Herbste von Früchten strotzt, ist schön, eine Lindenallee, ein Bogengang von grünenden Bäumen, eine Mauer mit blühenden Rosen, ein gut angelegtes Blumenbeet ist schön.

Ferner verschafft uns die Kultur den Anblick einer unglaublichen Menge von Pflanzen, die wir sonst nie in unserer Heimat zu sehen bekommen würden. So würden wir ohne Kultur allerdings die Buche und die Eiche vielleicht schöner als jetzt erblicken, aber wir würden nicht die Tanne, die Fichte, den Lärchenbaum, die Akazie, die Platane sehen; wir würden zwar den Weißdorn, die Haselstaude antreffen, aber nicht die blühenden Stauden und Gebüsche, die jetzt unsere Lustgärten zieren. Wir würden nicht den blühenden Pfirsich- und Aprikosenbaum, nicht ihre Früchte sehen; des ganzen großen fremden Blumenflors mit seinen Genüssen und Mannigfaltigkeiten, der Gewächshäuser, die uns einen kleinen Begriff von dem tropischen Pflanzenwachstum geben, nicht zu gedenken.

Ferner die durch Kultur hervorgebrachte Mannigfaltigkeit, die durch Rassen und Abarten entsteht. Wir müßten uns mit der einfachen wilden Rose begnügen; die Levkoje, die Georgine, die Aster und Aurikel mit ihren unzähligen Abarten würden uns unbekannt sein. Man will doch diesen Gegenständen nicht Schönheit absprechen und auch nicht behaupten, daß sie keine Naturschönheiten seien? Hier werde ich jedenfalls den Blumenmaler und die Damen auf meiner Seite haben. Ohne die Kultur würden wir auch der herrlichen Abwechselungen der Früchte, z. B. der Äpfel, entbehren, und der unbedeutende wilde Apfel des Waldes wäre die einzige Frucht dieser Art. Von den Tieren gilt dasselbe: ein hübsches arabisches Pferd, eine der hübschen Taubenrassen sind gewiß Naturschönheiten.

Und wie viele Mittel und Wege zum Genusse der Naturschönheiten bietet uns die Kultur! Mit welcher Leichtigkeit erreichen wir jetzt die Alpen und Italien! Kommen denn nicht mehr denn hundertmal so viel Menschen nach jenen Gegenden, als vor einem halben Jahrhundert und genießen dort, was ihr Auge sonst nie erblickt haben würde? oder wie viele Menschen, selbst der ärmeren Klasse, sind jetzt imstande, namentlich durch Eisenbahnen, den nächsten Berg, die nächste Küste 2c. zu besuchen! Leiden wir auch mitunter

einen kleinen Abbruch in unserer nächsten Umgebung, so wird dieser uns durch das Näherrücken fremder Naturschönheiten reichlich ersetzt. Selbst dorthin, wo die Natur noch in ihrem ursprünglichen Zustande verharrt, können wir jetzt leichter reisen.

Aber noch eine wesentliche Betrachtung. Ohne Kultur ist kein oder doch nur ein höchst dunkler Sinn für die Schönheiten der Natur vorhanden. Bei den wilden Völkern trifft man ihn fast gar nicht; selbst bei dem gemeinen Mann unter den zivilisierten Völkern ist er schwach; in Norwegen kann man mitunter solche Redensarten hören, als „die häßlichen Felsen“, und für manchen Schweizerbauer, dessen Besitztum die Ansicht einer schönen Gegend bietet, ist gewiß die damit verbundene Geldeinnahme das einzige Wertvolle. Je mehr die Kultur steigt und sich verbreitet, desto mehr wird auch der Sinn für das Schöne in der Natur entwickelt und der Genuß dieser Art vermehrt.

Bedenken wir demnach, daß die Kultur Naturschönheiten schafft, die früher gar nicht existierten, daß sie uns Naturschönheiten zuführt, die uns früher gänzlich unbekannt waren, und es uns erleichtert, fremde Gegenden zu besuchen und ihre uns sonst verschlossenen Naturschönheiten zu genießen, endlich, daß sie die Zahl derer, die die Natur zu genießen vermögen, vermehrt: dann werden wir uns gewiß über den Verlust an Naturschönheiten trösten, den sie zwar mit sich führt, der uns aber von der Kultur nicht nur vergolten, sondern auch von ihr verringert wird. Wenn erst der Sinn für die Kultur recht lebendig geworden ist, dann wird man z. B. auch die ehrwürdige Eiche in dem Kornfelde ꝛc. stehen lassen, wenn es sich auch nicht lohnt.

Man beschuldigt dann aber auch die Kultur noch auf eine andere Weise, indem man behauptet, die Kultur zehre die Erde aus, verbrauche ihre Kraft und wandle sie nach und nach in eine Wüste um. Nach dieser Ansicht sind es nicht allein die Völker, welche veralten und aussterben, auch die Länder unterliegen diesem Schicksale, und zwar von Osten nach Westen, so wie die Kultur diese Richtung nimmt. Als Beispiele hierzu führt man besonders die Länder an, die der Sitz der ältesten Kultur gewesen sind: Nordindien, Persien, Assyrien, Babylonien und Mesopotamien, die alle früher fruchtbar und stark bevölkert, mit großen prachtvollen Städten übersäet gewesen sein sollen, sich jetzt hingegen zum größten Teile in unfruchtbare Wüsten verwandelt haben; man führt auch Syrien, Teile von Nordafrika, ja selbst Griechenland und Sizilien an, die bedeutend an Fruchtbarkeit verloren und ein anderes, mehr trockenes Klima erhalten haben, und die demnach, sowie jene älteren Länder, an der Reihe sind, unterzugehen. Daher, heißt es, ist es auch eine leere Hoffnung, die Wiedergeburt Griechenlands zu erwarten, denn nicht allein, daß das Volksleben sich seinem Ende naht, selbst das Land befindet sich in demselben Falle und es würde deswegen, auch wenn fremde Elemente in das Volk hineingebracht würden, doch nicht zu retten sein.

Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß ein Teil jener kultivierten Länder des Altertums jetzt öde ist, aber es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß jene Länder sich in dem sogenannten regenlosen Gürtel oder doch in dessen Nähe befinden: Nordafrika zwischen dem 15.—30.° (Sahara, Nubien, Oberägypten), ferner Arabien, der niedere Teil von den Ländern des Euphrat und Tigris, das südliche und besonders östliche Persien und nordwestliche Indien. In allen diesen Ländern fehlt es an Regen, oder er trifft so selten und so zufällig ein, daß kein Landbau auf ihn sich gründen kann, welcher nur dann stattfinden kann, wenn entweder ein großer Fluß, z. B. der Nil, zu einer gewissen Zeit das Land überschwemmt, oder wenn man durch Kanäle die kleineren Gewässer verteilt, oder aus ihnen das Wasser herauspumpt und so die Erde tränkt. Aber wenn unter solchen Verhältnissen die Bevölkerung durch Krieg, Völkerwanderungen, Rückgang in intellektueller Hinsicht sich vermindert und auf einen niederen Standpunkt herabsinkt, dann werden auch jene und andere Veranstaltungen, die ganz notwendige Bedingungen für den Landbau jener Länder und — gerade Kinder der Kultur sind, versäumt. Daß der Grund zum Verfalle jener Länder hierin und nicht in klimatischen Veränderungen zu suchen sei, ergiebt sich schon daraus, daß der gänzliche Mangel an Regen jener Gegenden auf allgemeinen, nicht zu ändernden Naturgesetzen beruht. Die Regenlosigkeit liegt nämlich darin, daß die innerhalb der Wendekreise emporsteigende heiße Luft ein Zuströmen von außerhalb der Wendekreise in den am nächsten liegenden Gegenden, also in unserer Halbkugel von nördlichen Winden veranlaßt, welche, weil sie aus kälteren Gegenden und aus dem großen trockenen Hochasien kommen, nur trockene Luft bringen können. Aber es wird auch durch historische Zeugnisse dargelegt. Herodot sagt ausdrücklich, daß dem Nil kein Regen zufließe, und erklärt hieraus das Wunder, daß der Wasserstand des Flusses im Winter, während dessen alle anderen Mittelmeerflüsse am reichsten an Wasser sind, sich so niedrig hält; er sagt ferner, daß es als ein Wunder angesehen wurde, als es einmal in Oberägypten regnete. Und so ist es noch heutzutage; in Niederägypten fällt der Regen nur sparsam, in Oberägypten, sowie in Nubien, regnet es so gut wie nie. Ebenso beweisen viele Stellen der Alten, daß Persien, Babylonien, Assyrien, Syrien auch im Altertume trockene Länder waren, die eine künstliche Bewässerung zum Baue ihrer Äcker und Gärten erforderten, oder wo selbst der Tau den Mangel an Regen ersetzen mußte. Auch wird, was Griechenland betrifft, der dort herrschenden nördlichen und nordöstlichen Winde, die damals gewiß nicht trockener als jetzt gewesen, Erwähnung gethan. Daß die Vegetation in Ägypten, Syrien, Palästina und den Ländern des Mittelmeeres überhaupt im Altertume wesentlich dieselbe gewesen sei als jetzt, ist schon längst bewiesen. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Ausrottung der Wälder einen schädlichen Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse ausübt, so möge man bedenken,

daß die Ausdünstungen des Meeres, sowie die südlichen und südwestlichen Winde (der wiederkehrende Passat) in Europa die Hauptmassen der Wolken und des Regens liefern. Im südlichen Frankreich giebt es Gegenden, wo nach Beobachtungen die Regenmenge im Zunehmen ist, während die Wälder bedeutend verringert wurden; die Lombardei bietet ähnliche Verhältnisse.

Daß ein Land, nachdem die Kultur während Jahrtausenden in ihm eine Heimat gehabt hat, noch immer fruchtbar sein kann, dafür liefert China den Beweis. Auch in Toskana, Lucca und der Lombardei ist die Kultur sehr alt, und diese Länder gehören doch zu den fruchtbarsten, die man kennt; während des Mittelalters war die Kultur dieser Länder durch die Einwanderungen roher Völker sehr zurückgedrängt worden; sie hat sich später zu der jetzigen hohen Stufe erhoben. Sizilien, früher die Kornkammer Italiens, produziert jetzt freilich viel weniger, viele Strecken Landes liegen öde, aber das ist nicht dem Klima, sondern den Fehlern der sozialen Verhältnisse zuzuschreiben; mehrere Gegenden, z. B. die am Fuße des Ätna, gehören zu den fruchtbarsten und meistbevölkerten. Wenn die sozialen Verhältnisse Algeriens sich ordnen lassen, wird die Fruchtbarkeit dort gewiß nicht unter die des Altertums zu stehen kommen.

Es ist ferner leicht zu zeigen, wie die Kultur in vielen Beziehungen gerade die Produktion der Länder vermehrt. In den tropischen und subtropischen Ländern vertreibt das Umhauen der Wälder und das Austrocknen der Moräste und Sümpfe die ungesunde Luft und die daraus entspringenden Krankheiten. Verliert man einerseits an Wasser, dann lernt man andererseits durch die Kultur, es besser aufzubewahren und es auf eine zweckmäßigere Weise zu benutzen. Die durch frühere Unvorsichtigkeit zerstörten Wälder ersetzt man teilweise durch neue Anpflanzungen*), teils durch eine bessere Sorge für die verschonten. Verliert die Erde an nährenden Stoffen, so lernt man sie durch das Zuthun von neuen, sowie durch einen zweckmäßigeren Wechsel in dem Landbau ꝛc. ersetzen.

*) Wenn nur nicht die Zerstörung der Wälder mit dem jungen Nachwuchs in so bedenklichem Mißverhältnis stünde! Die ganze mächtig vorschreitende Kultur der Vereinigten Staaten strebt dahin, aus dem Waldlande ein Ackerland zu machen. Die Entwaldung des weitausgedehnten Landes geht mit solchen Riesenschritten vor sich, daß jene Nachteile, welche sie überall im Gefolge hat — Trockenheit der Luft und Schroffheit im Wechsel der Wärme und Kälte — sich über kurz oder lang auch in Nordamerika geltend machen werden. Man rechnet, daß nicht weniger denn 3240000 ha jährlich entwaldet werden, während man nur etwa 4000 ha neu bepflanzt. Chicago allein konsumiert jährlich 4000 ha Wald. In einem Zeitraum von 10 Jahren wurden 4860000 ha Wälder niedergebrannt, nur um schnell den Boden benützen zu können. In Wisconsin werden jährlich etwa 2000 ha Wald gefällt, um den Bedarf von Nebraska und Kansas zu befriedigen. Die nachteiligen Folgen der Ausreutung der Wälder werden in Amerika so wenig ausbleiben, als sie sich in Europa fühlbar gemacht haben. Grube.

Daß die Kultur sogar imstande ist, ein Erzeugnis der reichgesegneten Tropen durch den Ackerbau und die Industrie in unserem viel kälteren Klima zu ersetzen, davon giebt unsere Rübenzucker-Produktion einen höchst merkwürdigen Beleg. Während früher aller Zucker aus dem Zuckerrohr des warmen Erdgürtels gewonnen und bei uns eingeführt werden mußte, hat sich jetzt das Verhältnis fast umgekehrt; das kontinentale Europa führt Rübenzucker in Masse aus. Die westindischen Inseln sind durch diesen Umstand zum Teil bankrott geworden; in Jamaika, Demerara &c. sind die Plantagen außerordentlich entwertet. Eine solche Emanzipation steht in der ganzen Kulturgeschichte fast einzig da!

Und somit glaube ich, daß die Furcht, die Länder möchten durch die Kultur allmählich ihrem Untergange entgegengehen, ohne Grund ist, und daß die Kultur in dieser wie in allen Richtungen veredelnd wirkt; daß sie in jedem Falle das Ungemach, das sie in ihrem Gefolge hat, reichlich versetzt.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Grube, August W.,

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für die obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt
Bd.: 2

1897